

Jens Hüttmann
Peer Pasternack
(Hrsg.)

Wissensspuren



**Bildung und Wissenschaft
in Wittenberg nach 1945**

Jens Hüttmann / Peer Pasternack
(Hrsg.)

Wissensspuren

Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945

Die Drucklegung des Bandes erfolgte mit freundlicher Unterstützung der
Stiftung LEUCOREA.

ISBN 3-933028-85-X

© HoF Wittenberg / Drei-Kastanien-Verlag Wittenberg 2004

Herstellung: Elbe-Druckerei Wittenberg GmbH
Printed in Germany

Jens Hüttmann
Peer Pasternack
(Hrsg.)

Wissensspuren

**Bildung und Wissenschaft in Wittenberg
nach 1945**

**DREI KASTANIEN VERLAG**

Lutherstadt Wittenberg 2004

Inhalt

<i>Wolfgang Böhmer</i> Geleitwort.....	11
<i>Reinhard Kreckel</i> Vorwort	13
<i>Jens Hüttmann</i> „Wittenberg nach der Universität“. Zur Geschichte des Projekts.....	17
<i>Peer Pasternack</i> Wissenschaft und Höhere Bildung in der Peripherie. Zur Einordnung des Falls Wittenberg.....	26

Reformationsstadt

<i>Stefan Rhein</i> Deponieren und Exponieren. Einblicke in das Lutherhaus.....	57
<i>Christian Mai</i> Der Beitrag von Oskar Thulin (1898–1971) für Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945	71
<i>Peter Freybe</i> Leben und Lernen auf Luthers Grund und Boden. Das Evangelische Predigerseminar Wittenberg.....	83
<i>Hans-Joachim Kittel</i> Die Ausbildung an der Evangelischen Predigerschule der Kirchenprovinz Sachsen in Wittenberg 1948–1960. Ein Beispiel für den Zugang zum Pfarramt auf dem zweiten Bildungsweg	93
<i>Jens Hüttmann</i> Das Wittenberger Stadtkirchenarchiv.....	106
<i>Edeltraud Wießner</i> Zur Geschichte des Melanchthonhauses nach 1945	109

Bildung und Forschung in Medizin, Naturwissenschaft und Industrie

<i>Peter Gierra</i> Medizinische Ausbildung und wissenschaftliche Tätigkeit am Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung	119
<i>Klaus Jasche, Manfred Oertel</i> Industrieforschung in den Stickstoffwerken Piesteritz 1945–1994	131

<i>Wilfried Kunert</i> Industrieforschung im Gummiwerk „Elbe“ nach 1945.....	139
<i>Lotar Pickel</i> Zur Geschichte der Betriebsakademie des Gummiwerkes Elbe nach 1945. Erinnerungen.....	152
<i>Martina Lindemann, Hans Jürgen Discher, Angelika Mleinek</i> Das Institut für Umweltschutz	155
<i>Hans-Peter Gensichen</i> Von der Kirche zur Gesellschaft. Die Bewegung des Wittenberger Forschungsheimes zwischen 1945 und 2000.....	168
<i>Dieter Schäfer</i> Naturkundliche Fachgruppen im Kulturbund	190

Heimat- und Stadtgeschichtsschreibung

<i>Dieter Schäfer</i> unter Mitarbeit von <i>Burkhardt Richter</i> Denkmalpflege und Heimatgeschichte im Kulturbund.....	201
<i>Peer Pasternack</i> Stadtgeschichtliches Museum – Städtische Sammlungen	209

Kultur als Bildungsträger

<i>Renate Gruber-Lieblich</i> Das Museum für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“	225
<i>Diana Pielorz</i> Die Bibliothek als Bildungsstätte, Kultur- und Kommunikationszentrum. Zur Wittenberger Bibliotheksgeschichte seit 1945	233
<i>Friedrich-Karl Künne</i> Der A. Ziemsen Verlag.....	255
<i>Elke Stiegler</i> Die Pirckheimer-Gesellschaft in Wittenberg	264
<i>Helmut Bläss</i> Theater in Wittenberg	273
<i>Rolf Udo Kober</i> Musik und musikalische Bildung in Wittenberg nach 1945. Versuch einer Bestandsaufnahme	284
<i>Renate Gruber-Lieblich</i> „Sozialistisch arbeiten, lernen und leben“. Kulturhäuser in Wittenberg.....	304
<i>Dieter Schäfer</i> Vom „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ 1945 zum „Kulturbund e.V.“ 1990.....	315

Schulwesen

Gudrun Radke, Rosel Retzlaff

Schulgeschichte in der Geschwister-Scholl-Straße/Falkstraße seit 1945.
Heimkehrerlazarett, Polytechnische Oberschule, Berufsschule,
Diesterweg-Grundschule, Kreisvolkshochschule 323

Stephan Köcke

Kreisvolkshochschule Wittenberg 333

*Barbara Geitner, Heidrun Röβing, Ariane Schröter,
Maria Bothe, Susanne Hoffmann, Victoria Kamphausen*

Das Melanchthon-Gymnasium Wittenberg 344

Hildegard Rühmigen

Die Lucas-Cranach-Schule in Piesteritz 352

Wieder ein universitärer Standort

Johannes Walther

Akademische Wissenschaft in Wittenberg: Zehn Jahre im Aufbruch.
Wirkungen des universitären Standortes seit 1994 373

Peer Pasternack

Wissensnetze. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg seit 1990 383

Autoren & Autorinnen 409

Abbildungsnachweise 413

Projektpublikationen 414

Geleitwort

Wittenberg ist seit jeher ein bedeutsames Zentrum von Bildung, Wissenschaft und Kultur. Den Grundstein hierfür legte Kurfürst Friedrich der Weise 1502 mit der Gründung der Universität Leucorea. Sie war Wirkungsstätte des großen Gelehrten Martin Luther und damit Ausgangspunkt der Reformation. Nach der Verlegung der Universität nach Halle im Jahr 1817 blieben



der Stadt zwar nur die umfangreiche theologische Bibliothek und das neugegründete Predigerseminar erhalten. Doch alsbald trat auch das Hebammenlehrinstitut hinzu. Die Stadt entwickelte aus sich heraus Impulse der geistigen Selbstbehauptung. Die in Wittenberg gepflegten authentischen Stätten der Reformation banden die Stadt in ein weltweites Netz ein, und auch die Industrialisierung zeitigte Wirkungen im geistigen Leben Wittenbergs.

Für mich als Wittenberger ist es besonders erfreulich, dass sich der vorliegende Sammelband dem wissenschaftlichen und kulturellen Leben der Stadt nach dem II. Weltkrieg widmet. Vorausgegangen war die Ausstellung „Wittenberg nach der Universität“ im Schloss Wittenberg, die anhand vielfältiger Exponate den Zeitraum zwischen 1817 und 1994 dokumentierte. Der vorliegende Band schließt daran an und vertieft die bislang kaum aufgearbeitete Zeit von 1945 bis 1994. In den einzelnen Beiträgen erfährt der Leser nicht nur Interessantes über die Rolle Wittenbergs als Reformationsstadt in diesen Jahrzehnten, sondern auch über das Schul- und Bildungswesen, über Ausbildungs- und Forschungsstätten und über die Arbeit kultureller und städtischer Institutionen in Wittenberg. Er erhält unterschiedlichste Einblicke in die gesellschaftlichen Verhältnisse der DDR. Neben wissenschaftlichen Beiträgen kommen auch Zeitzeugen zu Wort. Mit ihren Erinnerungen und persönlichen Erfahrungen geben sie einen ‚authentischen‘ Blick auf diese Zeit. Damit gelingt den Herausgebern des Bandes eine überzeugende Mischung vielfältiger Perspektiven, die den Zusammenhang von Bildung und Wissenschaft, von Kultur, Industrie und Stadtentwicklung in Wittenberg zu jener Zeit deutlich machen.

Die Darstellungen dienen aber nicht nur der Bewusstmachung von Geschichte. Sie zeigen gleichzeitig auf, dass Wittenberg auch im 21. Jahrhundert beste Voraussetzungen hat, sich als Wissenschaftsstandort zu etablieren. Eine zentrale Rolle wird dabei die 1994 gegründete Stiftung Leucorea spielen. Die Stiftung arbeitet eng mit der Martin-Luther-Universität in Halle zusammen und vereinigt unter ihrem Dach acht wissenschaftliche Einrichtungen. Mit der Leucorea wurde ein geistig-kultureller Ort geschaffen, dessen Aufgabenspektrum von der Förderung akademischer Kultur in der Region bis zur Ausrichtung

internationaler Tagungen reicht. Das akademische Leben in Wittenberg soll auch künftig weiter entwickelt werden. Deshalb unterstützt die Landesregierung das Projekt, ein Wissenschaftszentrum für das Land Sachsen-Anhalt in Wittenberg einzurichten. Das Wissenschaftszentrum soll als Knotenpunkt für Forschungseinrichtungen der Region dienen, indem es ausgewählte Aktivitäten insbesondere der Hochschulen koordiniert und bündelt sowie für diese Serviceleistungen anbietet.

Die Lutherstadt Wittenberg hat das Potenzial, sich auch in Zukunft als Wissenschafts- und Bildungsstandort weiter zu etablieren. Ich freue mich, dass der vorliegende Band dafür viele Beispiele aufzeigt. Ich wünsche der Publikation eine große Resonanz sowie den Leserinnen und Lesern interessante Einblicke und Denkanstöße.

Prof. Dr. Wolfgang Böhmer

Ministerpräsident des Landes Sachsen-Anhalt

Vorwort

Am Anfang dieses Buches stand eine Ausstellung. Die Ausstellung unter dem Titel „Wittenberg nach der Universität“ war der Beitrag unseres Instituts für Hochschulforschung (HoF Wittenberg) zur 500-Jahrfeier der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Als Wissenschaftler, die tagtäglich Strukturen, Funktionen, Inhalte und Wirkungsweisen von Hochschulen erforschen, erschien uns eines unpassend: ein 500-jähriges Jubiläum zu feiern, ohne den Umstand zu thematisieren, dass am Ort des Jubiläumsanlasses (Wittenberg) der Jubilar (die Universität Leucorea) lange Zeit nicht und heute in deutlich veränderter Form (als Stiftung Leucorea) existiert. Die Ausstellung wurde vom 1. Juni bis 30. November 2002 im Wittenberger Schloss in den Sonderausstellungsräumen des Natur- und Völkerkundemuseums „Julius Rieme“ gezeigt. Die Eröffnung der Ausstellung am 1.6.2002 – dem „Tag der Forschung“ der Martin-Luther-Universität in Wittenberg – traf auf eine überwältigende Resonanz. Als Direktor des Instituts für Hochschulforschung hatte ich die Ehre, die Gäste zu begrüßen, unter ihnen den Ministerpräsidenten des Landes Sachsen-Anhalt, Prof. Dr. Wolfgang *Böhmer*, den Bürgermeister der Lutherstadt Wittenberg, Dr. Volkmar *Kunze*, und den Rektor der Universität Halle-Wittenberg, Prof. Dr. Wilfried *Greksch*. Meine Begrüßungsworte waren:

„Sie alle wissen, dass im Jahre 1817, also: vor 185 Jahren, der Universitätsstandort Wittenberg aufgegeben worden ist. Dieser Verlust hat für Wittenberg eine tiefe Wunde geschlagen. Unsere heutige Ausstellung soll nachvollziehbar machen, wie diese Wunde geheilt ist. Und sie will vor allen Dingen zeigen, welche akademischen Spuren in der Nachfolge der Universität in der Stadt Wittenberg weiter bestanden haben oder neu gezogen worden sind – Spuren, die Wittenberg zu einer besonderen Stadt machen.“

Erst seit 1994, nach einer Unterbrechung von 177 Jahren, gibt es – in Gestalt der Stiftung Leucorea – wieder akademisches Leben in Wittenberg. Wer kann verkennen, dass die Leucorea in diesen wenigen Jahren bereits wieder eine beträchtliche Anziehung- und überregionale Ausstrahlungskraft gewonnen hat? Ich denke dabei nicht nur daran, dass die Leucorea mittlerweile zu einem renommierten und stark nachgefragten Ort für nationale und internationale Konferenzen und Kurse geworden ist. Die Leucorea hat auch Persönlichkeiten an sich gebunden, deren Ruf weit über Wittenberg hinaus Anerkennung findet. Ich will nur drei Namen nennen: Der bisherige stellvertretende Vorstandsvorsitzende der Leucorea, Prof. Dr. Wolfgang *Böhmer*, ist heute unser Ministerpräsident. Der neue Kultusminister von Sachsen-Anhalt ist Prof. Dr. Jan-Hendrik *Olbertz*. Professor Olbertz war von 1996 bis Ende 2000 als Gründungsdirektor des Instituts für Hochschulforschung tätig gewesen. Der wissenschaftliche Mitarbeiter des Wittenberger Instituts für Hochschulforschung, Dr. Peer *Pasternack*, wurde Anfang 2002 zum Wissenschaftsstaatssekretär des Landes Berlin berufen. Peer Pasternack war es, der die ursprüngliche Idee zur heutigen Ausstellung gehabt hat. Mit tatkräftiger Unterstützung vieler Wittenberger – gerade auch von Professor *Böhmer* – hat er persönlich dafür gesorgt, dass sie auch in die Tat umgesetzt wurde.

Die zeitliche Anhäufung ehrenvoller Berufungen von Persönlichkeiten, die der Leucorea nahestehen, und die Nähe aller drei zu dieser Ausstellung mag ein Zufall sein. Der Umstand aber, dass die Leucorea Menschen anzieht, die aufgrund ihrer Leistungen überregional bekannt und geachtet sind, ist kein Zufall. Ich meine, mit diesem Pfunde, mit ihrer Leucorea, sollten die Wittenberger wuchern – stolz, aber auch realistisch.

Ganz unwillkürlich habe ich jetzt die Zeit nach 1994 angesprochen, weil sie uns am nächsten liegt. Unsere Ausstellung aber gilt vor allem der Zwischen-Zeit – den Jahren von 1817 bis 1994. Sie dient der Erinnerung und Vergegenwärtigung des Vergangenen – nicht der Verklärung der Vergangenheit.

Aber zunächst habe ich die angenehme Pflicht der Danksagung: Allen voran gilt mein Dank unseren beiden Hauptsponsoren, ohne deren großzügige finanzielle Hilfe diese Ausstellung nicht zustande gekommen wäre. Zum einen danke ich dafür sehr herzlich der *SKW Piesteritz* und den beiden Sprechern der Geschäftsführung, Herrn *Greger* und Herrn Dr. *Christof*, zum anderen der *Stiftung Leucorea*, deren Vorsitzender Prof. Dr. Dr. *Gunnar Berg* und Geschäftsführerin *Christine Grabbe* uns mit Rat und Tat zur Seite gestanden haben.

Außerdem danke ich der *Stadt Wittenberg*, die heute durch Herrn Bürgermeister Dr. *Kunze* vertreten ist, und insbesondere dem *Stadtgeschichtlichen Zentrum*, das die Räume hier im Riemer-Museum und die Infrastruktur für die Ausstellung beigesteuert und vielerlei logistischer Hilfe geleistet haben. Herr *Wurda* und sein Team, insbesondere Frau *Gruber* und Herr *Markwart*, seien hier besonders dankend erwähnt.

Besonders herzlich möchte ich natürlich auch den eigentlichen Akteuren dieser Ausstellung danken – also: allen denen, die diese Ausstellung konzipiert und geschaffen haben und die, so mein Eindruck, dabei auch selbst viel gelernt haben. Ganz sicherlich ist das bei der Schülerinnen- und Schülergruppe des *Melanchthon-Gymnasiums* der Fall, die unter der Anleitung von Frau *Rößing* und ihrer Schulleiterin Frau *Geitner* beeindruckend gearbeitet haben. Ebenso danke ich den Herren Dr. *Jasche* und Dr. *Niendorf*, die den Ausstellungsteil zur Piesteritzer Industrieforschung bearbeitet haben, und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Pfarrer *Gierra* von der Paul-Gerhardt-Stiftung für ihren Einsatz. Vom Wittenberger Predigerseminar haben Pfarrer *Freybe* und Herr *Lange* Wertvolles zur Ausstellung beigetragen, und der halesche Rechtshistoriker Prof. *Lück* hat sich besonders bei der Bearbeitung der Geschichte des Wittenberger Amtsgerichtes verdient gemacht.

Ihnen allen danke ich sehr herzlich. Ohne Ihrer aller Mithilfe wäre diese Ausstellung nicht das geworden, was wir heute sehen können. Dieser Dank gilt natürlich auch für die Mitarbeiter aus meinem eigenen Institut, dem Institut für Hochschulforschung Wittenberg: Dr. Peer *Pasternack* war der Erfinder des Ganzen und hat auch nach seinem Weggang nach Berlin noch nach Kräften mitgewirkt. Jens *Hüttmann* hat an seiner Stelle dann die konkrete Ausstellungsorganisation übernommen, unterstützt von Stefanie *Götze* als studentischer Mitarbeiterin und Blanka *Stolz*, die für das Design der Ausstellung verantwortlich zeichnet. Respekt und Dank für sie alle!

Bis zum Schluß habe ich mir den besonderen Dank an Prof. Wolfgang *Böhmer* aufgehoben, der in den ganzen letzten Monaten als ein ‚spiritus rector‘ im Hintergrund für diese Ausstellung gewirkt, Türen geöffnet und Wege geebnet hat. Möge er künftig für Sachsen-Anhalt im Großen ebenso wirkungsvoll sein wie hier bei dieser Ausstellung im Kleinen.“

Die Ausstellung ist nunmehr im Internet auf der Homepage unseres Instituts in erweiterter Form zu besichtigen (www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni). Die Befassung mit der Geschichte seines Sitzortes hat für HoF Wittenberg damit aber kein Ende gefunden. Vieles

war im Laufe der Ausstellungsvorbereitung als erinnerns- und bewahrenswert entdeckt worden, ohne gezeigt werden zu können: Die Präsentationsfläche wie die verfügbaren Kräfte erlegten Begrenzungen auf. Doch nach Abbau der Ausstellung und ihrer Überführung ins Internet konnte ein weiterer Anlauf unternommen werden. Unter Koordinierung des Instituts für Hochschulforschung beteiligten sich nun 18 Wittenberger Einrichtungen und 36 Autor(inn)en daran, den vorliegenden Sammelband zu erstellen.

Für das Institut ist dies eine weitere Aktivität, um in Wittenberg präsent zu sein und diese Präsenz zu zeigen – neben Studieninformationsveranstaltungen an Wittenberger Gymnasien, der Beteiligung an öffentlichen Veranstaltungen wie der Wittenberger Erlebnisnacht und Kooperationen mit anderen Einrichtungen in der Leucorea. Dass der Sammelband sich mit den Jahren seit 1945 befasst, hat dabei eine besondere Bewandnis: Das Halbjahrhundert von 1945 bis 1994 umfasst die Jahrzehnte, die unmittelbar der Gründung der Stiftung Leucorea vorgelagert sind, und geschichtsbewusstes Handeln sollte immer danach fragen, woran neue Aktivitäten vor Ort anzuknüpfen vermögen. Dass der Band nun zehn Jahre nach der Stiftungsgründung erscheint, ist ebenso kein Zufall: Das Institut für Hochschulforschung gratuliert mit diesem Buch der Stiftung Leucorea zur Vollendung ihres ersten Jahrzehnts und verbindet dies mit einem großen Dank für die umsichtige und flexible Unterstützung, die das Institut seit seiner Gründung durch die Stiftung, ihren Vorstand und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erfahren hat.

Prof. Dr. Reinhard Kreckel

Direktor, HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung

„Wittenberg nach der Universität“

Zur Geschichte des Projekts

Jens Hüttmann

1. Eine historische Spurensicherung

„Der Verlust der Universität hat in und für Wittenberg Wunden geschlagen und wir wollen zeigen, welche akademischen Spuren weiter bestanden oder neu gezogen wurden.“ Mit diesen Worten eröffnete Reinhard Kreckel, Direktor des Instituts für Hochschulforschung – HoF Wittenberg, am 1. Juni 2002 im Rahmen des „Tags der Forschung“ der Martin-Luther-Universität die Ausstellung „Wittenberg nach der Universität“. Sie wurde bis zum 30. November 2002 im Natur- und Völkerkundemuseum „Julius Riemer“ gezeigt. Seit November 2003 ist sie in erweiterter Form im Internet zu besichtigen.¹

Mit der Ausstellung, dem parallel veröffentlichten Begleitheft² und der ersten umfassenden Bestandsaufnahme von insgesamt fast zwei Jahrhunderten Wittenberger Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte³ war das erste Teilprojekt einer historischen Spurensicherung und Erinnerungsarbeit abgeschlossen. Es hatte den Zeitraum zwischen der Universitätschließung 1817 und der Gründung der Stiftung Leucorea 1994 – 177 Jahre – in den Blick genommen. Am Beginn der Planungen hatte die Idee gestanden, dass in dieser Zeit mehr passiert war, als landläufig angenommen wird:

„Wittenberg lebte nach der Verlegung seiner Universität in kleinstädtischer Beschaulichkeit dahin. Das neugegründete Predigerseminar war nur ein unzureichender Ersatz für das Leben, das die Studenten in den Ort gebracht hatten – einmal davon abgesehen, dass mit ihnen ein wichtiger Wirtschaftsfaktor verlorengegangen war.“⁴

Damit wird zunächst die tatsächliche Wunde angesprochen, die der Verlust verursachte und Wittenberg zwei Jahrhunderte lang eine Stadt ohne Universität sein ließ. Jedoch ist damit nicht ausgemacht, dass das Ende akademischen Lebens auch das Ende jedes wissenschaftlichen Lebens überhaupt bedeutete.

¹ Sie findet sich auf der Homepage von HoF Wittenberg unter der Adresse: www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni

² Jens Hüttmann (Hg.): Wittenberg nach der Universität. Begleitheft zur Ausstellung, Wittenberg 2002.

³ Peer Pasternack: 177 Jahre. Zwischen Universitätschließung und Gründung der Stiftung Leucorea: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817–1994 (Themata Leucoreana, Vorträge und Abhandlungen der Stiftung „Leucorea“), Wittenberg 2002.

⁴ Fred Reinke: Wittenberg. Entdecken und Erinnern. München 1994, S. 44.

Hier lag der regionalspezifische Ausgangsgedanke des Projekts: 177 Jahre, nach dem die Universität Leucorea aufgehoben worden war – administrativ vollzogen als Vereinigung mit der Friedrichs-Universität zu Halle/Saale – erfolgte 1994 die Gründung der Stiftung Leucorea, die sich in der historischen Kontinuität zur Universität sieht. Sie operiert als eigenständig verwaltete Außenstelle der Universität in Halle, und als ihre wesentliche Aufgabe wurde formuliert, zur „Wiederbelebung akademischen Lebens in Wittenberg“ beizutragen.

Von Interesse ist daher, woran diese Wiederbelebung vor Ort anknüpfen kann. In der Tat hatte es zwischen 1817 und 1994 in Wittenberg zwar kein akademisches Leben im engeren Sinne gegeben, sehr wohl hingegen fanden Wissenschaft und (Höhere) Bildung in relevantem Umfang statt: Obgleich Wittenberg mit der Universität etwas für seine städtische Existenz und sein Selbstverständnis sehr Wichtiges verloren hatte,⁵ entwickelte die Stadt alsbald aus sich heraus auch wieder Eigenes und schöpfte Kräfte aus anderen Quellen. Auch an Orten ohne Universität vermag Entsprechendes zu entstehen:

„Teils waren es praktische Gründe, bspw. solche der technologisch-industriellen Innovation, teils strukturpolitische Gründe, die zur Ansiedlung nichtuniversitärer Forschungs- und Bildungseinrichtungen führten. Kulturelle Motive bildungsbürgerlicher Distinktionsbedürfnisse spielten eine Rolle, vor allem aber auch reformationshistorische Gründe, die sich etwa im Vorhandensein überregional bedeutender Archive unabweisbar materialisierten. Schließlich war es die zunehmende Verwissenschaftlichung zahlreicher gesellschaftlicher Bereiche, die sich niederschlug in sozial verbreiterten Bildungsbedürfnissen, verstärkten Notwendigkeiten der Wissenschaftspopularisierung und einer Ausweitung von Freizeitforschungsaktivitäten.“⁶

Eine Wittenberger Besonderheit hierbei besteht darin, dass sich in der Stadt seit dem Ende des 16. Jahrhunderts zwei Linien wissenschaftlicher und wissenschaftsnaher Aktivitäten unterscheiden lassen: die reformationsbezogenen und die nicht auf die Reformation bezogenen. Wittenberg hatte sein städtisches Leben gleichermaßen als Erbeverwalterin der Reformation wie als ‚ganz normale‘ Stadt mit jeweils aktuellen und in die Zukunft gerichteten Interessen zu gestalten. Diese Doppelgleisigkeit prägte auch ihr 19. und das 20. Jahrhundert. Die derart gezogenen Spuren freizulegen, zu dokumentieren, zu systematisieren und damit dem öffentlichen Bewusstsein verfügbar zu machen ist Anliegen des Projekts.

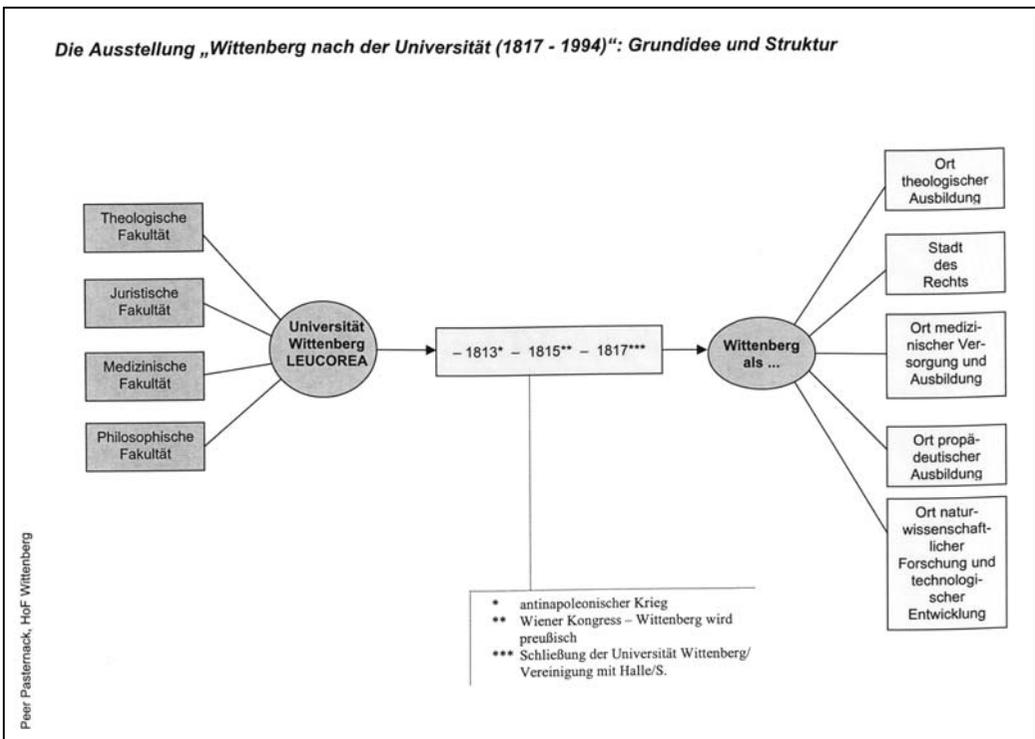
⁵ Co-Kurator Peer Pasternack, zu diesem Zeitpunkt Berliner Wissenschaftsstaatssekretär, betonte bei der Ausstellungseröffnung, dass er es als Vorteil empfände, nicht als *preußischer* Staatssekretär auftreten zu müssen, da es bekanntermaßen eine preußische Kabinettsordre gewesen war, welche die Wittenberger Universitätsschließung seinerzeit angeordnet hatte („Wittenberg nach der Universität“. Ausstellung des HoF Wittenberg am Tag der Forschung eröffnet, in: *HoF-Berichterstatter* 2/2002, S. 3).

⁶ Peer Pasternack: 177 Jahre, a.a.O., S. 11.

2. „Wittenberg nach der Universität“ – Ausstellungskonzeption und Umsetzung

An der Ausstellung waren als Partner insgesamt acht Wittenberger und Hallenser Institutionen und mehr als 40 Wittenberger Bürger und Bürgerinnen beteiligt.⁷ Das von HoF Wittenberg zwölf Monate lang koordinierte und moderierte Projekt – der Beitrag des Instituts zu den Feiern des 500. Gründungsjubiläums der Universität Wittenberg im Jahre 2002 – sollte weitaus mehr als nur mittelstädtische Beschaulichkeit zeigen. Die zu beantwortende Frage war: Woraus entwickelte die Stadt aus sich heraus auch wieder Eigenes und schöpfte Kräfte aus anderen Quellen?

Antworten auf diese Frage wurden im Rahmen eines modulartigen Aufbaus der Ausstellung formuliert. Insgesamt setzt sie sich aus sechs Modulen zusammen, die jeweils von den beteiligten Einrichtungen erarbeitet wurden. Im Eingangs- und Ausgangsbereich rahmten zwei Module das eigentliche Ausstellungszentrum: eingangs ein chronologischer Über-



⁷ Neben HoF Wittenberg waren dies die Geschäftsleitung SKW Stickstoffwerke Piesteritz GmbH bzw. die Piesteritzer Industrieforschung, die Stiftung Leucorea, das Evangelische Predigerseminar, Prof. Dr. Heiner Lück von der Juristischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, das Melanchthon-Gymnasium, die Paul-Gerhardt-Stiftung, Pflug e.V., das Stadtgeschichtliche Zentrum sowie die Stadt Lutherstadt Wittenberg. Die komplette Liste aller Beteiligten finden sich in dem erwähnten Begleitheft zur Ausstellung: Jens Hüttmann, „Wittenberg nach der Universität“, a.a.O., S. 35.

blick über die Stadt- und Universitätsgeschichte sowie ein Wanderweg durch alle Ausstellungen anlässlich des Universitätsjubiläums 2002; ausgangs eine Darstellung der neuen Impulse, die von der Neugründung der Stiftung Leucorea im Jahre 1994 ausgehen.⁸

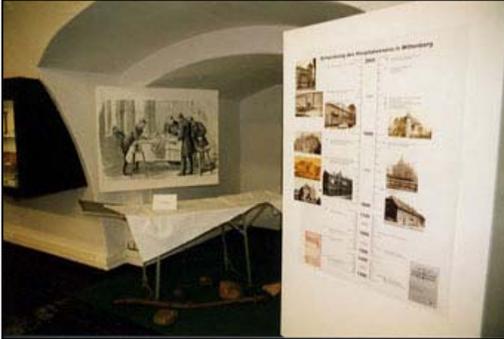
Das konzeptionelle Ausstellungszentrum bildeten vier Module, als deren Ordnungsprinzip die vier Fakultäten der Wittenberger Universität verwendet wurden: Theologische, Medizinische, Juristische und Philosophische Fakultät. Gezeigt wurde (bzw. wird jetzt im Internet), dass die Kontinuitätsbrüche nach der Universitätsschließung im einzelnen sehr unterschiedlich ausgefallen sind. Es werden Institutionen (mit ihrer Geschichte zwischen 1817 und heute) präsentiert, die thematische Anknüpfungspunkte zu den Universitätsfakultäten aufweisen – ohne deren Fortsetzung zu sein. An Hand vielfältiger Exponate und prägnanter Texttafeln wird ‚Wittenberg nach der Universität‘ als Ort theologischer Ausbildung (Predigerseminar), als Ort medizinischer Ausbildung und Versorgung (Hebammenlehrinstitut/Paul-Gerhardt-Stift), als Ort der Rechtsprechung (Amtsgericht) sowie als Ort propädeutischer Ausbildung und naturwissenschaftlicher Forschung (Melanchthon-Gymnasium und Piesteritzer Industrieforschung) dargestellt.

Die Ausstellung postuliert keine künstlichen Kontinuitäten. Es soll vielmehr verdeutlicht werden, dass Wittenbergs geistiges Leben mit der Universitätsschließung kein jähes Ende fand. Dass dieses Leben in anderen Formen fort existierte gilt im engeren Sinne im Bereich der theologischen Ausbildung – das Predigerseminar kann für sich durchaus in Anspruch nehmen, in direkter Nachfolge zur Universität zu existieren. Ebenso ist das 1828 zum Gymnasium erhobene Lyceum, heute Melanchthon-Gymnasium, ein Traditionsträger. Andere Einrichtungen hingegen, wie das Paul-Gerhardt-Stift oder die Piesteritzer Industrieforschung, sind genuine Entstehungen des 19. Jahrhunderts.

Insgesamt zeigt bereits das bislang Dargestellte mehr als „kleinstädtische Beschaulichkeit“, die der oben zitierte Wittenberg-Bildband mit dem programmatischen Titel „Entdecken und Erinnern“ hervorhebt. Zudem: Für die Geschichte der Ausstellung „Wittenberg nach der Universität“, die hier erzählt wird, wäre das Motto in ‚Wiederentdecken und Erinnern‘ umzuformulieren. Denn die daran Mitwirkenden konnten für die Ausstellung nicht zuletzt auf ihre eigene Zeitzeugenschaft zurückgreifen.

Das gilt ebenso für zahlreiche der Beteiligten des vorliegenden Bandes, der – Teilprojekt 2 der Spurensicherung – eine umfassende Darstellung der Geschichte von Bildung und Wissenschaft in Wittenberg zwischen 1945 und 1994 liefert. Der vorliegende Band erweitert einerseits das thematische Spektrum der Ausstellung und schränkt andererseits deren Betrachtungszeitraum ein. Thematisch geht es nunmehr nicht allein um Wittenberg als

⁸ Vor diesem Hintergrund legte zur Ausstellungseröffnung der Festvortrag über „Translatio studii. Gedanken zur Gründung, Neugründung und Traditionswahrung der 500jährigen Universität Wittenberg“ eine systematische Basis für das, was in der Ausstellung für die Zeit nach der Universitätsschließung 1817 präsentiert wird. Er wurde vor den über 80 Anwesenden von der emeritierten Universitätshistorikerin Laetitia Boehm (München) gehalten. Vgl. die anlässlich ihres 65. Geburtstages publizierte Auswahl ihrer Aufsätze: Laetitia Boehm: Geschichtsdenken, Bildungsgeschichte, Wissenschaftsgeschichte. Hg. von Gert Melville, Berlin 1996; sowie ihre zum ebenfalls 500-jährigen Jubiläum der Münchner Universität verfasste Studie: Ludwig-Maximilians-Universität: Ingolstadt, Landshut, München. 1472-1972, Berlin 1972.



Bilder einer Ausstellung: „Wittenberg nach der Universität“, 2. Juni – 30. November 2002 im Riemer-Museum, Schloss Wittenberg

Stadt der Theologie, Ort des Rechts, der medizinischen Ausbildung und Versorgung, Ort propädeutischer Ausbildung sowie naturwissenschaftlicher Forschung und technologischer Entwicklung, sondern um Bildung und Wissenschaft in einem breiten Verständnis: von der Pflege der reformatorischen Zeugnisse und Museumswesen über Heimatgeschichtsschreibung, Freizeitnaturforschung, allgemeines und höheres Schulwesen, Archiv- und Bibliothekswesen bis hin zur Kultur als Bildungsträger. Zeitlich hingegen erstreckt sich der Fokus der Betrachtungen im Unterschied zur Ausstellung nicht auf die gesamten Jahre nach der Universitätsschließung, sondern auf die Zeit nach dem 2. Weltkrieg, genauer die Jahre zwischen 1945 und 1994 – das Jahr, in dem die Stiftung Leucorea gegründet wurde. Diese Zeit umfasst jene 50 Jahre, die unmittelbar vor der Wiederbelebung universitären Lebens in Wittenberg standen. Sie enthalten damit das Potential, woran vor Ort bei dieser Wiederbelebung direkt angeknüpft werden kann.

Zu Beginn der Arbeit an Ausstellung wie Buchprojekt hatten sich die Beteiligten auf einige inhaltliche und formale Vorgaben geeinigt. Jedoch waren diese nicht im Sinne eines strengen Korsetts zu verstehen, sondern als Rahmen, der Gestaltungsfreiheit sowohl zulassen sollte wie auch explizit wünschte. Manches wurde anders, und vielleicht besser, umgesetzt, als es ursprünglich geplant war. Zu bedenken war schließlich auch, dass die Zeit nach

1945 noch recht nah und ungeschlossen ist. Wie geht man mit Spannungen zwischen persönlicher und kollektiver Geschichte um, die in die Gegenwart hineinreichen?

3. Bildung, Wissenschaft und Lebensgeschichte

In manchen Ausstellungskapiteln werden entscheidende historische Epochen Deutschlands im 20. Jahrhundert – etwa die beiden sehr unterschiedlichen Diktaturerfahrungen – nicht oder nur am Rande thematisiert. Die Gründe hierfür liegen einerseits darin, dass zu manchen Themen die regionalhistorische Forschung in den Kinderschuhen steckt oder noch im Fluss ist. Andererseits sind sie aber auch in den persönlichen Prioritätensetzungen der beteiligten Ausstellungsautoren zu suchen.

Von dem französischen Soziologen Maurice Halbwachs, der 1945 von den Nazis im KZ Buchenwald ermordet wurde, stammt die These, dass die Art und Weise, wie wir historische Forschung betreiben und uns erinnern, untrennbar gebunden ist an aktuelle soziale Bedingungen. Vor diesem Hintergrund ist ein individuelles Gedächtnis immer nur im Rahmen eines „kollektives Gedächtnisses“ funktionsfähig. Die Vergangenheit erscheint in dieser Perspektive als etwas, das nicht in unveränderter Form fortlebt und von Individuen und Gruppen jeweils bei Bedarf abgerufen werden kann: „Geschichte“ wird fortwährend unter den jeweils gegenwärtigen Verhältnissen neu (re-)konstruiert, was immer Erinnern *und* Vergessen einschließt.⁹

Die unterschiedlichen Facetten der Ausstellung beleuchten somit zum Teil auch aktuelle Interessen, Motivationen und Befindlichkeiten der verantwortlichen Akteure, bzw. spiegeln auch die gegenwärtigen Brennpunkte des sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens Wittenbergs wider. So speist sich etwa da nachvollziehbare Selbstbewusstsein der Paul-Gerhardt-Stiftung heute auch daraus, dass sie mit ca. 800 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einer der größten Arbeitgeber der Stadt Wittenberg ist.

Die Ausstellung bündelt aber nicht nur unterschiedliche inhaltliche Präferenzen, sondern auch generationelle Erfahrungen und berufliche Hintergründe, die ebenso wie die Herkunft der Beteiligten voneinander abweichen: Beteiligt waren Gymnasiasten des Melanchthon-Gymnasiums, Hochschullehrer, junge Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler, Historiker, Ärzte sowie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem Umkreis der Piesteritzer Industrieforschung.

Für Letztere ist etwa die Explosion auf dem WASAG-Gelände im Jahre 1935 teilweise immer noch als ein wichtiges lebensgeschichtliches Ereignis in Erinnerung, während die Nachgeborenen sich jetzt erst in der Ausstellung ein Bild davon machen können. Trotz dieser unterschiedlichen Zugänge stellte sich während eines Rundgangs mit einer Schulklasse und Mitarbeitern der Stiftung Leucorea durch die Ausstellungsräume jedoch heraus, dass die Explosion als zumindest teilweise generationenübergreifend bekannt gelten kann. Wie diese gemeinsamen Erfahrungsbestände hingegen jeweils angeeignet werden, variiert

⁹ Maurice Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Frankfurt a.M. 1985 [1925].

Ausstellungseröffnung

Selbstbewusst und mit ein wenig Trotz

„Wittenberg nach der Universität“ zeigt Bildung und Forschung in 177 Jahren hochschulloser Zeit

Von KARINA BLÜTHGEN

Wittenberg/MZ. Es ist vom Thema her sicher die ungewöhnlichste Ausstellung anlässlich des 500. Gründungsjubiläums der Universität Wittenberg. Denn die Exposition „Wittenberg nach der Universität“, ein Beitrag des Instituts für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, im Schloss der Lutherstadt widmet sich der Zeit nach 1817, also der Zeit, als die Stadt in Folge des Wiener Kongresses ihre Hochschule verloren hatte.

„Der Verlust der Universität hat in und für Wittenberg Wunden geschlagen“, eröffnete Reinhard Kreckel, Direktor des HoF, die Ausstellung. „Wir wollen zeigen, welche akademischen Spuren weiter bestanden oder neu gezogen wurden.“ Ausgehend von den vier Fakultäten der Universität als dem ordnenden Prinzip wird Wittenberg als Ort theologischer und me-

medizinischer Ausbildung, der Rechtsprechung sowie propädeutischer Ausbildung sowie naturwissenschaftlicher Forschung gezeigt. Initiator Peer Pasternack, früherer Mitarbeiter des HoF und jetzt Wissenschafts-Staatssekretär in Berlin, erinnerte an die Anfänge für die Schau als „diffuse Ideensammlung“, von der manch origineller Gedanke nicht zu realisieren war.

„Der Verlust der Universität hat Wunden geschlagen.“

REINHARD KRECKEL
DIREKTOR DES HO F

Die Ausstellung verdeutlicht sehr wohl, dass sich das geistige Leben nach dem Ende der Universität in Wittenberg in anderen Formen fortsetzte und entwickelte. Nicht nur das Predigerseminar, 1817 als Ersatz für die Universität in Wittenberg eröffnet, sei genannt. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts

blühte mit der Ansiedlung von Unternehmen auch die Industrieforschung auf. Zu sehen sind Laborgefäße, Patentschriften und einst so beliebte Produkte wie Stiefel aus den Gummiwerken, Bohnerwachs von Wittol und der Waschmittelzusatz Pia 60 aus dem Stickstoffwerk.

Neben der detailreichen Schau zu medizinischen Einrichtungen Wittenbergs nimmt das Melanchthongymnasium großen Raum ein, das seine Tradition bis auf die erste Stadtschule zurück führt. Die heutigen Gymnasiasten hatten es übernommen, die Eröffnung künstlerisch zu umrahmen. Der Bogen der Ausstellung schließt sich mit der 1994 ins Leben gerufenen Stiftung Leucorea, mit der wieder akademisches Leben in Wittenberg einzog – bescheidener zwar, aber mit beträchtlicher Ausstrahlungskraft.

Selbst Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Wolfgang Böhmer (CDU) hatte es sich nicht nehmen lassen,

zur Eröffnung zu erscheinen, hatte er doch an der Vorbereitung entscheidenden Anteil. „Ich wäre auch gekommen, wenn Sie mich nicht eingeladen hätten“, erklärte Böhmer schmunzelnd.

„Eine Volluniversität in Wittenberg wird es nicht wieder geben.“

WOLFGANG BÖHMER (CDU)
MINISTERPRÄSIDENT

Diese Ausstellung sei für ihn weniger Trotzreaktion als vielmehr ein Zeichen des Selbstbehauptungswillens, mit Schwierigkeiten fertig zu werden. Denn auf so manches Ausstellungsstück musste verzichtet werden, weil es bereits für die Schau in Halle vorgesehen war. Böhmer machte angesichts der Vielzahl von Forschungseinrichtungen im Land aber deutlich: „Eine Volluniversität in Wittenberg wird es nicht wieder geben.“

im Einzelfall: Gedächtnistätigkeit ist keine Aufbewahrungs-, sondern eine Konstruktionsarbeit unter den Bedingungen der Gegenwart – und wird in individueller Praxis jeweils angeeignet.

Wo unterschiedliche Perspektiven und Erinnerungen existieren, sind auch Konflikte nicht weit. Dies war auch in der redaktionellen Arbeit auf zum Teil sehr unterschiedliche Weise zu beobachten. Einige Teilnehmer des Unternehmens befürchteten etwa, es könne bei dem Projekt zu einer Glorifizierung der parteigeleiteten Politik in der DDR kommen. Damit wurde ein in der Tat bestehendes Problem angesprochen. Jedoch gab es gute Gründe anzunehmen, dass dies nicht das gesamte Projekt, sondern allenfalls einzelne Beiträge betreffen könnte. Dafür sprach jedenfalls die von Beginn an erstrebte Perspektivenvielfalt. Erst deren Zusammenspiel und mögliche wechselseitige Kontrastierungen, so die methodische Grundannahme, schaffen gemeinsam ein Gesamtbild.

4. Plurale Perspektiven der Wittenberger Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte

Als Voraussetzung für eine angemessene Auseinandersetzung mit der Wittenberger Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte wurde zweierlei gesehen: Zum einen sollte es gelingen, in der Ausstellung genauso wie im hier vorgelegten Buch eine überzeugende Mischung pluraler Zeitzug-Perspektiven zu realisieren. Zum anderen sollten auch Beiträge von Wissenschaftlern aufgenommen werden, deren professionell-analytische Herange-

hensweise nicht zuletzt notwendige Kontextualisierungen der anderen Texte erbringen sollte. Dahinter stehen die Überzeugungen, dass es in der Geschichtsschreibung die eine und einzige Wahrheit nicht gibt, und dass sowohl die Zeitzeugen- wie die wissenschaftlichen Perspektiven gleichermaßen notwendig sind.

Bei einigen Einzelbeiträgen ging es auch darum, manche der Zeitzeugen überhaupt erst zum Sprechen bzw. Schreiben zu bewegen, um deren Erfahrungsbestände zu sichern. Dies war nicht in allen Fällen bzw. in allen von den Herausgebern angedachten Themenfeldern möglich. Um so wichtiger war es dann, dass bei der Lektorierung der Texte von den Herausgebern alles vermieden wurde, was zu Neubewertungen bzw. Umwertungen der dargestellten Erinnerungen hätte führen können: Als sehr viel wichtiger erschien die Sicherung der lebensgeschichtlichen Zeugnisse.

Gleichwohl wurden die Manuskripte z.T. mehrfach mit ihren Autorinnen bzw. Autoren diskutiert. So drehten sich bei manchen Passagen die Diskussionen darum, welche zum Teil auch schmerzhaften Erinnerungen oder Ereignissen wie und in welcher Form überhaupt präsentiert werden sollten. Das betraf etwa nicht zu leugnende Fakten über in der DDR angesehene Bekannte, Freunde und Kollegen, deren Vergangenheit vor 1945 im NS-Staat noch eine ganz andere gewesen war. Was soll davon erinnert, was vergessen werden?

Wenn dennoch nun am Ende in dem Buch womöglich – nicht einträchtig, aber doch nebeneinander – Glorifizierungen wie Verdammungen von z.T. ein und denselben Vorgängen wie auch unterschiedlicher Betrachtungsweisen dokumentiert sind, so erscheint das weniger als ein Nachteil, sondern gerade als ein Vorzug: Denn so war ja nun einmal das Leben in Wittenberg in der DDR, dass es keineswegs einheitliche Positionen gab, und dass die Uneinheitlichkeit sich unter anderem aus der jeweiligen Stellung zu den politischen Verhältnissen ableitete. Wo sollte sich das deutlicher niederschlagen, wenn nicht im Bereich von Bildung und Kultur, wo Ideen, Einstellungen und Meinungen produziert und distribuiert werden? Immerhin spielten gerade diese Themen für das Selbstverständnis der DDR selbst eine wichtige Rolle – etwa beim Jugendweihe-Gelöbnis:

„Seid Ihr bereit, als treue Söhne und Töchter unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates nach hoher Bildung und Kultur zu streben, Meister eures Faches zu werden, unentwegt zu lernen und all euer Wissen und Können für die Verwirklichung unserer großen humanistischen Ideale einzusetzen, so antwortet: Ja, das geloben wir!“¹⁰

Exposition und Sammelband betonen deshalb beide die Brüche in der Einheitlichkeit, die ein Zeichen für die Lebendigkeit und Vielschichtigkeit der heutigen Lebenswelt Wittenbergs sind. Erneut mit Halbwachs kann man hier anschließen, dass sich nach epochalen Brüchen auch die Erinnerung als Ort historischer Selbstvergewisserung jeweils neu justieren muss.

Die Ausstellung wie der vorliegende Band bieten dem Besucher bzw. Leser somit ein breites Themenspektrum, das lebensgeschichtlich geprägte Beiträge ebenso wie wissen-

¹⁰ zit. nach Zentraler Ausschuss für Jugendweihe in der Deutschen Demokratischen Republik (Hg.): Meine Jugendweihe. Teilnehmerheft 1989/90, Berlin 1988, S. 16

schaftliche Ergebnisse präsentiert. In Zeiten, in denen gerade auch in den mittlerweile gar nicht mehr so Neuen Ländern Orientierungspunkte dieser Art rar sind, weil man im Alltag mit weitaus handfesteren Problemen zu tun hat, kann dies neue Denkanstöße und auch Selbstbewusstsein vermitteln, das defizitäre ökonomische Grundlagen wenigstens zum Teil zu kompensieren vermag.

Dass dies besonders auch seitens der Politik so gesehen wird, machte ein Hinweis des Ministerpräsidenten Wolfgang Böhmer deutlich, der die Exposition bei der Ausstellungseröffnung als „Zeichen der Selbstbehauptung der Wittenberger“ würdigte.¹¹ Volkmar Kunze, Wittenberger Bürgermeister, betonte bei gleicher Gelegenheit den Wert bürgerschaftlichen Engagements für die Verlebendigung von Erinnerung, wie es sich im Ausstellungsteam gezeigt habe, und die Bedeutung solcher Erinnerungsarbeit für die gegenwärtige und künftige Standortbestimmung der Stadt.¹²

Insgesamt sollen die Ausstellung „Wittenberg nach der Universität“ ebenso wie ihre Folgeprojekte als wissenschaftsgestützte Aktivität verstanden und betrieben werden, die regionale erinnerungsbezogene Prozesse – als Gemeinschaftswerk von unterschiedlichsten Personen und insbesondere als intergenerationelles Projekt – unterstützen und mit vorantreiben. Verbunden ist damit der Wunsch, dass auch zukünftig in Wittenberg akademische Spuren gesichert und neu gezogen werden können.¹³

¹¹ „Wittenberg nach der Universität“. Ausstellung des HoF Wittenberg am Tag der Forschung eröffnet, in: *HoF-Berichterstattung* 2/2002, S. 3.

¹² ebd.

¹³ Möglichkeiten für zukünftige Forschungen sind vielfältig denkbar: So warten etwa im Archiv von Pflug e.V. 600 transkribierte lebensgeschichtliche Interviews auf ihre wissenschaftliche Bearbeitung. Vgl. hierzu <http://www.wittenberg.de/vereine/pflug/projekt.html> [Zugriff am 17. März 2004].

Wissenschaft und Höhere Bildung in der Peripherie

Zur Einordnung des Falls Wittenberg

Peer Pasternack

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts lassen sich in Wittenberg zwei Linien wissenschaftlicher und wissenschaftsnaher Aktivitäten unterscheiden: die reformationsbezogenen und die nicht auf die Reformation bezogenen. Wittenberg hatte das städtische Leben gleichermaßen als Erbe-Verwalterin der Reformation wie als ‚ganz normale‘ Stadt mit jeweils aktuellen und in die Zukunft gerichteten Interessen zu gestalten. Diese Doppelgleisigkeit schlug sich auch in wissenschaftsbezogenen Aktivitäten nieder. Wird als inhaltliche Primärunterscheidung die zwischen reformationsbezogenen und nicht auf die Reformation bezogenen Wissenschafts- und Bildungsaktivitäten zu Grunde gelegt, dann müssen sich indes zwei Sekundärunterscheidungen anschließen: Innerhalb der Grobdifferenzierung lassen sich Aktivitäten und Institutionen voneinander absetzen, die (a) direkten oder aber indirekten Reformationsbezug aufweisen bzw. (b) sich naturwissenschaftlich-medizinischen Fragestellungen oder geisteswissenschaftlichen Fragestellungen widmen (Abb. 1).

Neben dieser thematisch-inhaltlichen Gliederung ist der Gegenstand unserer Betrachtung auch hinsichtlich seiner Zwecke zu präzisieren. Denn beide zusammen, die jeweiligen Inhalte und Zwecke, bedingen unterschiedliche Aktivitätsformen. Hierzu erweist es sich als sinnvoll, zweckbezogen in dreierlei Richtungen zu differenzieren. In diesem Sinne können drei Phänomene unterschieden werden:

- *Forschung*, d.h. alle methodisch geleiteten und gesellschaftlich relevanten Bemühungen, problembezogen von Nichtwissen zu Wissen zu gelangen; die gesellschaftliche Relevanz ist dabei nicht an aktuelle Nützlichkeitszuschreibungen gebunden, sondern kann auch eine Zukunftserwartung darstellen;
- *Höhere Bildung*, d.h. alle sowohl wissenschaftsbasierten wie in organisierter Form vorgenommenen Anstrengungen, Bildung und Ausbildung zu vermitteln bzw. zu erwerben;
- *Wissenschaftspopularisierung*: Diese bildete dadurch, dass sie im 19. und 20. Jahrhundert ein zunehmend breitere Bevölkerungskreise erfassendes Phänomen wurde, gleichsam das Bindeglied zwischen Forschungsaktivitäten einerseits und Höherer Bildung andererseits.

1. Metropolen und Provinz

Provinz, ursprünglich eine Bezeichnung für das Land in Abgrenzung zur (Haupt-)Stadt, bezeichnet die Landstriche abseits der politischen Machtzentren. Universitäten und Akademien entstanden historisch zuerst in den Zentren, doch auch die Provinz hatte ihre Inseln der Gelehrsamkeit. Sie fanden sich insbesondere in den Klöstern. Daneben aber gab es auch zufällige Umstände, die kleinere Orte zu geistigen Zentren werden ließen. In Deutschland trat durch die Kleinstaaterie eine Besonderheit hinzu: Die eindeutige Bestimmung von politischen Machtzentren einerseits und beherrschten Provinzen andererseits ist schwieriger, wo auch Orte wie Weimar, Paderborn oder Wittenberg Hauptstädte waren. Überdies gab es weitsichtige Universitätsgründungen bewusst außerhalb der Regierungssitze, die unter dem Gesichtspunkt regionaler Ausstrahlung etwa in Göttingen, Stadthagen bzw. Rinteln

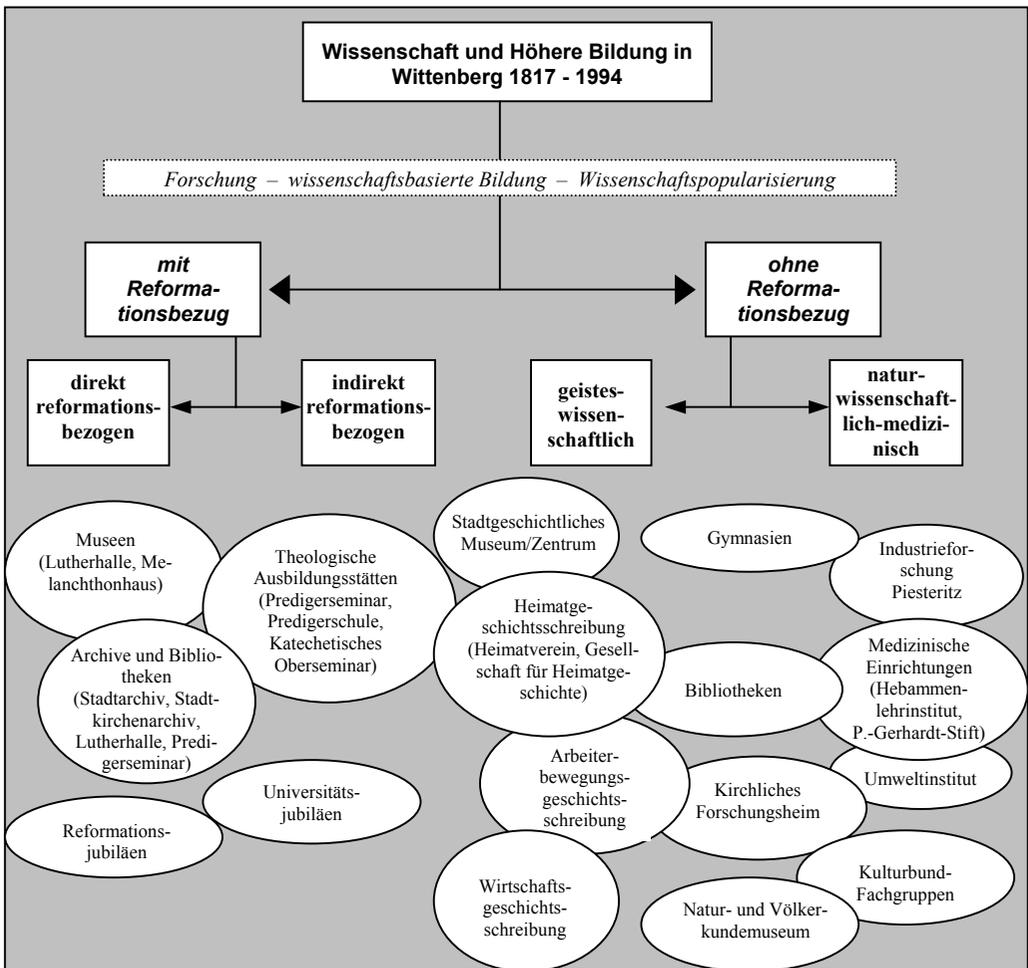


Abb. 1: Wittenberg als Bildungs- und Forschungsstandort im 19. und 20. Jahrhundert: Systematisierung

oder in Dillingen angesiedelt wurden. Aus all diesen Gründen erklärt sich, dass Universitäten in den deutschen Ländern frühzeitig schon vergleichsweise breit in die Fläche verteilt waren. Das verschaffte auch Wittenberg eine Universität, die Leucorea, und wiederum glücklich sich fügende zufällige Umstände verschafften dieser Universität im 16. Jahrhundert europäische Geltung.

Im Mittelalter waren es herrschaftliche Bedürfnisse, die zu Universitätsgründungen geführt hatten: Ausbildung von Personal für die Verwaltung insbesondere und Teilhabe am akademischen Prestige sicherten die Alimentierung der Hochschulen. Das 19. Jahrhundert brachte einen Schub hinsichtlich einer deutlichen Funktionserweiterung von Wissenschaft und Universitäten. Die Universitäten wurden Großbetriebe für Forschung und Ausbildung. Bevölkerungswachstum und die räumliche Konzentration von großen Teilen der Bevölkerung durch Verstädterung erzwangen Professionalisierungsschübe, etwa in der Verwaltung oder im Gesundheitswesen. Daraus resultierten quantitativ und qualitativ erweiterte Ausbildungsbedürfnisse im akademischen Sektor. Die Industrialisierung erzeugte zudem permanenten technischen und technologischen Innovationsbedarf. Hierfür wurde Vorlauforschung sowie naturwissenschaftlich gebildetes Personal benötigt. Insgesamt vollzog sich eine rasante Verwissenschaftlichung zahlreicher gesellschaftlicher Bereiche und erforderte entsprechende institutionelle Unterfütterungen.

Die daraufhin entstehenden institutionellen Neuerungen waren vielfältig. Der dynamisierten Ausdifferenzierung der Wissenschaften entsprach eine Ausdifferenzierung der Fakultäten an den Universitäten. Der Bedarf an Ingenieuren führte zur Gründung höherer technischer Lehranstalten, später Technische Hochschulen. Dann wurden erstmals auch Hochschulen deshalb gegründet, um in Verdichtungsräumen akute Nachfrage zu befriedigen, so die städtisch-bürgerlichen Universitäten in Frankfurt a.M. (1914), Hamburg (1919) und Köln (1919). Große Industrieunternehmen begannen, ausgehend von Ingenieurunternehmen wie Werner von Siemens, eigene Entwicklungsabteilungen aufzubauen. Die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts brachten die neue Form außeruniversitärer Forschungsinstitute, vor allem durch Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und von Ressortforschungseinrichtungen wie der Physikalisch-technischen Reichsanstalt. Zugleich produzierte der industrialisierungsbegründete, rasant alle Lebensbereiche ergreifende Modernisierungsschub und die Auflösung traditionaler Strukturen auch Sinn- und Orientierungskrisen. Diesen sollte etwa durch die Gründung von Predigerseminaren und die dadurch qualifizierte Pfarrerausbildung begegnet werden. Ebenso suchten sich verstärkte Bildungsbedürfnisse breiterer Volksschichten ihre Formen, zu denen unter anderem Strukturen der Wissenschaftspopularisierung und der Freizeitforschung gehörten.

Wie profitierte von diesen Entwicklungen die Provinz? Welche wissenschaftsbezogenen Wirkungen zeitigte die Modernisierung in Städten und Regionen, denen es am institutionellen Hintergrund einer Universität, am atmosphärischen Hintergrund einer Universitätsöffentlichkeit, am kulturellen Hintergrund einer Akademikerszene mangelte? Hatten die deutschen Provinzen eine Chance, im Zuge von Industrialisierung, Bevölkerungsverschiebungen sowie Neuordnungen des Staats- und Verwaltungsaufbaus nach dem Wiener Kon-

gress 1815 und nach der deutschen Reichseinigung 1871 zu geistigen Selbstversorgern zu werden – wenigstens in Teilen? Oder ließen die magnetisch wirkenden Absorptionskräfte der Zentren nichts übrig für die peripher gelegenen Orte? Wie stand es um den geistigen Selbstbehauptungswillen der Provinz, und wie behauptete sich dieser dann beispielsweise gegen die politischen Zentralisierungstendenzen des 20. Jahrhunderts?

Die Voraussetzungen zur Vermeidung geistiger Ödnis in den deutschen Provinzen waren zunächst nicht die besten. Zum Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts hatte ein Massensterben von Universitäten die akademischen Potenzen der Regionen empfindlich geschwächt. Die Universitäten Straßburg, Mainz, Bonn¹, Köln, Duisburg, Rinteln, Helmstedt, Erfurt, Frankfurt a.d. Oder, Altdorf b. Nürnberg sowie Wittenberg waren aufgehoben worden; die Universitäten Trier, Münster, Fulda, Bamberg und Dillingen wurden zu Akademien philosophisch-theologischer Prägung degradiert. Allerdings lässt sich gerade an Orten, denen die traditionellen Agenturen der Wissenserzeugung, -speicherung und -vermittlung abhanden gekommen waren, ergründen, was uns an dieser Stelle interessieren soll: Welche neuen Formen der Institutionalisierung mit welchen Erträgen erzeugten die Großtrends der Verallgemeinerung von Rationalisierung und Verwissenschaftlichung des gesellschaftlichen Lebens im 19. und 20. Jahrhundert? In welcher Weise partizipierten periphere Orte – im Unterschied zu den Metropolen – an der rasanten industrialisierungsbedingten Verbreiterung von Qualifikationserfordernissen, Bildungsbedürfnissen und Verwissenschaftlichungstendenzen? Und wie sind – um es zukunftsorientiert zu formulieren – die diesbezüglichen Ausgangsbedingungen für eine Einbindung geographischer Randlagen in gegenwärtige und künftige wissenschaftsgesellschaftliche Entwicklungen zu bewerten?

Am Beispiel Wittenbergs kann exemplarisch diesen Fragen nachgegangen werden. 1815 war dem preußischen König in Folge der Territorialvereinbarungen des Wiener Kongresses das zuvor sächsische Wittenberg zugefallen.² Daraufhin hob er 1817 unter anderen die Universität Leucorea faktisch auf – administrativ vollzogen als Vereinigung mit der Friedrichs-Universität zu Halle/Saale.³ Es sollte 177 Jahre dauern, bis wieder universitäres Leben in die Stadt zurückkehrte: 1994 wurde die Stiftung Leucorea gegründet, die als eigenständig verwaltete Außenstelle der Halleschen Universität operiert und sich in der historischen Kontinuität zur Wittenberger Universität sieht. Die oben entwickelten übergreifenden Fragen nun ins Exemplarische gewendet, lässt sich dann fragen: Welche Ersatzformen waren auf Grund welcher Motive und mit welchen Wirkungen in diesen universitäts-

¹ Wiedererrichtung hier aber aus konfessionspolitischen Gründen bereits 1818

² vgl. dazu auch Burkhart Richter: Wittenberg und Preußen. Geschichtliche Entwicklung und Folgen für die Stadt, Drei Kastanien Verlag, Lutherstadt Wittenberg 2002

³ Vgl. [Gustav Friedrich] Hertzberg: Zur Geschichte der Vereinigung der Universitäten Wittenberg und Halle, in: Zur Feier der fünfzigjährigen Vereinigung der Universitäten Halle und Wittenberg, Halle 1867, S. 1-35., dort auch Dokumentation der Vereinigungsurkunde S. 22-25; vgl. des weiteren Julius Jordan/Otto Kern: Die Universitäten Wittenberg und Halle vor und bei ihrer Vereinigung. Ein Beitrag zur Jahrhundertfeier am 21. Juni 1917, Verlag von Max Niemeyer, Halle a.S. 1917; Friedrich Prillwitz: Die Vereinigung der Universität Wittenberg mit der Universität Halle, in: Leo Stern (Hg.), 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. II, o.O. o.J. [Halle/S. 1952], S. 241-256.

losen Jahren geschaffen worden, um die mittelgroße Provinzstadt Wittenberg und die umliegende Region mit Wissenschaft zu versorgen?

2. Forschung, Höhere Bildung und Wissenschaftspopularisierung in Wittenberg nach 1817

Der Verlust der Universität im Jahre 1817 hatte vielfältige Auswirkungen auf Wittenberg – bis hin zu dem Umstand, dass der städtische Singschor einging, „da die Studenten, die bisher die Männerstimmen gestellt hatten, fehlten“.⁴ Doch auch im übrigen hatte die zerschossene, durch den Krieg und die napoleonische Besetzung verarmte Stadt zunächst nicht mehr viel zu bieten: Sie lebte nach 1815 nur noch von Handwerk und Gewerbe, vor allem von Brauerei, Tuchmacherei und Leinweberei, daneben auch vom Handel mit Getreide und Flachs aus der ländlichen Umgebung. Sie beherbergte eine preußische Kreisverwaltung und eine starke Garnison.⁵ Erst später kam es zu verkehrstechnischen und industriellen Entwicklungen, die der Stadt auch neue Perspektiven eröffneten.

2.1. Das Nachleben der Universität

Eine Einrichtung, die über dreihundert Jahre bestanden hat, entfaltet nach ihrem Ableben ein Nachleben. So auch die Wittenberger Universität. Zu vielfältig waren ihre Hinterlassenschaften – Schriften, Sammlungen, Gebäude, Personal, Erinnerungen, Symbole usw. –, als dass diese umstandslos hätten zu den Akten gelegt werden können. Das Nachleben der Universität, welches durchaus auch produktive Wirkungen zeitigte, bestand aus drei Elementen. Zunächst ging es um ganz praktische Vorgänge wie die Aufteilung der universitären Bibliotheks- und Archivbestände und die Bewirtschaftung des universitären Grundbesitzes. Daneben gab es einige politisch initiierte Ausgleichsaktivitäten, die der Stadt Wittenberg den Abschied von der akademischen Bedeutsamkeit erleichtern sollten. Schließlich sind hier die Gedächtnisfeiern zu runden Jahrestagen der Vereinigung von Wittenberger und Hallescher Universität bzw. der Wittenberger Gründung von 1502 zu nennen.

Von Interesse sind am Nachleben der Universität für unseren Zusammenhang vornehmlich die Aktivitäten, die Wittenberg potentielle Chancen für die Zukunft eröffneten. Das betraf insbesondere die Sicherung von Teilen der universitären Sammlungen – Bibliothek und Archiv – für die Stadt.

⁴ Theodor Knolle: Der Kantor und die Herren Primaner. Ein Kapitel von der Wiederentstehung des Wittenberger Singschors. Nach alten Urkunden erzählt, in: Max Senf (Hg.), Heimatkalender für den Kreis und die Stadt Wittenberg auf das Jahr 1922, Wittenberg 1922, S. 55-56, S. 55. Das wiederum verursachte höchst materiell begründeten Ärger: „Denn der Rektor und Konrektor, sowie der fünfte und sechste Lehrer am Gymnasium hatten mit dem Wegfall des Chores auch die Abgabe verloren, die ihnen alljährlich aus den ersungenen Einkünften zustand.“ (Ebd.)

⁵ Karlheinz Blaschke: Wittenberg, die Lutherstadt. Evangelische Verlagsanstalt, Berlin 1996, S. 49.

Nach der Vereinigungsurkunde sollte die Lösung für die Bibliothek darin bestehen, die theologischen und philologischen Bestände zur Verfügung des 1817 gegründeten Predigerseminars und der Wittenberger Höheren Schule, des Lyceums, zu belassen. Nach einigen Querelen zwischen Predigerseminar und Hallescher Universitätsbibliothek kamen bis Mitte des 19. Jahrhunderts drei Viertel der Wittenberger Universitätsbibliothek nach Halle, während ein Viertel in Wittenberg verblieb.⁶ Konkret waren es ca. 14.000 Buchbinderbände, die im Predigerseminar verblieben. Darunter befinden sich etwa 10.000 Disputationen, vor allem Wittenberger, aber auch zahlreiche, die an den Universitäten Jena, Gießen und Frankfurt (Oder) verteidigt worden waren.⁷ Etwa 3.000 Drucke gehören zu einer Funeralsammlung aus der Zeit der Leucorea. Auch die Bibliothek des alten Wittenberger Franziskanerklosters ist im Bestand vorhanden, darunter ca. 250 Incunabeln.⁸

Auch für das Archiv der Universität fand sich erst nach mancherlei Irritationen 1838 eine endgültige Lösung.⁹ Nachdem 1830 ein Vorschlag, das meiste zu vernichten, abgelehrt worden war¹⁰, meldeten sich plötzlich weitere Interessenten. Nach ausführlichem Hin und Her kam man schließlich überein, die Güterverwaltungsakten der Königlichen Universitätsverwaltung zu überlassen, die Patronatsakten dem Predigerseminar dauerhaft zu übereignen und alles Übrige nach Halle zu schaffen. 1837 reiste der hallesche Geschichtspräsident Heinrich Leo nach Wittenberg, um die Trennung der Bestände vorzunehmen. Er fand das Archiv in einem beklagenswerten Zustand vor, doch über den wissenschaftlichen Wert der Überlieferung kam er zu einem sehr günstigen Urteil: Die Akten sei-

⁶ Erika Schulz: Bücher aus den beiden Wittenberger Klosterbibliotheken in der Bibliothek des Evangelischen Predigerseminars Wittenberg, in: Heimatverein der Lutherstadt Wittenberg und Umgebung/Kulturbüro der Lutherstadt Wittenberg (Hg.), Vorträge zur lokalen Entwicklung anlässlich der Festwoche „700 Jahre Wittenberg“, Wittenberg 1994, S. 32-35, S. 33. Vgl. Walter Friedensburg: Geschichte der Universität Wittenberg, Verlag von Max Niemeyer, Halle a.S. 1917, S. 625f.; Hildegard Herricht: Zur Geschichte der Universitätsbibliothek Wittenberg (Schriften zum Bibliotheks- und Büchereiwesen in Sachsen-Anhalt H. 44), hrsg. von der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, Halle/S. 1977, S. 5-8; [Eduard] Boehmer: Bericht über die von Ponickauische Bibliothek der Universität Halle-Wittenberg, in: Zur Feier der fünfzigjährigen Vereinigung der Universitäten Halle und Wittenberg, Halle 1867, S. 37-76; Fritz Juntke: Johann August von Ponickau und seine Bibliothek (=Schriften zum Bibliotheks- und Büchereiwesen in Sachsen-Anhalt H. 60), hrsg. von der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, Halle/S 1987.

⁷ Diese sind unterdessen zu großen Teilen digitalisiert worden und liegen auf CD-ROMs vor, was die ortsunabhängige und materialschonende Recherche ermöglicht.

⁸ Vgl. auch den Beitrag von Peter Freybe: „Leben und Lernen auf Luthers Grund und Boden. Das Evangelische Predigerseminar Wittenberg“ in diesem Band.

⁹ Vgl. Friedrich Israël: Das Wittenberger Universitätsarchiv, seine Geschichte und seine Bestände. Nebst den Regesten der Urkunden des Allerheiligenstiftes und den Fundationsurkunden der Universität Wittenberg (=Forschungen zur Thüringisch-Sächsischen Geschichte 4. Heft), Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag, Halle a.d.S. 1913, S. 10ff.; Ralf-Torsten Speler: Die Vereinigung der Leucorea mit der Universität Halle und das Nachleben der Wittenberger Alma Mater, in: Martin Treu/Ralf-Torsten Speler/Alfred Schellenberger, Leucorea. Bilder zur Geschichte der Universität, Lutherstadt Wittenberg 1999, S. 27-33, S. 30.

¹⁰ Vgl. Friedrich Israël: Das Wittenberger Universitätsarchiv, seine Geschichte und seine Bestände, a.a.O., S.14.

en überaus lehrreich für das geistige Leben, besonders bei den Theologen; manche Prozess- und Disziplinarsachen seien in kultureller Hinsicht bedeutsam; zudem würden die Kämpfe zwischen Universität und Rat zu Wittenberg dokumentiert.¹¹ Zur Ruhe gekommen war das Wittenberger Universitätsarchiv allerdings auch 1838 noch nicht: „Der wiederholte Wechsel des Aufenthaltsortes und das Fehlen einer fachmännischen Leitung brachten das Archiv wieder in solche Verwirrung, daß eine abermalige Neuordnung notwendig wurde“. Diese fand 1911 statt.¹² Der damit beauftragte Friedrich Israel hielt abschließend fest, dass auch nach der Neuordnung die Bestände doch sehr verstreut blieben: „Man wird an drei verschiedenen Stellen in Halle zu suchen haben: im Universitätsverwaltungsgebäude, in der Universitätsbibliothek und im Historischen Seminar. Dann in Wittenberg bei der Universitätsverwaltung und dem Prediger-Seminar, und endlich im Königlichen Staatsarchiv zu Magdeburg.“¹³ So ist es bis heute.

Der einstige Grundbesitz der Leucorea wurde einer eigens geschaffenen Einrichtung unterstellt: Die Königliche Universitätsverwaltung Wittenberg administrierte von 1817 an diesen Grundbesitz – insbesondere die Güter der Universität – und seine Erträge, die sog. „Wittenberger Foundation“. Die Verwaltung erfolgte zu Gunsten des Predigerseminars, des Wittenberger Gymnasiums und, soweit Überschüsse entstünden, der Universität Halle-Wittenberg. Aus dem Jahre 1913 ist der Hinweis überliefert, die „Universitätsverwaltung zu Wittenberg wird jetzt von dem Rendanten der dortigen Kreiskasse versehen“¹⁴. Diese Verwaltung bestand bis zur Enteignung im Jahre 1953.¹⁵

Ungünstiger hatten sich die Dinge für die historischen Universitätsgebäude entwickelt. Deren Geschichte nach 1817 ist vorrangig eine Geschichte der Gleichgültigkeit. Adäquater Nutzung zugeführt wurde allein das Collegium Augusteum, das einstige Luther-Haus. Über dieses verfügte nach 1817 zunächst das Predigerseminar, welches dort später die Lutherschule – eine Übungsschule für die Predigtamtskandidaten – unterbrachte, und seit 1883 residiert in dem Gebäude die Lutherhalle. Im Unterschied zur Angemessenheit der Nutzung lässt sich über die baulichen Veränderungen des 19. Jahrhundert streiten. Sie entsprachen dem Zeitgeschmack, der auf historische Verbürgtheit nicht allzuviel Rücksicht nahm. Für das Collegium Fridericianum bedeutete das Ende der Universität gleichfalls das Ende. Das einschlägige Werk zur Baugeschichte Wittenbergs teilt nüchtern mit:

„(*Neues Collegium*) ... 1813/14 diente das Collegium als Lazarett, das Große Auditorium als Pferdestall. Wenig später wurde es als Kaserne eingerichtet. Bald nach 1830 mußte das Gebäude für baufällig erklärt und geräumt werden. 1842 wurde es auf Abbruch verkauft und an seiner Stelle eine Kaserne erbaut.

¹¹ Ebd., S. 17. Vgl. auch ebd., S. 19-23.

¹² Ebd., S: 18.

¹³ Ebd., S. 19.

¹⁴ Ebd., S. 9.

¹⁵ Vgl. Ralf-Torsten Speler: Die Vereinigung der Leucorea mit der Universität Halle und das Nachleben der Wittenberger Alma Mater, a.a.O., S. 29f.

(*Neues Haus*) ... Bald nach 1830 entstand an seiner Stelle ein Seitenflügel der Kaserne.
(*Westflügel*) ... 1842 abgetragen.¹⁶

Um schließlich eine letzte unmittelbar praktische Nachwirkung der Universität zu erwähnen: Aus der Leucorea waren eine ganze Zahl Stiftungen überkommen, und aus diesen wurden bis immerhin 1954 „Wittenberger Stipendien“ ausgereicht. Sie beruhten auf staatlichen und privaten Stiftungen und waren häufig zur Zeit ihrer Stiftung Freitische. Insgesamt 37 Stiftungen waren es, die einhundert Jahre nach der Aufhebung des Wittenberger Universitätsbetriebes in Gestalt von Stipendien noch vergeben wurden. Sie repräsentierten 1917 ein Kapital von 449.740 Mark mit einem jährlichen Zinsertrag von 19.727 Mark, von denen 13.994 Mark für Stipendienzwecke zur Verfügung standen.¹⁷ Die Betreuung der Benefizien oblag einem „Kollegium der Professoren der Wittenberger Stiftung“, das einen Ephorus an seine Spitze wählte.¹⁸ Zur Verwaltung und Verleihung der Stipendien waren in den Stiftungsurkunden ausdrücklich der Rektor bzw. die *magistri et doctores* der Universität Wittenberg bestellt waren. Deshalb – „so scheint man wenigstens geglaubt zu haben“ – konnten sie auch in Halle nur durch Wittenberger Professoren verliehen werden. Daher wurde aus den aus Wittenberg stammenden Professoren ein sechsköpfiges Kollegium gebildet. „Als die alten Wittenberger nach und nach ausstarben, trat jedes Mal an die Stelle eines Heimgegangenen ein Halle-Wittenbergischer Professor, dem zu diesen Zweck der spezifische Charakter eines Wittenberger Professors verliehen wurde.“¹⁹

Gemeinsam mit bzw. neben diesem ‚Nachleben‘ der nicht mehr existierenden Universität gab es Ausgleichsaktivitäten, die der Stadt Wittenberg den Abschied von der Universität erleichtern sollte. Deren wichtigste war die Gründung des Königlichen Predigerseminars im Jahre 1817. Der bereits beschriebene Verbleib der theologischen und philologischen Bibliotheksbestände ist hier gleichfalls zu nennen, wie auch die „Wittenberger Fundation“. Ebenso zählte die Gründung eines schon länger angestrebten Hebammenlehrinstituts in Wittenberg zu den Ausgleichsmaßnahmen.

Gleichwohl: Solche Aktivitäten hielten sich in engen Grenzen, und einschneidender war vorerst, dass Wittenberg „von einer Universitätsstadt zu einer preußischen Provinzstadt des Regierungsbezirkes Merseburg“ herabsank.²⁰ Daher kann es nicht verwundern, dass Gedächtnisfeiern zu runden Jahrestagen der Vereinigung von Wittenberger und Hallescher Universität bzw. der Wittenberger Gründung von 1502 eine von Wehmut benetzte Erinne-

¹⁶ Fritz Bellmann/Marie-Luise Harksen/Roland Werner: Die Denkmale der Lutherstadt Wittenberg, hrsg. im Auftrag des Ministerium für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik vom Institut für Denkmalpflege, Arbeitsstelle Halle, Hermann Böhlhaus Nachf., Weimar 1979, S. 224f.

¹⁷ Carl Robert: Die Wittenberger Benefizien. Rede zur 100jährigen Gedenkfeier der Vereinigung der Universitäten Wittenberg und Halle am 21. Juni 1917 gehalten von dem Ephorus des Wittenberger Professoren-Kollegiums (=Hallische Universitätsreden 5), Verlag von Max Niemeyer, Halle (Saale) 1917, S. 24.

¹⁸ Ralf-Torsten Speler: Die Vereinigung der Leucorea mit der Universität Halle und das Nachleben der Wittenberger Alma Mater, a.a.O., S. 30.

¹⁹ Carl Robert: Die Wittenberger Benefizien, a.a.O., S. 5.

²⁰ Helmar Junghans: Martin Luther und Wittenberg, Koehler & Amelang, München/Berlin 1996, S. 156.

rung kontinuierten. In der Rückschau als Kuriosität erscheint in diesem Zusammenhang ein Versuch der Wiederbelebung der Leucorea, der aus dem Jahre 1848 bezeugt ist. Sanitätsrat Dr. Gottfried Krüger berichtet darüber:

„Noch einmal tauchte der Gedanke, die Universität nach Wittenberg zurückzurufen, auf in dem tollen Jahr 1848, angeregt durch den phantasiebegabten Organisten Carl Kloss, der bereits am 29. April den Magistrat aufforderte, bei der Nationalversammlung die Zurückverlegung der Universität zu beantragen. Er verlangte, daß das Predigerseminar aufgelöst werden sollte, ‚weil es sich nicht bewährt habe, vielmehr als ganz unpopulär und auf lichtvolle Geistesentwicklung und Toleranz nachteilig einwirkend bezeichnet werden müßte‘. Dafür schlug er vor, – sofern die Universität nach Wittenberg zurückzuführen, nicht gelingen sollte – eine Lehrerakademie mit pädagogischen und philosophischen Lehrstühlen im Verein eines Conservatoriums für besseres Orgelspiel der Kirche zu Wittenberg zu gründen.“

Magistrat und Stadtverordnete nahmen den Vorschlag mit Feuereifer auf und richteten ein Gesuch an die Nationalversammlung um Zurücklegung der Universität. Der Bürgermeister Fließbach, der als Abgeordneter für Wittenberg in der Versammlung saß, nahm sich der Sache an, obgleich er sie für aussichtslos hielt und arbeitete eine sehr geschickte Begründung des Antrages aus, die namentlich darauf fußte, daß es nicht angängig sei, Stiftungsgelder an einem andern Ort zu verwenden, als der Wille des Stifters bestimmt hätte.“²¹

„Wie zu erwarten war“, heißt es abschließend bei Krüger, „ist aus all diesen Träumen natürlich nichts geworden“. Gedenkfeiern fanden zum fünfzigjährigen Vereinigungsjubiläum von Halle und Wittenberg 1867 statt²², ebenso zum 100jährigen 1917. Der 450. Gründungstag der Universität war Anlass für einen großen Festzug 1952.²³ Hierzu bezeugen die Quellen vornehmlich volkspädagogische Nutzung, so wenn das Jubiläum dazu diene,

„um die Werktätigen stärker mit dem Kulturerbe vertraut zu machen und ihnen den Zugang zu den Leistungen der Vergangenheit zu erschließen ... Mit einem Umgang und Festakt in Wittenberg beging der Senat der Universität dieses Ereignis. In mehreren Veröffentlichungen wurden sowohl die humanistischen Traditionen der Universität gewürdigt als auch die neuen Aufgaben bei der Heranbildung einer neuen, der Arbeiterklasse treu ergebenden Intelligenz dargelegt.“²⁴

2.2. *Reformationsbezogene Institutionen und Aktivitäten*

Seit 1938 ist Wittenberg offiziell mit dem Namenszusatz „Lutherstadt“ versehen, nachdem der Magistrat der Stadt bereits im Mai 1922 einen entsprechenden Beschluss gefasst hatte.

²¹ Gottfried Krüger: Das Ende der Universität Wittenberg, in: *Thüringisch-Sächsische Zeitschrift* VII. Bd. (1917), II. Heft, S. 21-39, S. 141f.

²² Vgl. W[illibald] Beyschlag: Die Gedenkfeier der fünfzigjährigen Vereinigung von Halle-Wittenberg am 20. und 21. Juni 1867. Festbericht, im Auftrag des akademischen Senates erstattet, Halle 1867.

²³ Vgl. Leo Stern (Hg.): 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. I, II und III, o.O. o.J. [Halle/S. 1952].

²⁴ Kulturbund der DDR, Gesellschaft für Heimatgeschichte, Kreisvorstand Wittenberg (Hg.): Durch die Jahrhunderte. Beiträge zur Geschichte des Kreises Wittenberg. 3 Teile, Wittenberg 1983, Teil III, S. 78.

Damit war eine gewollte Konzentration des Selbst- und Fremdbildes der Stadt auf Martin Luther dokumentiert. Diese Konzentration wiederum hatte sowohl Voraussetzungen wie auch Wirkungen, die für unser Thema bedeutsam sind: Sie banden Wittenberg in ein weltweites Netz der Orte ein, an denen die wissenschaftliche Befassung mit der Reformation und ihren Folgen stattfindet. Entsprechend verdanken auch einige Institutionen in der Stadt ihre überregionale Bedeutung der Beziehung zur reformatorischen Tradition der Stadt. Im Laufe der Zeit entwickelte sich in Wittenberg eine reformationshistorische Infrastruktur, bestehend aus Museen, Archiven sowie Bildungs- und Forschungseinrichtungen.

So kann davon ausgegangen werden, dass dem Nachlass der Wittenberger Universität Pflege vornehmlich deshalb zuteil wurde, weil es sich in erster Linie um die Universität der Reformation handelte. Insofern können auch die Universitätsschließungsfolgen, soweit sie wissenschaftliche Relevanz entfalteten, den hier zu vermerkenden reformationsbezogenen Aktivitäten zugeordnet werden. Das betrifft insbesondere das seit 1817 bestehende Predigerseminar. Dieses war und ist für die Reformationshistoriographie nicht zuletzt aus einem Grund von großem Gewicht: Durch seine Existenz wurden auch wesentliche Teile des Schrifttums der alten Universität gepflegt und für die öffentliche Nutzung vorgehalten.²⁵

Gleichfalls auf den reformatorischen *genius loci* bezogen sich zwei weitere kirchlichen Schulen. Die Wiederbelebung des seminaristischen Betriebs nach dem Ende des II. Weltkrieges hatte nicht nur mit der erneuten Inbetriebnahme des Predigerseminars begonnen. Vielmehr nahm am 1. Juni 1948 auch eine Evangelische Predigerschule ihre Arbeit auf: Dort sollte Spätberufenen auf dem zweiten Bildungsweg ein Zugang zum Pfarramt eröffnet werden, ohne dass sie ein herkömmliches Theologiestudium absolvieren müssen. Der Hintergrund war vor allem der übergroße Pfarrermangel in den Gemeinden. Ausgebildet wurden fortan – bis zum Umzug der Schule nach Erfurt 1960 – in Wittenberg auch Prediger.²⁶

1949 begann daneben eine von der Kirchenprovinz Sachsen unterhaltene Ausbildungsstätte ihre Arbeit in den Räumlichkeiten des Predigerseminars, deren Aufgabe Katecheten für Oberschulen auszubilden war: „Die Notwendigkeit war entstanden, weil die Oberschüler in der Sowjetischen Besatzungszone sich mit dem materialistischen Welt- und Menschenbild auseinandersetzen mußten, das in den Schulen zu dominieren begann.“²⁷ Für dieses „Katechetische Oberseminar“ blieb Wittenberg aber nur Geburtshelfer. Lediglich ein Semester residierte es in der Stadt. Im April 1950 wurde das Seminar nach Naumburg ver-

²⁵ Vgl. den Beitrag von Peter Freybe: „Leben und Lernen auf Luthers Grund und Boden. Das Evangelische Predigerseminar Wittenberg“ in diesem Band.

²⁶ Vgl. den Beitrag von Hans-Joachim Kittel: „Die Ausbildung an der Evangelischen Predigerschule der Kirchenprovinz Sachsen in Wittenberg 1948–1960. Ein Beispiel für den Zugang zum Pfarramt auf dem zweiten Bildungsweg“ in diesem Band.

²⁷ Martin Onnasch: Das Katechetische Oberseminar – die Kirchliche Hochschule. Ein Rückblick und eine Bilanz, in: Vom Menschen. Die letzte Ringvorlesung der Kirchlichen Hochschule Naumburg mit einem Rückblick auf ihre Geschichte 1949 - 1993, Naumburg 1993, S. 134-146, S. 134.

legt, wo sich in der Folgezeit das Seminar unter Beibehaltung seines Namens zu einer Pfarrerausbildungsstätte entwickelte, die bis 1993 existierte.²⁸

Die Umzüge erst des Katechetischen Oberseminars nach Naumburg, dann der Predigerschule nach Erfurt zeigen, dass der *genius loci* Wittenbergs nicht als zwingend erforderlich empfunden wurde, um evangelische religionspädagogische und theologische Ausbildungen durchzuführen. Gleichwohl wird der Bezug zum Ort immer wieder betont: „Wittenberg hat uns geprägt ... Wittenberg und die Reformation haben Wesentliches zu unserer Art beigetragen“, schreibt Propst Staemmler, ehemaliger Rektor der Predigerschule, nach deren Umzug nach Erfurt.²⁹ Stärker aber waren am Ende dennoch praktische Erwägungen der Durchführbarkeit von Ausbildung und Unterbringung.

Die archivarische Funktion Wittenbergs wie die Funktion eines Ortes auch eigenständiger reformationsgeschichtlicher Forschung hatte 1883 eine beträchtliche Stärkung erfahren: Die zum 400. Geburtstag Luthers gegründete „Lutherhalle“ – heute „Lutherhaus“ – zielte zunächst vornehmlich auf eine museale Einrichtung, aber auch auf den Aufbau einer eigenen Spezialbibliothek und -sammlung, und sie war und ist zugleich wissenschaftliche Arbeitsstelle.³⁰

Es sind indessen nicht allein die Sammlungen der Lutherhalle und die Bestände der Bibliothek des Predigerseminars, die Wittenberg zu einem lohnenden Ziel reformationsgeschichtlich Forschender machen. Ebenso müssen diesbezüglich das Stadtarchiv und das Stadtkirchenarchiv genannt werden: „Der größte Teil der hiesigen Quellenbestände ist bis jetzt unerforscht geblieben.“³¹

Anders als die Lutherhalle war das Melanchthonhaus erst in der DDR ein Museum geworden. Das 1536 erbaute und fast unverändert erhalten gebliebene Wohnhaus Melanchthons diente bis 1953 als Wohnhaus – wobei seit 1810 das Studier- und Sterbezimmer Melanchthons besichtigt werden konnte. Bis 1966 beherbergte das Haus dann das Wittenberger Heimatmuseum. 1967, aus Anlass der 450-Jahrfeier der Reformation, wurde es zum Museum umgestaltet, das Leben und Werk des *Praeceptor Germaniae* erläutert. Das Konzept stammte von dem Hallenser Historiker Leo Stern: „Der Humanist Melanchthon er-

²⁸ Vgl. Martin Onnasch: Kirchliche Hochschule in Naumburg, in: Peer Pasternack (Hg.), Hochschule & Kirche. Theologie & Politik. Besichtigung eines Beziehungsgeflechts in der DDR, Edition Berliner Debatte, Berlin 1996, S. 251-259.

²⁹ Zit. bei Hans-Joachim Kittel: Die Evangelische Predigerschule der Kirchenprovinz Sachsen. Wittenberg 1948 - 1960. Erfurt 1960 - 1993. Eine Dokumentation. Erstellt im Auftrag der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen. Magdeburg o.J. [1995], S. 13.

³⁰ Vgl. die Beiträge von Stefan Rhein: „Deponieren und Exponieren. Einblicke in das Lutherhaus“ sowie Christian Mai: „Der Beitrag von Oskar Thulin (1898 - 1971) für Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945“, beide in diesem Band, sowie ausführlicher die Museumsgeschichte von Stefan Laube: Das Lutherhaus Wittenberg. Eine Museumsgeschichte. Mit einem Exkurs zur Sammlungsgeschichte von Uta Kornmeier, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2003.

³¹ Zentrum für Reformationsgeschichte und Lutherische Orthodoxie, Stiftung Leucorea (Hg.): Wittenberg: Kirchengeschichtliche Forschung in der Lutherstadt, Wittenberg o.J. [1998?]; vgl. die Beiträge von Peer Pasternack: „Stadtgeschichtliches Museum – Städtische Sammlungen“ sowie Jens Hüttmann: „Das Wittenberger Stadtkirchenarchiv“, beide in diesem Band.

schien dem atheistischen Staat weniger problematisch als der Theologe Luther“.³² Durch Stadtparlamentsbeschluss vom Dezember 1990 wurde das Melanchthonhaus, das über keinen nennenswerten eigenen Fundus verfügt, mit der Lutherhalle organisatorisch vereinigt.³³

Eine Einrichtung sollte schließlich Erwähnung finden, von der zumindest in indirekter Weise auch Impulse in Richtung Wissenschaftspopularisierung und Höherer Bildung ausgingen und -gehen: die Evangelische Akademie der Kirchenprovinz Sachsen und der Landeskirche Anhalt. Sie war 1948 in Wittenberg gegründet worden – nach Intention des Lutherhallen-Direktors Oskar Thulin wohl mit dem Ziel, sie auch in Wittenberg anzusiedeln. Tatsächlich fanden die ersten Tagungen der Akademie auch in Wittenberg statt, und ihr erstes Organisationsbüro hatte seinen Sitz in der Stadt. „Daß es später anders wurde, liegt an den besonderen lokalen Verhältnissen unserer Kirchenprovinz“³⁴. Immerhin tagte unter der Leitung Thulins in den ersten Jahren noch der Leiterkreis der Akademie in Wittenberg. 1993 schließlich eröffnete die Evangelische Akademie in Wittenberg eine Nebenstelle, die von Beginn an mit der Absicht verbunden war, an ihrem Gründungsort ein modernes Tagungs- und Begegnungszentrum aufzubauen, und 1997 ist die Akademie auch mit ihrem Hauptsitz nach Wittenberg zurückgekehrt.³⁵

Indes entstanden und wuchsen in Wittenberg nicht allein *Einrichtungen*, die von und aus der reformatorischen Tradition leben. Ebenso produzierte die reformationshistorische Rolle der Stadt auch fortlaufend *Ereignisse*. Runde Jubiläen bescherten (und bescheren) der Stadt fortwährend Feste, Feierlichkeiten, Ausstellungen und Tagungen. So boten die Jahre 1830, 1839 und 1856 Reformationsfeiern. 1848 fand der erste deutsche Kirchentag statt. Dieser blieb vor allem durch die Rede Johann Heinrich Wicherns haften – sie führte zur Gründung des Deutschen Zentralaussschusses der Inneren Mission und gilt daher als Gründungsdatum der Diakonie.³⁶ In der Folge sollten 1898, 1923, 1948, 1973 und 1998 Jubiläumsfeiern stattfinden, die den Ausgangspunkt der diakonischen Bewegung vergegenwärtigten.³⁷

³² Martin Treu: Die Lutherhalle Wittenberg, Leipzig 1991, S. 120; vgl. <http://www.mv-sachsen-anhalt.de/mw0017.htm>

³³ Martin Treu: Die Lutherhalle Wittenberg zwischen 1980 und 1991, in: Lutherjahrbuch, Göttingen 1993, S. 118-138, S. 137f.; vgl. den Beitrag von Edeltraud Wießner: „Zur Geschichte des Melanchthonhauses nach 1945“ in diesem Band.

³⁴ Johannes Dittrich: Geschichte der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt 1948 bis 1969, in: Heidemarie Wüst (Hg.), Einsichten in Evangelische Akademiearbeit. Gründung und Entwicklung der Evangelischen Akademie in der Kirchenprovinz Sachsen und der Landeskirche Anhalt, Magdeburg 1994, S. 19-67, S. 30.

³⁵ Vgl. Heidemarie Wüst (Hg.): Einsichten in Evangelische Akademiearbeit. Gründung und Entwicklung der Evangelischen Akademie in der Kirchenprovinz Sachsen und der Landeskirche Anhalt, Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt, Magdeburg 1994.

³⁶ Johann Heinrich Wichern: Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation, Hamburg 1849.

³⁷ Vgl. etwa Gerhard Bosinski (Hg.): Wittenberg 1848-1973. Berichtsband. Diakonische Tagung 21. bis 23. September 1973, Evangelische Verlagsanstalt, Berlin [DDR] 1974.

Im engeren Sinne reformationserinnernd ging es 1858 weiter, als das Gedächtnis an Bugenhagen belebt wurde, 1860 das an Melanchthon, 1872 Cranach. Vierhundertste Geburtstag wurden 1883 (Luther), 1885 (Bugenhagen) und 1897 (Melanchthon) aufwendig gefeiert. 1910 folgte ein nächstes Melanchthonjubiläum. 1920 wurde anlässlich des 400. Jahrestags die Verbrennung der Bannandrohungsbulle erinnert, 1921 der Reichstag zu Worms, 1922 die Rückkehr Luthers von der Wartburg und seine Invokativpredigten. 1925 konnte des Todes Friedrichs des Weisen und der Eheschließung Luthers gedacht werden; der Hochzeitstag Luthers wird seither als Katharinentag bezeichnet. Ebenso war das Jubiläum von Luthers 1526 veröffentlichter „Deutschen Messe“ Anlass, sie zum Reformationstag 1926 zu feiern und Wittenberg damit auch einen Platz in der liturgischen Erneuerungsbewegung des 20. Jahrhunderts zu verschaffen. Das nächste große Jubiläum folgte 1933. Das Zusammenfallen von Luthers 450. Geburtstag und nationalsozialistischer Machtübernahme 1933 wurde von vielen evangelischen Zeitgenossen als Fügung empfunden³⁸:

„In Wittenberg gehen die nationalsozialistische Irreführung der evangelischen Bevölkerung und eine nationale Deutung Luthers eine unselbige Allianz ein. [...] Der Oberbürgermeister Werner Faber und der Direktor der Lutherhalle, Oskar Thulin, laden am 9. August 1933 Adolf Hitler persönlich zu den Lutherfesttagen ein, anlässlich ‚der 450. Wiederkehr des Geburtstages des urdeutschen und tief christlichen Reformators D. Martin Luther‘. ... Mit zum ‚Deutschen Gruß‘ erhobener Rechten bilden SA-Angehörige ein Spalier für den Zug zum Festgottesdienst in die Schloßkirche, der von Geistlichen angeführt wird.“³⁹

Fünf Jahre später, am 10. November 1938, beging Wittenberg Luthers Geburtstag. Parallel stürmten und verwüsteten SA- und SS-Angehörige die jüdischen Geschäfte in der Stadt. Das Kriegsende sollten von ursprünglich etwa 70 jüdischen Bürgern nur vier in Wittenberg erleben.⁴⁰

Nach Ende des II. Weltkriegs begannen die neu einsetzenden Gedenkaktivitäten 1947 mit einer Sonderausstellung in der Lutherhalle zum 450. Geburtstag Melanchthons. Weitere Melanchthon-Ehrungen sahen die Jahre 1952⁴¹ und 1960. 1952 feierte man (neben Hal-

³⁸ Siegfried Bräuer: Der urdeutsche und tief christliche Reformator. Zur Planung und Vorbereitung der Wittenberger Luther-Festtage 1933, in: Stefan Oehmig (Hg.), 700 Jahre Wittenberg. Stadt Universität Reformation, Weimar 1995, S. 545-563.

³⁹ Helmar Junghans: Martin Luther und Wittenberg, a.a.O., S. 159f.

⁴⁰ Vgl. Ronny Kabus: Vor 50 Jahren. „Kristallnacht“ in Wittenberg am Geburtstag Martin Luthers, in: *Schriftenreihe der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg* H. 4, Wittenberg 1988, S. 1-8; ders.: Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung jüdischer Mitbürger der Lutherstadt Wittenberg zwischen 1933 und 1945 vor dem Hintergrund des antisemitischen Mißbrauchs des Reformators Martin Luther, in: *Schriftenreihe der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg* H. 5, Wittenberg 1989, S. 35-58; ders.: Nationalsozialistische Judenverfolgung in der Lutherstadt Wittenberg. Ergebnisse und Geschichte einer Ausstellung des Jahres 1988, in: Stefan Oehmig (Hg.), 700 Jahre Wittenberg. Stadt Universität Reformation, Weimar 1995, S. 565-575; ders.: Juden der Lutherstadt Wittenberg im III. Reich. Ausstellung für die Landeszentrale für politische Bildung in Sachsen-Anhalt und das Luther-Zentrum e.V. in Lutherstadt Wittenberg im Jahr 2003 nach einer Exposition in der Lutherhalle Wittenberg von 1988, Luther-Zentrum, Lutherstadt Wittenberg 2003.

⁴¹ „Lichtfigur sozialistischer Traditionspflege wurde der Theologe Thomas Müntzer, den sowjetische Historiker im Anschluß an Friedrich Engels zum Bauernkriegsführer und Berufsrevolutionär hochstilisierten.

le) auch in Wittenberg das oben bereits erwähnte Universitätsjubiläum. Deutlicher als früher wurde nun auch der Unterschied zwischen staatlichen und kirchlichen Festivitäten erkennbar. 1960, zum 400. Todestag Melanchthons, führten sowohl das Melanchthon-Komitee der DDR⁴² als auch die Evangelische Kirche der Union⁴³ eine zentrale Veranstaltung in Wittenberg durch. 1967 wurde ein Reformationsjubiläum begangen, dessen Anlass der 450. Jahrestag des Thesenanschlags ist.⁴⁴ Auch hier fand sich die Trennung zwischen einer großen staatlich organisierten Aktivität⁴⁵ und kirchlichen Veranstaltungen, wobei sich „die Schizophrenie rigoroser Trennung zwischen Staat und Kirche, zwischen Ost und West“ in Bezug auf das reformatorische Erbe gezeigt habe⁴⁶:

„Während ostdeutsche Marxisten weitgehend unter sich im Großen Hörsaal der Lutherhalle tagten, wobei die Staatsmacht Flagge zeigte, vereinte eine theologische Tagung über die Reformation die Elite der internationalen Lutherforschung. Positiv allerdings für die Lutherhalle war, daß im Ergebnis der Feierlichkeiten von 1967 der atheistische Staat sich nach anfänglichem Zögern bereitfand, das einseitig negative Lutherbild zu differenzieren. Man nahm ihn als Sprachschöpfer ernst und würdigte seine frühen Reformen.“⁴⁷

Cranach-Ehrungen fanden 1953⁴⁸ und 1972⁴⁹ statt. 1983 jährte sich Luthers Geburtstag zum 500. Male. In Wittenberg fand einer von sieben Kirchentagen statt, die aus diesem

Allerdings ließen sich solche Thesen in Wittenberg kaum museal umsetzen. So feierte man vorerst 1952 Philipp Melanchthon, der politisch als weniger belastet galt, und 1953 Lucas Cranach als Künstler der ‚frühbürgerlichen Revolution‘.“ Martin Treu: Die Lutherhalle Wittenberg, a.a.O., S. 118.

⁴² Vgl. Helmut Meier/Gerd Voigt: Die Melanchthon-Ehrung der Deutschen Demokratischen Republik (19. bis 21. April 1960), in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 5/1960, S. 1167-1172; Leo Stern: Philipp Melanchthon. Humanist, Reformator, Praeceptor Germaniae. Festgabe des Melanchthon-Komitees der Deutschen Demokratischen Republik, Halle/S. 1960; Melanchthon-Komitee der DDR (Hg.): Philipp Melanchthon 1497-1560, Bd. 1: Philipp Melanchthon. Humanist, Reformator, Praeceptor Germaniae, Berlin [DDR] 1963.

⁴³ Kirchliche Melanchthonfeiern in Wittenberg, in: *Evangelischer Nachrichtendienst Ost* Nr. XIII/16 vom 21.4.1960, S. 12-14; , Siegfried Bräuer: Das Melanchthonjubiläum 1960 in Wittenberg und Halle, in: Lutherjahrbuch, Göttingen 1997, S. 87-126; Walter Elliger (Hg.): Philipp Melanchthon. Forschungsbeiträge zur 400. Wiederkehr seines Todestages dargeboten in Wittenberg 1960, Berlin 1961.

⁴⁴ Vgl. Festzug 450 Jahre Reformation 1517 – 1967, Sonntag, 29. Oktober 1967, Wittenberg Lutherstadt 1967.

⁴⁵ Vgl. Klaus Vetter: Internationales Symposium „Weltwirkung der Reformation“, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 1/1968, S. 86-89; Max Steinmetz/Gerhard Brendler: Weltwirkung der Reformation. Internationales Symposium anlässlich der 450-Jahr-Feier der Reformation in Wittenberg vom 24. bis 26. Oktober 1967. Referate und Diskussionen, 2 Bde., Berlin [DDR] 1969; vgl. auch Gerald Götting (Hg.): Reformation und Revolution, Union Verlag, Berlin [DDR] 1967.

⁴⁶ Vgl. 450 Jahre Reformation, in: *Evangelischer Nachrichtendienst in der DDR* 44/1967, S. 2-17; Ernst Kähler (Hg.): Reformation 1517-1967. Wittenberger Vorträge, hrsg. im Auftrage des Vorbereitenden Ausschusses für die zentralen kirchlichen Veranstaltungen, Evangelische Verlagsanstalt, Berlin 1968.

⁴⁷ Martin Treu: Die Lutherhalle Wittenberg, a.a.O., S. 120.

⁴⁸ Vgl. Deutsches Lucas-Cranach-Komitee (Hg.): Deutsche Cranach-Ehrung 1953 Weimar und Wittenberg, o.O. o.J. [Erfurt 1953].

⁴⁹ Vgl. Cranach-Komitee der Deutschen Demokratischen Republik: Lucas Cranach: Künstler und Gesellschaft. Referate des Colloquiums mit internationaler Beteiligung zum 500. Geburtstag Lucas Cranach d.Ä., Staatliche Lutherhalle Wittenberg 1.-3. Oktober 1972, Wittenberg 1973.

Anlass in der DDR durchgeführt wurden.⁵⁰ Dem 1978 eingeleiteten Entkrampfungsprozess zwischen DDR-Staat und evangelischen Kirchen „korrespondierte auch eine beginnende Zusammenarbeit auf dem wissenschaftlichen Feld der Reformationgeschichte. Kirchenhistoriker und marxistische Historiographen begannen, aufeinander zu hören“.⁵¹ 1986 wurde der 500. Geburtstag Johannes Bugenhagens gefeiert.⁵²

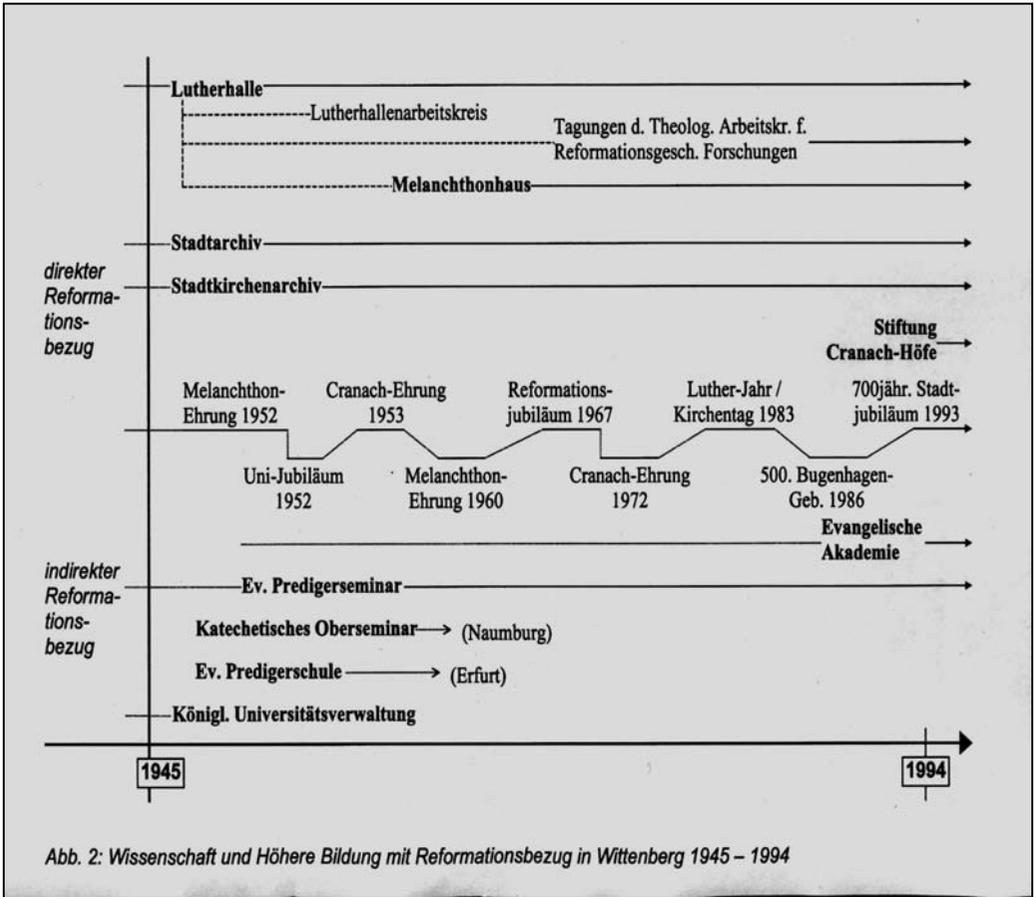


Abb. 2: Wissenschaft und Höhere Bildung mit Reformationsbezug in Wittenberg 1945 – 1994

⁵⁰ Vgl. hierzu auch den universitätsspezifischen Beitrag zum 500. Luther-Geburtstag, die Ausstellung: Zentrale Kustodie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (Hg.): Martin Luther 1483 – 1546. Frühbürgerliche Revolution. Universität Wittenberg. Ausstellungsführer, Halle/S., o.J. [1983].

⁵¹ Martin Treu: Die Lutherhalle Wittenberg, a.a.O. S.121f.; vgl. auch Martin Roy: Luther in der DDR. Zum Wandel des Lutherbildes in der DDR-Geschichtsschreibung, Verlag Dr. Dieter Winkler, Bochum 2000.

⁵² Vgl. Volkmar Joestel/Kabus, Ronny: Johannes Bugenhagen – Ein Reformator an der Seite Luthers. Sonderausstellung anlässlich des 500. Geburtstages Johannes Bugenhagens in der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg vom 24. Juni bis 13. Oktober 1985, in: *Schriftenreihe der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg* H. 2, Wittenberg 1986, S. 30-39.

Die 1990er Jahre sahen jedes zweite Jahr einen Anlass für jeweils zwölfmonatige Feiern – wobei das Melanchthon-Jahr 1997 und das Katharina-von-Bora-Jahr 1999 herausragten –, und daneben beherbergt die Stadt heute zahlreiche weitere Initiativen, Einrichtungen und Institute, die direkt oder indirekt Impulse in Richtung reformationsbezogener Wissenschaft und Höherer Bildung aussenden.⁵³

Neben den Feiern und Jubiläumsveranstaltungen war Wittenberg überdies ein immer wieder gern genutzter Ort für Gründungen verschiedener Art. 1918 wurde in der Aula des Melanchthon-Gymnasiums die Luther-Gesellschaft gegründet.⁵⁴ 1922 fand sich Wittenberg auserwählt, Ort der Gründung des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes zu sein. Damit gelangte ein Vorhaben zu Ausführung, das bereits 1848 beschlossen worden war, aber erst nach der Abschaffung der Landesfürsten 1918 und der entsprechenden Bevormundung der evangelischen Kirchen umgesetzt werden konnte. Mit Sinn für Symbolik holte man zur Unterzeichnung der Gründungsurkunde den Tisch Luthers aus dem Lutherhaus und stellte ihn zwischen Luthers und Melanchthons Grab in der Schlosskirche.⁵⁵ Ebenfalls 1922 gründete sich in Wittenberg die Vereinigung für Volkstümliche Reformationsspiele.

1933 trachteten die Deutschen Christen danach, die Aura des Ortes zu nutzen. Am 27. September trat die erste deutsche Nationalsynode in Schloss- und Stadtkirche zusammen und wählte den preußischen Landesbischof Ludwig Müller zum sog. Reichsbischof. 1937 dann fand in der Stadt die Gründung des Wittenberger Bundes statt, einer Vereinigung derjenigen, die sich weder den Deutschen Christen noch der Bekennenden Kirche zuordneten.⁵⁶ Im April 1971 schließlich nahm der Theologische Arbeitskreis für Reformationsgeschichtliche Forschung (TARF) in Wittenberg seinen Anfang und sollte fortan regelmäßig in Wittenberg tagen.

2.3. *Institutionen und Aktivitäten ohne Reformationsbezug*

Wo die reformationsbezogenen Einrichtungen ihre Legitimation wesentlich aus der Vergangenheit beziehen – und die überkommenen Impulse zu aktualisieren suchen –, da finden die meisten Bildungs- und Wissenschaftsinstitutionen ohne diesen Bezug ihre Gründungsanlässe unmittelbar in den Entwicklungen des 19. und 20. Jahrhunderts. An ihnen vor allem wird eines ablesbar: Wieweit gelang es der „preußischen Provinzstadt des Regierungsbezirkes Merseburg“⁵⁷, abseits ihrer reformatorischen Geschichtsbeladenheit Modernisierungsimpulse aufzunehmen und zu verstärken? Sowohl im naturwissenschaftlich-medizinischen

⁵³ Vgl. die Beiträge von Peer Pasternack: „Bildung und Wissenschaft in Wittenberg seit 1990“ und Johannes Walther: „Akademische Wissenschaft in Wittenberg: Zehn Jahre im Aufbruch. Wirkungen des universitären Standortes seit 1994“ in diesem Band.

⁵⁴ Vgl. Hans Düfel: Voraussetzungen, Gründung und Anfang der Luther-Gesellschaft, in: Lutherjahrbuch, Göttingen 1993, S. 72-117.

⁵⁵ Helmar Junghans: Martin Luther und Wittenberg, a.a.O., S. 163.

⁵⁶ Ebd., S. 164.

⁵⁷ Ebd., S. 156.

Bereich wie im geisteswissenschaftlichen Sektor wird die historische Recherche fündig. Beginnen wir mit naturwissenschaftlich geprägten Einrichtungen und Aktivitäten.

Die Medizin verfügte in Wittenberg bis zur Aufhebung der Universität über eine eigene Fakultät, während die Naturwissenschaften ihren Platz in der Philosophischen Fakultät hatten. Wurde nach der Universitätschließung mit dem Hebammenlehrinstitut immerhin eine neue medizinische Ausbildungsstätte gegründet, so erzeugten zum Ende des Jahrhunderts praktische Notwendigkeiten, die sich vor allem aus dem Wachstum der Stadt und ihrer Industrialisierung speisten, neue Impulse zur Ansiedlung naturwissenschaftlicher Potentiale.

Bereits seit 1786 hatte es die Idee gegeben, eine Ausbildungsstätte für Hebammen in Wittenberg zu gründen. Nach dem Wechsel Wittenbergs zu Preußen wurde am 7.1.1817 verfügt, das Institut nun tatsächlich einzurichten: „Diese Entscheidung sollte, ebenso wie die Einrichtung des Predigerseminars, eine Geste der Entschädigung für die Stadt Wittenberg sein nach der zu dieser Zeit schon fest beabsichtigten Verlegung der Universität.“⁵⁸ Im Januar 1818 begann der erste Unterrichtskurs. Durch die lange Vorgeschichte von 32 Jahren war dann, als das Hebammenlehrinstitut endlich zu arbeiten begann, die Voraussetzung für eine akademische Anbindung freilich entfallen: die Universität in Wittenberg existierte nicht mehr. Ursprünglich hatte das Institut dieser assoziiert sein sollen.

Trotz mancher erfolgreicher Bemühungen blieben aber die räumlichen Verhältnisse des Wittenberger Instituts fortdauernd prekär. Dadurch ließen sich die damals neuen Erkenntnisse der Antisepsis und die neuen Möglichkeiten der operativen Geburtshilfe in Wittenberg nicht realisieren. Andererseits wurden mit großem finanziellen Aufwand die gleichen Lehranstalten in Magdeburg und Erfurt Ende des 19. Jahrhundert erweitert und ausgebaut. Diese Institute erhielten die staatliche Unterstützung auf Grund ihrer großen Zahl von Entbindungen. Für Wittenberg indes entwickelten sich die Dinge ungünstiger. 1898 wurde erstmals der Antrag auf Aufhebung der Einrichtung gestellt:

„Dies wurde vom Provinzial-Landtag abgelehnt. Die Vertreter des Wittenberger Kreises konnten die Ablehnung gerade noch durchsetzen. Nach jahrelangen Diskussionen über den nicht mehr zeitgemäßen Zustand dieser Einrichtung wurde 1903 der Antrag erneuert und in der Landtagssitzung am 9. März 1904 beschlossen. Am 31. März 1904 stellte das Hebammenlehrinstitut in Wittenberg seine Tätigkeit ein.“⁵⁹

Die längste heute noch anhaltende Tradition unter den Einrichtungen, die in Wittenberg naturwissenschaftlich-medizinischen Bezug aufweisen, hat das Paul-Gerhardt-Stift. Gegründet wurde es in Folge eines 1876 erfolgten Beschlusses, dem evangelischen Liederdichter Paul Gerhardt ein würdiges Denkmal zu setzen, das eine Stätte tätiger Nächstenliebe sein

⁵⁸ Wolfgang Böhmer/Elisabeth Ehrig/Heinrich Kühne: Zur Geschichte des Wittenberger Gesundheits- und Sozialwesens – Teil III. Das 19. Jahrhundert (=Schriftenreihe des Stadtgeschichtlichen Museums Wittenberg H. 7), Wittenberg 1984, S. 34.

⁵⁹ Ebd., S. 39.

sollte. Die Einweihung erfolgte am 4. Oktober 1883.⁶⁰ Als evangelisches Krankenhaus ist das Paul-Gerhardt-Stift durch seine seit 1914 bestehende Krankenpflegeschule, die 1950 erteilte Berechtigung zur Facharztausbildung und seine Funktion als Akademisches Lehrkrankenhaus der Universität Halle-Wittenberg (seit 1992) auch unmittelbar in Ausbildungsprozesse involviert.⁶¹

Eine gänzlich andere Richtung naturwissenschaftlich basierter Forschung wurde in Wittenberg dadurch etabliert, dass sich das – alsbald eingemeindete – Piesteritz seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht nur zu einem aufstrebenden Wirtschafts-, sondern in der Folge auch zu einem bedeutenden *Industrieforschungs*standort entwickelte. Eine rasante Beschleunigung erfuhr die Entwicklung durch den I. Weltkrieg: „Bei Kriegsausbruch befand sich Deutschland in Bezug auf seine Stickstoffversorgung in kritischer Lage“, weshalb „1915 in der kurzen Zeit von 9 Monaten, unter Leitung der Bayerischen Stickstoff-Werke A.-G., die mit Reichsmitteln gegründeten (1920 in eine Aktiengesellschaft umgewandelten) großen Werke in Piesteritz bei Wittenberg und in Chorzow in Oberschlesien“ entstanden.⁶² Die Forschungsabteilungen der Wittenberger Industriebetriebe, vor allem des Stickstoffwerkes Piesteritz (gegr. 1915) und der Gummiwerke Elbe (gegr. 1898), waren integraler Bestandteil des städtischen Wirtschaftslebens, wie sie es in reduziertem Umfang auch heute sind.⁶³

Daneben waren die Stickstoffwerke auch im Bereich der tertiären Bildung unmittelbar engagiert: „im Auftrag und unter Verantwortung von Ingenieur- und Fachschulen“ führte die werkseigene Betriebsakademie Abendstudiengänge durch. Ausgebildet wurden in diesem Rahmen Ingenieure in den Fachrichtungen Chemie, chemischer Apparatebau, Elektrotechnik, BMSR-Technik, Maschinenbau und Bauwesen sowie Fachschulökonomien.⁶⁴

Die Industrialisierung erzeugte auch Gegenbewegungen: die kritische Auseinandersetzung mit den Risiken und Gefährdungen, die durch wirtschaftliche und technologische Entwicklungen entstehen bzw. entstehen können. Auch hierfür liefert Wittenberg Beispiele.

⁶⁰ Vgl. den Beitrag von Peter Gierra: „Medizinische Ausbildung und wissenschaftliche Tätigkeit am Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung“ in diesem Band.

⁶¹ Zur Geschichte der Paul-Gerhardt-Stiftung, in: Paul-Gerhardt-Stiftung Lutherstadt Wittenberg, Wittenberg 1994, S. 16; Wolfgang Böhmer: Das Krankenhaus Paul-Gerhardt-Stift im Wandel der Zeiten, in: Peter Gierra (Hg.), Impulse zur Diakonie in der Lutherstadt Wittenberg, Evangelische Verlagsanstalt, Berlin [DDR] 1983, S. 40-103; ders.: Das Krankenhaus Paul-Gerhardt-Stift, in: Wolfgang Böhmer, Zur Geschichte des Wittenberger Gesundheits- und Sozialwesens – Teil IV. Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, Wittenberg 1988, S. 45-54.

⁶² Kalkstickstoff. Zum 60. Geburtstag von N. CARO, dem Begründer der Kalkstickstoff-Industrie, EOS-Press, Piesteritz 1931, S. 4.

⁶³ Vgl. die Beiträge von Klaus Jasche/Manfred Oertel: „Industrieforschung in den Stickstoffwerken Piesteritz 1945–1994“ sowie Wilfried Kunert: „Industrieforschung im Gummiwerk ‚Elbe‘ nach 1945“, beide in diesem Band.

⁶⁴ VEB Stickstoffwerk Piesteritz (Hg.): 1915 – 1965. Anlässlich des 50jährigen Bestehens, Wittenberg 1965, S. 49f.; vgl. den Beitrag von Lothar Pickel: „Zur Geschichte der Betriebsakademie des Gummiwerkes Elbe nach 1945. Erinnerungen“ in diesem Band.

Deren erstes ist eine Einrichtung mit einer verwickelten Geschichte. Das Kirchliche Forschungsheim (KFH) war 1927 als „Forschungsheim für Weltanschauungskunde“ gegründet worden und entwickelte sich in den DDR-Jahrzehnten zu einer Stätte des Nachdenkens über den „Konflikt Mensch - Erde“ – wie es im Untertitel der seit 1980 herausgegebenen KFH-Zeitschrift heißt.⁶⁵

Eine staatlich veranlasste Gründung war die 1975 erfolgte Ansiedlung des Bereichs Umweltschutz des Instituts für Wasserwirtschaft Berlin, der später als Zentrum für Umweltgestaltung (ZUG) bzw. Institut für Umweltschutz (1989) firmierte und seit 1991 als Staatliches Amt für Umweltschutz (STAU) tätig ist.⁶⁶

Einen gänzlich anderen Charakter hatten die naturkundlichen Fachgruppen innerhalb des Kulturbunds der DDR. Der Kulturbund war organisatorische Heimstatt für zahlreiche Aktivitäten, die im weitesten Sinne mit Kultur zu tun hatten, wozu auch Freizeitforschungsaktivitäten gehörten. „Regte sich irgendwo ein neues Interesse, z.B. Postkarten oder Streichholzschachteln sammeln, Heimcomputer (Westimporte) betreiben, schwupp in den Kulturbund, Deckel drauf“, resümiert launig die Homepage des heutigen Wittenberger Kulturbund e.V. den Charakter der Organisation in der DDR.⁶⁷ Derart kam es aber auch dazu, dass sich unter dem Dach der örtlichen Gliederung des Kulturbunds zahlreiche naturforscherische Aktivitäten sammelten. Die Gruppen betrieben (und betreiben z.T. noch) aktiven Bestands- und Artenschutz, als dessen Voraussetzung methodisch geleitete Bestandserschaffungen durchgeführt wurden. Hier sammelte und entwickelte sich – betrieben von Freizeitinteressenten – ein Potential an beachtlicher angewandter Forschung.⁶⁸

Dem Aktivitätsbereich Wissenschaftspopularisierung ist das Wittenberger Museum für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“ zuzuordnen. Es wurde 1948 gegründet und geht auf die Privatsammlung des Berliner Lederhandschuhfabrikanten Riemer (1880-1958) zurück. Da Riemer in der Hauptstadt ausgebombt worden war, nahm er 1947 das Angebot Wittenbergs an, mit seiner Sammlung in das früher kurfürstliche Schloss zu ziehen, um damit ein neu einzurichtendes Museum zu bestücken. Nach einem zwischen Riemer und Stadt Wittenberg abgeschlossenen 99jährigen Leihvertrag erhielt das entstehende Museum ab 1954 einen eigenen Etat im städtischen Haushalt.⁶⁹

Im Sinne klassischer Volksaufklärung widmen sich die naturkundliche und die völkerkundliche Abteilung vor allem der Stammesgeschichte der Tiere einerseits sowie den alten

⁶⁵ Vgl. den Beitrag von Hans-Peter Gensichen: „Von der Kirche zur Gesellschaft. Die Bewegung des Wittenberger Forschungsheimes zwischen 1945 und 2000“ in diesem Band.

⁶⁶ Vgl. den Beitrag von Martina Lindemann/Hans Jürgen Discher/Angelika Mleinek: „Das Institut für Umweltschutz“ in diesem Band.

⁶⁷ <http://www.kulturbund-wittenberg.de/histor.htm> (Zugriff: 18.6.2001).

⁶⁸ Vgl. den Beitrag von Dieter Schäfer: „Naturkundliche Fachgruppen im Kulturbund“ in diesem Band.

⁶⁹ Vgl. den Beitrag von Renate Gruber-Lieblich: „Das Museum für Natur- und Völkerkunde ‚Julius Riemer‘“ in diesem Band; zur Bestandsentwicklung vgl. Klaus Glöckner: Die naturkundlichen Sammlungen im Museum für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“ in Wittenberg, in: E. Görgner/D. Heidecke/D. Klaus/B. Nicolai/K. Schneider (Hg.), Kulturerbe Natur. Naturkundliche Museen und Sammlungen in Sachsen-Anhalt, Mitteldeutscher Verlag, Halle/S. 2002, S. 86-94.

Kulturen Afrikas, Australiens, Ozeaniens und Japans andererseits. Daneben nahm das Museum auch heimatkundliche Aufgaben wahr. So wurde in den 80er Jahren begonnen, in einer eigenen Schriftenreihe entsprechende Erkenntnisse, etwa über die „Geologie des Kreises Wittenberg“⁷⁰ oder „Fische im Kreis Wittenberg“⁷¹, zu publizieren. Der damalige Bürgermeister formulierte die diesbezügliche Aufgabe des Museums so:

„Für viele [Tier- und Pflanzen-]Arten wandelte sich der Lebensraum durch den kapitalistischen Raubbau an der Natur, durch Kriegs- und Nachkriegsereignisse sowie durch andere Veränderungen in der Landschaft. Die Herausgabe der zusammengefaßten Ergebnisse auf dem Territorium unseres Kreisgebietes ist eine Aufgabe des Museums für Naturkunde und Völkerkunde ‚Julius Riemer‘ in seiner Funktion als Kreismuseum auf naturwissenschaftlichem Gebiet. Damit soll den Wünschen breiter Bevölkerungskreise nach detaillierter Information über die erdgeschichtliche Entwicklung unseres Kreisgebietes und Möglichkeiten ihrer wirtschaftlichen Nutzung, aber auch über die heimatliche Natur mit ihrer Tier- und Pflanzenwelt und den Umweltschutzmaßnahmen unseres sozialistischen Staates Rechnung getragen werden.“⁷²

Neben all diesen naturwissenschaftlich geprägten Aktivitäten lassen sich in Wittenberg vor allem Spuren der Geschichtsforschung entdecken, und zwar nicht nur deshalb, weil die Stadt ein zentraler Bezugspunkt der Reformationshistoriographie war und ist. Neben der reformationshistorischen Infrastruktur entwickelte sich insbesondere im 20. Jahrhundert eine intensive Kultur der Heimat- und Regionalgeschichtsschreibung. Sie wurde wesentlich ehrenamtlich getragen, zielte auf die Bewahrung eines lokalen Gedächtnisses, verfolgte die Einrichtung eines Heimatmuseums und differenzierte sich in den DDR-Jahrzehnten in zwei Linien aus: Neben das übliche Verständnis als Geschichte eines sozialgeografischen Raumes – der Stadt oder der Region – trat als mindestens gleichgewichtiger Aktivitätsstrang die Erforschung der Arbeiterbewegungsgeschichte.

Bereits 1856 war ein erster „Wittenberger Verein für Heimatkunde des Kurkreises“ ins Leben gerufen worden. Er ging allerdings bereits nach einigen Jahren wieder ein, wurde aber 1910 als „Verein für Heimatkunde und Heimatschutz zu Wittenberg“ neugegründet.⁷³ 1911 begann er mit heimatgeschichtlicher Ausstellungstätigkeit, die dann in die Gründung des Heimatmuseums mündete.⁷⁴

Nach dem 2. Weltkrieg setzten systematischere Veröffentlichungen zur Heimatgeschichte in den 50er Jahren wieder ein. Zunächst begann eine „Kommission für Heimat-

⁷⁰ Burkhart Richter: Geologie des Kreises Wittenberg, hrsg. vom Museum für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“, Wittenberg 1985.

⁷¹ Uwe Zuppke: Fische im Kreis Wittenberg, hrsg. vom Museum für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“, Wittenberg 1987.

⁷² Lippert: Vorwort, in: Burkhart Richter, Geologie des Kreises Wittenberg, a.a.O., S. 3.

⁷³ Johannes Spremberg: 100 Jahre Heimatgeschichte und Heimatforschung im Kreis Wittenberg, in: *Wittenberger Rundblick* 5/1956, S. 84-85, S. 84.

⁷⁴ Vgl. Gottfried Krüger: Das Wittenberger Heimatmuseum. Eine Führung, Lutherstadt Wittenberg 1938. Kommission für Heimatkunde beim Pädagogischen Kreiskabinett Wittenberg: Die Landschaften des Kreises Wittenberg, Wittenberg o.J. [1957].

kunde des Pädagogischen Kreiskabinetts Wittenbergs“ zu arbeiten. Dort wirkten Lehrer und Mitglieder des DDR-Kulturbunds zusammen, um heimatgeschichtliche Handreichungen für den Schulunterricht in Wittenberg und Umgebung zu erstellen. „Die Heimatliebe und einen gesunden Nationalstolz zu pflegen, ist eine Hauptaufgabe im Kampf um die Einheit unseres Vaterlandes“, hieß es zur Begründung.⁷⁵ Zur wirkungsintensivsten Heimstatt für Freizeitforschungsaktivitäten im heimatgeschichtlichen Bereich entwickelte sich im Fortgang der Jahre der Kulturbund der DDR. 1948 war der vormalige „Verein für Heimatkunde und Heimatschutz zu Wittenberg“ in der „Arbeitsgemeinschaft der Natur- und Heimatfreunde“ des Kulturbunds aufgegangen. Später wurde daraus die „Gesellschaft für Heimatgeschichte“, die gleichfalls organisatorisch in den Kulturbund eingebunden war.⁷⁶ Sie konstituierte sich 1990 neu als „Heimatverein der Lutherstadt Wittenberg und Umgebung e.V.“.

Die Erforschung der Arbeiterbewegungsgeschichte in der DDR trug zunächst vorrangig legitimatorische Züge:

„Je weiter wir auf dem Weg des Sozialismus voranschreiten, desto notwendiger wird es, daß sich unsere Menschen mit der Geschichte der revolutionären Arbeiterbewegung vertraut machen. Immer neue Generationen wachsen heran, die in einer Zeit geboren wurden, in der die sozialistische Gesellschaft in der DDR bereits Realität war. ... Mit der vorliegenden Arbeit wird uns eine Dokumentation in die Hand gegeben, mit welcher der Nachweis erbracht wird, daß auch hier in Wittenberg die Zeit seit der Herausbildung der Arbeiterklasse bis zur Errichtung des ersten sozialistischen Staates auf deutschem Boden eine Zeit von Klassenkämpfen war.“⁷⁷

So heißt es im Vorwort einer Broschüre, die einen „Gang durch das revolutionäre Wittenberg“ unternimmt⁷⁸, herausgegeben von der Gesellschaft für Heimatgeschichte im Kulturbund „in Zusammenarbeit mit der Kreiskommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung bei der Kreisleitung der SED Wittenberg“⁷⁹. Da aber solche Darstellungen sinnvollerweise in die Zeitumstände der Untersuchungsgegenstände eingebettet werden mussten, ergab sich daraus auch eine gestärkte Aufmerksamkeit für wirtschafts- und sozialgeschichtliche Fragestellungen. Hierdurch wiederum sind diese Forschungen, abseits ihrer legitimatorischen Funktionen, auch heute noch als quellenerschließende Arbeiten von Interesse. Das betrifft insbesondere betriebsgeschichtliche Forschun-

⁷⁵ Kommission für Heimatkunde beim Pädagogischen Kreiskabinetts Wittenberg: Die Landschaften des Kreises Wittenberg, Wittenberg o.J. [1957], S. 3; vgl. auch dies.: Städte und Dörfer des Kreises Wittenberg, Wittenberg 1958; dies.: Vor unserem Tag. Beiträge zur Geschichte des Kreises Wittenberg. Heimatbuchreihe Teil III, Wittenberg 1959.

⁷⁶ Vgl. den Beitrag von Dieter Schäfer/Burkhard Richter: „Die Gesellschaft für Heimatgeschichte im Kulturbund“ in diesem Band.

⁷⁷ [Albert] Schulzki: Vorwort, in: Kurt Lau, Geschichte vor der Haustür. Ein Gang durch das revolutionäre Wittenberg, Wittenberg 1986.

⁷⁸ Kurt Lau: Geschichte vor der Haustür. Ein Gang durch das revolutionäre Wittenberg, Wittenberg 1986.

⁷⁹ Vgl. hierzu auch die von dieser Kommission herausgegebene Broschüre „Gedenkstätten des antifaschistischen Widerstandskampfes im Kreis Wittenberg“, die insbesondere mündliche Zeugnisse von Zeitzeugen sichert.

gen, wie sie z.B. zum Stickstoffwerk Piesteritz veröffentlicht wurden.⁸⁰ Neben dieser Erforschung der lokalen Arbeiterbewegungsgeschichte spielte zudem die antinazistische Widerstands- und die Nachkriegsaufbaugeschichte eine wichtige Rolle. Ort all dieser Aktivitäten war insbesondere die Gesellschaft für Heimatgeschichte im Kulturbund der DDR.

Über die Arbeiterbewegungsgeschichte hinausgreifend war auch das – nach kriegsbedingter Schließung 1952 wiedereröffnete – Wittenberger Heimatmuseum heimatgeschichtlich engagiert. Später als „Stadtgeschichtliches Museum“ und dann als „Stadtgeschichtliches Zentrum“ firmierend, regte es neben seiner unmittelbaren geschichtspopularisierenden Funktion auch lokalhistorische Forschungen an und publizierte sie in einer eigenen Schriftenreihe. Neben dem Stadtgeschichtlichen Zentrum mit seiner Ausstellungstätigkeit gehören zwei weitere Bereiche zu den heutigen „Städtischen Sammlungen“: die Stadtarchäologie und das Stadtarchiv. Letzteres ist selbstredend nicht allein für den Reformationshistoriker von Interesse, vielmehr haben seine Bestände auch eine allgemeine stadtgeschichtliche Relevanz und entsprechende Bedeutung für historische Forschungen.⁸¹

In den DDR-Jahrzehnten trat überdies auch die Staatliche Lutherhalle mit Beiträgen zur nichtreformationsbezogenen Lokalgeschichte Wittenbergs hervor. Jahrestage insbesondere waren es, die Anlass zu Untersuchungen und Ausstellungen gaben. So wurden materialreiche Untersuchungen anlässlich des 50. Jahrestages des Novemberpogroms 1938 zum Schicksal der Wittenberger Juden vorgelegt⁸² – verbunden mit einer Ausstellung „Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung jüdischer Mitbürger der Lutherstadt Wittenberg zwischen 1933 und 1945 vor dem Hintergrund des antisemitischen Mißbrauchs des Reformator Martin Luther“:

„Von allen Expositionen in den letzten Jahren dürfte diese wohl die Wittenberger am meisten erregt und beschäftigt haben, wurde doch hier ein Tabuthema deutscher Geschichte schonungslos offengelegt. Als Politikum verstanden die herrschenden Kreise vor allem die Namhaftmachung der Täter, und so gab es im Vorfeld dieser Exposition seit langer

⁸⁰ Vgl. Kurt Lau: Die Entstehung des Stickstoffwerkes Piesteritz und die Anfänge der Arbeiterbewegung daselbst bis 1923. Dissertation, Philosophische Fakultät beim Wissenschaftlichen Rat der Martin Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle/S. 1970, unveröff.; ders.: Kalkstickstoff für den Krieg. Zur Entstehung des Stickstoffwerkes Piesteritz, hrsg. von der Kommission für Betriebsgeschichte des Düngemittelkombinates VEB Stickstoffwerk Piesteritz, Wittenberg 1978; ders.: Betriebsgeschichte des VEB Stickstoffwerk Piesteritz, 5 Teile, Wittenberg 1978–1987; ders.: Geschichte vor der Haustür, a.a.O; SED-Kreisleitung Wittenberg, Kommission zur Erforschung der Geschichte der Örtlichen Arbeiterbewegung; Stab Revolutionärer Traditionen im Kreis Wittenberg, FDJ-Kreisleitung Wittenberg (Hg.): Aus dem revolutionären Kampf unserer Arbeiterklasse. 1924-1974, Roter Frontkämpferbund Wittenberg-Piesteritz, Wittenberg 1974.

⁸¹ Vgl. den Beitrag von Peer Pasternack: „Stadtgeschichtliches Museum – Städtische Sammlungen“ in diesem Band.

⁸² Ronny Kabus: Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung jüdischer Mitbürger der Lutherstadt Wittenberg zwischen 1933 und 1945 vor dem Hintergrund des antisemitischen Mißbrauchs des Reformators Martin Luther, a.a.O.

Zeit wieder direkte und massive Zensureingriffe bis hin zu der Tatsache, daß noch kurz vor dem Termin unklar war, ob die Ausstellung wirklich eröffnet werden könnte.“⁸³

Andere lokalgeschichtliche Aktivitäten der Lutherhalle waren z.B. eine Ausstellung und entsprechende forschungsbasierte Publikationen zur Armenfreischule im Lutherhaus, die 1834 eröffnete „Übungsschule am Evangelischen Predigerseminar“, die bis 1937 an der Lutherhalle existiert hatte.⁸⁴

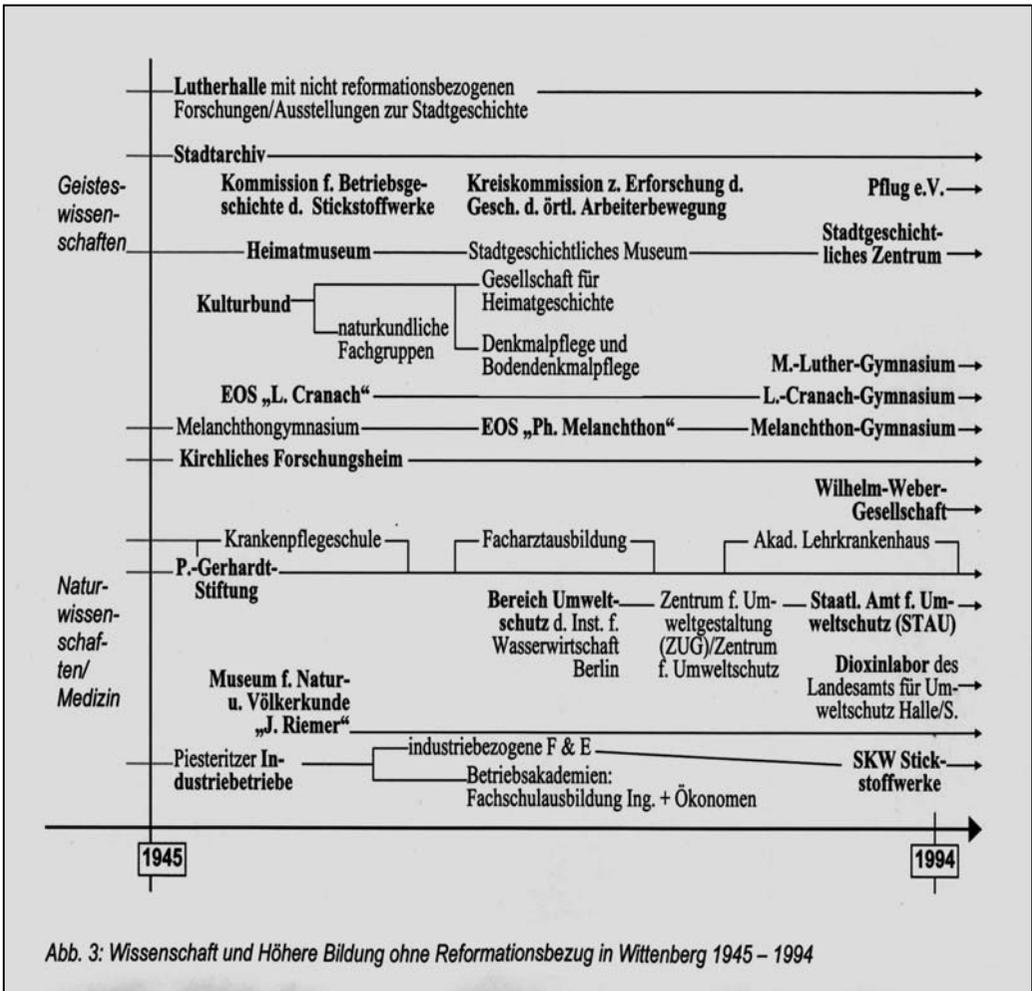


Abb. 3: Wissenschaft und Höhere Bildung ohne Reformationsbezug in Wittenberg 1945 – 1994

⁸³ Martin Treu: Die Lutherhalle Wittenberg zwischen 1980 und 1991, a.a.O., S. 128. Die Ausstellung konnte 2003 noch einmal – in erweiterter Form – gezeigt werden. Vgl. das dazu erschienene Katalogbuch Ronny Kabus: Juden der Lutherstadt Wittenberg im III. Reich, a.a.O.

⁸⁴ Hans Weimann: Die Geschichte der Lutherschule von 1834 bis 1934, Wittenberg 1934; Ronny Kabus: Die Wittenberger Lutherschule zwischen 1834 und 1937. Zur Geschichte der im Lutherhaus begründeten

Basis aller Bemühungen um Höhere Bildung und Wissenschaft ist die Schulbildung. Neben der gerade erwähnten Armenfreischule im Lutherhaus gab es zahlreiche Grundschulen. In den DDR-Jahrzehnten waren es dann sieben zehnklassige Polytechnische Oberschulen (POS), in denen die Wittenberger Kinder unterrichtet wurden. Sie hießen „August Bebel“, „Rosa Luxemburg“, „Adolf Diesterweg“,⁸⁵ „Käthe Kollwitz“, „Karl Marx“, „Friedrich Engels“ und „Geschwister Scholl“.⁸⁶ Hinzu traten zwei Erweiterte Oberschulen (EOS), die Piesteritzer Lucas-Cranach-Oberschule⁸⁷ und die Melanchthon-Oberschule⁸⁸.

Letztere, seit der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert als „Lyceum“ bezeichnet, war bereits 1828 zum Gymnasium erhoben worden. Die Gymnasien hatten im 19. Jahrhundert einen deutlichen Funktionswandel durchlaufen. Ursprünglich unzweifelhaft dem „gelehrten Unterricht“ zugerechnet⁸⁹, erfuhr das Höhere Schulwesen im 19. Jahrhundert nicht nur die neuhumanistisch inspirierte Wandlung zur ganzheitlichen Bildungsorientierung; es differenzierte sich auch in humanistisches, neusprachliches und berufsorientiertes Real-Gymnasium aus (um nur die Grundformen zu nennen). Zugleich fand die Wanderung wesentlicher Teile der Wissenschaftspropädeutik aus dem Universitäts- in den Schulbereich statt, nachdem bereits im 18. Jahrhundert die Artistenfakultät sich zur gleichberechtigten Philosophischen Fakultät emanzipiert hatte. Überdies wurden die zu vermittelnden Unterrichtsinhalte, insbesondere im 20. Jahrhundert, immer stärker verwissenschaftlicht – eine Folge der allgemeinen Szientifizierung weiter Teile des gesellschaftlichen Lebens. Im internationalen Vergleich wiederum vermittelt im 20. Jahrhundert dann das deutsche Gymnasium – ähnlich wie die Erweiterte Oberschule in der DDR – Wissensinhalte, die andernorts erst auf Colleges erworben werden können, welche dort wiederum dem tertiären Bildungssektor zugeordnet werden.

Bestand das Höhere Schulwesen in Wittenberg lange Zeit mit der Melanchthon-Schule aus einem einzigen Gymnasium, so trat 1949 im Ortsteil Piesteritz ein weiteres hinzu. Nach

Armenfreischule, in: *Schriftenreihe der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg* H. 3, Wittenberg 1987, S. 52-62.

⁸⁵ Vgl. den Beitrag von Gudrun Radke/Rosel Retzlaff: „Schulgeschichte in der Geschwister-Scholl-Straße/Falkstraße seit 1945. Heimkehrerlazarett, Polytechnische Oberschule, Berufsschule, Diesterweg-Grundschule, Kreisvolkshochschule“ in diesem Band.

⁸⁶ Christa Johannsen: *Lutherstadt Wittenberg zwischen gestern und morgen. Eindrücke und Betrachtungen*, Union Verlag Berlin 1967, S. 131.

⁸⁷ Vgl. den Beitrag von Hildegard Rühmigen: „Die Lucas-Cranach-Schule in Piesteritz“ in diesem Band; vgl. des weiteren Otto Blüthgen: *Über die Anfänge der Oberschule (Gymnasium) in Piesteritz lt. den Akten der Gemeindevertretung Piesteritz bis zu ihrer Eingemeindung 1950 nach Wittenberg*, unveröff. Ms., o.O., o.J. [Wittenberg 1999]; [Hildegard Rühmigen]: *50 Jahre Oberschule / Gymnasium Piesteritz [Ansprache zur Feierstunde am 30.9.1999]*, unveröff. Ms. [Piesteritz 1999]; *Lucas-Cranach-Gymnasium (Hg.): Das LCG im Wandel der Zeit (= Tarantel Sonderausgabe Oktober '99)*, Wittenberg 1999.

⁸⁸ Vgl. den Beitrag von Barbara Geitner/Heidrun Röbing: „Das Melanchthon-Gymnasium Wittenberg“ in diesem Band.

⁸⁹ Vgl. Friedrich Paulsen: *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht*, 2. erw. Auflage, Leipzig 1897.

1989 wurde ein drittes gegründet, um die Voraussetzungen für die quantitativ hohe Bildungsbeteiligung, wie sie in westlichen Industrieländern unterdessen normal geworden war, auch im Gymnasialbereich Wittenbergs zu schaffen: das Martin-Luther-Gymnasium, gegründet 1991. Wo zuvor in der Plattenbau-Schule vom Typ „Erfurt“ – zwei Querriegel und ein verbindender Mitteltrakt – zwei Polytechnische Oberschulen untergebracht waren, wurden 1991 die „Grundschule am Trajuhnischen Bach“ und das „Gymnasium am Trajuhnischen Bach“ gegründet. Letzteres erhielt später den Namen Martin-Luther-Gymnasium. Bekannt ist es heute aber vor allem als „Hundertwasser-Schule“, da das Gebäude der beiden Schulen seit 1993 (Beginn der Planungsphase) bzw. 1997 (Umbaubeginn) bis 1999 nach Entwürfen von Friedensreich Hundertwasser umgebaut wurde.⁹⁰

Um die Bildungsinfrastruktur Wittenbergs vollständig zu zeichnen, ist schließlich zu erwähnen, dass die Stadt auch ein Berufsschulwesen beherbergt(e) sowie eine Bibliotheklandschaft, die vielfältiger war und ist, als es ein oberflächlicher Blick erkennen lässt.⁹¹

4. Fazit

Wittenberg, Anfang des 19. Jahrhundert noch kursächsisch, war seit 1815 Bestandteil der preußischen Provinz Sachsen, hat das Kaiserreich, die Weimarer Republik, den Nationalsozialismus sowie die DDR erlebt – und jedes neue politische System pflegte einen veränderten Umgang mit dem reformatorischen Erbe Wittenbergs, hinterließ Spuren in der wirtschaftlichen Entwicklung und bewirkte Strukturwandlungen der städtischen Öffentlichkeit:

- das 19. Jahrhundert mit den napoleonischen Kriegen, dem Wiener Kongress und dem daraus resultierenden Wechsel von Sachsen zu Preußen – mit ihren unmittelbaren Auswirkungen auf die Wittenberger Universität, nämlich deren Schließung, und dem Nachleben der Universität über das gesamte Jahrhundert hin, die Konstruktion des „deutschen Luther“ als Nationalheros neben Bismarck und die ‚Lutherisierung‘ Wittenbergs in diesem Zusammenhang; daneben aber auch die ersten Industrialisierungswirkungen;
- das erste Viertel des 20. Jahrhunderts, politisch geprägt durch das Kaiserreich und die Weimarer Republik, das Wittenberg insbesondere mit der Gründung der Stickstoffwerke Piesteritz (1915) den endgültigen Anschluss an die Industrialisierung und damit auch einen bis dahin in der Stadt völlig unbekanntem Typ von Forschung, nämlich chemische Forschung und Anlagenentwicklung, die auf unmittelbare großtechnische Anwendung zielen;
- die zwölf Jahre Nationalsozialismus mit Judenverfolgung und „Arisierung“ auch des Wittenberger Geschäfts- und Geisteslebens,⁹² darüber hinaus entstand auch in Witten-

⁹⁰ Vgl. <http://www.gym-luther-wittenberg.bildung-lsa.de/welcome.htm>

⁹¹ Vgl. den Beitrag von Diana Pielorz: „Die Bibliothek als Bildungsstätte, Kultur- und Kommunikationszentrum. Zur Wittenberger Bibliotheksgeschichte seit 1945“ in diesem Band.

⁹² Vgl. Ronny Kabus: Staatliche Lutherhalle Wittenberg – 100 Jahre reformationsgeschichtliches Museum (=Schriftenreihe der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg H. 1), Wittenberg 1984; ders.: Vor 50 Jahren, a.a.O.; ders.: Das protestantischste aller Lieder, ein Lutherhandschriftenfälscher und das Schicksal eines

berg in den vierziger Jahren ein Netz von Zwangs- und Kriegsgefangenenlagern einschließlich eines Nebenlagers des KZ Ravensbrück;⁹³

- die Zeit zwischen 1945 und 1990, gekennzeichnet durch den staatssozialistischen Modernisierungspfad, der verbunden ist einerseits mit dem wechselhaften Umgang mit der reformationsgeschichtlichen Tradition Wittenbergs und andererseits mit der volkswirtschaftlichen Integration in das Halle-Bitterfelder Chemierevier;
- schließlich die (nicht vollständige, jedoch beträchtliche) De-Industrialisierung sowie die Neuorientierung und Demokratisierung der Stadt ab 1990,⁹⁴ in deren Ergebnis – nämlich sowohl aus Gründen lokaler Identitätsstiftung wie aus regionalstrukturpolitischen Gründen – unter anderem 1994 die Stiftung Leucorea gegründet wird.⁹⁵

Unsere Ausgangsfragen war, welche Ersatzformen auf Grund welcher Motive und mit welchen Wirkungen in den Jahren nach 1817 geschaffen worden waren, um Wittenberg mit Wissenschaft und Höherer Bildung zu versorgen. Eingebettet war diese Frage in die umfassendere Erkundigung, welche wissenschaftsbezogenen Wirkungen die Modernisierung in der Provinz zeitigte und welcher geistige Selbstbehauptungswille peripherer Regionen an diesem Beispiel erkennbar werden kann. Die genaue Betrachtung nun ließ im Wittenberg der Jahre nach 1817 eine durchaus beträchtliche Fülle an wissenschaftlichen und wissenschaftsnahen Betätigungen entdecken. Teils waren diese durch Institutionen verstetigt, teils vollzogen sie sich als – z.B. jubiläumsbedingte – Einzelaktivitäten. Es sind inhaltliche Schwerpunkte erkennbar, daneben aber auch Zufälligkeiten, wie sich ebenso manche Schwerpunkte glücklichen Fügungen mehrerer Zufälle verdanken. Das kann nicht verwundern, denn die Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte einer Stadt von Größe und Charakter Wittenbergs folgt keinem Masterplan.

deutschen Juden, in: *Schriftenreihe der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg* H. 4, Wittenberg 1988, S. 41-45; ders.: Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung jüdischer Mitbürger der Lutherstadt Wittenberg zwischen 1933 und 1945 vor dem Hintergrund des antisemitischen Mißbrauchs des Reformators Martin Luther, a.a.O.; ders.: Nationalsozialistische Judenverfolgung in der Lutherstadt Wittenberg, a.a.O.

⁹³ Vgl. Renate Gruber-Lieblich: „...und morgen war Krieg!“ Arado Flugzeugwerke GmbH Wittenberg 1936-1945. Ein KZ-Lager entsteht, Selbstverlag, Wittenberg 1995; Fritz Gawenus: Die Ausbeutung ausländischer Arbeitskräfte unter besonderer Berücksichtigung deportierter Sowjetbürger durch die deutschen Monopolisten. Vorwiegend dargestellt am Beispiel der Bayerischen Stickstoffwerke AG Piesteritz und der Gummi-Werke „Elbe“ AG Piesteritz von 1939 bis 1945. Dissertation A, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Philosophische Fakultät, Halle/S. 1973, unveröff.

⁹⁴ Vgl. Elmar Lange/Peter Schöber: Sozialer Wandel in den neuen Bundesländern. Beispiel: Lutherstadt Wittenberg, Leske+Budrich, Opladen 1993, S. 107-312; Franz-Otto Gilles: Nach Rosskur Aufstieg zum Marktführer. Die Restrukturierung und Privatisierung der Stickstoffwerke Piesteritz (=POLHIST Arbeitshefte der Forschungsstelle Diktatur und Demokratie am Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin Nr. 8), Berlin 1998.

⁹⁵ Mit den letzten beiden Punkten unterscheidet sich Wittenberg z.B. von Helmstedt und Duisburg, die von Größe und Struktur vergleichbar sind und deren Universitäten ebenfalls zu Beginn des 19. Jahrhunderts (1810 bzw. 18018) geschlossen worden waren. Zur Universität Helmstedt vgl. Hans Haase/Günter Schöne: Die Universität Helmstedt 1576–1810. Bilder aus ihrer Geschichte, Jacobi-Verlag, Bremen/Wolfenbüttel 1976; zur Universität Duisburg vgl. Stadt Duisburg, Dezernat für Kultur und Bildung (Hg.): Die Universität Duisburg 1655-1818. Eine Ausstellung des Stadtarchivs Duisburg, Duisburg 1980; und Helmut Schrey: Die Universität Duisburg. Geschichte und Gegenwart. Traditionen, Personen, Probleme, Walter Braun Verlag, Duisburg 1982.

Wird die entdeckte Fülle einer Betrachtung hinsichtlich ihrer Aktivitätsmodi unterzogen, so lässt sich festhalten:

- *Forschung* findet sich in Wittenberg in zweierlei Grundformen: Auch ohne den universitären Hintergrund vor Ort gibt es die *professionalisierte* Suche nach historischer Erkenntnis, nach naturwissenschaftlichem Systemwissen und technologischem Produktwissen. Daneben ist insbesondere die naturkundliche und stadt- bzw. regionalhistorische *Freizeitforschung* sehr ausgeprägt.
- Das Vorkommen an *Höherer Bildung* ist in Wittenberg sehr durchwachsen. Durchgehend seit 1817 arbeitet das Predigerseminar in der *Postgraduiertenausbildung*. Im Weiteren gab es *wissenschaftsbasierte Bildungsaktivitäten* zeitweise in Gestalt der Hebammenausbildung, gibt es sie auch heute noch durch die Krankenpflegeschule, daneben wurden an der Piesteritzer Betriebsakademie Fachschulingenieure ausgebildet. Hinzugerechnet werden kann noch die Gymnasialbildung. Darüber hinaus ist das Paul-Gerhardt-Stift als Akademisches Lehrkrankenhaus in der Facharztausbildung aktiv.
- *Wissenschaftspopularisierung* wird durch *Museen und Ausstellungen* betrieben und hat auch durch die *naturkundliche Freizeitforschung* ein Standbein. Sie wurde in Wittenberg ergänzt durch die Arbeit des Kirchlichen Forschungsheimes, das sich im Laufe seiner Existenz vom naturwissenschaftlich-theologischen Gespräch zur *Wissenschaftskritik* vorarbeitete.
- Als Wittenberger Besonderheit erweist sich das Ausmaß des organisierten *Gedenkens*. Fest etablieren konnten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts die *Reformationsfeierlichkeiten* als Bestandteil bürgerlicher Festkultur: „Das 19. Jahrhundert mit seinem wachsenden historischen Interesse bringt eine Vermehrung der Jubiläen, die sich im 20. Jahrhundert fortsetzt“⁹⁶. Diese zahlreichen Jubiläen bescherten und bescheren der Stadt entsprechende Feste, Feierlichkeiten, Ausstellungen und Tagungen. Wittenberg bekam durch diese fortwährenden Aktivitäten innerhalb seiner Mauern zum einen regelmäßige Schübe der Erneuerung urbaner Lebendigkeit, wie sie in anderen 50.000-Einwohner-Städten so nicht selbstverständlich ist. Zum anderen blieb die Stadt ein überregional relevanter Fixpunkt in den diversen Jubiläumskalendern.

All dies vollzog sich innerhalb zweier Jahrhunderte mit mehreren grundstürzenden Wechseln der politischen Systeme. Dabei versuchten, so Friedrich Schorlemmer⁹⁷, „alle Machthaber, aus dem Namen ‚Wittenberg‘ ihr Kapital zu schlagen oder alles niederzudrücken, was ihnen gefährlich werden könnte.“

Immerhin: Zwar hat es nach 1817 in Wittenberg kein akademisches Leben im engeren Sinne gegeben, sehr wohl hingegen fanden Wissenschaft und wissenschaftsnahe Aktivitäten in beachtenswertem Umfang statt. Wittenberg hatte mit der Universität zweifelsohne etwas Gewichtiges verloren, doch alsbald hat die Stadt aus sich heraus auch wieder Eigenes entwickelt und Kräfte aus anderen Quellen geschöpft. Wissenschaftliche und höhere Bil-

⁹⁶ Helmar Junghans: Martin Luther und Wittenberg, a.a.O., S. 158.

⁹⁷ Friedrich Schorlemmer: Die Wende in Wittenberg. Ein persönlicher Rückblick auf 10 Jahre des Widerspruchs und auf die Tage des Umbruchs, Drei Kastanien Verlag, Wittenberg 1997, S. 5.

dungsaktivitäten entfalteteten sich auch nach der Universitätsschließung in Wittenberg, wobei ganz unterschiedliche Gründe zum Tragen kamen. Teils waren es praktische Gründe, bspw. solche der technologisch-industriellen Innovation, teils strukturpolitische Gründe, die zur der Ansiedlung nichtuniversitärer Forschungs- und Bildungseinrichtungen führten. Kulturelle Motive bildungsbürgerlicher Distinktionsbedürfnisse spielten eine Rolle, vor allem aber auch reformationshistorische Gründe, die sich etwa im Vorhandensein überregional bedeutender Archive unabweisbar materialisierten. Schließlich war es die zunehmende Verwissenschaftlichung zahlreicher gesellschaftlicher Bereiche, die sich niederschlug in sozial verbreiteten Bildungsbedürfnissen, verstärkten Notwendigkeiten der Wissenschaftspopularisierung und einer Ausweitung von Freizeitforschungsaktivitäten.

Insofern werden in der Entwicklung der Stadt auch allgemeine Modernisierungsentwicklungen erkennbar. So lagen bspw. nur 100 Jahre zwischen dem Zeitpunkt, zu dem die traditional organisierte Universität und der an ihr das „höchste Lehramt“ ausfüllende Professor das Leitbild des erkenntnissuchenden Akademikers bestimmte, und dem Zeitpunkt, zu dem das Bild des Forschers nun vom Chemiker und Verfahrenstechniker in den anwendungsorientierten Forschungsabteilungen der Piesteritzer Chemiewerke geprägt wurde. Hier haben wir einen sinnfälligen, an einem Ort verdichteten Ausdruck eines grundstürzenden Kulturwandels, der sich in bis dahin ungekannter Geschwindigkeit vollzog und die Modernisierungswirkungen der Industrialisierung für den Bereich der Wissenschaft veranschaulicht.

Der eigentliche historische Standortvorteil Wittenbergs indes scheint mehr von außen und als Reaktion auf entsprechendes Interesse von außen denn von innen immer wieder aktualisiert worden zu sein. Friedrich Schorlemmer gibt offenkundig ganz eigene Erfahrungen mit seiner Stadt wieder, wenn er schreibt:

„Eine Stadt mit einer großen Geschichte kann alles daran setzen – und viel dafür ausgeben –, daß Historie von Historikern minutiös untersucht, wissenschaftlich und pädagogisch aufbereitet, archiviert, mumifiziert, ausgestellt und ideenreich vermarktet wird, wobei der Stachel des Geistes in ansehnliche Gastlichkeit reliquienartigen Schnick-Schnack, historisierende Performance und ansprechend konservierte Museal-Historie umgeformt wird. So kann eine Stadt mit ihrem Erbe wuchern, selbst wenn der Mehrheit ihrer Bürger ihr Erbe im eigentlichen Sinne relativ egal ist.“⁹⁸

In der Tat muss festgehalten werden, dass Wittenberg mit dem Verlust der Universität etwas abhanden gekommen war, das sich ohne den unmittelbaren akademischen Hintergrund nur noch sehr mühsam und im Laufe der Jahrzehnte immer weniger reproduzieren ließ: die Bedingungen für die Erhaltung und insbesondere intergenerative Aufrechterhaltung eines starken intellektuellen Milieus. Insoweit wurde Wittenberg ein Referenzort, auf den man sich andernwärts bezog, den man nutzte, um Bedürfnisse nach Authentizität zu befriedigen, von dem selbst aber authentische Impulse nach außen oder innen nur in geringem Maße ausgingen. Als zwar Provinz-, aber auch Industriestadt konnte sich Wittenberg

⁹⁸ Ebd.

den Wirkungen der Modernisierung nicht entziehen. Dazu zählten auch wissenschaftsbezogene Wirkungen, doch: Die durchaus zahlreichen Einzelaktivitäten blieben Einzelaktivitäten und verdichteten sich nicht zu einer übergreifenden Milieuprägung.

Mit dem Systembruch 1989/90 wurde unter anderem der Möglichkeitsraum geöffnet, um an eine Universitätswiedergründung denken zu können. Ab 1992 wurde diese Idee auch ernsthaft in der städtischen Öffentlichkeit ventiliert. 1994 erfolgte die Gründung der Stiftung Leucorea. Keine Universität Wittenberg wurde neu errichtet: Dafür bestand angesichts des Halbkranzes von Universitäten ringsherum – Leipzig, Halle, Magdeburg, Potsdam, FU, TU und Humboldt-Universität zu Berlin – kein hinreichend belegbarer Bedarf. Aber es entstand mit der Stiftung Leucorea ein eigenständiger Standort für wissenschaftliche Forschung, der in enger Assoziiertheit zur Martin-Luther-Universität in Halle/S. Möglichkeiten eröffnete, universitäres Leben in Wittenberg neu zu entfalten.

Reformationsstadt

Deponieren und Exponieren

Einblicke in das Lutherhaus

Stefan Rhein

Die wechselvolle Geschichte des Lutherhauses und seiner institutionellen Ausgestaltung nach 1945 lässt sich unschwer an den Namenswechseln erkennen: Das Kriegsende erlebte es unter dem Namen „Lutherhalle“, wie das Museum seit 1883 titulierte wurde.¹ Zur „Staatlichen Lutherhalle“ mutierte es 1972, bis im Dezember 1989 die alte Bezeichnung wieder in Kraft trat. 1997 kam es – zusammen mit dem Melancthonhaus² und den beiden Eisleber Museen Luthers Geburtshaus und Sterbehaus – unter das Dach der neu gegründeten Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt. Nach umfangreichen Bauarbeiten und mit einer neuen Dauerausstellung ausgestattet heißt das Haus samt Museum nun seit seiner Wiedereröffnung am 6. März 2003 ausschließlich Lutherhaus.

1. Historischer Rückblick

Das Lutherhaus Wittenberg, 1503/04 als Kloster gegründet, seit 1508 Wohnort des Mönches Martin Luther, seit 1525 der Familie Luther, war von Beginn an Ort von Wissenschaft und Bildung, ja es verdankt seine bauliche Existenz letztendlich dem Aufbau des Wissenschaftsstandortes Wittenberg. Denn Kurfürst Friedrich der Weise brauchte für seine 1502 gegründete Universität kompetentes Lehrpersonal, holte deshalb die Augustiner-Eremiten in seine Residenzstadt und ließ das Kloster am Osteingang der Stadt erbauen. Der theologische Fakultätsbetrieb wurde weitgehend von dem Orden versorgt, darunter auch von Luther, der die Bibelprofessur innehatte. Das Kloster besaß wohl auch eine Aula, in der Vorlesungen stattfanden. Als „Hörsaal Martin Luthers“ erfuhr die Aula dann bereits im frühen 17. Jahrhundert besondere Verehrung. Das „Schwarze Kloster“ steht mit am Anfang des Wittenberger Universitätslebens und blieb auch nach der Aufhebung des Klosters durch Luthers Wirken Stätte der Wissenschaft und durch die weiterhin stattfindenden Vorlesungen Stätte der Ausbildung. Nach Luthers Tod wurde 1564 das Gebäude der Universität

¹ Vgl. Karl-Heinz Fix: Lutherhaus – Reformationshalle – Lutherhalle. Zur Namensgeschichte des Wittenberger reformationsgeschichtlichen Museums, in: Stefan Laube/Karl-Heinz Fix (Hg.), Lutherinszenierung und Reformationserinnerung (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt Bd. 2), Leipzig 2002, S. 241-263. Umfassend vgl. Martin Treu: Preußens Ruhm und Luthers Ehre. Die Geschichte des Lutherhauses als Museum, in: Stefan Rhein (Hg.), Staat und Kirche. Beiträge zur zweiten Melancthonpreisverleihung, Sigmaringen 1992, S. 87-101.

² Vgl. den Beitrag von Edeltraud Wießner: „Zur Geschichte des Melancthonhauses nach 1945“ in diesem Band.

überschrieben³ und bildete mit dem seit 1571 errichteten Seitengebäude, zu dem 1580-82 ein Vordergebäude, das Augusteum, hinzu kam, neben dem Fridericianum das zentrale universitäre Gebäudeensemble. Der Innenhof war seit dem 17. Jahrhundert als botanischer Garten gestaltet.⁴ Nach Auflösung der Universität beherbergte das Lutherhaus seit 1817 eine neue Bildungseinrichtung: das königliche Predigerseminar mit einer späteren Lutherschule, die erst 1937 ihren Lehrbetrieb einstellte.⁵

Aus solchen Nutzungen herausgenommen war seit dem 16. Jahrhundert die Lutherstube, die bereits 1655 „Museum Lutheri“ genannt wurde und auf die sich das verehrende Interesse der Luther-Pilger konzentrierte. Das räumliche Miteinander von Memorialort und Bildungsstätte ist im übrigen auch in Luthers Geburtshaus in Eisleben zu beobachten, wo



Lutherhaus, Hofansicht

³ Vgl. jetzt die Edition der im Lutherhaus aufbewahrten Urkunden bei Heiner Lück/Michael Rockmann: Der Verkauf des Lutherhauses an die Universität Wittenberg 1564. Die Originalurkunde und die Nachlasssache Martin Luther d.J., in: *Luther-Jahrbuch* 69 (2002), S. 79-100.

⁴ Vgl. Theodor Wotschke: Der erste botanische Garten in Wittenberg, in: *Heimatkalender für den Kreis und die Stadt Wittenberg auf das Jahr 1922*, S. 65f.

⁵ Ronny Kabus: Die Wittenberger Lutherschule zwischen 1834 und 1937. Zur Geschichte der im Lutherhaus begründeten Armenfreischule, in: *Schriftenreihe der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg* 3 (1987), S. 52-62. Die Bau- und Nutzungsgeschichte des Lutherhauses jetzt ausführlich bei Insa Christiane Hennen: *Das Lutherhaus Wittenberg. Ein baugeschichtlicher Rundgang*, Wittenberg 2002.

seit 1693 nach einem Stadtbrand das sanierte Gebäude als reformatorische Gedenkstätte, räumlich konzentriert im sog. Schönen Saal, und außerdem zu schulischen Zwecken genutzt wurde, seit 1819 durch den direkt benachbarten Bau einer Lutherarmenfreischule erweitert.⁶

Die Verknüpfung des Luthergedenkens mit Bildungseinrichtungen kommt nicht von ungefähr, gehört doch zu Luthers wichtigsten Impulsen der Aufbau eines Schulwesens für möglichst alle Schichten. So hat Luther in seinem Aufruf „An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes: Daß sie Christliche Schulen aufrichten und halten sollen“ für Kirche, Staat und Gesellschaft Schulen als unabdingbar eingeschätzt, und zwar die „allerbesten Schulen, für Knaben und Maidlein, an allen Orten“, denn die Welt bedürfe „feiner, geschickter Männer und Frauen, daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl erziehen und erhalten könnten Haus, Kinder und Gesinde.“ Hinzu kommt die inhaltliche Distanz, ja grundsätzliche Ablehnung des Protestantismus gegenüber hagiographischer Verehrung sei es eines Ortes, sei es eines Mannes, so dass die Musealisierung des Reformators dem evangelischen Denken eher fremd, in Kombination mit der Verlebendigung seiner Bildungsidee offenkundig besser institutionalisierbar erschien.

2. Deponieren: Die Sammlungen

1883 wurde das Museum Lutherhalle gegründet, nachdem bereits in den Jahren zuvor vielfältige Anstrengungen zur Etablierung eines solchen Gedenkortes unternommen worden waren. Da keine Sammlungen und deshalb auch keine Exponate vorhanden waren, stand ihr Erwerb am Beginn.

Hier ist insbesondere die Augustinsche Sammlung zu nennen, die aus 5.000 Drucken, fast 2.500 Handschriften, 6.826 Blatt Grafik, fast 500 Münzen und Medaillen und 34 Gemälden bestehende „Luthererinnerungen-Sammlung“ des Halberstädter Oberdompredigers Bernhard Augustin (1771-1856), die 1860 als Geschenk des preußischen Königs Wilhelm IV. vom Evangelischen Predigerseminar als Grundstock der späteren Lutherhallen-Sammlung übernommen wurde. Vor allem Julius Jordan, der wie auch seine Vorgänger in Personalunion Direktor des Predigerseminars und von 1912 bis 1924 Kurator der Lutherhalle war, förderte durch eine emsige Ankaufspolitik den Ausbau der Sammlungen und legte durch eine sorgfältige Katalogisierung das Fundament für die wissenschaftliche Benutzbarkeit. Das allmähliche Anwachsen der einzelnen Sammlungsteile (Drucke, Forschungsbibliothek, Handschriften, Münzen/Medaillen, Grafiken, Gemälde, Kuriosa/Kunstsammlung) mag durch den aktuellen Stand (Januar 2004) illustriert sein: 14.500 Grafiken, 15.000 Drucke (15. Jh. bis 1800), 35.000 Bände Forschungsliteratur, rund 3000 Münzen und Medaillen, 6700 Handschriften.

⁶ Anne-Marie Nesper: „Luther, ein Lehrer der deutschen Nation“. Erkundungen zur Bau- und Nutzungsgeschichte der Lutherarmenfreischule in Eisleben im 19. Jahrhundert, in: Rosemarie Knape/Martin Treu in Zusammenarbeit mit Martin Steffens (Hg.), Preußische Lutherverehrung im Mansfelder Land (Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt Katalog 8), Leipzig 2002, S. 95-112.

Die Sammlungsschwerpunkte zeigen, dass sich die Lutherhalle auf diesem Gebiet durch die Jahrzehnte hindurch erstaunlich konsequent als Bibliothek und Archiv begriff und dreidimensionale Gegenstände – Blickfang jeder Ausstellung – nur vereinzelt kaufte. Zentrale Exponate wie die Lutherkanzel oder der gemeine Kasten sind bereits im Vorfeld der Museumsgründung 1883 in das Haus gekommen, andere wie Luthers Trinkhumpen oder der sogen. Rosenkranz der Katharina sind seit Jahrhunderten im Haus aufbewahrt, während entsprechende Ankäufe kaum zu verzeichnen sind. Dies sollte sich erst in Vorbereitung der neuen Dauerausstellung 2003 ändern, als ab 1998 sehr gezielt Exponate zur Präsentation von Luthers Leben, Werk und Wirkung erworben wurden (vor allem Alltagsgegenstände aus der frühen Neuzeit, Luther-Souvenirs aus dem 19. und 20. Jahrhundert, Einzelstücke wie Plastik der Hl. Anna oder Reliquiar zur Darstellung der religiösen Situation Wittenbergs Anfang des 16. Jahrhunderts).

Diese Entwicklung zum Archiv und Bibliothek lässt sich aus der intellektuellen Biografie der frühen Konservatoren des Lutherhauses erklären. Die besonders fruchtbare Zeit der Sammlungserweiterung war geprägt von Theologen, von Direktoren des Evangelischen Predigerseminars, die im Nebenamt das Lutherhaus verwalteten. Zu nennen ist neben Karl Dunkmann, der von 1907 bis 1912 als Konservator amtierte, insbesondere Julius Jordan, der daran anschließend bis 1924 die Ausstellung und die Sammlungen des Lutherhauses betreute und sich bei der Katalogisierung der verschiedenen Sammlungsteile bleibende Verdienste erwarb. Die Kriterien der Ankaufspolitik waren keineswegs exakt definiert, sondern changierten zwischen enger Lutherbezogenheit bis hin zu allgemeiner Reformationsgeschichte und ihrer Nachwirkung und umfassten, so bei Jordan, auch die allgemeine Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

In diesem weiten Rahmen wurden vor allem Handschriften erworben, die in großer Zahl noch preiswert zu beschaffen waren. Dahinter standen persönliche Vorlieben der Akteure, zu denen neben den Konservatoren auch der Vorsitzende des Kuratoriums (von 1910 bis 1945), der Merseburger Regierungspräsident Wolf von Gersdorff, zählte: „Geprägt von seinen Interessen und denen des Konservators [sc. Julius Jordan] verschob sich das Zentrum der Sammlung von biographischen und theologischen Aspekten des Reformationsjahrhunderts zu kulturprotestantisch-nationalen Akzenten seiner Wirkung und zur allgemeinen protestantischen Kulturgeschichte.“⁷ Es ist dieser weite Sammlungsansatz, der die Handschriftensammlung prägt und sie bis heute zu einem Forschungssteinbruch mit oft unerwarteten Funden macht. Dem gegenüber zeigt etwa die Grafiksammlung mit ihren vielen Lutherporträts (ca. 2.500, wohl weltweit die größte Sammlung von Lutherporträts), den Gedenkblättern, Zyklen zu Luthers Leben etc. einen weitaus engeren Focus auf die Reformationsgeschichte und ihre Nachwirkung.

Bei den genannten Zahlen zum Sammlungsbestand muss ein erheblicher Aderlass Erwähnung finden, der mit dem Jahr 1945 verbunden ist: Aus Furcht vor Bombenangriffen

⁷ Uta Kornmeier: Die Lust, Worte zu kaufen. Die Ausweitung der Sammlungen der Lutherhalle, in: Stefan Laube: Das Lutherhaus Wittenberg. Eine Museumsgeschichte, Leipzig 2003, S. 203-232, hier S. 222.

und den herannahenden feindlichen Truppen wurden die Ausstellungsgegenstände und Depotbestände der Lutherhalle ausgelagert und zwar in den Tresor der Wittenberger Stadtsparkasse und in elf Dörfer des Umkreises. Es kam zu Plünderungen und zu – entgegen den optimistischen Einschätzungen gleich nach Kriegsende – erheblichen Verlusten, die nach jüngsten Recherchen beispielsweise für die Handschriftensammlung quantifiziert werden können: Diese besteht derzeit aus 6700 Einzelstücken, doch hinzu kommen 753 Verluste. Auch die Gemälde- und die Grafiksammlung erlitten empfindlichen Schaden; zu beklagen ist etwa das Verschwinden von Werken Dürers wie der „Große[n] Passion“ und der „Marter der Zehntausend“ und von wertvollen Cranach-Gemälden.⁸

Die Amtszeit von Oskar Thulin (1930-1969), des ersten hauptamtlichen Direktors, bedeutete einen gewaltigen Aufschwung für die Ausstellungs- und Vermittlungsarbeit der Lutherhalle, weniger aber für die Erweiterung und Erschließung der Sammlungen. So wurde in den 20 Jahren nach 1947 die Sammlung nur um etwa 60 Originalgrafiken erweitert.⁹ Volkmar Joestel resümiert für Thulins Amtszeit und die darauf folgenden Jahre: „In den Jahren bis 1983 waren die Ankaufsmöglichkeiten sehr beschränkt, so daß nur wenige Einzelstücke den Sammlungen zugeführt werden konnten.“¹⁰ Als größere Neuerwerbung nennt er die 1948 erfolgte Übernahme der Nachlassbibliothek des Kirchenhistorikers Johannes Ficker durch seinen Schüler Thulin. Die auch politisch und finanziell bedingten Schwierigkeiten machten eine ausgedehnte Erwerbungsstätigkeit unmöglich. Thulins kunsthistorische Interessen waren indessen nicht nur auf die Kunst der Reformationszeit konzentriert, sondern auch auf das Kunstschaffen seiner unmittelbaren Gegenwart. So kamen durch persönliche Kontakte mit den Künstlern zahlreiche Porträtbüsten und Gemälde in das Lutherhaus. Seine leidenschaftliche Anteilnahme für moderne Luther-Darstellungen macht Thulin selbst deutlich:

„Wie die Theologie sich um den echten und ganzen Luther bemüht, so ringen immer wieder die besten Künstler – hier Hans Haffenrichter – darum, den auf der Höhe seines Kampfes und seines prophetischen Weges stehenden Reformator im Bilde zu gestalten, und diese gemeinsame Vertiefung von Lutherforschung und künstlerischer Gestaltungskraft gehört mit zu den schönsten Stunden in der Fülle der Lutherhallenarbeit.“¹¹

Diese Offenheit für zeitgenössische Kunst prägt die Kunstsammlung bis heute, so dass das Lutherhaus beispielsweise einen stattlichen Bestand von 100 Werken (Grafiken, Gemälden,

⁸ Ronny Kabus: Schätze der Lutherhalle zwischen Vernichtung und Bewahrung, in: *Schriftenreihe der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg* 2 (1986), S. 1-7.

⁹ Jutta Strehle: Was an „... einen Lucas Cranach ... erinnert, wird uns ein wertvoller und willkommener Beitrag sein“. Zur Geschichte der graphischen Sammlung der Lutherhalle Wittenberg, in: Jutta Strehle/Armin Kunz (Hg.), *Druckgraphiken Lucas Cranachs d. Ä. Im Dienst von Macht und Glauben* (Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt Katalog 1), Wittenberg 1998, S. 18.

¹⁰ Volkmar Joestel: Prolog: Bestand und Geschichte der Sammlungen der Lutherhalle Wittenberg bis 1983, in: „Neues Altus“. Erwerbungen der Lutherhalle Wittenberg seit 1983, Wittenberg [1995], S. 6-11, hier S. 11.

¹¹ So Oskar Thulin im Textheft zu einer Diabildreihe: *Die Lutherhalle in der Lutherstadt Wittenberg. Ein Gang durch die Sammlungen im Lutherhaus*, Berlin [1938], S. 32.

Plastiken) sein Eigen nennt, die aus Anlass des Lutherjubiläums 1983, sei es im Auftrag staatlicher Institutionen, sei es unveröffentlicht, in der DDR entstanden sind. Aus jüngster Zeit sind das erste öffentliche Einzeldenkmal für Katharina von Bora, das 1999 auf Initiative der Evangelischen Akademie und der Stiftung Luthergedenkstätten von der Bielefelder Künstlerin Nina Koch geschaffen wurde und an seinem Standort vor dem Lutherhaus zu einem beliebten Fotomotiv avancierte, und „Luthers Kleinodium“, das 2003 in Zusammenarbeit mit der Hochschule für Kunst und Design Burg Giebichenstein Halle (Bildhauerklasse Prof. B. Goebel) entstand, zu nennen.

Nach der Einrichtung der Dauerausstellung zum Lutherjahr 1983 und im besonderen nach der Wende verbesserten sich die Möglichkeiten, so dass von 1983 bis 1994 ein Sammlungszuwachs von 508 Exponaten (85 Drucke, 312 Grafiken, 7 Gemälde, 34 Handschriften, 56 Münzen/Medaillen, 14 Gegenstände) präsentiert werden konnte.¹² Für die darauf folgenden Jahre seien nur einige herausragende Neuerwerbungen von Kunstwerken Lucas Cranachs als Dauerleihgaben des Landes Sachsen-Anhalt genannt: „Gesetz und Evangelium“ (um 1550), „Martyrer-Apostel-Folge“ (1515-1520), Passionsfolge (1509), „Luther als Mönch“ (um 1520, erworben mit Hilfe der Ostdeutschen Sparkassenstiftung und der Sparkasse Wittenberg). Seit 1998 standen dreidimensionale Gegenstände im Mittelpunkt der Sammlungserweiterung, Alltagsgegenstände zu Landwirtschaft, Gartenbau, Küche oder die Sammlung der Luther-Kuriosa, die von 250 auf 440 Stück bis 2003 anwuchs. Solche Erweiterungen erhöhen nicht nur die Attraktivität der Dauer- und Sonderausstellungen, sondern auch das reformations- und kunsthistorische Fachinteresse an den Sammlungen des Lutherhauses.

Sammlungen sind für sich genommen keine Wissenschaft, sie sind vielmehr deren materiale Grundlage und ermöglichen sie. Voraussetzung dafür ist ihre Erschließung durch Kataloge oder Editionen. Neben der gedruckten Aufarbeitung, etwa der Auflistung von Handschriften unter sachlichen Gesichtspunkten¹³, der Vorstellung der Bibliothek im Handbuch historischer Buchbestände¹⁴, dem Inkunabelkatalog¹⁵ oder der Auflistung des Teilbestands der Cranach-Grafiken¹⁶, wird die EDV-Katalogisierung samt weltweiter Recherchemöglichkeit im Internet immer wichtiger. Seit 1998 werden die Bestände sukzessive ins Netz gestellt und sind unter www.martinluther.de recherchierbar. Der Nutzer kann sich dabei nicht nur einen raschen Überblick über die Bestände verschaffen, sondern kann auch die gewünschten Bücher oder Einzelseiten sowie Handschriften und Grafiken als di-

¹² Vgl. Volkmar Joestel: „Neues Altes“, a.a.O., S. 12.

¹³ Zur Handschriftensammlung des Lutherhauses vgl. beispielsweise Wilhelm Fels: Deutsche Dichtershandschriften von 1400 bis 1900, Leipzig 1934, S. 372, oder die Handschriften bis 1500 in: Renate Schipke/Kurt Heydeck: Handschriftencensus der kleinen Sammlungen in den östlichen Bundesländern Deutschlands, Wiesbaden 2000, S. 233-236.

¹⁴ Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, hrsg. Bernhard Fabian, Hildesheim 2000, Bd. 22, S. 187-189.

¹⁵ Die Inkunabeln der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg, bearb. von der Inkunabelabteilung der Deutschen Staatsbibliothek Berlin, Wittenberg 1983.

¹⁶ Vgl. Jutta Strehle/Armin Kunz (Hg.), Druckgraphiken Lucas Cranachs d. Ä., a.a.O.

gitalisierte Images per e-mail oder auf CD zugestellt bekommen („scanning on demand“). Zahlreiche Drucke sind gleichfalls online zur Verfügung gestellt. Die Digitalisierung im Haus ermöglicht überdies die Herstellung von Reprints von wichtigen Schriften aus den eigenen Beständen; so erschienen bisher das „Passional Christi und Antichristi“ sowie Luthers Schriften „Vom ehelichen Leben“ und „Das Symbolum der heiligen Apostel“ im Digitaldruck.¹⁷ Angesichts des virtuellen Angebots sei aber die alltägliche, seit Jahrzehnten unveränderte Arbeit nicht vergessen: Es kommen Forscher, die betreut sein wollen; es treffen vielfältige Anfragen ein, die kompetente Antwort erwarten.

3. Tagungen und Publikationen

Das eindrucksvolle Ambiente vor allem des Refektoriums und des Großen Hörsaals im Lutherhaus war und ist bis heute eine gern aufgesuchte geschichtsmächtige Umgebung für Tagungen und Seminare (übrigens auch für kaiserliche Festfrühstücke, wie am 31.10.1892 anlässlich der Einweihung der sanierten Schlosskirche im Großen Hörsaal – mit extra zu diesem Anlass eingebautem Kanonenofen – geschehen). Zumeist handelte es sich um Veranstaltungen von auswärtigen Einrichtungen, z.B. Propsteikonvente (etwa am 17.4.1985 mit einem Auftritt von Walter Jens), Sitzungen von kirchlichen und historischen Arbeitsgruppen, etwa Bezirkstreffen der Pirckheimer-Gesellschaft (20.9.1986)¹⁸ oder die Tagung der Untersektion Feudalismus beim Rat für Museumswesen der DDR (27.-29.10.1986), die Internationale Tagung des Instituts für Denkmalpflege Berlin (3.-4.10.1988) bis hin zu der – unter veränderten politischen Vorzeichen – Tagung einer Abordnung des Vorstandes der Mercedes-Benz AG (2.10.1992).¹⁹

Von den eher populärwissenschaftlichen Seminaren, die Oskar Thulin unter dem Titel ‚Lutherhallen-Arbeitskreis‘ anbot, ist häufig die Rede²⁰, ja sie haben durch die zahlreiche Teilnahme der städtischen Bevölkerung die bis heute andauernde Popularität Thulins in Wittenberg begründet. Hier zeigte sich das Museum als Ort von Bildung, als Bildungsstätte, als Lernort im besten Sinne. Die Themenvielfalt im weiten Umkreis von Renaissance, Reformation und kirchlicher Kunst, erarbeitet und vorgestellt durch die Teilnehmer, aufgelockert durch Studienreisen, illustriert eindrucksvoll das Ziel, das der Lutherhallendirektor sich und seinem Haus setzte: „Streng wissenschaftliche Forschungsarbeit auf der einen Sei-

¹⁷ Ergebnis des gemeinsam mit IBM Deutschland durchgeführten Digitalisierungsprojekts „Luther Digital“ (1995-2000) ist auch die von Helmar Junghans erarbeitete multimediale CD-Rom „Martin Luther. Leben und Werk“, auf der mit mehr als 1000 Abbildungen, rund 300 Seiten Text, eigens komponierter Musik und einer animierten Videosequenz eine attraktive Einführung in die Zeit der Reformation geboten wird.

¹⁸ Vgl. den Beitrag von Elke Stiegler: „Die Pirckheimer-Gesellschaft in Wittenberg“ in diesem Band.

¹⁹ Im maschinenschriftlichen Jahresbericht 1992 der Lutherhalle steht auf S. 9: „Der erklärten Absicht, die Lutherhalle als Tagungszentrum zu profilieren, sind wir 1992 also ein Stück näher gekommen.“

²⁰ Vgl. den Beitrag von Christian Mai: „Der Beitrag von Oskar Thulin (1898–1971) für Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945“ in diesem Band.

te und transformierende Verständlichkeit anschaulicher Art für den Alltag des Gemeindelebens auf der anderen Seite bestimmen Inhalt und Form der Lutherhallenarbeit.²¹ So nimmt es nicht wunder, das Thulin nach dem 2. Weltkrieg zu den Förderern der Gründung der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt in Wittenberg gehörte und bis 1964 sogar selbst die Künstlertagungen (zu Fragen kirchlicher Kunst, Ausstellungen zeitgenössischer Künstler etc.) organisierte.²²

Nach 1945 ragte unter dem Direktorat von Oskar Thulin das Internationale Symposium „Die Weltwirkung der Reformation“ (24.-26.10.1967), im Selbstverständnis des Hauses „ein wissenschaftlicher Höhepunkt in der Geschichte des Museums“²³, hervor. Nach 1983 konzentrierte sich die wissenschaftliche Arbeit auf die Erschließung der Sammlungen, die Bildungs- und Vermittlungsaktivitäten schlugen sich in intensiv recherchierten Sonderausstellungen nieder.

Seitdem das Lutherhaus 1997 Teil der Stiftung Luthergedenkstätten wurde, sind zahlreiche Tagungen und wissenschaftliche Seminare durchgeführt worden, denn in der Stiftungssatzung ist ein ‚Wissenschaftsauftrag‘ formuliert, da „die Förderung von Forschung und Lehre im Zusammenhang mit Reformation und Reformationsgeschichte“ und dabei die „Durchführung von Fachtagungen und Symposien“ ausdrücklich als Stiftungszweck benannt werden. Um sein wissenschaftliches Profil zu stärken und zum Ort des forschlichen Austausches zu werden, sind im Lutherhaus unter anderem Tagungen zu Dichtung, Wissenschaft und Theologie im 16. Jahrhundert („Die Musen im Reformationszeitalter“, 14.-16.10.1999),²⁴ zu Inszenierungen und Visualisierungen der Memoria Lutheri im 19. und 20. Jahrhundert („Lutherinszenierung und Reformationserinnerung“, 1.-3.10. 2001)²⁵ oder zu Lucas Cranach d. Ä. (anlässlich des 450. Todestages, 25.-28.9.2003) veranstaltet worden.

²¹ Oskar Thulin: Die Wittenberger Lutherhalle. Ein Wandel in 25 Jahren, in: *Luther* 25 (1954), S. 132-135, hier S. 135.

²² Vgl. Johannes Dittrich/Ulrike Krüger: Geschichte der Evangelischen Akademie der Kirchenprovinz Sachsen und der Landeskirche Anhalt in den Jahren 1948 bis 1968, in: Heidemarie Wüst (Hg.), *Einsichten in Evangelische Akademiearbeit. Gründung und Entwicklung der Evangelischen Akademie in der Kirchenprovinz Sachsen und der Landeskirche Anhalt, Magdeburg 1994*, S. 19-67, hier S. 30f. („Er [sc. Thulin] war daher immer bestrebt, Wittenberg zu einem Zentrum evangelischen Geisteslebens zu machen. Es ist wohl seine Intention gewesen, in Wittenberg die neu gegründete Evangelische Akademie anzusiedeln“). Oskar Thulin: *Die Wittenberger Lutherhalle*, a.a.O., S. 134 gibt eine anschauliche Skizze vom Ablauf einer Akademietagung in Wittenberg: „Längst sind inzwischen andere Tagungsorte dazugekommen, aber der Wittenberger Tagesablauf gab und gibt die Grundstruktur weiterhin: vor dem Cranachaltar der Stadtkirche die Morgenandacht, im Refektorium der Lutherhalle die Bibelarbeit, das Hauptreferat des Tages mit Gruppen- und Gesamtausprachen. Dazwischen die Einzelgespräche am Brunnen und unter den alten Bäumen des Lutherhofes und in der historischen Lutherstube der Abendsegnen.“

²³ So Ronny Kabus: *Staatliche Lutherhalle Wittenberg. 100 Jahre reformationsgeschichtliches Museum, Wittenberg 1984* (Schriftenreihe der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg 1/1984), S. 55.

²⁴ Vgl. die Publikation der Vorträge, herausgegeben von Walther Ludwig, Leipzig 2000 (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt Bd. 1).

²⁵ Vgl. die Publikation der Vorträge, herausgegeben von Stefan Laube und Karl-Heinz Fix, Leipzig 2002 (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt Bd. 2).

Das Ende der Amtszeit Thulins am 1. April 1969 war Anlass einer heftigen, auch internationalen Diskussion um das künftige Profil der Lutherhalle. Eine solche Debatte war bereits zehn Jahre zuvor entfacht worden, als in der kommunistischen Parteipresse das Fehlen einer (im marxistisch-leninistischen Sinne) kritisch-wissenschaftlichen Darstellung der Gestalt Luthers und der Reformation heftig moniert wurde. Auf Gerüchte, die Lutherhalle in ein Bauernkriegs- und Revolutionsmuseum zu verwandeln, antworteten westdeutsche Zeitungen mit der Polemik, jetzt wolle man „eine der staatlich gewünschten SED-Propaganda-Stuben“ einrichten. Thulin wehrte sich konsequent und erfolgreich und konnte seine Ausstellungspolitik ohne Abstriche umsetzen.²⁶ Doch nun – ohne den international renommierten Direktor – erschien das Lutherhaus in seiner reformationshistorischen Ausrichtung gefährdet.

Ein neues Statut sollte unter neuer marxistischer Leitung „die Pflege des progressiven Erbes der frühbürgerlichen Revolution“ sicher stellen. Dagegen wandten sich Kirchenhistoriker gerade aus dem Ausland, insbesondere aus dem neutralen Skandinavien, die im Jahr darauf den Theologischen Arbeitskreis für reformationsgeschichtliche Forschung (TARF) gründeten, um mit Verweis auf die internationale Reputation das reformationshistorische und reformatorische Proprium der Lutherhalle zu bewahren. Alle zwei Jahre traf sich dieser wissenschaftliche Kreis in Wittenberg zu Vorträgen, gemeinsamen Textlektüren und Austausch über Forschungsentwicklungen in Deutschland und Europa, eine Tradition, die bis heute andauert und damit einen festen Platz im wissenschaftlichen Leben des Lutherhauses einnimmt.²⁷ Eine ähnliche Bedeutung besitzt die Zusammenarbeit mit der Luther-Gesellschaft, in deren Satzung von ihrem Beginn 1918 an die Förderung der Lutherhalle (seit 2003 die Förderung der Stiftung Luthergedenkstätten) als ausdrückliches Vereinsziel genannt ist. Nach 1945 verlagerte sie ihren Sitz nach Hamburg, tagte aber am 15./16. September 1992 erstmals nach dem Krieg wieder an ihrem Gründungsort, um danach alle zwei Jahre Seminare in Wittenberg mit dem Anspruch der Luther-Vermittlung auf wissenschaftlichem Fundament durchzuführen. Da die Luther-Gesellschaft am 1. Januar 2004 ihre Geschäftsstelle wieder nach Wittenberg verlegt hat, wird sie für die hiesige Luther-Pflege und das Lutherhaus ein noch engerer Partner in Wissenschaft und Bildung vor Ort werden.

Publikationen tragen das wissenschaftliche Profil einer Institution und ihrer Mitarbeiter in die fachliche und breitere Öffentlichkeit. Für die Jahre nach 1945 ist hier wiederum besonders Oskar Thulin zu nennen, der eine reiche Autorentätigkeit entfaltete: Sie reicht vom wissenschaftlichen Buch und Fachaufsatz bis hin zu populären Textformen wie Lichtbildserie und kirchlicher Kunstkalender. Im Zentrum stehen vielfältige Aufsätze, Hefte, Bro-

²⁶ Vgl. Stefan Laube: Das Lutherhaus Wittenberg. Eine Museumsgeschichte (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt Bd. 3), Leipzig 2003, S. 325 f.

²⁷ Vgl. zuletzt Friedrich Winter: Die Evangelische Kirche der Union und die Deutsche Demokratische Republik. Beziehungen und Wirkungen, Bielefeld 2001, S. 323-325. Zur Geschichte der Lutherhalle nach 1945 aus Perspektive der EKV vgl. ebd., S. 328-332. Vgl. auch Gert Haendler: Nordeuropäische Anstöße zur Gründung des Theologischen Arbeitskreises für reformationsgeschichtliche Forschung (TARF) 1969/70, in: ders., Kirchliche Verbindungen über die Ostsee hinweg in Geschichte und Gegenwart, Berlin 1999, S. 107-114.

schüren, Museumsführer usw., die sich mit den Wittenberger Lutherstätten und im besonderen mit der Lutherhalle beschäftigen. Seine Texte wurden im Osten und Westen Deutschlands gedruckt, sein kleiner Lutherhallenführer sogar ins Schwedische und Englische übersetzt.²⁸ Ebenfalls mit kunsthistorischem Hintergrund forschte und publizierte die nach Thulin zweite maßgebliche Direktorin der Lutherhalle, Elfriede Starke, die von 1974 bis 1982 amtierte und in diesen Jahren die Neukonzeption der Dauerausstellung im Vorfeld des großen Lutherjubiläums 1983 entscheidend bestimmte.²⁹

Die der Museumsarbeit adäquate Publikationsform ist der Ausstellungskatalog. Ein Meilenstein bei der Aufarbeitung der Exponate der Lutherhallen-Dauerausstellung ist zweifelsohne der 1984 im Selbstverlag erschienene Katalog „Martin Luther 1483-1546“, der von der Lutherkanzel bis zur Lutherkutte, von der 10-Gebote-Tafel bis zum Brief Luthers an Karl V. erstmals vollständig den ausgestellten reichen Schatz an Autographen, Grafiken, Gemälden, Büchern und Kunstgegenständen dokumentiert, 1993 in zweiter, durch Zitationsnachweise, attraktivere Bildgestaltung etc. sehr verbesserter Auflage neu aufgelegt. Die weiteren Teile der Dauerausstellung („Die Bibel wird Volksbuch“, „Reformationsmünzen und -medaillen“, „Das ‚Schwarze Kloster‘ als Architekturdenkmal. Zur Baugeschichte des Lutherhauses“, Kabinettausstellung zu Lucas Cranach d. Ä., „Die Staatliche Lutherhalle Wittenberg. 100 Jahre reformationsgeschichtliches Museum“) konnten nicht in Buchform präsentiert werden, sondern sukzessive in der 1984 begründeten ‚Schriftenreihe der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg‘. Von dieser erschien jährlich ein Heft (1/1984-5/1989), das vor allem die Exponate und Texte der Sonderausstellungen, Neuerwerbungen, Forschungsergebnisse der Mitarbeiter und eine Jahreschronik vorstellte.³⁰ Erst nach 1990 gelang es, für Sonderausstellungen eigene Kataloge herauszugeben, etwa anlässlich des 475. Jahrestages des „Thesenanschlags“ 1992 („Der Reformator mit dem Hammer. Zur Wirkungsgeschichte von Luthers ‚Thesenanschlag‘ bis 1917“, Wittenberg 1992) oder im selben Jahr den Überblick über Kunstwerke zum Lutherjahr 1983 („Martin Luther 1983. Lutherinterpretation in der bildenden Kunst der ehemaligen DDR“, Griesheim 1992).

4. Exponieren: Die Ausstellungen

Durch die Jahrhunderte hindurch war und ist die Lutherstube, Ort der Tischgespräche Luthers mit seinen Freunden und Gästen, Mittelpunkt jeder Exposition von Luthers Leben und Werk im Lutherhaus. Die Lutherstube ist gleichsam die Urzelle der Luthermusealisierung, da sie bereits 1655 in dem von Andreas Sennert herausgegebenen Wittenberger In-

²⁸ Vgl. Christian Mai: Oskar Thulin. Bibliographie, in: *Herbergen der Christenheit* 23 (1999), S. 119-125.

²⁹ Vgl. etwa Elfriede Starke: *Kostbarkeiten der Lutherhalle Wittenberg*, Berlin 1982; dies.: *Lucas Cranach d.Ä.: Die Zehn-Gebote-Tafel*, Leipzig 1982.

³⁰ Zur Motivation und zum Schicksal der Schriftenreihe vgl. Martin Treu: *Die Lutherhalle Wittenberg zwischen 1980 und 1991. Ein Bericht*, in: *Lutherjahrbuch* 60 (1993), S. 118-138, hier S. 129f., S. 135f.

schriftencorpus als „museum Lutheri“ tituliert wurde.³¹ Mochten auch Nutzungen wie Schule, Stipendiatenunterkünfte, Lehrerwohnungen, Lazarett, Getreidespeicher vom Lutherhaus Besitz ergriffen haben, die Lutherstube blieb seit Luthers Tod der Memoria ihres



Dauerausstellung im Lutherhaus Wittenberg, 2003

weltberühmten Bewohners gewidmet. Oder wie Christian Juncker 1706 schreibt: „Und da sonst wie auf Universitäts-Collegiis zu geschehen pflegt, die Stuben denen Studiosis vermietet werden; so bleibt doch Lutheri Stube jederzeit unbewohnt.“³² Viele Besucher der Lutherstube verewigten sich mit Einritzungen an den Wänden oder im Holz des Tisches und der Wandbänke, bis

als Maßnahme gegen die zunehmende Verschandelung 1783 Gästebücher ausgelegt wurden. Die Anziehungskraft des schlichten, nur gering ausgestatteten Raumes illustrieren die Besucherzahlen des 1840er Jahre, als sich jährlich etwa 1.000 bis 1.400 Besucher eintrugen.³³

Neben der Lutherstube war seit dem späten 16. Jahrhundert auch der sogenannte Große Hörsaal im Blickfeld des memorialen Interesses der Besucher. Nach 1832 kam noch ein Saal hinzu, wo in einem Schrank mit Glastüren vor allem Gegenstände aus dem Alltag der Familie Luther ausgestellt wurden. Das Lutherhaus war also bereits ein Museum, bevor es 1883 als solches institutionalisiert wurde. Bei der festlichen Eröffnung am 13. September 1883 waren sieben Schauräume in der Westhälfte des ersten Geschosses einschließlich Lutherstube und Großer Hörsaal für die Öffentlichkeit zugänglich. Das Besucherinteresse wuchs, so dass 1913 schätzungsweise 20.000 Menschen das Lutherhaus besuchten. Das expansive Museum eroberte sich immer mehr Räume im Lutherhaus, 1916 die gesamte erste Etage, 1917 das Refektorium im Erdgeschoß, 1932 Teile des Obergeschosses, 1983

³¹ Vgl. auch Andreas Sennert: *Athenae Itemque Inscriptiones Wittebergenses*, Wittenberg (2. erw. Auflage) 1678: [Luther] „cuius Museum adhuc ibidem cernitur“.

³² Christian Juncker: *Das Guldene und Silberne Ehren-Gedächtniß Des Theuren Gottes-Lehrers D. Martini Lutheri* [...], Frankfurt/ Leipzig 1706, S. 276.

³³ Vgl. Stefan Laube: *Das Lutherhaus Wittenberg. Eine Museumsgeschichte*, a.a.O., S. 114 (davon 6% Ausländer, überwiegend aus den USA).

den Keller und 2003 fast das gesamte Lutherhaus, vom Keller bis in das Obergeschoß, insgesamt 1800 qm Ausstellungsfläche.³⁴

Während der Theologe Jordan das handgeschriebene und gedruckte Wort – ganz in der Tradition des reformatorischen sola-scriptura-Prinzips – als zentrales Medium den Besuchern präsentierte, stellte der Kunsthistoriker und Christliche Archäologe Thulin das Bild, vor allem das Porträt, in den Mittelpunkt. Am 18.2.1946, zum 400. Todestag Luthers, wurde die Lutherhalle nach Beseitigung der Bombenschäden wieder eröffnet. In rascher Folge entstanden Sonderausstellungen, die vor allem dem reformationsgeschichtlichen Jubiläumskalender folgten: Totenbildnis Luthers (1946), Melanchthon (1947, 450. Geburtstag), Universität Wittenberg (1952, 450. Gründungsjubiläum), Lucas Cranach d.Ä. (1953, 400. Todestag) usw. Dieses expositorische Reagieren auf Jahrestage ist auch nach Thulin Proprium der Ausstellungstätigkeit der Lutherhalle geblieben (z.B. Cranach-Ausstellung 1972, Bauernkriegs-Ausstellung 1975) und hat den politischen Wandel von 1989 wie auch den institutionellen Wechsel von 1997 scheinbar unverändert überstanden.

So sind auch die im Zuschauerzuspruch erfolgreichsten Sonderausstellungen nach 1983 mit Jubiläen verbunden: 1988, zum 50. Jahrestag der ‚Reichskristallnacht‘, betrat die Staatliche Lutherhalle Neuland, als sie erstmals für Wittenberg das Schicksal ihrer ehemaligen jüdischen Mitbürger aufarbeitete und dokumentierte („Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung jüdischer Mitbürger der Lutherstadt Wittenberg zwischen 1933 und 1945 vor dem Hintergrund des antisemitischen Missbrauchs des Reformators Martin Luther“, November 1988 - Mai 1989). Die antisemitische Propaganda, die wirtschaftliche Erdrosselung und schließlich die Vertreibung und Vernichtung der Wittenberger Juden markieren Kapitel einer bis dahin im Wittenberg der DDR-Zeit unerhörten Leidensgeschichte, deren Darstellung die meistbesuchte Sonderausstellung der Lutherhalle in den 1980er Jahren werden sollte. Ihren geschichtspädagogischen Wert konnte sie 15 Jahre später erneuern, als sie 2003 in einer neu gestalteten und erweiterten Fassung im Alten Rathaus gezeigt und vor allem von Schulklassen besucht wurde.³⁵

Der 450. Todestag Luthers wurde 1996 in ganz Deutschland als „Lutherjahr“ begangen und mit vielfältigen touristischen Werbematerialien durch die Deutsche Zentrale für Tourismus (DZT) vorbereitet. Die Sonderausstellung der Lutherhalle „Luther mit dem Schwan. Tod und Verklärung eines großen Mannes“ präsentierte die Geschichte des Lutherbildes vor allem im 17. und 18. Jahrhundert und versammelte erstmals wertvolle Stücke zur Ikonographie des Schwans als Luther-Darstellung aus ganz Deutschland.³⁶

³⁴ Die hier nur angedeutete Entwicklung des Museums Lutherhaus wird ausführlich und perspektivenreich dargestellt von Laube, ebd.

³⁵ Ronny Kabus: Juden der Lutherstadt Wittenberg im III. Reich, Wittenberg 2003, und ders.: Nationalsozialistische Judenverfolgung in der Lutherstadt Wittenberg. Ergebnisse und Geschichte einer Ausstellung des Jahres 1988, in: Stefan Oehmig (Hg.), 700 Jahre Wittenberg. Stadt – Universität – Reformation, Weimar 1995, S. 565-575.

³⁶ Vgl. den (maschinenschriftlichen) Jahresbericht der Lutherhalle und des Melanchthonhauses in Wittenberg für das Jahr 1996: „Die Sonderausstellung ‚Luther mit dem Schwan – Tod und Verklärung eines

1999 stand reformationshistorisch gesehen ganz im Zeichen von Katharina von Bora. Zu ihrem 500. Geburtstag veranstaltete die Stiftung Luthergedenkstätten die Sonderausstellung „Lieber Herr Käthe. Katharina von Bora, die Lutherin“. Sie ist nicht nur wegen der breiten Resonanz der Besucher (und vor allem Besucherinnen) erwähnenswert, sondern von Relevanz für die Ausrichtung der Arbeit im Lutherhaus wegen ihres methodischen Ansatzes; denn sie bedeutete eine erste, vorsichtige Öffnung zu alltagsgeschichtlichen Fragestellungen, sowohl thematisch – Ehe, Familie, die Kinder, Katharinas Haushalt – wie auch mit Blick auf die Exponate – Kinderspielzeug, Inszenierung von Katharinas Tisch.³⁷ Die neue Dauerausstellung von 2003 („Martin Luther. Leben, Werk, Wirkung“) führt diese Linie insbesondere mit dem Ausstellungsteil „Zu Haus bei Martin Luther“ fort.³⁸

Die Dauerausstellung von 1983 wurde bis zu ihrem letzten Tag, am 3.12.2000, von 1.232.952 Menschen besucht. Dass Reformationsmuseen wichtige Institutionen kirchengeschichtlicher und allgemein historischer Bildung sind, wird allein schon durch diese Zahl deutlich.³⁹ Museen können diese Bildungsaufgabe in besonderer Weise wahrnehmen, da sie den im Medienzeitalter oft nur abgeleiteten Informationen authentische Zeugnisse entgegenstellen, also Originale präsentieren und dadurch – durch die erlebte Aura des Originals – weitaus umfassender den Besucher affizieren können, als dies jedes Buch tun kann. Den musealen Vermittlungsauftrag verwirklichten (und verwirklichen) die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen im Lutherhaus über die Ausstellungen hinaus in all den Jahrzehnten durch allgemeine und thematische Führungen, Vorträge, Lehrerfortbildungen, populäre und wissenschaftliche Publikationen etc.⁴⁰ Vermittlung kann auch spielerisch und gesellig erfolgen. „Luthers Hochzeit“, das heute weithin bekannte Wittenberger Stadtfest, wurde am 13.6.1987 erstmals gefeiert, und zwar im Garten des Lutherhauses als Museumsfest. Musik, Führung, Theater, Auktion bis hin zu Essen und Trinken bei Kerzenschein zeigten das Museum von einer ungewohnten, attraktiven Seite.⁴¹

großen Mannes’ stellte das bedeutendste Vorhaben der Lutherhalle in diesem Bereich seit 1983 dar und bildete einen Höhepunkt des Lutherjahres“ (S. [6]).

³⁷ Eine frühe sozialgeschichtlich orientierte Ausnahme bildet die Ausstellung „Mode zur Lutherzeit“, vgl. *Schriftenreihe der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg* 4 (1988), S. 9-21.

³⁸ Antje Heling: *Zu Haus bei Martin Luther. Ein alltagsgeschichtlicher Rundgang*, Wittenberg 2003.

³⁹ Das Lutherhaus ist darüber hinaus ein zentraler Baustein der tourismuswirtschaftlichen Infrastruktur der Lutherstadt Wittenberg und des Landes Sachsen-Anhalt, vgl. Stefan Rhein: *Museum und Tourismus: Auf der Suche nach einem anspruchsvollen Luther-Marketing*, in: Nele Güntheroth/Arnold Vogt (Hg.), *Reiseziel: Museum. Freizeitqualität durch Zusammenarbeit von Museen und Touristik*, München 2001, S. 43-53.

⁴⁰ Ein eigenes Sachgebiet ‚Museumspädagogik‘ oder ‚Öffentlichkeitsarbeit‘ gab es gleichwohl nicht.

⁴¹ Vgl. *Schriftenreihe der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg* 3 (1987), S. 62-64 („Wir feiern Luthers Hochzeitstag – Begründung einer neuen Traditionsveranstaltung des Museums“).

5. Epilog

Aus den Einblicken in die Vergangenheit öffnet sich der Blick in eine Zukunft, in der sich das Lutherhaus – ganz in der Tradition der wortmächtigen Vitalität seines berühmtesten Bewohners – als Ort vielfältiger, heiterer und ernsthafter Kommunikation und als besucherorientierte Bildungsstätte mit Führungen, Vorträgen, Festlichkeiten, Konzerten, Workshops, Tagungen, museumspädagogischen Angeboten u.v.m. immer wieder neu zu bestimmen hat. Uwe M. Schneede ist Recht zu geben: „Sein gesellschaftliches Gewicht scheint das Museum nur erfüllen zu können, wenn es sich permanent von innen heraus zu erneuern vermag, ohne seine verpflichtende Tradition aufzugeben.“⁴²

⁴² Uwe M. Schneede, Einführung, in: ders. (Hg.), *Museum 2000 – Erlebnispark oder Bildungsstätte?*, Köln 2000, S. 7-17, hier S. 15.

Der Beitrag von Oskar Thulin (1898–1971) für Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945

Christian Mai

1. Wittenberg und Oskar Thulin

Die Stadt Wittenberg war als Stätte der Reformationsgeschichte der wesentliche Lebensort Oskar Thulins. Insbesondere die Leitung der Lutherhalle konzentrierte die Arbeit und das Leben Oskar Thulins auf die wissenschaftliche, populärwissenschaftliche und pädagogische Erschließung der Epoche der Reformation.¹ Wittenberg bestimmte und formte das Wirken Oskar Thulins. Der Lebensmittelpunkt manifestierte sich im Bau des Wohnhauses für die Familie Thulin 1934 sowie durch Umbauten 1937/1938 an der Lutherhalle durch den Architekten Stephan Hirzel.²

Das Leben Thulins in Wittenberg „war geprägt vom ständigen Kontakt mit den Stätten und Zeugnissen der Reformation“.³ Diesen Kontakt vermittelte er den Besuchern. Die Leitung der Lutherhalle stellte Thulin in die Traditionslinie der systematischen Herstellung einer Beziehung zwischen den Ereignissen der Reformation zur Gegenwart, „von der sie ihren Sinn erhielten und die sie wiederum mit Bedeutung aufluden“.⁴ Diese Aufladung der Bedeutung hatte sich Thulin zur Lebensaufgabe gemacht. Darin wirkte er eher unspektakulär, aber stetig und beharrlich. Seine Arbeit trug dazu bei, Wittenberg als Erinnerungsort der deutschen und europäischen Geschichte zu bewahren.

Die Beschreibung der Person Oskar Thulins und seines Wirkens geschah nach einer Phase des Schweigens im Zeichen des Gedenkens an seinen 100. Geburtstag 1998. Aus diesem Anlaß fand in der Lutherhalle ein Gedächtnisakt statt, bei dem Hartmut Mai – Nachfolger Thulins in der Leipziger Professur für Christliche Archäologie und Kirchliche Kunst – referierte. Er stellte das Leben und Wirken Oskar Thulins erstmals unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten dar. Dem Referat lagen Forschungen Hartmut Mais und des

¹ Vgl. auch den Beitrag von Stephan Rhein: „Deponieren und Exponieren. Einblicke in das Lutherhaus“ in diesem Band.

² Dr. Stephan Hirzel (1899 Berlin - 1970 Kassel): Architekt in Dresden, Berlin und Kassel, der sich als Architekt und Planer sowie Architekturtheoretiker im Bereich des kirchlichen Bauens ausgewiesen hatte.

³ Hartmut Mai: Prof. D. Dr. Oskar Thulin (13. Oktober 1898 - 18. Februar 1971), in: *Herbergen der Christenheit* 23 (1999), 112.

⁴ Gérald Chaix: Die Reformation, in: Etienne Francois/Hagen Schulze (Hgg.): *Deutsche Erinnerungsorte* II, 2. Aufl., München 2002, 12.

Autors zugrunde, die wiederum auf einer intensiven Zusammenarbeit mit den Kindern und der Witwe, Irmgard Thulin geb. Lohmann, fußten.⁵

2. Leben und Wirken vor der Berufung nach Wittenberg

Als Oskar Thulin am 13. Oktober 1898 in Aschersleben zur Welt kam, hatte er „ordentlich interessante Voreltern“. Sein Vater Sven Olsson Thulin (1855-1918) war ein aus Schweden über Nordamerika eingewanderter Schneider. Seine Mutter Ida Erdmunda geb. Otto (1860-1944) stammte aus Merseburg in der Provinz Sachsen. Die Familie zog 1903 nach Halle an



Oskar Thulin, Rede zur Melancthon-Ausstellung, Wittenberg 1960

der Saale, wo der Vater ein Bekleidungs-geschäft führte. In Halle ging Oskar Thulin zur Schule und studierte zwischen 1917 und 1921 evangelische Theologie. Zum geistlichen Amt wurde er 1927 ordiniert. Zuvor hatte er von 1923 bis 1925 als Assistent am Institut für Christliche Archäologie und Kirchliche Kunst der Theologischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg bei Professor Dr. Johannes Ficker und danach als Vikar im kirchlichen Dienst im Raum Schkeuditz gearbeitet. Mit einem Stipendium des Deutschen Archäologischen Instituts trat Thulin zwischen 1927 und 1929 Studienreisen nach Rom und durch den Mittelmeerraum an. Die dabei erworbene Denkmalkennntnis schlug sich in den Publikationen der Nachkriegszeit nieder, beispielsweise in dem Band „Die Kirche der Frühzeit“.⁶

⁵ Sie bilden die Grundlage der hier vorgelegten biographischen Skizze. Die Gedenkrede bildete den Ausgangspunkt für die einzige und grundlegende Veröffentlichung zur Thematik: Hartmut Mai (1999), a.a.O., 111-118. Darüber hinaus gedachte Hartmut Mai für die theologische Welt des 100. Geburtstages von Oskar Thulin in den Personenspalten der *Theologischen Literaturzeitung* vom Dezember 1998: Hartmut Mai: Gedenken an Oskar Thulin zum 100. Geburtstag. In: *Theologische Literaturzeitung* 123 (1998), 1267-1268.

⁶ Oskar Thulin: *Die Kirche der Frühzeit. Bilder zur Geschichte der Kirche in den ersten acht Jahrhunderten*, Berlin 1956, 2. Aufl. 1957.

In Halle wurde er 1930 mit der Arbeit „Johannes der Täufer im geistlichen Spiel des Mittelalters und der Reformationszeit“⁷ promoviert. Als Habilitationsschrift nahm man 1933 in Halle die Veröffentlichung „Die Christus-Statuette im Museo Nazionale Romano“⁸ an. Im gleichen Jahr hielt Oskar Thulin in Halle eine Probevorlesung, die seine – zur Leitung der Lutherhalle parallele – Arbeit als Dozent bzw. Hochschullehrer begründete und schließlich in die Ernennung zum Professor 1940 mündete. Die bildnerische Darstellung von Jesus Christus gehörte fortan zu den wichtigsten Themen Oskar Thulins. Er beschäftigte sich mit der gesamten Entwicklungszeit von den Anfängen bis zum 20. Jahrhundert. Die Christusikonographie bildete den Kern seiner christlich-archäologischen Studien. An der Entwicklung Oskar Thulins zum Hochschullehrer, Museumsleiter und Theologen läßt sich für seine Person erkennen, wie das geistliche Bewußtsein und die kirchliche Existenz „seinen Umgang mit Geschichte und Kunst von innen her geprägt hat“.⁹ Diese geistliche Ambition mit ihrer kulturellen Verknüpfung charakterisierte die Bildungsidee Thulins.

3. Leitung der Lutherhalle

Mit der Leitung der Lutherhalle verband sich für Oskar Thulin der lebenslange Schwerpunkt seines Wirkens. In den Jahrzehnten zwischen der Berufung zum Direktor und dem Ende der Leitung 1969, zwei Jahre vor dem Tod am 18. Februar 1971,¹⁰ prägte er das Gesamtbild der Einrichtung von ihrer Ausstellungskonzeption über ihr bauliches Erscheinungsbild bis hin zur publizistischen Erschließung und Wirkung. Unter Thulins Leitung erhielt die Lutherhalle den Rang einer eigenständigen Bildungseinrichtung, die weit über die museale Funktion hinausging.

Oskar Thulin wurde auf Empfehlung seines Hallenser Hochschullehrers Johannes Ficker mit dem 1. Januar 1930 vom Preußischen Minister für Wissenschaft, Kultur und Volksbildung sowie vom Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin zum ersten hauptamtlichen Direktor der Lutherhalle berufen.

In den Jahren 1933 und 1934 standen der Lutherhalle Gedenk- und Festjahre ins Haus, mit denen an den 450. Geburtstag Luthers und an die Bibelübersetzung Luthers im 400sten Jahr erinnert wurde. Die politischen Ereignisse überschlugen sich in den beiden Jahren. Kirchlicherseits erwartete man eine durchgreifende staatliche Erneuerung, die der Kirche mehr Bedeutung und Freiheit geben sollte. Daß 1933 vom Turm der Lutherhalle „Kirchen-

⁷ Ders.: Johannes der Täufer im geistlichen Spiel des Mittelalters und der Reformationszeit, Leipzig: Dieterich 1930.

⁸ Ders.: Die Christus-Statuette im Museo Nazionale Romano, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung* 44 (1929), 201-259.

⁹ Hartmut Mai: Gedenkrede zum 100. Geburtstag von Oskar Thulin am 13.10.1998 in der Lutherhalle Wittenberg. Manuskript, 1.

¹⁰ Es mag hier als seltsame, aber treffend bemerkenswerte Fußnote erscheinen, daß Oskar Thulin am Todestag Luthers starb. Er wohnte mit seiner Familie bis zum Tode im Haus an der Lutherhalle.

Reichs- und Hakenkreuzfahnen weh[t]en“¹¹ gehört in das Umfeld solcher Vorstellungen. Sie zeugen von jener allgemeinen Begeisterung über das Ende der Weimarer Republik, die sich dem ahnungslosen Taumel hingab. Im Jahr 1933 standen Wittenberg und insbesondere die Lutherhalle im Blickpunkt nationaler kulturpolitischer und kirchenpolitischer Interessen. Die Euphorie hielt nicht lange an. Im Kirchenkampf zeigte sich bald das wahre Gesicht der nationalsozialistischen Politik. Die Lutherhalle wurde trotz der massiven Vereinnahmung Luthers durch die nationalsozialistische Kulturpropaganda letztendlich nicht zu einer nationalsozialistischen Wallfahrtsstätte.

Thulin sah sich als lutherischer Theologe dem Bewußtsein von Staat und Volk verpflichtet. Die sogenannte Volkstumstheologie des konservativen Luthertums in Deutschland bot den Rahmen einer dem Staat verpflichteten Gesinnung. Sie entsprach einem allgemeinen Ordnungsdenken. Man sprach in diesem Zusammenhang von der Theologie der Schöpfungsordnungen. Sie zeigte sich anfällig für und infiziert von nationalsozialistischem Gedankengut. Im Blick auf die gesamte Entwicklung widerstand Thulin aber „allen Versuchen einer Vereinnahmung durch politisch-ideologische Kräfte in der Zeit des Dritten Reiches und der DDR“.¹² Auch das verdankte er der lutherischen Gesinnung, die immer wieder ihre politische Resistenz unter Beweis stellte.

Nach 1945 setzte Thulin den intensiven internationalen Kontakt – im Rahmen der bescheidenen Möglichkeiten der DDR-Kulturpolitik – vor allem mit den lutherischen Traditionsländern USA, Schweden, Dänemark, Norwegen und Finnland fort. In nationaler Hinsicht behielt Wittenberg seine relativ zentrale Position im Eisenbahnnetz Deutschlands¹³ auch nach dem Zweiten Weltkrieg, was die Anreise von Kirchengemeindeguppen erleichterte. Aber die Teilung Deutschlands machte die Kontakte in die westlichen Zonen mühsamer. Im Verhältnis zu anderen Institutionen bewahrte die Lutherhalle unter Thulins Leitung allerdings ihre gesamtdeutsche Funktion als Forschungs- und Besuchsort, selbst unter dem Eindruck der dramatischen Veränderungen der protestantischen Kulturlandschaft im Nachkriegsdeutschland.¹⁴ Neben der Teilung des Landes waren das vor allem der Verlust ganzer protestantischer Regionen im Osten Deutschlands und der Kampf gegen das Christentum in der DDR überhaupt. Angesichts dieser Problemlage bedurfte es einer institutionellen Kontinuität, die sich kulturell und wissenschaftlich äußerte. Für die protestantische Welt geschah dies entscheidend auch aus der Lutherhalle.

¹¹ Zeittafel zur Stadtgeschichte Wittenbergs nach der Universität 1813/14 – 1994, in: Jens Hüttmann (Hg.), Wittenberg nach der Universität. Begleitheft zur Ausstellung. Wittenberg 2002, 31.

¹² Hartmut Mai (1999), a.a.O., 114.

¹³ Auf den Umstand der zentralen Verkehrslage Wittenbergs mit einem Eisenbahnanschluß bereits 1841, der vor allem für den Besuch der Kirchengemeindeguppen von hoher Bedeutung war, wies Gérald Chaix hin. Vgl. Gérald Chaix (2002), a.a.O., 15.

¹⁴ Für die Tagung des Lutherischen Weltbundes in Hannover 1952 organisierte Thulin eine Ausstellung mit Objekten aus der Lutherhalle, die als eine partielle Überwindung der Spaltung Deutschlands empfunden wurde und deshalb ein großes Echo fand. Vgl. *Hannoversche Allgemeine Zeitung* 4 (1952) Nr. 163 vom 17.6., 5.

Mit seiner Person und seiner Anwesenheit vor Ort sowie den umsichtigen Auslagerungen und den Wiederaufbaumaßnahmen sicherte Thulin in der kritischen Phase der letzten Kriegs- und der ersten Nachkriegsjahre den Bestand der Lutherhalle. Das 400ste Gedenkjahr an den Tod Martin Luthers, 1946, nutzte er zur erneuerten Wirksamkeit dieser Institution. Sie wurde für die Stadt Wittenberg noch dadurch gesteigert, daß Thulin nach dem Kriegsende 1947 einen Arbeitskreis der Lutherhalle gründete, dem etwa 70 – vor allem Wittenberger – Mitglieder angehörten. Damit gelang Thulin eine populärwissenschaftliche Verankerung des breiten Themenspektrums „Epoche der Reformation“ in der Bevölkerung der Stadt. In diesem Kreis wurden mehrere hundert Referate zum Themenkomplex Reformation, Renaissance und Umfeld gehalten.¹⁵ Der Hunger nach humanistischer Bildung prägte die kulturellen Bedürfnisse der Menschen in den Nachkriegsjahren. Thulin wußte dieses Bedürfnis aufzunehmen und in die geistlich-kulturelle Bildung seiner Prägung zu integrieren.

1954 beschrieb Thulin seine Anliegen im Zusammenhang der Lutherhallenarbeit als Bildungsaufgabe:

„Streng wissenschaftliche Forschungsarbeit auf der einen Seite und transformierende Verständlichkeit anschaulicher Art für den Alltag des Gemeindelebens auf der anderen Seite bestimmen Inhalt und Form der Lutherhallenarbeit. ... Das Lutherhaus ist dem zerstörenden Zugriff des Krieges um Haaresbreite entgangen – es ist uns neu geschenkt als eine Stätte, in der wie einst, als die Universität noch in Wittenberg war, Geistiges und Geistliches, Universitas und Theologie, Forschung und Gemeindeleben sich immer wieder zu fruchtbarer Begegnung finden können in einem ‚Kirchlichen Arbeitszentrum eigener Art‘.“¹⁶

Dem Eckpunkt der Wissenschaft auf der einen Seite stand der Schwerpunkt der Gemeindepädagogik auf der anderen Seite gegenüber. Für Thulin verklammerten sich diese Pole im Bildungsgedanken. Seine Bedeutung setzte die Fähigkeit zur geistigen Transformation voraus. Theologie und Wissenschaft sollten unter dem Dach der Lutherhalle, am *genius loci* bahnbrechender Erkenntnisse, fruchtbar zueinanderkommen. Angesichts der theologischen Debatten der 1950er Jahre um die Nähe der theologischen Strömungen zur Gemeindewirklichkeit erschien diese Idee zukunftsweisend.

Thulin nutzte die frühen 1960er Jahre zu einer Neugestaltung der Räume in der Lutherhalle. Er handelte nach dem Prinzip ‚Weniger ist mehr‘, das das „historische Bild der Reformationsepoche nun verständlicher, einfacher, aber auch eindrucklicher für den Besucher“¹⁷ machen sollte. Die Einbeziehung von Lucas Cranach und seinen Werken diente der Verdeutlichung des reformatorischen Menschenbildes und einer gemeindegemäßen Erzählweise der reformatorischen Auffassung von der Kirche.¹⁸ Neue Wege beschriff er bei

¹⁵ Für den 11.6.1964 wurde das 220. Referat angekündigt. Vgl. Oskar Thulin: Die Lutherhalle heute, in: *Luther* 36 (1965), 93-96.

¹⁶ Oskar Thulin: Die Wittenberger Lutherhalle, in: *Luther* 25 (1954), 132-135.

¹⁷ Ders.: Neugestaltete Räume in der Wittenberger Lutherhalle. In: *Kunst und Kirche* 27 (1964), 180.

¹⁸ Vgl. ebd.

der Präsentation der Kleinkunst, die erstmals zugänglich gemacht wurde. Den Hörsaal und das Refektorium widmete er stärker als zuvor festlichen Vorlesungen, Tagungen, der Musik und Vorträgen sowie Arbeitsgemeinschaften, beispielsweise dem Lutherhallenkreis.¹⁹ Zwei hauptsächliche Aufgaben sah Thulin für die Lutherhalle als Institution. Sie sollte zum einen internationale Begegnungsstätte am symbolischen Ort des Protestantismus sein. Den Besuchern konnte zum anderen in der Begegnung mit der Ausstellung der Ort „in seiner bleibenden und erneuten Aktualität“ zu Bewußtsein kommen.²⁰

Neben der Ausstellungskonzeption, den Kongressen und den immer wieder selbst durchgeführten Führungen widmete sich Oskar Thulin vor allem der publizistischen Arbeit für die Lutherhalle. Sie schlug sich in zahlreichen sehr unterschiedlichen Veröffentlichungen von Monographien bis zu Ausstellungsführern und Wandkarten nieder. Die Publikationen erreichten mit zum Teil hohen Auflagen ein breites Publikum. Dazu zählten die „Wittenberger Lutherstätten“²¹ (zuerst 1947), die – auf dem Bestand der Lutherhalle fußenden – „Bilder der Reformation“²² (zuerst 1953), die „Lutherstätten in Wittenberg“²³ (zuerst 1955) und „Die Lutherstadt Wittenberg und ihre reformatorischen Gedenkstätten“²⁴ (zuerst 1960). Eine Besonderheit stellte die gemeinsam mit O. H. Heubner erarbeitete Wandkarte „Luther-Gedenkstätten und Geschehnisse der deutschen Reformation von 1483-1546“ dar, die 1936 entstanden war und seit 1953 von der Evangelischen Verlagsanstalt im zehnfarbigen Offset-Druck vertrieben wurde.

Für die Besucher der Lutherhalle verfaßte Thulin einen Leitfaden.²⁵ Das Anliegen seiner popularisierenden Pädagogik ging über die Sammlung und Bewahrung der reformationsgeschichtlichen Dokumente hinaus. Es führte zur breit angelegten Vermittlung von vergegenwärtigter Geschichte und zur Rezeption des historischen Erbes im internationalen wie im nationalen Maßstab: „Wenn wir uns hier einer Epoche widmen, die längst vergangen ist, so erkennen wir doch das bleibende Anliegen der Reformation, das uns heutigen Christen auch Beispiel, ja Ansporn sein kann“.²⁶

Thulin verwirklichte die Popularisierung auf hohem ästhetischen und wissenschaftlichen Niveau ohne katechetisch-missionarischen Eifer. Er betonte den christlichen Gehalt der dargestellten Epoche, ohne eine ausschließlich für christliche Besucher der Lutherhalle konzipierte Gedächtnisstätte zu entwickeln. Thulin sah darauf, wie die Wirksamkeit der Reformationsgeschichte und darin besonders der Person Martin Luthers unter den Bedin-

¹⁹ Vgl. ebd.

²⁰ Vgl. ebd.

²¹ Oskar Thulin: Die Wittenberger Lutherstätten, Berlin/München 1947, 2. Aufl. 1950.

²² Ders.: Bilder der Reformation. Aus den Sammlungen der Lutherhalle in Wittenberg, Berlin 1953, 3. Aufl. 1967.

²³ Ders.: Die Wittenberger Lutherstätten, Berlin 1955, 7. Aufl. 1977.

²⁴ Ders.: Die Lutherstadt Wittenberg und ihre reformatorischen Gedenkstätten, Berlin 1960, 7. Aufl. 1968.

²⁵ Ders.: Kleiner Führer durch die Wittenberger Lutherhalle mit den großen Schrifttafeln aller Räume, Wittenberg 1966.

²⁶ Oskar Thulin (Hg.) unter Mitarbeit von Ingetraut Ludolph: Reformation in Europa, Leipzig 1967, 5.

gungen sich wandelnder gesellschaftlicher Verhältnisse lebendig bleiben konnte. Nach 1945 bedeutete diese Sichtweise vor allem, sich der Betonung des sogenannten humanistischen Erbes des 16. Jahrhunderts zu stellen. Doch verlor er dabei keineswegs den theologischen Kern des reformatorischen Humanismus aus den Augen: „Auffällig ist, daß für Thulin die Wissenschaft nie Selbstzweck war, sondern dazu diente, vielen Menschen in Kirche und Gesellschaft das christliche Erbe nahezubringen“.²⁷

4. Lehrtätigkeit an den Universitäten Halle und Leipzig sowie am Predigerseminar in Wittenberg

Die Jugend Oskar Thulins in Halle an der Saale legte ihm die Bindung als Studenten, Geistlichen und später als Hochschullehrer an die Universität dieser Stadt nahe. An ihr hielt er vor 1945 Vorlesungen und Seminare. Nach dem Zweiten Weltkrieg lehrte Thulin zwischen 1956 und 1965 an der Universität Leipzig. Seine zeitweilige Mitgliedschaft in der NSDAP bzw. in der SA führte dazu, daß er in Halle nicht mehr lehren konnte Auch in Wittenberg erlebte er deshalb eine Zurücksetzung bis Anfang der 1950er Jahre. Die Lutherhalle kam unter kommunale Aufsicht. Thulins nationalsozialistische Betätigung wurde allerdings als weniger schwer eingestuft, weshalb seine Leitungarbeit für die Lutherhalle faktisch nicht zur Disposition stand.

Das Spektrum der Leipziger Lehrveranstaltungen zeigt, wie wenig Thulin auf die Kunst der Reformationszeit festgelegt war. Er widmete sich der Kunst sowohl der frühchristlichen und mittelalterlichen Epoche als auch der Gegenwart des 20. Jahrhunderts. Von dieser Offenheit war sein geistiger Stil geprägt. Sie gab er in Wittenberg im Kranz der Tagungen, Gesprächsforen sowie der Publizistik weiter. Damit schrieb er die Bildungsgeschichte der Stadt fort.

Zur Lehrtätigkeit im weiteren Sinn gehörte Thulins Einsatz für die bildende Kunst in Wittenberg und darüber hinaus. Er organisierte Atelierbesuche, Exkursionen und Künstler-tagungen. Vor allem seine Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt in Magdeburg stellte eine Brücke zu Erwachsenenbildung her. Die Akademie hatte 1948 ihren Ursprung in Wittenberg genommen, setzte die Arbeit allerdings bald darauf in Magdeburg fort. Thulin gehörte zu ihren Initiatoren und versuchte zunächst, sie in Wittenberg dauerhaft zu etablieren.²⁸ Er arbeitete im Leitungskreis mit und kümmerte sich insbesondere um die Künstlertagungen. Aufgrund der geographischen Situation der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen konnte die endgültige Ansiedlung der Akademie in Magdeburg nicht verhindert werden.

²⁷ Hartmut Mai (1999), a.a.O., 113.

²⁸ Vgl. Peer Pasternack: 177 Jahre. Zwischen Universitätsschließung und Gründung der Stiftung Leucorea: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817 – 1994, Wittenberg 2002, 51.

Thulin verknüpfte von Wittenberg aus in einem personellen und inhaltlichen Dreieck die Institutionen des Wittenberger Predigerseminars,²⁹ der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt und der Lutherhalle miteinander. Außerdem unterrichtete er zwischen 1948 und 1960 an der Evangelischen Predigerschule in Wittenberg.³⁰ Die Verbindung der Bildungsinstitutionen innerhalb Wittenbergs und darüber hinaus die Verbindungen nach Leipzig, Halle und Magdeburg in der Person Oskar Thulins machte ihn zu einer Schlüsselgestalt der universitären Bildung in der Stadt ohne Universität.

5. Publizistische Arbeit

Thulin wurde in wissenschaftlich-theologischen Kreisen gelegentlich vorgeworfen, wenn man die Bilder aus seinen Publikationen wegnehme, bliebe kaum etwas übrig. Diese Kritik spricht Thulins überragende Fähigkeit an, Geschichte ins Bild zu bringen. Er setzte in seinen Veröffentlichungen auf die Wirkung von Bildern und betonte die visuelle Publizistik wie kaum ein anderer Theologe seiner Zeit. Seine publizistische Arbeit erstreckte sich nicht nur auf die klassischen Formen von Büchern, Broschüren, Aufsätzen und Lexikonartikeln. Sie reichte bis zu Lichtbildserien und zum Film. Die kommentierenden Texte waren meistens knapp gehalten.

Inhaltlich dominierte nach 1945 zwar der reformationsgeschichtliche Bereich, aber Thulin blieb auch seinen „alten Themen“ frühchristliche Kunst, Kirchenbau und christliche Ikonographie treu, etwa mit den Bänden „Frühes Christentum im Spiegel der Kunst“³¹ (1968), „Die Kirche in der Frühzeit“³² (zuerst 1956) und „Gestalt und Aussage in christlicher Bau- und Bildkunst“³³ (zuerst 1964), „Lobpreis Gottes in der Sprache der Kirchenbaukunst“³⁴ (zuerst 1960), „Kirchenbauten in weiter Welt“³⁵ (1971) sowie „Menschenantlitz vor Gott in der Sprache der Kunst“³⁶ (zuerst 1961) und „Die Sprache der Christusbilder“³⁷ (zuerst 1962). Dabei achtete er auf die populärwissenschaftliche Wirksamkeit. Im Vergleich zu den frühen wissenschaftlichen Studien verstärkte sich dadurch die Wirksam-

²⁹ Welche Bedeutung dem Evangelischen Predigerseminar in Wittenberg als Bildungsinstitution bis heute zukommt, wird in einer neueren Veröffentlichung deutlich: Peter Freybe (Hg.), „Recht lehren ist nicht die geringste Wohltat“. Wittenberg als Bildungszentrum 1502 bis 2002 (Wittenberger Sonntagsvorlesungen), Wittenberg 2002.

³⁰ Vgl. den Beitrag von Hans-Joachim Kittel: „Die Ausbildung an der Evangelischen Predigerschule der Kirchenprovinz Sachsen in Wittenberg 1948–1960. Ein Beispiel für den Zugang zum Pfarramt auf dem zweiten Bildungsweg“ in diesem Band.

³¹ Oskar Thulin: Frühes Christentum im Spiegel der Kunst, Berlin 1968.

³² Ders.: Die Kirche der Frühzeit. Bilder zur Geschichte der Kirche in den ersten acht Jahrhunderten. Berlin 1956, 2. Aufl. 1957.

³³ Ders.: Gestalt und Aussage in christlicher Bau- und Bildkunst, Berlin 1964, 3. Aufl. 1971.

³⁴ Ders.: Lobpreis Gottes in der Sprache der Kirchenbaukunst, Berlin 1960, 5. Aufl. 1967.

³⁵ Ders.: Kirchenbauten in weiter Welt, Berlin 1971.

³⁶ Ders.: Menschenantlitz vor Gott in der Sprache der Kunst, Berlin 1961, 4. Aufl. 1968.

³⁷ Ders.: Die Sprache der Christusbilder, Berlin 1962, 2. Aufl. 1966.

keit und Verbreitung der Publikationen Thulins enorm. Der einzige aktive evangelische Großverlag in der DDR, die Evangelische Verlagsanstalt Berlin, veröffentlichte die meisten Arbeiten. Daneben arbeitete er gern mit dem Wartburgverlag Max Keßler in Jena, in dem die kirchlichen Kunstkalender Thulins erschienen, und mit der Pressestelle der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen – mit Sitz in Weimar – zusammen.

Zum hermeneutischen Prinzip der Publikationen gehörte für Thulin die Nachdenklichkeit der Betrachter, zu denen er sich selbst rechnete: „Für uns als nachdenkliche Betrachter aber kann es auf dem Umweg über die Jahrhunderte der Kunst und des Wandels ihrer Formen auch oft eine Hilfe sein zur Erkenntnis dessen, was in uns, hinter unserm Antlitz als formende Kraft wirkte oder wirken sollte“.³⁸ Sehr subtil vermittelte er mit solchen Gedanken das Bewußtsein um die schöpferische Bedingtheit des Menschen und des sich daraus ableitenden Verständnisses der Wirklichkeit. Die Ikonographie erhielt unter diesem Vorzeichen eine für die Bildung maßgebliche Bedeutung. Das zeigte sich vor allem in der Beschäftigung mit dem reformatorischen Bildgut der Cranachwerkstatt.

Zum nachklingenden Höhepunkt im Umfeld der Cranach-Ehrung von 1953, die ihren Schwerpunkt in Wittenberg hatte, gestaltete sich das Erscheinen des Bandes „Cranach-Altäre der Reformation“ im Jahr 1955. Mit diesem Werk setzte Thulin Maßstäbe für die ikonographische Erforschung der Reformationszeit und schuf ein bis heute benutztes Standardwerk der Kirchlichen Kunst wie der Cranachforschung. Friedrich Bartsch, der theologische Leiter der Evangelischen Verlagsanstalt, die das Buch herausgegeben hatte, urteilte darüber: „Der Geist lutherischer Theologie weht uns an; Oskar Thulin spricht geradezu von dem einzigen Bildmotiv, das alle diese Arbeiten Cranachs beherrscht: es sei der Mensch vor Gott zwischen Gesetz und Evangelium.“³⁹

Dieser Meilenstein in der Erforschung der protestantischen Ikonographie konzentriert sich auf die in der Reformation aus theologischen Anliegen erwachsenen neuen Bildmotive. Die dargestellten Altäre umfassen in detailreicher Einzigartigkeit dank der Photographien von Charlotte Heinke-Brüggemann auch später vernichtete Werke aus Nordhausen (Epitaph Meienburg) und Kemberg (Flügelretabel). Damit dokumentierten Thulin und Heinke-Brüggemann unwiederbringlich verlorenes Kulturgut. Thulin erläuterte die Altäre nicht als Museumsstücke, sondern als kirchliches Gebrauchsgut, als Andachts- und Bekenntnisbilder.⁴⁰ Er arbeitete den Zusammenhang zwischen lutherischer Reformation und reformatorischer Ikonographie heraus. Aus dem Prinzip des „gläubigen Realismus“, den Thulin in Cranachs Werken fand, leitete er einen Maßstab für die Gegenwartskunst christlichen Inhalts ab⁴¹ und schlug damit den Bogen zur künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Bildung.

³⁸ Ders.: Menschenantlitz vor Gott in der Sprache der Kunst, Berlin 1961, 5.

³⁹ Bartsch, Friedrich (Hg.): Zehn Jahre Evangelische Verlagsanstalt Berlin, Berlin 1956, 67.

⁴⁰ Vgl. Oskar Thulin: Cranach-Altäre der Reformation, Berlin 1955, vorderer Klappentext.

⁴¹ Vgl. Hartmut Mai (1999), a.a.O., 115.

Gemäß der Arbeit für die Lutherhalle stand neben dem kirchlich-künstlerischen Thema die Beschäftigung Thulins mit Martin Luther. Auch hier suchte Thulin den visuellen Zugang. Er beabsichtigte, die historische Persönlichkeit des Reformators in Bildern seiner Wirkungsstätten und der geschichtlichen Ereignisse zu vergegenwärtigen. An der Spitze dieser Bemühungen stand das mehrfach verlegte, ins Englische übersetzte und von Thulin selbst sehr geliebte Werk „Martin Luther. Sein Leben in Bildern und Zeitdokumenten“.⁴² Zuerst erschien es 1958 im Deutschen Kunstverlag München. Die Ausgabe für die DDR folgte 1963 bei der Evangelischen Verlagsanstalt. Das Buch fand Eingang in den kirchlichen Unterricht in der DDR und gehörte zum empfohlenen Material des Kurses III „Gottes Maßstäbe“ im Rahmenplan der Christenlehre von 1977. Es diente dort zur Darstellung von „Situationen aus Martin Luthers Leben“.⁴³

Über den Kreis von Luthers Leben hinaus beschäftigte sich Thulin mit den Wirkungen der Reformation in ganz Europa. Insbesondere die sorgfältige, umfangreiche, mehrfach übersetzte Publikation „Reformation in Europa“⁴⁴ (1967) mit Ingetraut Ludolphy krönte Thulins Arbeit auf dem Gebiet der Reformationsforschung. Die internationalen Gäste der Lutherhalle sowie die Kongresse in ihr regten den europäischen Blick an.

Thulin ließ sich in seinen Veröffentlichungen oft vom Gedenkcharakter eines geschichtlichen Ortes leiten. Das traf einerseits für Wittenberg als Gedächtnisort der Reformation und der in ihr Handelnden zu, erstreckte sich aber auch auf andere reformatorische Orte, beispielsweise Torgau mit dem Kunstführer „Schloß und Schloßkirche Torgau“⁴⁵ (zuerst 1963). Hierfür verknüpfte er die Geschichte der lutherischen Reformation mit ihrem ersten sächsischen Kirchenbauzeugnis, der Schloßkapelle zu Torgau.

Oskar Thulin verstand es, mit seinen Publikationen Wissenschaftliches zu kommunizieren und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Er stärkte das Schwergewicht der europäisch-reformatorischen Tradition lutherischer Prägung. Sein „weitgespanntes kunstgeschichtliches Interesse kam vor allem den zahlreichen Veröffentlichungen für den Gebrauch in den Gemeinden zugute“.⁴⁶ Von 1953 an begründete und betreute er die Herausgabe des kirchlichen Kunstkalenders „Zur Ehre Gottes“, für den er die Bildauswahl vornahm und sie kommentierte. Damit weckte er das Interesse an der kirchlichen Kunst und förderte ihr Verstehen. Die publizistische Arbeit verband sich nahtlos mit der Lehrtätigkeit und der Leitung der Lutherhalle.

⁴² Oskar Thulin: Martin Luther. Sein Leben in Bildern und Zeitdokumenten, München/Berlin 1958; Berlin 1963, 2. Aufl. 1964.

⁴³ Rahmenplan für die kirchliche Arbeit mit Kindern und Jugendlichen (Konfirmanden), 3. Aufl., Berlin 1992, 33.

⁴⁴ Oskar Thulin/Ingetraut Ludolphy (Hgg.): Reformation in Europa, Leipzig 1967 und Kassel 1967: Erschien in englischer, schwedischer und niederländischer Übersetzung.

⁴⁵ Oskar Thulin: Schloß und Schloßkirche Torgau. Berlin 1963, 2. Aufl. 1967.

⁴⁶ Hartmut Mai (1999), a.a.O., 117.

6. Oskar Thulin und Wittenberg

Oskar Thulin trug nach 1945 wesentlich dazu bei, das Bewußtsein für die Bedeutung der Stadt Wittenberg als Gedächtnisort der Reformation national wie international wachzuhalten. Er verschaffte der Lutherhalle mit der Konzeption der wissenschaftlichen und pädagogischen Anschaulichkeit die zentrale Rolle unter den Gedächtnisstätten der Reformation über Wittenberg hinaus. Mit einem Kranz von Sonderausstellungen, Tagungen und Publikationen um die ständige Ausstellung der Lutherhalle herum gelang es ihm, die Beschäftigung mit der Epoche des 16. Jahrhunderts einem breiten Bevölkerungsspektrum nahezu bringen. Die Lutherhalle fungierte als Bildungsinstitution. Thulin betonte den theologischen Grundgehalt ihrer Ausstrahlung. Er wollte in den weltweiten wissenschaftlichen und kirchlichen Kontakten die inspirierende Bedeutung der Epoche für die reformatorische Christenheit vermitteln. „Unter Thulin entwickelte sich die Lutherhalle nicht nur zum führenden reformationsgeschichtlichen Memorialmuseum, sondern gleichermaßen zu einer Kontaktstelle für alle, die in Wittenberg die Nähe zur Reformation Luthers suchten und aus ihr Gewinn für Glauben, Leben und Wissenschaft schöpfen wollten.“⁴⁷

Sicher litten Thulins Bemühungen unter den einschränkenden Bedingungen der DDR enorm, aber die Verankerung der Person Martin Luthers im damals sogenannten humanistischen Erbe des SED-Staates ermöglichte Spielräume. Die lotete Thulin vor allem mit internationalen Kontakten aus. Er entzog Luther einer ausschließlich nationalen Vereinnahmung oder Zurücksetzung. Thulin hatte mit dem Vorurteil, Luther sei Fürstenknecht und Bauernverräter gewesen, zu kämpfen. Gegen Ende der 1960er Jahre wurde Luther staatlicherseits

im Zuge einer Neubewertung der Reformation als „Frühbürgerliche Revolution“ rehabilitiert.⁴⁸

Die Bedeutung Oskar Thulins für den Wissenschafts- und Bildungsort Wittenberg leitet sich von den drei Säulen seiner eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit – Leitung der Lutherhalle, Publizistik



Oskar Thulin, Wittenberg 1960

⁴⁷ Ebd., 113.

⁴⁸ Vgl. Gérald Chaix (2002), a.a.O., 25.

und Lehrtätigkeit an kirchlichen Einrichtungen sowie der Universität Leipzig – ab. Thulin versuchte unter den Bedingungen der Nachkriegszeit, nach 1945 die Kontinuität der reformationsgeschichtlichen Forschung und Darstellung in der ideellen Vergegenwärtigung und Visualisierung zu bewahren und wirksam zu halten. Er sah in der Epoche der Reformation ein geistesgeschichtliches und kulturelles Erbe, das zu einer Inspirationsquelle der Gegenwart bestimmt war. Das individuelle Gedächtnis des einzelnen Wittenberg-Besuchers vermochte sich, um es in den Worten einer These des französischen Soziologen Maurice Halbwachs zu formulieren,⁴⁹ durch Thulins popularisierende konzeptionelle und publizistische Aktivitäten im Reformationsgeschehen kollektiv in der reformatorischen Kultur Europas zu verankern.

Wenige Tage nach seinem Tod erschien in der Hallenser Tageszeitung „Der Neue Weg“ ein Nachruf, der den internationalen Rang der Geltung Oskar Thulins betonte: „Mit Prof. Thulin haben wir einen bedeutenden Kenner der Reformationsgeschichte und einen Fachmann kirchlicher Kunst verloren, der durch sein segensreiches Wirken zum internationalen Ansehen der wissenschaftlichen Forschung in der DDR beigetragen hat.“⁵⁰

Zu diesem Zeitpunkt, da die DDR um ihr internationales Ansehen rang, bahnten sich neue Perspektiven für die Kirche und die wissenschaftliche Theologie an. Diese Entwicklung strebte Oskar Thulin an. Ihre Früchte in Form des Lutherjahres 1983 konnte er nicht mehr ernten. Den vermittelnden Ansatz für die Epoche der Reformation und die Rolle der kirchlichen Kunst hatte Thulin in der konsequenten Vergegenwärtigung der Geschichte insbesondere durch ihre visuelle Präsentation gesucht.

Wittenberg reihte sich unter seinem Einfluß in die Pflegestätten des kulturellen und geschichtlichen Erbes ein, ohne vom nationalen Pathos dominiert zu werden. Zuerst bemächtigte sich Wittenberg der Person Oskar Thulins, dann prägte er selbst die Ausstrahlung dieser Stadt als Bildungs- und Wissenschaftsort in der Tradition der Universität. Oskar Thulin schuf durch sein Wirken weit mehr als eine kulturelle Nische im deutschen Geistesleben nach 1945. Der Erinnerungsort der lutherischen Reformation Wittenberg behielt im Wirken Oskar Thulins seinen Rang als Bildungsstätte des geschichtlichen Gedächtnisses des protestantischen Teils der Nation.

⁴⁹ Die Formulierung nimmt auf, was für die Ausstellung „Wittenberg nach der Universität“ 2002 programmatisch formuliert wurde. Vgl. Reinhard Kreckel/Jens Hüttmann/Peer Pasternack: Wittenberg nach der Universität. Konstruktion von Geschichte als intergenerationelles Projekt, in: Jens Hüttmann (Hg.), Wittenberg nach der Universität. Begleitheft zur Ausstellung. Wittenberg 2002, 7.

⁵⁰ *Der Neue Weg*, Halle/S. 26 (1971) Nr. 45 vom 22.2., 2.

Leben und Lernen auf Luthers Grund und Boden

Das Evangelische Predigerseminar Wittenberg

Peter Freybe

Am 31. Oktober 1817 wurde das Königlich-Preußische Predigerseminar Wittenberg in den leergewordenen Räumen des Augusteums ins Leben gerufen. Die Universität Wittenberg war zuvor in die heutige Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg überführt worden. In einem "Eliteseminar" sollten nun hier die besten der studierten Theologen aus den verschiedenen Provinzen der preußischen Landeskirche (später die Landeskirchen der Evangelischen Kirche der Union/EKU) gründlich auf ihre praktische Arbeit als Pfarrer vorbereitet werden. Bis zu zwei Jahren waren die angehenden Pfarrer in Wittenberg und prägten das öffentliche Leben in dieser langen Zeit mit. War diese Ausbildung zunächst nur einigen Theologen vorbehalten, so wurde seit 1928 der Besuch eines Predigerseminars zur Pflicht für jeden, der Pfarrer werden wollte. Die ehemalige Schloss- und Universitätskirche wurde zur Kirche des Predigerseminars für die Ausbildung ihrer zukünftigen Prediger und Pfarrer.¹

Im folgenden soll die reiche Tradition dieser Wittenberger Bildungseinrichtung in einer kurzen Geschichte ihres jeweiligen Wandels erinnert und festgehalten werden. Aus der Fülle des Archivmaterials, das einer späteren Bearbeitung vorbehalten bleiben muss, werden hier in gebotener Kürze die *konzeptionelle Überlegungen* seit 1945 im Vordergrund stehen. „Was hat sich denn geändert im Predigerseminar?“, das ist eine immer wieder interessierende Frage. Was hat sich geändert für die Ausbildung am Predigerseminar – seit 1918, nach 1933, nach 1945, zur Zeit der DDR und nun nach der „Wende“ von 1989? Wie also spiegelt sich der Wandel der Zeiten in den jeweiligen Ausbildungskonzeptionen wieder?

1. Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit

Noch in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg hatte sich die gute Tradition seit Gründung des Predigerseminars bewährt. Die Kandidaten der Theologie hatten in der organisierten „Seminarergemeinschaft“ eine große Selbständigkeit bei der Mitbestimmung für ihre Ausbildung.²

¹ vgl. Otto Dibelius: Das Königliche Predigerseminar zu Wittenberg 1817-1917, Berlin o.J. [1917]

² Walter Hempel: Nachklang großer Tradition, Wittenberger Erinnerungen aus den Jahren 1919-1934, in: Tradition im Wandel, Das Evangelische Predigerseminar zu Wittenberg in den Jahren 1919 bis 1966. Festschrift zum 150jährigen Jubiläum, Berlin 1966, S. 24ff.



Augusteum, Sitz des Predigerseminars, 1950er Jahre

An dem großen runden Tisch im Lesezimmer wurden zusammen mit den Dozenten die Lehrveranstaltungen und das gemeinsame Leben geplant. Dieser „runde Tisch“ fand ein jähes Ende, als am 15. März 1934 das Kirchenregiment der Deutschen Christen in Ber-

lin von heute auf morgen den laufenden Ausbildungskurs auflöste und das Predigerseminar stilllegte. Fünfzehn der zwanzig provinzsächsischen Kandidaten des Herbstsemesters 1934/35 hatten sich unter dem 28. Oktober 1934 in einem Brief an den Reichsbischof dazu bekannt, dass sie sich nicht mehr den Weisungen der deutsch-christlichen Kirchenleitung unterstellt sehen. „Unter Androhung gerichtlicher Maßnahmen wegen Hausfriedensbruchs“ musste am nächsten Tag das Haus geräumt werden.³ Damit wurde eine Ausbildung verboten, die sich an das Wort Gottes und an das eigene Gewissen gebunden wusste und deshalb jede ideologische Bevormundung durch Kirche und Staat ablehnte. Der durch Luthers „Freiheit eines Christenmenschen“ gestärkte Glaube hatte den Zwängen getrotzt und auch im Verbot neue Freiheit gewonnen.

Am 5. Oktober 1934 wurde das Predigerseminar neu eröffnet. Es waren nur solche Kandidaten zu berücksichtigen, deren „politische und kirchliche Haltung zu Bedenken keinen Anlass gab“.⁴ Der Tageslauf wurde nun von Berlin aus geregelt. Lehrplanrichtlinien, das Wochenplanschema, der Tagesplan und genaue Festlegungen der Hausordnung waren vorgeschrieben. Neu in den Stundenplan aufzunehmen waren Vorlesungen über das Standesbewusstsein, die Standeslehre und -zucht eines Pfarrers. Die angeordnete nationalsozialistische Schulung sollte über den deutschen Glauben, den deutschen Bauern und das deutsche Christentum lehren. Nicht im offenen Widerstand, aber in theologisch verantwor-

³ Peter Freybe: *per mutuum colloquium et consolationem fratrum et sororum*, in: Martin Beintker/Eberhard Jüngel/Wolf Krötke (Hg.), *Wege zum Einverständnis. Festschrift für Christoph Demke*, Leipzig 1997, S.42ff.

⁴ Hansjörg Ehrke: *Im Übergang, Das Predigerseminar in den Jahren 1933 bis 1945*, in: *Tradition im Wandel...*, a.a.O., S. 34ff.

teter Auseinandersetzung wurden die vorgeschriebenen Themen differenziert diskutiert. Von den Dozenten gehörte keiner zu den Anhängern des Nationalsozialismus.⁵ Freilich gab es nach dem mutigen Brief von 1934 auch keinen offenen Protest mehr gegen das Kirchenregime. Der theologisch-wissenschaftliche Elan, der die Ausbildung am Predigerseminar noch bis 1933 bestimmt hatte, trat zurück. Das praktisch-theologische Denken, das die Pfarrer in ihrer angefochtenen Situation stützen und begleiten sollte, stand im Vordergrund. Spuren einer „bekennenden Kirche“ wurden gesucht und gefunden.

Mit Kriegsbeginn 1939 konnte die Ausbildung am Seminar nicht mehr ordnungsgemäß aufrechterhalten werden. Gleich nach Kriegsbeginn wurde auch das Augusteum – gegen den Protest des Studiendirektors – durch die Polizei beschlagnahmt und ein Lazarett eingerichtet.⁶ Wiederum von heute auf morgen mussten die letzten Kandidaten das Haus räumen. Auch das Lazarett wurde bald wieder aufgegeben. Verschiedene Dienst- und Kommandostellen besetzten große Teile des Hauses in Kriegs- und Nachkriegszeit.

Den Neubeginn nach 1945 hatte der neue Propst von Wittenberg, Wolfgang Staemmler, mit großer Kraft auf den Weg gebracht. Im November 1946 kamen 15 neue Pfarramtswärter und nahmen neben den vielen Flüchtlingen im Haus die Ausbildung in äußerster räumlicher Enge von Neuem auf. Die äußeren Bedingungen waren spärlich, die Motivation war groß. Und die Gemeinden warteten auf geistlichen und seelsorgerlichen Beistand in der schweren Nachkriegszeit. Wieder musste sich die theologische Ausbildung auf eine neue Situation einstellen und sich an der Gemeindepraxis der Nachkriegszeit bewähren. 1948 erhielt die Schloss- und Predigerseminarkirche dann erstmals eine kleine Gemeinde. So konnten sich die jungen Theologen zusammen mit dieser Kirchengemeinde im lebendigen Vollzug noch besser auf ihre Arbeit in den zukünftigen Gemeinden vorbereiten.

2. Neues will werden

In den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts kam es dann zu einer neuen Konsolidierung der Ausbildung am Predigerseminar.⁷ Es ist ein wegweisendes Symbol, dass 1954 die alte Aktenkammer zu einer *Hauskapelle im Erdgeschoss* umgebaut wurde. Erstmals in der langen Geschichte hatte das Haus einen eigenen Andachtsraum, ein neues geistliches Zentrum. Verstärkt wurden Andachten und Gottesdienste nun im Haus gefeiert. Die Hausgemeinschaft verstand sich neu als eine Bruderschaft in der Tradition der Bekennenden Kirche. Die Unterschiede im sozialen Herkommen, in der Biografie, im theologischen Denken und in der Frömmigkeit trafen in neuer Gemeinschaft aufeinander. Gemeinschaft und ge-

⁵ Peer Pasternack: 177 Jahre – Zwischen Universitätsschließung und Gründung der Stiftung Leucorea, Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817 - 1994, Wittenberg 2002, S. 44ff.

⁶ Im Übergang, a.a.O., S.44f.

⁷ Paul Wätzel: Neues will werden, in: Tradition im Wandel..., a.a.O., S.48ff.

meinsames Leben – auch die Dozenten wohnen bis heute mit im Haus – wurden zur prägenden Erfahrung für den Ernstfall im Leben der so unterschiedlichen Gemeinden. Dabei machte es sich die „skeptische Generation“ dieser Jahre nicht leicht, selber ihren Weg immer wieder neu zu entdecken und zu gestalten. Die geistliche Gemeinschaft konnte nur gelingen, wenn diese Suchbewegung mit Geduld und Sachverstand eingeübt wurde. Neben intensiver theologischer Arbeit gab es in dieser Zeit ein ausgeprägtes geselliges Leben mit viel Sport und Spiel.

Für die ganzheitliche Bildung und Ausbildung hatte in diesen Jahren die Entdeckung der *Kirchenmusik* für die Pfarrer eine nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung. Die Evangelische Kirche der Union hält es für unabdingbar, dass neben den beiden Theologen ein A-Kirchenmusiker fest zum Dozententeam gehört. Die musikalische Dimension ist oft ein Lebenselixier für das gemeinsame Leben. Chorsingen, liturgisches Singen, gottesdienstliches Singen, Stimmbildung und der Einsatz von Musikinstrumenten – das ist eine große Chance für den einzelnen Menschen, für eine Arbeits- und Lebensgemeinschaft, für lebendiges Leben in den Gemeinden.

Zur Neuentdeckung der Welt gehört in dieser Zeit für die Theologie auch die Begegnung und das Gespräch mit den *Human- und Naturwissenschaften*. Psychologie und Soziologie, Pädagogik und Kybernetik, Ökonomie und Weltanschauung hießen die neuen Wissenschaften, die auf einmal zum Stundenplan gehörten. Die Bibel ins Gespräch zu bringen mit diesen Wissenschaften und Weltanschauungen, das war eine total neue Herausforderung. Aber wenn ein Pfarrer für die Menschen seiner Gemeinden sprachfähig und glaubwürdig sein will, dann gehört dies zu seiner Bildung und Ausbildung. Sehr schnell wurden die Kurse im Predigerseminar von fünf Monaten auf sechs und dann auf zehn bzw. elf Monate verlängert!

3. Kommunikation in Verkündigung und Seelsorge

Die 60er und 70er Jahre brachten auch für das Predigerseminar neue Aufbrüche. Die eben konsolidierten Werte wurden radikal in Frage gestellt. Die gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen brauchten neue konzeptionelle Überlegungen. 1977 wurde nach langer Vorarbeit eine neue Struktur eingeführt.⁸ Wann immer Menschen in dieser bewegten Welt miteinander leben wollten, musste *Kommunikation* neu gelernt werden. Und wenn Theologie und christlicher Glaube im Gespräch mit den Kommunikationswissenschaften ihren Beitrag leisten, dann geschieht das vornehmlich in Verkündigung und Seelsorge. Die Funktion des Predigerseminars ist dann nicht nur Wissensvermittlung, sondern insbesondere Einübung in die Sprachlehre des Glaubens und in die Praxis der christlichen Liebe.

⁸ Gabriele Backhaus/Hansjürgen Schulz/Peter Freybe: Theologie zum gemeinsamen Nutzen. Ein Nachdenk- und Arbeitsbuch. Vom Evangelischen Predigerseminar Wittenberg zu seinem 175jährigen Bestehen erarbeitet (1817- 1992), Wittenberg o.J. (1992), unveröffentlicht, S. 18.

Im Studium hat der Theologe die *Tradition* der Kirche zu allererst in ihren Texten der Bibel kennengelernt. Im Vikariats-Praktikum hat er die *Situation* der Gemeindeverhältnisse erlebt, für die das Evangelium aufgeschrieben ist und gilt. Und im Predigerseminar soll er nun erfahren und einüben, wie er beides zusammenbringen kann in seiner *Person*.⁹ Die Aufgabe der Ausbildung ist es dann, die jungen Pfarrer zu ermutigen und zu begleiten, ihre eigenen Stärken und Schwächen anzunehmen und so als glaubwürdige Menschen Pfarrer zu sein. Was soll ich, was will ich, was kann ich, was macht mir Freude, was macht mir Angst? Die Arbeit an der Person in vielen Gruppen- und Einzelgesprächen ist ein spannungsvoller Prozess.¹⁰

Und so hat sich bei dem *Lernen in Gruppen* (in der Regel sind es bis heute 20 Theologen und Theologinnen in einem Kurs) die Methode der Themenzentrierten Interaktion (TZI) inzwischen fest etabliert. In einer Gruppe, die miteinander lernen will, gibt es immer drei Faktoren, die zusammen stimmen müssen: *Ich* – das *Thema* – die *Gruppe*. Wenn ich nicht auf meine Kosten komme, wenn das Thema schlecht vertreten ist, wenn die Gruppe miteinander nicht zurecht kommt, dann ist Lernen behindert. Aber man kann es lernen und üben in einer gruppenbezogenen Ausbildung, wie mit Rücksicht aufeinander das Ganze in ein „Fließgleichgewicht“ kommt. Eine Annäherung an dieses Ziel ist für die Ausbildung und Arbeit des Pfarrers, der immer eine „Sache“ vertritt und immer mit Menschen zusammenarbeitet, unabdingbar. Denn diesen Menschen wird er mit seiner ganzen Person in so verschiedenen Handlungsfeldern begegnen, wo sich seine Ausbildung bewähren muss:

- Gottesdienst und Erwachsenenbildung
- Konfirmandenunterricht und Jugendarbeit
- Seelsorgerliche Begleitung der Menschen im Lebenslauf
- Diakonie und Kirchenbau
- Gruppen- und Gesprächsleitung
- Musik und Liturgie.

Die *kommunikative Kompetenz* ist also ein konzeptionelles Ziel der Ausbildung der Pfarrer (1967 gibt es im Wittenberger Predigerseminar die erste Vikarin/Pfarrerin!). Die Arbeit im Predigerseminar eröffnet dafür ein umfassendes Lern- und Übungsfeld zur Verbesserung der Kommunikations- und Kooperationsfähigkeit der werdenden Pfarrer und Pfarrerinnen.¹¹

Auch hier bewährt sich, dass die Predigerseminare der EKU in Wittenberg und Brandenburg/H. nicht wie sonst üblich nur für eine Landeskirche zuständig sind. Hier kommen Vikare und Vikarinnen aus den ähnlichen und doch unterschiedlichen Kirchen der Altpreußischen Union zusammen, also aus: Anhalt, Berlin-Brandenburg, schlesische Oberlausitz (Görlitz), Pommern (Greifswald), Kirchenprovinz Sachsen. So kommen die unterschiedli-

⁹ Theologie zum gemeinsamen Nutzen, a.a.O. S. 6

¹⁰ Hansjürgen Schulz: Ich sage lieber Kneipe als Kathedrale, in: Manfred Müller, Protestanten – Begegnung mit Protestanten, Halle/Leipzig 1990.

¹¹ Peter Freybe: Gemeinschaft und Freundschaft im Predigerseminar, in: Luther und seine Freunde. Wittenberger Sonntagsvorlesungen 1998, Wittenberg 1998, S. 125ff.

chen Erfahrungen von der Ostsee bis zum Thüringer Wald in Wittenberg in ein Streitbares Gespräch und zum fruchtbaren Erfahrungsaustausch.

In der Zeit der DDR hat das Predigerseminar der EKU seine Arbeit ununterbrochen weitergeführt.¹² Wieder musste sich die Ausbildung einer neuen gesellschaftspolitischen Situation stellen. Die Formel „*Kirche im Sozialismus*“ verwies darauf, dass Christen in „kritischer Solidarität“ mit dem atheistischen Staat leben wollten. So gehörte die Auseinandersetzung der Theologie mit dem Marxismus-Leninismus neu in den Studienplan und auf die Tagesordnung. Dass es dabei auch heftige Debatten und Kontroversen gab im Streit um das Verhältnis von „Kirche und Staat“ und „Christentum und Sozialismus“, das war unausweichlich. Wie kritisch darf oder muss die Kirche sein im Gegenüber zum atheistischen Staat? Wie solidarisch können und sollen sich die Christen verhalten gegenüber den ideologisch abhängig gewordenen Menschen im realexistierenden Sozialismus? Wie können die Pfarrer und Pfarrerrinnen darauf vorbereitet werden, in den oft bedrängenden politischen Fragen der Bildungspolitik, der Militärpolitik, der Umweltpolitik und der Parteipolitik kompetente Gesprächspartner und Seelsorger für die Gemeinden zu sein?

„Widerstand oder Anpassung“, „Dialog oder Konfrontation“, „gehen oder bleiben“, „kritische Distanz“ oder „kritische Solidarität“ – im Geflecht dieser existentiellen Probleme musste sich auch im Predigerseminar die theologische Auseinandersetzung neu bewähren. Die aktive Beteiligung am konziliaren Prozess der Kirchen auf dem Wege zu mehr „*Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung*“ führte in neue Konflikte und zu neuer Befreiung. Die Kirche in der DDR wurde weithin zu dem einzigen Freiraum im fest gefügten sozialistischen System. Dass Theologie und Kirche immer auch mit Politik zu tun haben, Verkündigung und Seelsorge höchst politisch sind, das hat sich dann auch im Herbst 1989 im Predigerseminar als dem Treffpunkt zur Vorbereitung der ökumenischen Aktionen für die „friedliche Revolution“ und für die „Gebete um Erneuerung“ in der Schlosskirche und in der Stadtkirche bewahrheitet. Es war auch hier eine ‚Sternstunde‘ zu erleben, wie unmittelbar biblische Texte die gesellschaftliche Situation erhellt haben, wie lebendig die Gottesdienste mit ihren Liturgien wurden und wie das Gebet in der Form von Klage und Bitte und Dank und Lob Wirkung zeigte.¹³

4. Pastorale Kompetenz für Kirche und Gesellschaft

Nach der „Wende“ von 1989 gab es auch für die Ausbildung am Predigerseminar neue Herausforderungen. In der pluralistischen Gesellschaft mit ihrer Fülle von Möglichkeiten

¹² Peter Freybe/Birgit Weyel: Das Predigerseminar Wittenberg als neue Ausbildungsstätte, in: Wittenberg als Bildungszentrum / 1502-2002. Wittenberger Sonntagsvorlesungen 2002, Wittenberg 2002, S. 157ff.

¹³ vgl. Kay-Ulrich Bronk: Der Flug der Taube und der Fall der Mauer. Die Wittenberger Gebete um Erneuerung im Herbst 1989, EVA, Leipzig 1999

und Zwängen musste die Freiheit neu bewährt werden. Konzeptionell ist als Leitziel jetzt neu formuliert: Das Ziel der Arbeit im Predigerseminar ist die Ausbildung und Förderung „*pastoraler Kompetenz*“ in allen zentralen Handlungsfeldern der Kirche. Damit ist nicht pastorale Besserwisserei und Bevormundung gemeint. Viel mehr soll eine solide Ausbildung die Pfarrer und Pfarrerinnen befähigen, die vielfältigen Aufgaben der Kirche in einer weithin säkularisierten Umwelt zu verantworten. Für die Kirche als einer „qualifizierten Minderheit“ sind dabei klassische Inhalte neu entdeckt geworden:

- Kirche in Tradition im Wandel
- Gemeindeaufbau
- Erfahrungsbezogene Bibelarbeit
- Gottesdienst und Liturgie
- Seelsorge und Beratung
- Singen und Sprechen
- Homiletik und Rhetorik
- Ökumene und Mission
- Diakonie und Sozialarbeit
- Kirchenrecht und Verwaltung
- Alte und neue Sprachen.

Und dazu sind mit dem 21. Jahrhundert für die Kirche und ihre Pfarrer und Pfarrerinnen ganz neue Themenreiche wichtig geworden:

- Kirche und Öffentlichkeit
- Kirche und Ökonomie
- Kirche und Arbeitswelt
- Kirche und Kultur
- Kirche und Bildung
- Kirche und Medien
- Kirche und interreligiöser Dialog.¹⁴

Dass eine zeitlich begrenzte Ausbildung natürlich alle diese Themenbereiche nicht erschöpfend behandeln kann, liegt in der Natur der Sache. Deshalb sind auch die Theologen und Theologinnen selbstverständlich zur Weiterbildung verpflichtet.

Neben den *Inhalten* der biblischen Tradition, neben der christlichen Gemeinschaft in ihren vielfältigen *Beziehungen* wird eine dritte Größe für die kirchliche Arbeit unerlässlich. In der Ökonomie wird sie beschrieben mit „Management“ und *Organisationsentwicklung*. „Planung, Durchführung und Kontrolle“ werden geradezu überlebensnotwendig für die Arbeit der Pfarrer und Pfarrerinnen in oft kaum noch überschaubaren Arbeitsbereichen.¹⁵ Die strukturellen Probleme sind eine komplett neue Herausforderung für die kirchliche

¹⁴ Das Predigerseminar Wittenberg als neue Ausbildungsstätte, a.a.O., S. 164

¹⁵ Werner Haasiepen/Eilert Herms (Hg.): Grundlagen der theologischen Ausbildung und Fortbildung im Gespräch: Die Diskussion über die „Grundsätze für die Ausbildung und Fortbildung der Pfarrer und Pfarrerinnen der Gliedkirchen der EKD“, Stuttgart 1993, hier bes. S. 70ff.

Arbeit. Hatte der Pfarrer früher meist eine Gemeinde zu betreuen, so ist die Pfarrerin und der Pfarrer heute für bis zu 15 Gemeinden verantwortlich. Die planvolle Organisation der Arbeit muss dafür ganz neu gelernt und geübt werden.

Nun ist es auch primäre Aufgabe der Pfarrer und Pfarrerinnen, verstärkt ehrenamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen zu motivieren, anzuleiten und zu begleiten, damit geistliches Leben nicht verkümmert, sondern neu wachsen kann. *Geistliches Leben, Teilnehmerorientierung und Selbstorganisation* sind Voraussetzung und Ziel dessen, was jetzt zu lernen und zu lehren ist. Planung und Gestaltung der Lehr- und Lernprozesse kann deshalb nur „am runden Tisch“ in gemeinsamer Verantwortung der Dozenten und der Seminarteilnehmer und -teilnehmerinnen konstruktiv organisiert werden. Dabei sind gleichermaßen die Bedürfnisse der Auszubildenden sowie die Erfordernisse der Kirche zu berücksichtigen:

„Die Pfarrer und Pfarrerinnen sind nun nicht mehr nur Prediger und Seelsorger, sondern in besonderer Weise auch Manager in sich wandelnden Gemeindestrukturen. Die zentrale Herausforderung ist es, in einer weithin säkularisierten Gesellschaft möglichst vielen Menschen Begleitung in lebensgeschichtlichen Krisensituationen zu bieten und ihnen ein Gesprächspartner für Fragen der Religion und der Lebensgestaltung zu sein.“¹⁶

Für die Ausbildung und Förderung der pastoralen Kompetenz der Vikare und Vikarinnen als angehende Pfarrer und Pfarrerinnen findet sich *Bewährtes und Neues konzeptionell verbunden* im gegenwärtigen Ausbildungsmodell im Wittenberger Predigerseminar:

Wer Pfarrer oder Pfarrerin werden will, studiert fünf bis sieben Jahre an Universitäten im In- und Ausland. Daran schließt sich ein halbjähriges Praktikum/Vikariat in Gemeinde- und Religionspädagogik an. Dem folgt das Gemeindevikariat, das in drei Wochen-Kursen auch schon vom Predigerseminar begleitet wird. Daran schließt sich der knapp halbjährige Grund-Kurs im Predigerseminar an. Nach dem 2. Theologischen Examen mit einer wissenschaftlichen Abschlussarbeit folgt die Entsendung in den Pfarr- und Gemeindedienst (sofern eine Pfarrstelle zur Besetzung freigegeben ist und die Vikare und Vikarinnen in den kirchlichen Dienst übernommen werden). Dort werden die Berufsanfänger „vor Ort“ von den Dozenten besucht. In den ersten drei Amtsjahren kommen die jungen Pfarrer und Pfarrerrinnen zu 14tägigen praxisbegleitenden Aufbau-Kursen wieder nach Wittenberg. Diese Verbindung der Gruppe mit dem Seminar über fünf Jahre hinweg ist für die Gruppenteilnehmer und -teilnehmerinnen wie für die Dozenten von unschätzbarem Wert. (Diese Predigerseminaristen sind es dann auch, die Jahr für Jahr immer wieder neu mit ihren Konfirmanden- und Gemeindeguppen nach Wittenberg zurückkehren.)

Und so bewährt sich über die bald 200jährige Geschichte des Wittenberger Predigerseminars, was in der alten Stiftungsformel des Seminars mit Luthers Worten gesagt war. Das Evangelium von Gott kommt zu den Menschen – „per mutuuum colloquium et consolationem fratrum et sororum“, d.h. die *Arbeits-, Lern- und Lebensgemeinschaft* im Prediger-

¹⁶ Das Predigerseminar als neue theologische Ausbildungsstätte, a.a.O., S. 165

seminar lebt vom „wechselseitigen Gespräch und der wechselseitigen Ermutigung der Brüder und Schwestern untereinander“.¹⁷

Für die *Öffentlichkeit* wird die oft eher verborgene (wenn auch nicht klösterliche) Arbeit im Augusteum besonders wirksam und erlebbar in der Schlosskirche mit ihren Gottesdiensten, Konzerten, Orgelmusiken und Festveranstaltungen. Die theologischen Dozenten am Predigerseminar sind zugleich Prediger an der Schlosskirche, die Musikdozenten gleichzeitig Organist/in und Kantor/in dort. In das Augusteum lädt seit 1983 die „Musik im Seminar“ ein. Ebenfalls seit 1983 haben sich für die Wittenberger Öffentlichkeit und weit darüber hinaus die „Wittenberger Sonntagsvorlesungen“ im Predigerseminar, die seit 1996 auch im Druck erscheinen, fest etabliert. Schließlich ist die Bibliothek des Predigerseminars von unschätzbarem Wert für Forschung und Lehre im In- und Ausland, wird hier doch auch der Großteil der Bibliothek der alten Wittenberger Universität bewahrt und genutzt.

5. Ausblick

Im Zeitalter einer fortschreitenden Individualisierung und Pluralisierung der Menschen und der Gesellschaft ist die Suche nach Orientierung und Lebenshilfe neu wichtig geworden. Das Konzept einer Lern- und Lebensgemeinschaft am Predigerseminar erscheint mit seinem kommunikativen Modell deshalb beinahe modern für Kirche und Gesellschaft. So bleibt das Evangelische Predigerseminar auf Luthers Grund und Boden im Wandel der Zeiten angesichts immer neuer Herausforderungen der Freiheit des Evangeliums verpflichtet.

Nachdem die Evangelische Kirche der Union (EKU) sich mit dem 1. Juli 2003 in die Union Evangelischer Kirchen (UEK) in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) mit ihrer Tradition und Kompetenz eingebracht hat, wird die Arbeit des Predigerseminars als Bildungs- und Ausbildungsstätte über die Grenzen Wittenbergs hinaus noch an Bedeutung zunehmen.

Anhang: Direktoren und Dozenten am Predigerseminar seit 1945

Direktoren:

- 1946 – 1950 Ephorus Propst Wolfgang Staemmler (1889–1970)
- 1950 – 1953 Ephorus Walter Ruff (1893–1953)
- 1953 – 1968 Ephorus Lic. Paul Wätzel (1916–1978)
- 1968 – 1975 Ephorus Dr. Paul-Gerhard Keyser (1928–1987)
- 1975 – 1988 Direktor Dr. Hansjürgen Schulz (1931–1990)
- 1989 – Direktor Peter Freybe (1940–)

Musikdozenten

- 1959 – 1977 LKMD Klaus-Dieter Mücksch (später Stadtkirche)
- 1977 – 2003 KMD Anne-Dore Baumgarten (Schlosskirche)
- 2003 – Sarah und Thomas Herzer

¹⁷ per mutuum colloquium..., a.a.O.

Studieninspektoren und Dozenten

- 1946 – 1948 Johann Gerhard Schomerus (Studieninspektor)
- 1951 – 1952 Erwin Beyer (Studieninspektor)
- 1954 – 1956 Dr. Heino Falcke (Studieninspektor)
- 1956 – 1960 Dr. Fritz Neugebauer (Studieninspektor)
- 1960 – 1964 Dr. Heinrich Müller (Studieninspektor)
- 1964 – 1967 Martin Schollmeyer (Studieninspektor)
- 1967 – 1972 Dr. Christop Nippert (Studieninspektor)
- 1973 – 1977 Johannes Görlich (Studieninspektor)
- 1977 – 1992 Friedrich Schorlemmer (Dozent)
- 1992 – 1994 Dr. Hans-Wilhelm Pietz (Dozent)
- 1994 – Dr. Thomas Koppehl (Dozent)



Bibliotheksmagazin des Predigerseminars, 90er Jahre

Die Ausbildung an der Evangelischen Predigerschule der Kirchenprovinz Sachsen in Wittenberg 1948–1960

Ein Beispiel für den Zugang zum Pfarramt auf dem zweiten Bildungsweg

Hans-Joachim Kittel

1. Beginn am 1. Juni 1948 – ein mutiger Schritt an bewährtem Ort

Wittenberg ist im Laufe der Zeiten schon öfter Geburtsstätte und Heimat einer neuen Arbeit der evangelischen Kirche geworden. Neben den großen Ereignissen des Thesenanschlags 1517 oder 1848 Wiecherns Rede, aus der die Innere Mission geboren wurde, ist in unseren Tagen ein bescheidenes Pflänzchen in Wittenberg gewachsen: die Evangelische Predigerschule – so Rektor Reusche in einem Bericht aus dem Jahre 1960.

In der Kirchenleitung hatte es Überlegungen gegeben, auf die Notlage in den Gemeinden zu reagieren und zugleich das Angebot von Gemeindemitgliedern anzunehmen, sich für den Dienst der Wortverkündigung zurüsten zu lassen, freilich ohne ein herkömmliches Theologiestudium absolvieren zu müssen. Der Probst des Kurkreises, D. Wolfgang Staemmler, hat dieses Anliegen vehement vertreten. In der Erinnerung daran im Rundbrief von 1960, als die Schule nach Erfurt umgezogen war, schreibt er dazu: so ziemlich auf eigenen Kopf und in eigener Verantwortung. Aber man hat ihn gewähren lassen und mehr seine Entscheidung bestätigt. Er war seit 1931 Studiendirektor des Predigerseminars in Frankfurt/Oder gewesen, leitend in der Bekennenden Kirche, von den NS-Machthabern zweimal inhaftiert und erst von den amerikanischen Truppen aus der Haft befreit worden, schließlich 1945 als Propst nach Wittenberg gekommen. Im dortigen Augusteum befand sich seit 1817 nach Schließung der Universität ein Predigerseminar für Kandidaten aus der preußischen Landeskirche (seit 1919 ApU), das aber nach Kriegsende noch nicht wieder eröffnet worden war. Hier hielt nun die (spätere) Predigerschule ihren Einzug.

Zu einem eindeutigen Beschluss hatte die Kirchenleitung zunächst noch nicht gefunden. In der Sitzung am 4.5.1948 ist von einem Pfarrassistentenseminar die Rede, in dem es zwei Typen geben soll: Pfarrassistenten, die aus anderen Berufen kommen und in etwa einjährigen Kursen ausgebildet werden, und Pfarrdiakone, die schon eine irgendwie geartete Vorbildung im Dienst am Worte haben (Diakonenanstalt, Bibelschule usw.) für mindestens ein Vierteljahr. In der Sitzung am 16.6. wird weiterverhandelt und am 17.6. ein von Kirchenrat Schaper vorgelegter Referentenentwurf diskutiert. Am 21.7. wird endlich ein Ausschuss berufen, der die Frage nach der theologischen, praktischen und rechtlichen Seite hinarbeiten soll. Ihm gehören an: KR Schaper, Sup. Barbe, Propst D. Staemmler, OKR Zippel, Pf. Knolle, Diakon Petzold und zwei Diakone aus dem laufenden Wittenberger

Kurs. Am 9.7. war die Überweisung von 1.000 Mark als Vorschuss für die Weiterführung des Pfarrassistentenlehrganges zugesagt worden.

Jedenfalls hatte am 1. Juni 1948 die Arbeit begonnen. Bereits in Übung war der soeben erwähnte Lehrgang, den die Predigerschüler salopp ihre Nullserie nannten. Groß ist das Erstaunen über den Mut in der Anfangszeit in den Berichten nach drei oder zehn Jahren Arbeit der Schule, aber ebenso in den persönlichen Erinnerungen, die schriftlich vorliegen oder mündlich vorgetragen wurden anlässlich der Schließung der Predigerschule in Erfurt im Sommer 1993. Voll Dank gedenkt man der geistlichen Bruderschaft und Lebensgemeinschaft besonders in den ersten Wittenberger Jahren.

Und schon bald gibt es auch Anerkennung für die Existenz der Schule, etwa aus dem Munde von Bischof Müller 1951:

„Die erste Abschlussprüfung in der Predigerschule ist ein Ereignis von geschichtlicher Bedeutung für die KPS. Als wir vor drei Jahren angingen, hatten wir Bedenken und waren wenigstens weithin der Meinung, dass die Einrichtung der Predigerschule eine Notlösung sei. Wie gut und richtig aber dieses Beginnen war, dafür sind der Notschrei aus den Gemeinden und die fast aus allen Gemeinden, in denen Sie als Praktikanten gearbeitet haben, gemeldete Bewährung eine Bestätigung. Sie dürfen gewiss sein, dass Sie mit offenen Armen aufgenommen werden, gerade in einer Zeit, in der so viele Gemeinden seit Jahren nur notdürftig versorgt werden und das kirchliche Leben brach liegt ... Sie dürfen stolz sein auf dieses Amt des Predigers, das Ihnen gegeben wird. Sie sind die ersten Prediger, die hinausgehen. Aller Augen sind auf Sie gerichtet, wie sich dieser Stand bewähren wird. Treiben Sie Ihre theologischen Studien weiter, lassen Sie sich das eine Amtspflicht sein ... Es soll zu einem edlen Wettbewerb zwischen den Predigern und den Pfarrern kommen, das Wort Gottes recht zu verkünden und die oft geistlich so daniederliegende Gemeinde mit dem Wort Gottes in der Kraft des Heiligen Geistes aufzubauen.“¹

Eine Zeitungsnotiz über dieses Ereignis besagt: Die Kirchenleitung werde, so Bischof Müller, auch dann, wenn wieder ausreichender Nachwuchs an Volltheologen zur Verfügung stehen sollte, die Predigerausbildung fortsetzen. Diese geschieht vorerst ausschließlich für den Dienst in der Kirchenprovinz Sachsen (KPS). 1953 sind alle verfügbaren Plätze belegt, so dass Bewerber aus anderen Landeskirchen nicht hatten aufgenommen werden können.² Noch 1960 heißt es aus der Feder von Rektor Reusche im Entwurf für eine Abkündigung im Amtsblatt: „So manche Gemeinde leidet Not, weil sie keinen Pastor hat, so mancher Pastor wird über die Grenzen seiner Kraft hinaus belastet, weil er weiterhin allein steht“. Im Antrag an die Kirchenkanzlei der EKU (14.3.1960) ist zu lesen: „Unsere Arbeit in der Predigerschule ist doch für unsere Kirchenprovinz und für die evangelische Kirche von so großer Wichtigkeit. Immer wieder wurde uns gesagt, dass man sich das kirchliche Leben in unserer Provinz ohne die Predigerschule gar nicht mehr denken kann“.³

Im Laufe der Jahre folgt die Bereitschaft auch anderer Landeskirchen, die in Wittenberg ausgebildeten Prediger in den Dienst zu nehmen. 1958 – die Schule residiert seit acht

¹ Rektor Reusche: Bericht über die Geschichte der Schule I, unveröff. (im Konsistorium der KPS), S. 13

² Aktennotiz vom 29.9.1953 in den Erfurter Unterlagen

³ beide Zitate aus den Unterlagen bei der Propstei Wittenberg

Jahren in Erfurt – schreibt Rektor Reusche: „Unsere Ausbildung ist heute von vielen Seiten auch außerhalb der KPS anerkannt“,⁴ und Rektor Gutjahr 1968: „Wir bilden aus für alle EKV-Gliedkirchen, schon lange für Mecklenburg, seit 1965 für Thüringen – und in den achtziger Jahren zunehmend auch für Sachsen“.⁵

2. Propst Dr. Staemmler, Rektor Reusche und das Kollegium der Nebenamtlichen – Aufbruch zu neuen und noch nicht völlig unbekanntem Ufern

Neben Propst Staemmler wird im Juni 1948 als Inspektor Pfarrer Erich Reusche aus Großkugel an die Predigerschule berufen. Er übernimmt ab 1950 die Leitung und wird 1951 als Rektor bestätigt. Mit großer Tatkraft und unermüdlichem Einsatz geht er ans Werk. Für die Studierenden hat er immer Zeit. Das danken diese ihm von ganzem Herzen, viele ein Leben lang. „Ist Staemmler der Vater der Schule, so Reusche ihr Herz“, sagen später die Schüler. Von 1950 an ist Pfarrer Dr. Horst Orphal Inspektor an seiner Seite. Dieser ist unablässig bemüht, dass das Bildungsniveau unserer Prediger gehoben würde. In seinen Kollegs und den mit Fleiß zusammengestellten monatlich erscheinenden Predighilfen hat er viel Zeit für diese Aufgabe geopfert.⁶ 1956 wird sein Nachfolger Pfarrer Hans Michael.

Den Unterricht erteilen in der ersten Zeit:

Propst Staemmler	Praktische Theologie, Seelsorge, NT
Rektor Reusche	Predigtlehre, Dogmatik
Prof. Thulin, später Orphal	Kirchengeschichte
Lic. Möller	AT
Prof. Schomerus-Kemberg, ab 1951 Pf. Schwenker-Piesteritz, und Dr. Neugebauer v. 1957-1959	NT
Propsteikatechet Witte	Katechetik
Pf. Hingst	IM und ÄM
Frau Siegmund	Jugendarbeit
Sup. Meichßner	Kirchliche Verwaltung
KMD Aps (seit Herbst 59 Mücksch)	liturgisches Singen
Oberbaurat Koch	kirchliches Bauwesen
Frau Krause	Sprechübungen

Immer ist eine große Zahl von nebenamtlich Tätigen am Unterrichtsgeschehen beteiligt. Hilfe kommt auch von anderen Ausbildungsstätten, besonders von dem 1949 ursprünglich in Wittenberg gegründeten und 1950 nach Naumburg verlegten Katechetischen Seminar (später Katechetisches Oberseminar), aber auch vom Burkhardtthaus Berlin. Von der Kirch-

⁴ Rektor Reusche: Bericht über die Geschichte der Schule II, unveröff. (im Konsistorium der KPS), S. 13

⁵ Rektor Gutjahr: Bericht über die Geschichte der Schule 1968, unveröff. (im Konsistorium der KPS)

⁶ Rektor Reusche: Bericht über die Geschichte der Schule II, a.a.O., S. 4

lichen Hochschule in Bethel wird die Praxis der diakonischen Arbeit der Studenten mit der blauen Schürze wenigstens ansatzweise übernommen. Auch durch Kontakte zum 1946 in Berlin eröffneten Paulinum werden Einsichten für die Art des Unterrichts gewonnen. Vieles kommt zusammen. Noch gibt es keine didaktischen Konzeptionen. Prägend für das Unterrichtsgeschehen ist die genannte Gruppe von Diakonen und Predigern der Landeskirchlichen Gemeinschaft oder der Stadtmission, die schon seit Frühjahr 1948 in Wittenberg unterrichtet werden.⁷

Die Lehrkräfte sind vor allem ihrer eigenen Ausbildungstradition an der Universität verpflichtet. Das ist nicht nur vorteilhaft. Aber es kommt zu einem ersprießlichen Austausch. Alle diese Männer bringen ihre Berufserfahrung mit in ihr neues Amt und hören gleichsam für alle ihre Berufskollegen stellvertretend mit, was denn die Kirche ihnen zu predigen hat. Die Dozenten der Predigerschule sind alle miteinander schon von ihren Hörern erzogen worden⁸ – praktisch und persönlich, nicht durch Bücher, möchte man hinzufügen. Im Gespräch und gegenseitigen Ernstnehmen erarbeiten Dozenten und Schüler die Lehrinhalte und -methoden gemeinsam. Insgesamt werden Arbeitsformen angewendet, wie sie in den Predigerseminaren üblich sind: zu vermitteln zwischen dem im Studium erworbenen Wissen bis hin zur Anwendung in der künftigen Gemeindearbeit. Was also im Augusteum im Predigerseminar gang und gäbe war, findet in der Predigerschule seine Entsprechung – nur, dass schon das Studium von der Anwendung her seine Schwerpunkte erhält. Schließlich prägt mit Propst Staemmler doch ein früherer Predigerseminardirektor das Gesicht der Predigerausbildung in seiner Entstehungszeit wesentlich mit. Von Anfang an ist für die Predigerschule dreierlei typisch:

- a) der Praxisbezug – durch die tägliche Bibelarbeit und die kachetischen und homiletischen Aufgaben in den Gemeinden;
- b) die Mühe um geistliches Leben und die *vita communis* im Internat mit großer Nähe zu Rektor und Inspektor;
- c) das Einbeziehen der Verlobten oder Ehefrauen der Schüler in der jährlich stattfindenden Rüstzeit am Ende der letzten Woche des Sommersemesters.⁹

3. Das theologische Fundament – auf gutem Grund

Männer der Bekennenden Kirche sind es, die die Predigerschule gründen und ihr Profil bestimmen. Das ist kein Zufall. Denn in der BK sind in ganz eigentümlicher Weise Gemeinde und Theologie einander ganz nahe gekommen.¹⁰ Bonhoeffers Gemeinsames Leben und Schniewinds Thesen „Die geistliche Erneuerung des Pfarrerstandes“ werden immer wieder als theologisches Fundament für die Schule genannt. Wahrscheinlich muss man hinzufügen: und die Grundanliegen des Pietismus, freilich deutlich unterschieden von den Ansät-

⁷ Rektor Reusche: Bericht über die Geschichte der Schule I und II, a.a.O.

⁸ Rektor Reusche: Bericht über die Geschichte der Schule III, unveröff. (im Konsistorium der KPS), S. 2

⁹ briefliche Auskunft Pf. Michael

¹⁰ E. Wolf in RGG3 I Sp. 987/1957

zen im Seminar in Klosterlausnitz der Evangelisch-Methodistischen Kirche oder im Seminar der Baptisten in Bukow, wie sich in späteren Jahren bei den Zusammenkünften der Seminarleiterkonferenz und bei wechselseitigen Besuchen herausstellt; unterschieden aber auch vom Paulinum, das ja in seinem Kuratorium von Anfang an Vertreter der Stadtmission und der Landeskirchlichen Gemeinschaft hatte. Propst Staemmler schreibt im Rückblick: Wittenberg hat uns geprägt. Gerade gegenüber dem Paulinum müssen wir sagen: Wittenberg und die Reformation haben Wesentliches zu unserer Arbeit beigetragen.¹¹

Bei Rektor Reusche heißt es: Unsere Arbeit geht nach Inhalt und Form ganz bewusst von dem neuen Hören auf Gottes Wort aus.¹² Diese Formulierung ist wohl zu erklären aus den Erfahrungen der Jahre vor dem Krieg, als einige Fakultäten unter dem Einfluss der Deutschen Christen oder der liberalen Theologie standen. Das war ja auch der Grund, weswegen die BK die Eröffnung einer eigenen Kirchlichen Hochschule 1935 durchsetzte (allerdings ohne eigentlichen Erfolg) und Bonhoeffer illegal Vikare im Predigerseminar Finkenwalde auf den Dienst in der BK vorbereitete, eben weil das Zutrauen zu Fakultäten und Predigerseminaren fehlte. Eine Bereicherung des Unterrichts stellte die Möglichkeit für die Predigerschüler dar, an den Tagungen der Lutherakademie teilzunehmen, die in Wittenberg stattfanden. Professor Tulin hatte diese Anregung gegeben,¹³ und sie wurde gern und mit Gewinn genutzt.

Entsprechend den Erfordernissen und Erwartungen der Kirchen und Gemeinden, Prediger für Gottesdienst, Bibelstunde und Kasualien zu haben, steht auch die Predigtarbeit im Zentrum aller Bemühungen und auch der Studentafel. Im werbenden Faltblatt heißt es: „Die Hauptarbeit gruppiert sich um die Predigt. So ist auch nicht mehr von Pfarrassistenten die Rede, sondern es sollen Prediger auf dem zweiten Bildungsweg für das Pfarramt ausgebildet werden“, und Reusches Satz wird gern und häufig zitiert: „Wir wollen keine halben Theologen ausbilden, sondern schlichte Prediger des Wortes, ganze Pastoren“.¹⁴

Von Anfang an sind die Lehrenden bemüht, Theologie auf hohem Niveau auch unter Berücksichtigung aller aktuellen Fragestellungen zu vermitteln und lieber einzelne zu überfordern und hinterher im Gespräch es ihnen noch einmal zu erklären, als die Mehrzahl zu unterfordern und sie womöglich mit Minderwertigkeitskomplexen in die Pfarrkonvente und Gemeinden mit geistig anspruchsvolleren Gemeindegliedern zu entlassen.¹⁵ Kritiker weisen gegenüber dem zweiten Bildungsweg auf das Fehlen der Kenntnis der alten Sprachen und das mangelnde wissenschaftliche Niveau hin (nicht selten ohne tatsächliche persönliche Kenntnis einer Predigerschule), wobei die Vorzüge (Praxis- und Berufsnähe sowie Lebensgemeinschaft der Dozenten und Studenten) vergessen werden.

¹¹ Propst Staemmler: Rundbrief vom Januar 1960

¹² Rektor Reusche: Bericht über die Geschichte der Schule I, a.a.O., S. 1

¹³ zu Thulin vgl. den Beitrag von Christian Mai: „Der Beitrag von Oskar Thulin (1898–1971) für Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945“ in diesem Band

¹⁴ Rektor Reusche: Bericht über die Geschichte der Schule III, a.a.O., S. 3

¹⁵ briefliche Auskunft Pf. Michael

Als bald ist das Problem präsent: Wie ist die Stellung dieser Prediger im Gegenüber (oder auch im Gegensatz) zu den Pfarrern? Erst 1978 wird in den fünf Landeskirchen der EKV-Ost das Predigergesetz wirksam, das Prediger und Pfarrer gleichstellt und als Berufsbezeichnung für sie alle „Pfarrer“ eingeführt. Vielleicht ist auch daran zu erinnern, dass in demselben Zeitraum erst allmählich der Stand der Vikarinnen sich sein Existenzrecht neben den Pfarrern erobern musste, um über den Weg als Pastorin zur Pfarrerin (seit 1990) zu werden.

4. Die Arbeit, der Tagesablauf – in echter Gemeinschaft

Es ist nicht verwunderlich, wie alle diese Voraussetzungen zu einer ganz besonderen und festen Gemeinschaft führen – mit allen Vorzügen und Gefahren. Auf engem Raum leben zusammen: die Predigerschüler, der Propst mit seiner Dienststelle, die Familie des Rektors mit fünf Kindern. Der Unterricht findet in dem einzigen heizbaren Raum gegenüber dem Amtszimmer des Propstes statt. Die Schüler nehmen die Mahlzeiten gemeinsam ein. Zu ihnen gesellen sich die Angestellten von Propstei und Kirchenkreis, nach dessen Wiedereröffnung auch die Seminaristen des Predigerseminars, Familie Staemmler, manchmal sind es bis zu fünfzig Personen. Beim Abendbrot ist Rektor Reusche häufig dabei. Der Tisch ist immer mit Liebe und Phantasie, aber nicht immer zum Sattwerden gedeckt. Spenden der Gemeinden, z.B. Erntegaben und Pakete aus dem Westen sind eine große Bereicherung für alle Esser und Entlastung für die Köchin, Frau Charlotte Weickardt.

Der Tag hat einen festen Rahmen: 6,15 h wird geweckt. Zwischen 7.00 h und 7.30 h ist eine stille Zeit für betendes Nachdenken über einen Bibelabschnitt. Es folgen das Frühstück und die gemeinsame Morgenandacht. Zwischen 8.15 h und 12.45 h liegen die täglichen vier Unterrichtseinheiten, deren erste an jedem Tag die Bibelarbeit ist. Das ist, wenn auch modifiziert und auf zwei Doppelstunden in der Dekade verkürzt, dann bis zum Ende der Schule in Erfurt so geblieben. Das gemeinsame Mittagessen schließt den Vormittag ab. Der Nachmittag und der Abend sind frei. Sie dienen dem Selbststudium oder werden zu Hospitationen in Christenlehrestunden sowie zur Mitarbeit in Kreisen der Gemeinden in und um Wittenberg genutzt. Der gemeinsame Tag geht zu Ende mit dem Abendbrot und der Abendandacht. Die Andachten folgen einer liturgischen Ordnung. Von den Schülern wird die Auslegung von Spieker¹⁶ benutzt.

Als Urlaub gibt es alle sechs Wochen für die Verheirateten, alle acht Wochen für die Nichtverheirateten von Samstagmittag bis Sonntagabend ein freies Wochenende.

Für die stille Zeit am Morgen werden auf Wunsch Anregungen gegeben. So wird eine Meditation aus Kierkegaards „Zur Selbstprüfung der Gegenwart“ anbefohlen, Luthers „Vorrede zum großen Katechismus“ oder seine Schrift „Vom rechten Beten an den Meister Peter Balbier“ genannt. Auch nehmen die Dozenten oder schon länger an der Schule Ler-

¹⁶ Rudolf Spieker: Lesung für das Jahr der Kirche, Evangelische Verlagsanstalt, Berlin 1952

nende die Neuhinzugekommenen zu sich in ihre Zimmer, damit sie diese halbe Stunde miterleben können.

Die erste Unterrichtseinheit an jedem Tag ist die Bibelarbeit. Dabei legt einer der Schüler, der darauf vorbereitet ist, einen Abschnitt der fortlaufenden Bibellese aus. Es schließt sich das Gespräch der Runde an. Fehler werden verbessert, biblische Zusammenhänge aufgesucht, Begriffe (vom Dozenten) geklärt, das Verständnis insgesamt vertieft. In der Leitung wechseln sich die hauptamtlichen Dozenten ab, was einerseits eine interessante Vielfalt bedeutet, andererseits aber auch eine gewisse Verwirrung bei den Schülern hervorrufen kann, sind doch die menschlichen und auch die theologischen Unterschiede beträchtlich. Vornehmlich in dieser Stunde wurzeln aber die beglückenden, zuweilen freilich auch belastenden Erlebnisse und Erfahrungen aller Beteiligten, wie sie immer wieder zum Ausdruck kommen.

Im Zentrum auch des weiteren Unterrichtsgeschehens steht die Arbeit an und mit der Bibel: Bibelkunde und Exegese von AT und NT. Ziel der Ausbildung ist ja die Verkündigung in Predigt, Unterricht und Seelsorge. Dabei gibt es immer wieder Diskussionen um die rechte Art der Auslegung. Der Rektor und die meisten Dozenten verstehen sich in der Tradition der kritischen Exegese, einige der Schüler sind durch eine – wie sie meinen – unvoreingenommene, gleichsam vorkritische Sichtweise bestimmt. Es kommt zu Schwierigkeiten auf beiden Seiten. Manche Schüler brechen die Ausbildung ab, weil sie die innere Spannung zwischen dem mitgebrachten Glaubensverständnis und der in der Schule diskutierten Theologie nicht aushalten. Der Klärung dienen soll ein Probevierteljahr am Beginn der Ausbildung. Dies gibt eine Bedenkzeit. Am Ende steht dann der Entschluss zum Bleiben und die Aufnahme in die Schule, oder man trennt sich.

Derlei Probleme und Anreichtungen gehören aber wahrscheinlich zum Alltag aller Ausbildung zu kirchlichen Berufen, zu denen für die Verkündigung zumal, und sind deswegen auch nicht nur am Anfang, sondern die 45 Jahre hindurch immer wieder einmal akut.

Neben den biblischen Fächern gibt es Unterricht in Geschichte der Kirche (in Grundzügen), Glaubens- und Sittenlehre anhand der Bekenntnisschriften, Predigtübungen, Katechetik mit Übungen in Schulklassen (nur noch selten) bzw. Christenlehregruppen, kirchliche Amtshandlungen, Liturgik, Seelsorge, kirchliche Verwaltung und auch Sprachübungen. Kurz: es kommt von Anfang an alles an die Reihe, was man für das Praktikum im zweiten Ausbildungsjahr und den Einsatz nach drei Jahren Ausbildung braucht.

Lehrbücher fehlen. Manches wird von Besuchern aus dem Westen mitgebracht oder vermittelt, so dass die Standardliteratur allmählich zur Verfügung steht. Dennoch muss viel diskutiert oder mit Schreibmaschine vervielfältigt werden – sechs Durchschläge, der letzte kaum noch lesbar! Ein Abzugsgerät gibt es nicht.

Bei Prüfungen wird großer Wert auf das Auswendigwissen ganzer biblischer Abschnitte, nicht nur Verse, gelegt, wie einige Psalmen, 1. Kor. 13, Jesu Worte am Kreuz, die Abendmahlsworte – mit gutem Erfolg. Auch Liedtexte aus dem EKG und dem Kleinen Katechismus gehören dazu.

5. Inhalte und Formen

Da das alles Neuland ist, hat sich an Inhalt und Form der Arbeit im Laufe der Wittenberger Zeit einiges geändert. Groß ist das Bemühen um Elementarisierung, einmal weil die zur Verfügung stehende Zeit extrem knapp bemessen ist, aber auch weil in den Gemeinden viele Menschen darauf warten, wieder einen Pfarrer zu haben und von diesem Hilfe zum Glauben und zum Leben zu bekommen. Noch 1957 und 1958 heißt es in den Kanzelabkündigungen zum Pfingstfest, in denen für die Ausbildung zum Prediger geworben wird, dass die große Not von Hunderten von unversorgten Gemeinden hinter diesem Aufruf steht.¹⁷

Die unmittelbar mit der Ausbildung verbundene praktische Arbeit in Gemeindegemeinden in Wittenberg oder am Heimatort der Schüler, aber auch diakonische Einsätze im Altershaus und im Paul-Gerhardt-Stift (früh vor dem Unterricht von je zwei Schülern für eine Stunde¹⁸) helfen dazu, Verkündigung in jeder Phase der Vorbereitung und Durchführung im Blick auf die Adressaten und ihre Erwartungen zu gestalten. Ihre ersten Predigten halten die Schüler in den Sonntag-Nachmittag-Gottesdiensten in der Schlosskirche.

Alle Dozenten waren einmal Gemeindepfarrer, alle hauptamtlichen haben einen Predigttauftrag, die nebenamtlichen kommen ohnehin aus dem Pfarramt. Das hat Folgen für die inhaltliche und formale Gestaltung des Unterrichtes. Gelehrt wird, was in Kirche und Gemeinde dran ist: die Themen und Texte für Unterricht und Jugendarbeit, die Predigtperikopen, Bibeltexte für Kasualien, für Kindergottesdienst. Gelernt wird seminaristisch, das heißt in kleinen Gruppen, in denen jeder ständig gefordert ist, aber auch ernstgenommen werden kann und muss. Praxisbezogene Ausbildung bedeutet von Anfang an Einüben in das später Erforderliche. Ausbildung ist quasi schon Gemeindegemeindearbeit.

Für das praktische Jahr war vorgesehen, alle zwei bis drei Wochen eine Predigt zu übernehmen. Besuche der Wittenberger Dozenten bei den Praktikanten sollten die Bemühungen der Mentoren unterstützen und die Verbindung zwischen den Praktikanten und der Schule aufrecht erhalten. Hier ist von anerkanntem Einsatz aller Beteiligten zu berichten. Viele Wittenberger Predigerschüler sind im Kurkreis in die Gemeindegemeindearbeit gegangen. Und beim Umzug nach Erfurt war es nicht einfach, die in Wittenberg organisch gewachsene Verbindung zu lösen.¹⁹

In den Jahren nach 1957 (erstes Predigergesetz) wurde die Ausbildungszeit auf vier Jahre verlängert (nach 1960 in Erfurt sogar auf viereinhalb Jahre).

6. Die äußeren Bedingungen – bescheiden, aber geliebt

Eröffnet wurde die Schule im Augusteum in Wittenberg, wo sich seit 1945 die Propstei des Kurkreises befand. Bei Propst Staemmler fanden die ersten Aufnahmegespräche statt. Er

¹⁷ Rundverfügung 83/57 und 46/58

¹⁸ W. Staemmler/H. Waldmann (Hg.), Wege des Herrn, a.a.O., S. 16

¹⁹ E. Reusche: Ein neuer Weg zum Dienst in der Kirche. Die Evangelische Predigerschule, in: W. Staemmler/H. Waldmann (Hg.), Wege des Herrn, a.a.O., S. 162

und Rektor Reusche entschieden auch, wer aufgenommen wurde und wer nicht. Die Schüler wurden zu zweit in den Zimmern des Predigerseminars untergebracht. Familie Reusche wohnte mit fünf Kindern in drei Zimmern der ersten Etage, ohne eine abgeschlossene Wohnung zu haben.

1950 wurde das Predigerseminar wieder eröffnet und beanspruchte seinen angestammten Platz im Hause.²⁰ Sein erster Direktor war ebenfalls Propst Staemmler, der aber alsbald von Direktor Ruff abgelöst wurde.

Im Herbst 1951 konnte etwa die Hälfte der Predigerschüler (acht bis zehn) im Glöcknerstift in der Fleischerstraße untergebracht werden. Im Jahr 1952 gelang es, das dem Augusteum gegenüber gelegene Hotel Klosterhof (jetzt Kirchliches Forschungsheim) zu mieten und dann auch zu erwerben. Der Unterricht konnte nach dort verlegt werden. Von da an bekam der Rektor mehr Wohnraum für sich und seine Familie.

Als erste hat die Hausdame des noch nicht wieder arbeitenden Predigerseminars, Frau Orphal (Mutter des späteren Inspektors), für die Schule und die Schüler gesorgt (während Frau Charlotte Weickardt Köchin war). Von 1952 bis 1960 folgte ihr Frau Anneliese Just, in der Erinnerung der Schüler liebevoll als Mutti Just lebendig; der Grabstein wurde von Spenden der Schüler bezahlt. An ihrer Seite gab es Hilfen für die Haus- und Küchenarbeit, und aus den alten Unterlagen ist ersichtlich, wie schwierig es oft war, die dafür geeigneten Menschen zu finden und zu behalten, aber auch, wie es einige Getreue gab, die für lange Zeit bei kärglichem Lohn und unter sehr bescheidenen äußeren Bedingungen für ihre Arbeit und für ihre Unterkunft dennoch der Schule treu geblieben sind.

Als Sekretärin des Propstes war Frau verw. Grabitzki von 1948 bis 1952 auch für die Belange der Predigerschule zuständig. Von 1952 an hatte die Schule mit Frau Richter eine eigene Kraft für die Verwaltungsarbeiten. Im Konsistorium war Frau Wendler eine umsichtige, wohlwollende und allzeit hilfreiche Begleiterin für das manchmal von den Stürmen der Zeit arg bewegte Schifflein Predigerschule in Wittenberg. Immer wieder finden sich dankbare Erinnerungen an diese Zeit der ersten Liebe (so Rektor Reusche) von allen, die sie erlebt und geprägt haben. Letztes lautstarkes Zeugnis dessen war noch am 27. Mai 1993 zu hören, als mit einem Gottesdienst und einem festlichen Beisammensein das Ende der Schule begangen und der Anfänge gedacht wurde.

7. Die Schüler – eine bunte Schar engagierter Leute

Wer aber waren die ersten Predigerschüler? Wir hatten im ersten Semester fünf Männer von verschiedenster Herkunft: einen Drogisten, einen Lehrer, der im Zuge der Entnazifizierung seinen Dienst quittieren musste, einen Schüler des Berliner Missionshauses, einen kaufmännischen Angestellten, der in Gefangenschaft in Ägypten schon theologische Vorlesungen gehört hatte, und noch einen, der aus der katechistischen Ausbildung war. Daneben

²⁰ zum Predigerseminar vgl. den Beitrag von Peter Freybe „Leben und Lernen auf Luthers Grund und Boden. Das Evangelische Predigerseminar Wittenberg“ in diesem Band

lief ein Vierteljahreskurs von Diakonen und Gemeinschaftspredigern, die schon seit längerer Zeit Pfarrdienst versahen und bei uns überprüft werden sollten.²¹ Im Laufe der Zeit waren es im Durchschnitt zwölf in einem Kurs, so dass immer etwa 25 im Hause zusammenlebten und 12 im Praktikum waren. Das Durchschnittsalter lag bei 26 bis 29 Jahren, viele Berufe waren vertreten. Die Motive für das Kommen der Schüler waren vielfältig. Rektor Reusche fasst sie im Rückblick nach zehn Jahren so zusammen:

1. solche, die schon eine andere kirchliche Ausbildung begonnen oder abgeschlossen haben
2. solche, die durch politische Entscheidungen (Entnazifizierung, Ablehnung der geforderten kommunistischen Ideologie) zu einem neuen Entschluss gekommen sind
3. solche, die durch veränderte Lebensbedingungen (Bedrängnisse der Landwirte und Handwerker) ein neues Arbeitsfeld suchen, aber schon vorher eine kirchliche Bindung hatten
4. solche, die einen Ruf vernommen, eine Bekehrung erlebt haben.

Meistens liegt nicht ein einzelnes Motiv vor, sondern zwei oder mehrere Motive verschlingen sich ineinander. Das Hauptmotiv ist selten klar herauszustellen.²²

Der Beginn in Wittenberg heißt für die Verheirateten und Familienväter Trennung von ihren Lieben für drei Jahre – ein schwerer Entschluss! Aber auch das führte – im Gegenzug – eben zu einer besonders engen Bindung der Schüler untereinander. Hand in Hand mit der neuen Lage ging eine finanziell ganz bescheidene Ausrüstung mit lediglich einem Taschengeld, das die Kirche gewährte, und das zuweilen der Propst mit Hilfe einer Kollektenreise in den Westen erst beschaffen musste. Ende der fünfziger Jahre sammelt erstmalig die Frauenhilfe der KPS, so dass jede Ehefrau eines Predigerschülers eine monatliche Unterstützung in Höhe von 20 Mark erhalten kann.²³ Im Vergleich zu dem im früheren Beruf erzielten Lohn bedeutet die Schulzeit und das zu erwartende Predigergehalt einen finanziellen Verlust – ein durchaus nicht lockender Faktor bei einem Berufswechsel, der aber dennoch bewusst festgehalten wird.

Das bleibt auch so, als die Schüler in späteren Jahren nicht mehr ehemalige Soldaten oder Kriegsgefangene, sondern jünger sind und direkt aus Berufen kommen. Einen Aufstieg in sozialer oder finanzieller Hinsicht bedeutet der Prediger- oder Pfarrerberuf als Zweitberuf in der DDR zu keiner Zeit, eher das Gegenteil.

8. Bestimmungen, Verordnungen, Gesetze – ein beschwerlicher Weg

Dem Exodus Israels aus Ägypten folgte die lange, durstreiche Wanderung durch die Wüste – ein für so manchen Aufbruch in der Kirche in der unmittelbaren und auch späteren Nachkriegszeit in Erinnerung gerufener Trost. So folgt auch auf die Gründung der Predigerschu-

²¹ Rektor Reusche: Bericht über die Geschichte der Schule I, a.a.O., S. 1

²² Rektor Reusche: Bericht über die Geschichte der Schule II, a.a.O., S. 8

²³ ebd., S. 4

le ein langwieriges Nachdenken, wie denn die Folgen zu beschreiben seien für die Prüfung, den Einsatz, die Dienstbezeichnung, das Gehalt der Schüler, wenn sie in der Kirche die Verkündigung des Evangeliums ausrichten.

Protest oder wenigstens Mahnung zu Geduld, Vorsicht und Warnung für übereilten Schritten kommen von verschiedenen Seiten und aus unterschiedlichen Gründen. An erster Stelle steht der Hinweis auf die Tradition der deutschen evangelischen Kirche insgesamt. Seit der Reformation ist ein akademisches Studium, das die Kenntnis der drei alten Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch einschließt, die Voraussetzung für den Zugang zum Pfarramt. (Niemand hat je bestritten, dass es dabei auch bleiben soll!) Eine Diskussion über dazu ergänzende andere Möglichkeiten wird nicht zugelassen. Kirchenleitungen (vor allem lutherische) und Volltheologen (wie sie von sich selbst sagen) gehören zu den Verfechtern dieser Position, auch bei Verhandlungen im Kreise der für Ausbildungsfragen zuständigen Vertreter der Landeskirchen (seit 1992 auch wieder unmittelbar aktuell), Kritik kommt aber auch von Seiten der Diakone und Katecheten und ihrer Ausbildungseinrichtungen. Sie befürchten eine Abwertung ihrer Ausbildung und ihres Standes, wenn man durch den Besuch der Predigerschule einen Status über dem bisherigen gewinnen kann.

In Auseinandersetzung mit diesen Lagern muss die 1948 getroffene Entscheidung aber weitergeführt werden. 1950 wird eine Vorläufige Ordnung erlassen, 1951 war die erste Predigerprüfung fällig. Am 28.1.1952 sind bereits 15 fertig ausgebildete Prediger im Einsatz, 13 im Vikariat, 27 im Hause in Wittenberg, von denen dreizehn im April Examen machen wollen und sollen.

Es dauert aber bis 1957, ehe für die EKV das erste Predigergesetz zustande kommt. Nicht alle Schwierigkeiten sollen aufgezählt werden, die zu überwinden waren. Allein der Zeitraum spricht für sich: 1948 Gründung der Schule, 1951 die erste Abschlussprüfung, 1957 die erste gesetzliche Regelung. Es wird bis 1978 – also 30 Jahre – dauern, ehe das Predigergesetz der EKV-Ostregion in Kraft treten kann, das endlich Prediger und Pfarrer gleichstellt.

9. Praktikum, Prüfung, Einsatz – der Ernstfall

Im Anschluss an das erste Ausbildungsjahr in Wittenberg folgte ein praktisches Jahr in einer Gemeinde. In der von Bischof Müller herausgegebenen Richtlinie für die Leiter des Praktikums der Predigerschüler werden die Grundsätze genannt:

„die in Wittenberg bekannte und dort eingeübte hilfreiche Zucht und Ordnung einer vom Worte Gottes her bestimmten Lebens- und Arbeitsgemeinschaft soll weitergeführt werden. Es wird die dringende Bitte ausgesprochen, die Brüder wenn irgend möglich in die Lebensgemeinschaft ihres Pfarrhauses aufzunehmen. Der Tagesablauf des Seminars mit Stiller Zeit am frühen Morgen, dem Schwerpunkt eigener theologischer Arbeit zwischen 9 und 11 h sowie Hausbesuchen bei Gemeindegliedern am Vormittag und der Mitarbeit bei Christenlehre und Junger Gemeinde am Nachmittag wird auch für das Praktikum empfohlen. Eine Überlastung der Brüder soll ausdrücklich vermieden werden! Aber das zu leistende Pensum: eine Predigt aller drei Wochen, später aller zwei Wochen, 4 Stunden Chris-

tenlehre pro Woche, von Zeit zu Zeit eine Bibelstunde, Führung eines Jugendkreises, gelegentliche Übernahme einer Trauung und Beerdigung stellt doch ein gerüttelt Maß dar!“

Man kann nur staunen, wie belastungsfähig die Brüder offenbar waren. Die im Archiv befindlichen Berichte der Praktikanten wie der Praktikumsleiter belegen, dass den Erwartungen durchaus entsprochen wurde. Auch daran zeigt sich das hohe Anliegen der Prediger- ausbildung, schon alsbald mit dem Alltag der pfarramtlichen Tätigkeit vertraut zu machen.

Erwünscht ist außerdem, dass die Praktikanten während ihres Praktikums eine lebendige Konventsarbeit kennen lernen und in die Bruderschaft des Kirchenkreises aufgenommen werden.²⁴ Für einige wird das Praktikum auf ein halbes Jahr verkürzt, wenn sie durch ihren Einsatz im früheren Beruf schon Grundkenntnisse in der Gemeindegarbeit nachweisen können oder wegen ihres Lebensalters oder der Familiensituation die Verkürzung wünschenswert erscheint.

Bei den Prüfungen werden strenge Maßstäbe angelegt. Keineswegs alle bestehen. Das ist auch gut so, denn der neue Stand ist ja vielfältiger Kritik ausgesetzt. So ist es notwendig, gute Leistungen zu verlangen. Die Themen für die schriftlichen Arbeiten und die Inhalte der mündlichen Prüfung entsprechen durchaus den Anforderungen an die akademischen Theologen.²⁵

10. Die Bruderschaft – der bleibende Gewinn

Das Zusammenleben auf engem Raum, die gemeinsamen Andachten, das Ringen um das rechte Verhältnis der Bibel für Glauben und Leben sowie für die Verkündigung an die der Gemeinde anvertrauten Menschen wird zur Grundlage für das Entstehen einer Bruderschaft der Prediger. Was in den Jahren der Ausbildung an geistlicher Verbundenheit gewachsen ist, soll erhalten bleiben und für die Brüder selbst Stärkung und Hilfe sein. Die Rundbriefe der ersten Jahre, die aus der Feder von Dr. Orphal stammenden Predigtmeditationen und Arbeitshilfen für Kasualien, die Besuche der Dozenten bei den ehemaligen Schülern und deren Besuche in ihrer Wittenberger Heimat sind ein tragfähiges Fundament. Auch die für die ersten fünf Dienstjahre zur Pflicht gemachte Weiterbildung in den im April in Wittenberg stattfindenden Kursen führt immer wieder zusammen und auch zu gemeinsamem Gebet.

Motor für diese Bruderschaft ist Rektor Reusche, dessen Anliegen von einigen Predigern aufgegriffen wird. Trotzdem ist es nicht gelungen, eine feste Organisationsform zu finden und möglichst viele für die Teilnahme an Treffen und aktive Mitarbeit zu gewinnen. Eine Zusammenkunft im Herbst 1962 in Mansfeld vereinigte 20 Wittenberger statt der erwarteten 70 oder 80. Als Gründe für die Absagen werden genannt: eine bestehende gute Eingliederung in die örtlichen Pfarrkonvente, die eine besondere Predigerbruderschaft überflüssig mache; die Beteiligung an anderen Vereinigungen (Pfarrerbruderschaft, Micha-

²⁴ XVII 170 vom 6.2.1951 an die Herren theologischen Dezernenten im Hause – ohne Namenszug

²⁵ briefliche Auskunft Pf. Michael

elsbruderschaft, Jugendmitarbeiterkonvente); fehlende Zeit für Abwesenheit von Dienstort über den Urlaub hinaus wegen Mangel an Vertretungsmöglichkeiten untereinander; zu weite Wege für die Mecklenburger.

Es kommt auch zu keiner repräsentativen Vertretung der Prediger(-Bruderschaft), wie OKR Sander im Dezember 1962 beklagt.²⁶ Andererseits ist ein kleiner Kreis von aktiven Predigern um die Aufrechterhaltung der Bruderschaft und die Verbindung mit der Schule – auch nach dem Umzug nach Erfurt – und den ehemaligen Dozenten redlich bemüht. Auch ihnen ist es zu danken, dass die Lösung der anstehenden Fragen 1978 endlich im Predigergesetz möglich wird.

11. Der Umzug nach Erfurt – keine leichte Entscheidung

In Wittenberg wird es für die Predigerschule zu eng. Das Predigerseminar (das ja seit 1817 im Augusteum untergebracht war) breitete sich an seinem angestammten Ort wieder aus. Seit 1957 mussten einige Kurse wegen Platzmangel in Wittenberg in dem im Wiederaufbau befindlichen Augustinerkloster in Erfurt durchgeführt werden. So war der Gedanke nicht fern, die Predigerausbildung in Wittenberg zu beenden und sie nach Erfurt zu verlegen, in Wittenberg aber das Predigerseminar zu konzentrieren und auszubauen.

Aus dem historischen Abstand betrachtet war es wahrscheinlich auch gut, eine nach zwölfjähriger Geschichte der Predigerausbildung fällige Umstrukturierung der gesamten Konzeption an einem anderen Ort und mit anderen Leuten zu beginnen. Für die erforderliche Kontinuität war dadurch gesorgt, dass Rektor Reusche und Inspektor Michael den Neubeginn in Erfurt mitgestalten.

Die Vorüberlegungen und Vorbereitungen begannen schon längere Zeit vor dem tatsächlichen Umzug. Allmählich stellten sich alle auf die Beendigung der Arbeit in Wittenberg ein. Ein Besuch in Erfurt hat einen Brief zur Folge, in dem es heißt: „Wir wissen nun, dass die Predigerschule im Augustinerkloster besser untergebracht sein wird als hier im Klosterhof, dass es weit und still ist, und dass wir mit offenen Armen empfangen werden.“²⁷

Trotzdem war der Umzug für die Betroffenen ein schwerer Entschluss, und die Erinnerung an die Wittenberger Jahre blieb lange wach.²⁸

Literatur:

Kittel, Hans-Joachim: Die Evangelische Predigerschule der Kirchenprovinz Sachsen. Wittenberg 1948 – 1960. Erfurt 1960 – 1993. Eine Dokumentation, erstellt im Auftrag der Kirchenleitung, o.O. [Magdeburg], o.J. [1995].

²⁶ Akte Erfurt

²⁷ Rektor Reusche an Propst Dr. Verwiebe am 30.1.1959 – Akte Propstei Erfurt

²⁸ 1992 traf die KPS die Entscheidung, die Predigerschule in Erfurt 1993 zu schließen und den Nachwuchs für das Pfarramt künftig vornehmlich auf dem akademischen Wege heranzubilden. Der seminaristische Weg sollte gleichwohl auch erhalten bleiben, indem die KPS anstrebte, die Predigerausbildung an der Predigerschule Paulinum in Berlin (später Theologisches Seminar Paulinum) zusammenzufassen.

Das Wittenberger Stadtkirchenarchiv¹

Jens Hüttmann

Wittenberg bietet eine Vielfalt reformationsbezogener Forschungsmöglichkeiten für Historiker und Kirchengeschichtler: „Der größte Teil der hiesigen Quellenbestände ist bis jetzt unerforscht geblieben und bildet daher eine äußerst interessante und überraschungsreiche Fundgrube für Wissenschaftler.“² Vier Institutionen bieten sich hierfür mit ihren Bibliotheken, Archiven und Sammlungen an: das Evangelische Predigerseminar, das Lutherhaus, das Stadtarchiv und das Stadtkirchenarchiv.

Eine von der Forschung oft übersehene Quelle der Kirchengeschichte ist das Archiv der Wittenberger Stadtkirche.³ Dieses enthält neben dem Stadtkirchenarchiv selbst die Archive der Generalsuperintendentur und der Superintendentur des Kirchenkreises Wittenberg bzw. der Ephorie Zahna, der Ephorie Seyda und des Wittenberger Friedhofes. Das Archiv beherbergt damit auch Unterlagen von bereits nicht mehr existierenden Körperschaften.

Es existiert vermutlich seit dem 17. Jahrhundert. Ob es sich schon immer in den jetzigen Räumlichkeiten befunden hat, ist fraglich. Quellen schreiben von einem Musikalienarchiv in der Sakristei. Wo dieses Schriftgut abgeblieben ist, ist nicht bekannt. Dies gilt auch für die Frage, von wem es gegründet worden war.

Was lässt sich über den Bestand sagen? Den größten Teil der Sammlung bildet das Stadtkirchenarchiv selber – mit immerhin ca. 2800 Aktentiteln. Nimmt man diejenigen der anderen Archive hinzu ergibt sich sogar ein Bestand von 4500 Titeln. Das Archiv insgesamt umfasst den Aktenbestand der Zeit von 1245 bis 1980. So kommt das Stadtkirchenarchiv auf ca. 200 laufende Meter. Dort enthalten sind:

- Urkunden, die bis in das 13. Jahrhundert zurückreichen,
- die Ordinandenbücher, die mit dem Jahr 1537 beginnen und handschriftliche Vitae der Ordinanden, unter ihnen einige bedeutende Theologen, enthalten,

¹ Zu danken ist für seine wichtigen Hinweise zur Erstellung des Textes dem Ansprechpartner des Archivs, Herrn Jörg Mayer. Die Kontaktadresse ist: Stadtkirchengemeinde Wittenberg, Archiv, Judenstr. 36/37 (ab Juni 2004), 06886 Lutherstadt Wittenberg, Telefon: 03491/404010, Telefax: 03491/402004. Die jeweiligen Öffnungszeiten richten sich nach Terminabsprache mit Herrn Mayer.

² Darauf macht ein Faltblatt „Wittenberg: Kirchengeschichtliche Forschung in der Lutherstadt“ aufmerksam, dass vom „Zentrum für Reformationsgeschichte und Lutherische Orthodoxie“ herausgegeben wurde (o.J.). Es kann in der Stadtkirchengemeinde und in der Bibliothek des Predigerseminars eingesehen werden.

³ Vgl. den historischen Überblick zur Stadtkirche mit vielen Abbildungen von Albrecht Steinwachs/Jürgen M. Pietsch: Die Stadtkirche der Lutherstadt Wittenberg: die evangelische Stadt- und Pfarrkirche St. Marien der Lutherstadt Wittenberg. Mit einem Vorwort von Stefan Rhein, Spröda 2000.

- ebenso die Ordiniertenbücher, die in reformationsgeschichtlicher Hinsicht ein wichtiger Bestandteil des Archivs sind, denn sie enthalten wichtige Hinweise zu Wittenberger Theologiestudenten, die die Bücher mit eigenhändigen Einträgen inklusive Vita versehen haben; an ihnen kann man die europaweite Ausstrahlung der Reformation seit 1537 nachvollziehen,
- die Tauf- und Traubücher bzw. die Sterbebücher der Stadtkirchengemeinde Wittenberg, die 1560 bzw. 1563 beginnen,
- die Kirchenbücher, die ebenfalls bis zur Reformationszeit zurückgehen und das wichtigste Personenstandsregister der damaligen Zeit waren; deshalb sind sie besonders für Ahnenforscher interessant.

Schließlich ist auf einige besonders herausragende (Schrift-)Stücke hinzuweisen: So besitzt das Archiv ca. 120 sehr alte Urkunden, die sich z.B. mit dem Bau der Kirche (Ablassurkunde, 1281) befassen. Die älteste Urkunde stammt aus dem Jahre 1245 von Papst Innocenz IV.

Eine besondere Attraktion befindet sich zudem im Vorzimmer des Archivraums: ein Tisch aus dem 15./16. Jahrhundert, der damals als Rechentisch genutzt wurde und einzigartig in Europa ist, da an ihm der „Gemeine Kasten“ verwaltet wurde:

„Die Stadtkirche erfüllte auch eine sozial-diakonische Aufgabe. Seit 1522 gibt es die Einrichtung des ‚Gemeinen Kasten‘. Von Luther angeregt, wurden zum ersten Mal Aktivitäten, die es auf dem Gebiet der Fürsorge, Armenpflege und Medizin in der Stadt gab, zu einer Gemeinschaftskasse, dem ‚Gemeinen Kasten‘ zusammengeführt.“⁴

Der „Gemeine Kasten“ begründete die erste Sozialfürsorge auf kommunaler Basis. Sogenannte Rechnungsbücher des Gemeinen Kastens sind ab 1526 vorhanden und enden 1806. Über den „Gemeinen Kasten“ sind an Hand der Archivunterlagen mehrere Doktorarbeiten geschrieben worden.⁵

Schließlich befinden sich im Archiv der Stadtkirche „eine Reihe von Bildern der Pfarrer, die zugleich das Amt des Generalsuperintendenten inne hatten und Professoren an der Wittenberger Universität waren“ – und dies in Lebensgröße.⁶ Die Porträts sind zum Teil bereits restauriert.

Das Archiv will vor allem Historiker, Theologen und andere Wissenschaftler ansprechen, die sich mit der Reformationsgeschichte befassen. Es richtet sich aber auch an Privatpersonen, die Interesse an Martin Luther und der Reformationsgeschichte haben. Für diese werden regelmäßig Begleitungen durch das Archiv durchgeführt, z.B. am Tag des offenen Denkmals. Ebenso beteiligt sich die Stadtkirchengemeinde selbst an Forschungsaktivitäten, so geschehen zur 700 Jahrfeier der Stadt.⁷

⁴ Ebenda, S. 70.

⁵ Eine guten Überblick vermitteln Wolfgang Böhmer/Friedrich Kirsten: Der Gemeine Kasten – der Sozialgedanke der Reformation, in: Kulturbund der DDR des Kreises Wittenberg/Gesellschaft für Heimatgeschichte (Hg.), Aus Fläming, Aue und Heide erschienen in Heimatblätter, Wittenberg 1989, S. 37-52.

⁶ Ebenda, S. 107. Eine Auswahl der Portraits ist ebenso abgebildet: S. 108f.

⁷ Vgl. den Katalog: „Cranach-Altäre der Reformation. Ausstellung von Reproduktionen in der Sakristei und des Flügelaltars im Chorraum der Stadtkirche“, Ausstellung der Evangelisch Lutherischen Stadtkir-

Zusammenfassend lässt sich sagen: Im Stadtkirchenarchiv befindet sich unterschiedlichstes Schriftgut, das sich mit der Stadtkirche und ihren Verbindungen zu anderen Institutionen, zur Stadtverwaltung wie auch zum Staat insgesamt befasst. An Hand der Akten, Briefe, Rechnungsbücher, Zeichnungen, Pläne, Kirchenbücher, Bücher, Bilder und Fotos kann ebenso das kirchliche Leben der Gemeinde und einzelner Personen nachgezeichnet werden.

Recherchen im Stadtkirchenarchiv werden durch ausgezeichnete Findbücher unterstützt.⁸ Das Schriftgut des Stadtkirchenarchivs ist in den Jahren 1997 bis 2000 neu geordnet, teilweise neu katalogisiert und vor allem computertechnisch erfasst worden. Dazu gehörte auch die fachgerechte Einlagerung des Archivgutes:

„Nach und nach können wir als Gemeinde die wichtigen alten Kirchenbücher dem Restaurator zuführen. Dies ist besonders wichtig, da einige Bücher in den Jahrhunderten Schaden genommen haben. Vor allem hat der ‚Tintenfraß‘ und der Schimmel den Büchern zu schaffen gemacht.“⁹

Anfragen an das Archiv können ohne längere Suche mit Hilfe der Findbücher beantwortet werden. Das Stadtkirchenarchiv arbeitet im Arbeitskreis Bibliotheks Kooperation mit. Zu diesem gehören die Stiftung Luthergedenkstätten, das Predigerseminar, das Stadtarchiv, das Luther-Zentrum und das Stadtkirchenarchiv. Unterhalten wird das Archiv von der Stadtkirchengemeinde Wittenberg. Die Einzelheiten der Benutzung werden durch die Archivbenutzerordnung der Kirchenprovinz Sachsen geregelt.

chengemeinde Wittenberg in Zusammenarbeit mit der Luther-Gesellschaft in der Stadtkirche St. Marien anlässlich der 700 Jahrfeier der Lutherstadt Wittenberg (o.J., 12 S.).

⁸ Um sich einen ersten Blick über den näheren Bestand zu verschaffen, ist folgender Band hilfreich: Fritz Bellmann/Marie-Luise Harksen/Roland Werner: Die Denkmale der Lutherstadt Wittenberg, Weimar 1979, S. 152 ff und S. 271 ff. [Materialien zur Kenntnis bzw. Findbuch mit weiterer Literatur].

⁹ Schriftliche Auskunft von Jörg Mayer vom 17. März 2004.

Zur Geschichte des Melanchthonhauses nach 1945

Edeltraud Wießner

„Obgleich ich zu Wittenberg manches hab erdulden müssen, so wünsche ich doch der unglücklichen Universität wieder aufzuhelfen. Ich liebe diesen Ort wie mein Vaterland. Hier habe ich mit den trefflichsten Menschen in Verbündung gestanden und gemeinschaftlich gearbeitet.“ (Philipp Melanchthon)

Würde Philipp Melanchthon heute durch Wittenberg gehen und sehen, dass seine „unglückliche Universität“, die 1817 gänzlich den Betrieb einstellte, seit 1994 langsam eine Wiederbelebung als universitärer Standort erfährt und das Fridericianum in neuem Glanz erstrahlt, so denke ich, er wäre über diese Entwicklung glücklich.¹

Stolz wäre er sicherlich auch über die Nutzung seines Wohnhauses. Handelt es sich hier doch um eines der schönsten erhalten gebliebenen Bürger- und Gelehrtenhäuser Wittenbergs. Seine Nutzung als Museum ist, im Verhältnis zum Alter des Hauses, noch relativ jung. Erst mit der 400. Wiederkehr des Geburtstages von Philipp Melanchthon 1897 wurden zwischen 1896 bis 1899 umfangreiche Bauarbeiten in und am Melanchthonhaus vorgenommen. Dienten sie in erster Linie der Instandsetzung und zukünftigen Nutzung des Gebäudes zu Wohnzwecken, wurde ebenso eine würdige Umgestaltung des Sterbezimmers vorgesehen. Mit dieser Aufgabe beauftragte man das Königliche Kunstgewerbemuseum Berlin unter Leitung von Professor F. O. Kuhn.

Damit wurde der Grundstein für eine museale Nutzung gelegt. Mit der Pflege des Gedenkraums wurde das 1817 gegründete Königliche Predigerseminar beauftragt. Später übernahmen die dort wohnhaften Lehrer diese Aufgabe. So wohnte hier u.a. der bekannte Lehrer und Heimatforscher Richard Erfurth.²

Von 1939 bis 1950 wohnte Familie Seidel im Melanchthonhaus. Frau Seidel war Religionslehrerin und gleichzeitig die Verwalterin des Hauses. Gezeigt wurde den Besuchern der Flur der ersten Etage und das Studier- und Sterbezimmer. Es hatte zu diesem Zeitpunkt immer noch das Aussehen der Neueinrichtung von 1898/99, auch die Bettstatt war damals noch vorhanden. Auf dem Flur standen eine Holztruhe und eine Eisentruhe. Letztere hatte zwölf Schließungen, die durch einen Schlüssel ausgelöst werden konnten. Beide gehören heute noch zum Bestand der Stiftung Luthergedenkstätten. Familie Seidel bewohnte da-

¹ Ein Befragungsprotokoll der im folgenden namentlich aufgeführten Personen liegt handschriftlich in den Unterlagen zur neuen Dauerausstellung „Ad fontes!“ in der Lutherhalle vor.

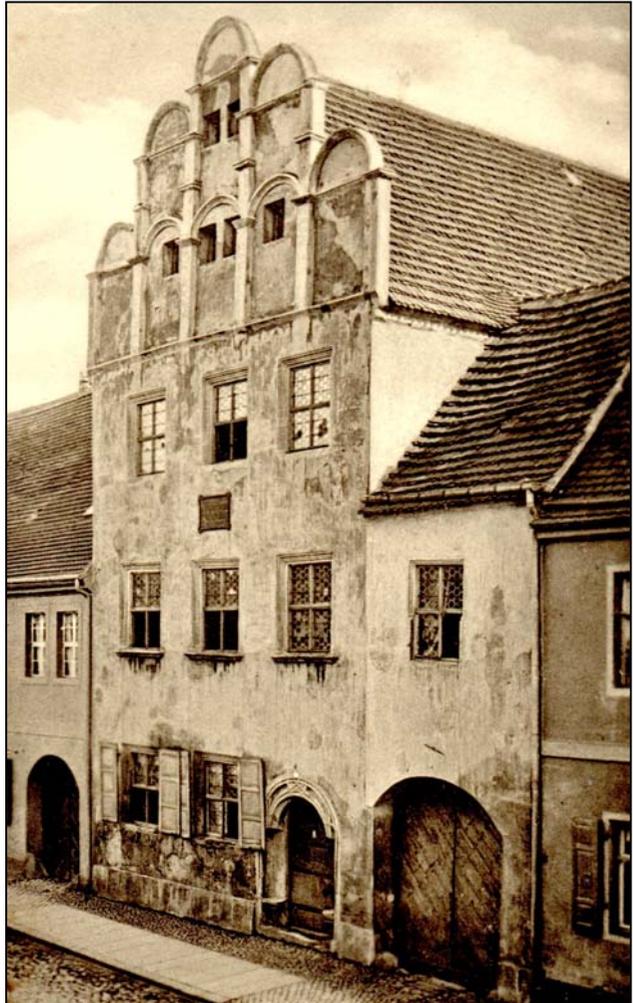
² Sein Sohn wurde im Melanchthonhaus sogar geboren, und ich habe ihn in den 70er und 80er Jahren noch als versierten Stadtführer kennen gelernt.

mals die Räume im Erdgeschoss sowie das große Zimmer in der ersten Etage. Im daneben befindlichen Raum waren das Bad und die Toilette. Sie wurden gemeinschaftlich genutzt, denn die zweite Etage diente auch noch zu Wohnzwecken. In den beiden Räumen zur Collegienstraße wohnte Herr Haugg, der maßgeblich an der Lutherfeier 1933 beteiligt war,³ und in der Wohnung zur Gartenseite (Scholarzimmer und Nebenraum) wohnte eine Frau Igfler, die 1946 ins Städtische Siechenhaus kam.

Durch die Wirren des zweiten Weltkrieges erfolgte auch die Unterbringung von Umsiedlern im Melancthonhaus. So nahm Frau Seidel ihre Schwester auf, als diese im Januar 1945 auf der Flucht aus Liegnitz (Polen) in Wittenberg eintraf. Deren Sohn, Manfred Kittelmann, bereitete es die größte Freude, die Tante zu vertreten

und den Besuchern das Studier- und Sterbezimmer zu zeigen. Er berichtete bei meiner Befragung auch, dass sich auf dem Hof links die Waschküche und Stallungen befanden und sich daran ein Nutzgarten mit vielen Obstbäumen anschloss. Ausgenommen davon war die Ecke mit dem Steintisch und den drei Eiben (heute ist nur noch eine davon erhalten), die schon damals den Besuchern gezeigt wurden.

Als am 16. April 1945 der Bombenangriff auf Wittenberg stattfand, der das Haus Collegienstraße 59 zerstörte, waren durch die Druckwelle auch die Hofgebäude des Melancthonhauses zerstört worden. Die Stadtmauer erlitt gleichfalls Schaden. Gemeinsam mit sei-



Melancthon-Haus, erste Hälfte 20. Jh.

³ Vgl. hierzu Staatliche Lutherhalle (Hg.): Staatliche Lutherhalle – 100 Jahre Reformationsgeschichtliches Museum, Wittenberg 1984.

ner Mutter habe er – so Kittelmann – die Trümmer in den hinteren Gartenteil in einen Bombenrichter geworfen. Der Schaden am Melanchthonhaus selbst war gering. Das Loch auf dem Dach habe er selbst notdürftig repariert, indem er von den dreilagigen Biber-schwänzen eine Schicht aus den heilen Teilen entfernte. 1946 zog die Familie Kittelmann aus.

1. Die Zeit nach 1945 – Neuanfänge

Nach 1948 wurde das Melanchthonhaus langsam von seiner Nutzung als Wohnraum befreit, und öffentliche Ämter bzw. Einrichtungen zogen jetzt hier ein. Ein ehemaliger Mitarbeiter, der 2001 verstorben ist, konnte sich noch daran erinnern, dass er damals gemeinsam mit seinem Bruder die Mutter im Scholarzimmer des Melanchthonhauses besuchte. Sie war Mitarbeiterin des Finanzamtes, das auch den Nebenraum als Büro nutzte. Im März 1953 befand sich auch der Rest der Universitätskasse – so lautete die Bezeichnung für die Verwaltung der nach der Universitätsschließung von 1817 verbliebenen Gebäude der Leuco-rea, die dem Predigerseminar unterstand – noch im Melanchthonhaus.⁴

1953 entschieden sich der Rat der Stadt und die Stadtverordneten, aus dem Melanchthonhaus ein Heimatmuseum zu machen. Zu diesem Zweck wurde das Grundstück am 6. Januar 1954 in das ‚Eigentum des Volkes‘ überführt und die Sammlung des durch Sanitätsrat Dr. Krüger 1910 gegründeten Heimatmuseums ebenfalls. Noch im gleichen Jahr erfolgte die Eröffnung.

Anfänglich noch ehrenamtlich betreut, gab es 1955 eine halbe Planstelle für eine Museumsassistentin, und 1956 wurde dann der bekannte Heimatforscher Heinrich Kühne, der im Mai 2003 verstorben ist, als Museumsleiter eingesetzt. Unter seiner Leitung wurden die musealen Gegenstände neu geordnet und aufbereitet und damit den Besuchern zugänglich gemacht. Die Sammlung wurde durch Schenkungen, Ankäufe und durch Übernahme von beschlagnahmtem Eigentum der Republikflüchtigen erweitert.⁵

1959 erfolgten am Melanchthonhaus bauliche Außen- und Innenarbeiten. Das Haus erhielt einen neuen Außenputz, der Garten wurde neu gestaltet und der Kräutergarten angelegt. Bauelemente von abgerissenen Gebäuden der Stadt fanden im Garten ihre Aufstellung, und so konnte neben alten Kanonenkugeln auch das Wittenberger Ratsscheffel besichtigt werden. Mit gezielten Sonderausstellungen versuchte man, mehr Besucher und vor allem die Wittenberger zur Besichtigung des Heimatmuseums anzuregen. Jährlich wurden damals zwischen 2.500 und 5.000 Besucher gezählt. Schulklassen und andere Gruppen konnten bei Voranmeldung gezielt durch die Ausstellung geführt werden.

⁴ Dies bestätigten mir die ehemalige Bibliothekarin des Predigerseminars Erika Schulz und auch Anneliese Franzke, die als Schreibkraft im März 1953 dort arbeitete und im April 1953 den Umzug ins Predigerseminar miterlebte.

⁵ Dies hatte nach der Wende eine Flut von Rückführungsansprüchen zur Folge, und mancher Bürger konnte so nach 1990 sein Eigentum wieder erhalten.

2. Das Melanchthonhaus wird Memorialmuseum

Als sich Anfang 1966 umfangreiche Feierlichkeiten zur 450-Jahrfeier der Reformation in Wittenberg abzeichneten, fasste die Stadtverordnetenversammlung den Beschluss, aus dem Melanchthonhaus ein Memorialmuseum zu machen. Es sollte dem Leben und Wirken Philipp Melanchthons als Humanist, Gelehrter und „Praeceptor Germaniae“ gewidmet sein. Der Zeit entsprechend entstand eine moderne, nach marxistisch-leninistischen Richtlinien aufgebaute und trotzdem wissenschaftliche Ausstellung, da man bei sparsamem Text Zahlen, Zitate von Zeitgenossen und Melanchthon selbst durch seine Werke sprechen ließ.

Für die Aussteller war dies keine leichte Aufgabe, da das Melanchthonhaus in gewisser Weise ein Gegenpol zur Lutherhalle sein sollte.⁶ Für Inhalt und Aussage zeichneten Dr. Gerhard Brendler und Heinrich Kühne, für die grafische Gestaltung war Karl Thewalt verantwortlich.

Am 26. Juli 1967 wurde die Gedenkstätte für den Besucherverkehr freigegeben. Die Ausstellung umgliederte sich in die Bereiche:

- Deutschland zur Melanchthonzeit
- Melanchthons Leben und Familie
- Der Humanismus in Deutschland
- Studier- und Sterbezimmer
- Melanchthons Schriften
- Scholarzimmer
- Das neue Weltbild im 16. Jahrhundert und der Wittenberger Universität von 1502-1817.

Das neugestaltete Melanchthonhaus gewann an Ansehen und Bedeutung. Die Besucherzahlen stiegen stark an. Waren es 1967 noch 14.578, so konnten 1982 bereits 33.054 Personen begrüßt werden. Das Melanchthonhaus wurde besonders von Schulklassen, Jugendweihe- und Konfirmandengruppen frequentiert. Hinzu kam der Gruppentourismus und die individuellen Besucher aus dem In- und Ausland.

Da man damals, wie heute auch, an den Besucherzahlen und den damit verbundenen Einnahmen in seiner Arbeit gemessen wurde, musste ein zusätzlicher Anreiz für die Besichtigung des Hauses durch Sonderausstellungen geschaffen werden. Erinnerung kann an die Kopernikus-Ausstellung, die gut zur Thematik der Dauerausstellung passte. Andererseits mussten zum Teil auch dem Haus fremde Themen, wie z.B. eine Schirmausstellung oder eine Keramik-Verkaufsausstellung, integriert werden, denn auch sie erfüllten den geforderten Zweck, indem sie Resonanz beim Publikum fanden. So ist es auch zu verstehen, dass 1973 das historische Zinnfigurenkabinett entstand. Der Leihgeber hatte die Zur-Schau-Stellung an das Haus gebunden, was zur Folge hatte, dass es noch bis 1993 besichtigt werden konnte.

⁶ Vgl. hierzu den Beitrag von Stefan Rhein: „Deponieren und Exponieren. Einblicke in das Lutherhaus“ in diesem Band.

In Vorbereitung der Martin-Luther-Ehrung 1983 erfolgte eine umfangreiche Umgestaltung des Melanchthonhauses. Verantwortlich zeichneten dafür Professor Dr. Gerhard Brendler und die damalige Direktorin Edeltraud Wießner. Die grafische Gestaltung wurde erneut von Professor Karl Thewalt übernommen.

Ziel war es, Überschneidungen in den Ausstellungen der beiden musealen Einrichtungen „Lutherhalle“ und „Melanchthonhaus“ auszuschließen, vielmehr sollten sie sich in ihrer Aussage ergänzen. Dadurch ergab sich die Möglichkeit, auf bestimmte Themen wie z.B. „Deutschland zur Melanchthonzeit“ zu verzichten. Neben dem Aufzeigen der Wirkung Melanchthons als Humanist und Lehrer Deutschlands durfte jetzt auch der Theologe gewürdigt werden.

Der Rundgang begann im Flur des Erdgeschosses, wo die Besucher Wissenswertes zur Entwicklung der Stadt Wittenberg im 16. Jahrhundert erfuhren. Der Raum, der sich hinter dem Treppenaufgang zum Garten hin anschloss, gab Aufschluss über das Familienleben Melanchthons. Neben den einzelnen Lebensstationen, dem Familienstammbaum, Hausrat und Kleidung enthielt man auch Auskunft über sein Verhältnis zur Musik und Malerei. Im ersten Obergeschoss dominierte die Architektur des Hauses, die den Flur mit dem einzigartigen Treppenaufgang und das Studier- und Sterbezimmer mit seinen Butzenscheiben und kargem Mobiliar auf den Besucher wirken ließ.

Der kleine Nebenraum war der Thematik „Melanchthon als Theologe“ gewidmet. Das zweite Obergeschoss gab einen Überblick über die Entwicklung der Wittenberger Universität von 1502 bis 1817, über die naturwissenschaftlichen, mathematischen und geografischen Entdeckungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Das Scholarchzimmer mit seiner Wappenzier ehemaliger Schüler und Studenten im Hause Melanchthons und dem prächtigen Ofen vermittelten einen besonderen Eindruck der damaligen Zeit auf die Besucher. Zwei Sonderausstellungsräume ermöglichten, angrenzende Wissensgebiete und Gastausstellungen zu zeigen. Der Rundgang endete nach wie vor mit der Besichtigung des Gartens, der gleichzeitig aber auch zum Verweilen einladen sollte.

Zur Realisierung der Umgestaltung sowie für umfassende Restaurierungsarbeiten wurden zusätzliche finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt und das Haus für das Jahr 1982 geschlossen. So konnte das desolante Dach neu eingedeckt werden⁷, die Fensterkonsolen aus Sandstein und auch das Eingangsportale restauriert werden. Auch personell gab es Zuwachs. Eine Absolventin der Fachschule für Museologie Leipzig und zwei Halbtagskräfte zur Bewältigung der Aufgaben im Aufsichtsbereich konnten eingestellt werden. Dies war eine sehr notwendige Maßnahme, wenn man bedenkt, dass dieses kleine Haus 1983 einen Besucherstrom von 73.391 Personen zu bewältigen hatte, ohne Schließtag von 9.00 bis 18.00 Uhr durcharbeitete, und das mit sogenannten 4,5 VBE, übersetzt: „Vollbeschäftigteneinheit“. Insofern muss man auch heute noch Hochachtung vor der Leistung dieses kleinen Mitarbeiterstabes haben. Sie wurde von der Stadt anerkannt und das Melanchthonhaus 1984 mit dem „Cranach-Preis“ der Lutherstadt Wittenberg ausgezeichnet.

⁷ Dies leider mit Betonziegeln, die nur eine Lebensdauer von 15 Jahren hatten.

Das Melanchthonhaus fand auch immer mehr als Ausbildungsmuseum Anerkennung. So machte die Fachschule für Museologie Leipzig jährlich eine Exkursion mit ihren Studenten in diese museale Einrichtung, und Studenten der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg absolvierten hier ihr „Museumspraktikum“.

1984 normalisierte sich das Leben in allen musealen Einrichtungen wie auch in der Stadt Wittenberg allgemein. Der Besucherandrang ging zurück auf 35.338 Personen. 1987 waren es nur noch 23.796 Gäste, die das Melanchthonhaus zählte. Jetzt hieß es erneut, Höhepunkte zu schaffen. Daher wurde mit der Kustodie der Martin-Luther-Universität und den Franckeschen Stiftungen in Halle die Sonderausstellung „Kunstschätze der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg“ erarbeitet und im Melanchthonhaus gezeigt. Sie stieß auf reges Interesse und fand eine gute Resonanz. Die Besucherzahlen stiegen wieder an (1988: 26.798; 1989: 26.602 Personen), um dann aber mit der Wende 1990 auf 24.199 und bis zur Schließung des Hauses im Dezember 1994 auf 17.353 Personen zu sinken. Rückblickend muss man bedenken, dass der Einzeltourismus stark zunahm, die Gruppen dagegen ausblieben.

3. Nach dem Umbruch – „Ad fontes! Zu den Quellen“

Die Wende brachte für das Melanchthonhaus endlich auch den lang ersehnten Kontakt zum Melanchthonhaus in Bretten. Gegenseitige Besuche zum Erfahrungsaustausch, die Zusammenarbeit im Austausch und der Vermittlung von Sonderausstellungen (erinnert sei nur an die „Reuchlin“- und die „Rhetikus“-Ausstellung) waren ein großer Erfolg.

Auch Mittel für die Werterhaltung des Hauses, in Vorbereitung auf die Neugestaltung der Dauerausstellung zum 500. Geburtstag von Philipp Melanchthon 1997, flossen verstärkt, und so konnten das desolate Treppenhaus und die Eingangstür bereits im Winter 1990/91 restauriert werden. Mit der nachfolgenden Sanierung des Fußbodens im Erdgeschoss und die Neueindeckung des Daches wurde die nötige Baufreiheit für das Jubiläumsjahr geschaffen.

Mit dem Jahr 1994 fand auch die organisatorische Vereinigung des Melanchthonhauses mit dem Lutherhaus statt. Ab 1995 war das Melanchthonhaus dann geschlossen. Es folgten weitere bauliche Maßnahmen: u.a. Fußbodenarbeiten in der ersten Etage, Erneuerung des Putzes am Haus und die Wiederherstellung des Studier- und Sterbezimmers, wie es 1898/99 unter Leitung von Professor F. O. Kuhn vom Königlichen Kunstgewerbemuseum Berlin eingerichtet worden war.

Die Erarbeitung der neuen Dauerausstellung unter dem Motto „Ad fontes! Zu den Quellen“ war für die beteiligten Wissenschaftler ein langer und beschwerlicher Weg. Hieß es doch, den Weg zu Melanchthon über seine Schriften zu finden und seine Gedanken und Lehren in einer modern gestalteten Ausstellung, mit modernster Technik ausgestattet, in einem alten geschichtsträchtigen Bürgerhaus dem Besucher zu unterbreiten. Auch die Neugestaltung des Gartens gehörte dazu.

Am 15. April 1997 erfolgte die feierliche Wiedereröffnung des Melanchthonhauses.

Literatur

- Philipp Melanchthon – Eine Gabe zu meinem 400. Geburtstag, Evangelische Verlagsanstalt Berlin GmbH, Berlin 1960. Unter Mitarbeit von Wolfgang Schanze und Rudolf Schneider ausgewählt und zusammengestellt von Joachim Rogge.
- Staatliche Lutherhalle – 100 Jahre Reformationsgeschichtliches Museum. Schriftenreihe der staatlichen Lutherhalle Wittenberg, Heft 1, 1984
- Kühne, Heinrich: Aus der Geschichte des Wittenberger Melanchthonhauses, Lutherstadt Wittenberg, 1964
- Brendler, Gerhard / Kühne, Heinrich: Die Neugestaltung des Wittenberger Melanchthonhauses, in: *Neue Museumskunde*, Jahrgang 13, 1970
- Wießner, Edeltraud: Melanchthonhaus Wittenberg. Schnell-Kunstführer Nr. 2031, München/Zürich 1993
- „Ad fontes! Zu den Quellen“, Katalog zur Dauerausstellung im Melanchthonhaus, Wittenberg 1997

**Bildung und Forschung
in Medizin, Naturwissenschaft
und Industrie**

Medizinische Ausbildung und wissenschaftliche Tätigkeit am Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung

Peter Gierra

1. Das Paul-Gerhardt-Stift – Gründung und Aufgabe bis 1945

Paul Gerhardt gehört zu den bedeutendsten Dichtern in der evangelischen Theologie. Seine Gedichte, die sich aus unmittelbaren Erfahrungen seines Lebens speisten, wurden durch die Vertonung vornehmlich durch Johann Crüger (1598 bis 1662), seines Studienkollegen in Wittenberg und Kantor an der St. Nikolai Kirche in Berlin, schnell bekannt und fanden sehr schnell Eingang in kirchliche Liederbücher. Das ist bis heute so geblieben.

Paul Gerhardt¹, 1607 in Gräfenhainichen geboren und 1676 in Lübbenau gestorben, war durch sein Studium und eine lange Hauslehrerzeit in den Jahren 1623 bis 1642 mit Wittenberg verbunden. Zu seinem Gedächtnis kam an seinem 200. Todestag, am 7. Juni 1876, eine durch verschiedene Delegierte aus den evangelischen Kirchengemeinden des ortsächsischen Kurkreises gebildete Versammlung in seiner Heimatstadt zusammen.² Der Ablauf dieser Veranstaltung ist nur schwer rekonstruierbar. Ein Vorbereitungskreis unterbreitete den Versammelten den Vorschlag, diesem evangelischen Liederdichter und streitbaren Theologen ein weiteres Denkmal zu setzen. Nur sollte es kein steinernes oder bronzenes Standbild sein, davon gab es schon einige, sondern es sollte ein Haus sein, in dem körperlich und seelisch leidende Menschen aus den Gemeinden des Kurkreises aufgenommen werden könnten. Heute würden wir sagen: es sollte ein Krankenhaus zur ganzheitlichen Betreuung von Hilfe bedürftigen Menschen sein. War erst Gräfenhainichen als Standort gedacht, entschied man sich schließlich doch für Wittenberg.

Zu dieser Zeit waren in Wittenberg die Wallanlagen um die Altstadt im Jahre 1873 abgebaut und die Gräben zum Teil zugeschüttet worden. Dadurch war neues Bauland entstanden. Von diesem bot der Magistrat der Stadt der Paul-Gerhardt-Stiftung in der damaligen Poststrasse kostenlos eine Parzelle zur Errichtung des Krankenhauses an.³ Dieses Angebot wurde angenommen. Mit dem zwischenzeitlich gesammelten Baufond, der nur die

¹ Vgl. zu dessen Leben und Werk das Buch von Christian Bunners: Paul Gerhardt – Weg. Werk. Wirkung. Buchverlag Union, Berlin 1993.

² Vgl. hierzu Wolfgang Böhmer (): Das Krankenhaus Paul-Gerhardt-Stift im Wandel der Zeiten. In: Impulse zur Diakonie in der Lutherstadt Wittenberg im Auftrag des Paul-Gerhardt-Stiftes herausgegeben von Peter Gierra. Evangelische Verlagsanstalt, Berlin 1983, S. 40.

³ Vgl. Ebenda, S. 47.

Hälfte der Bausumme abdeckte, konnte im Jahre 1882 mit dem Bau begonnen und das 30 Betten bietende Krankenhaus am 3. Oktober 1883 eingeweiht werden.

Seitdem – nunmehr 120 Jahre – wird in den Räumen des Paul-Gerhardt-Stiftes für kranke Menschen aus der Stadt Wittenberg, dem Landkreis und aus den Gemeinden der umliegenden Landkreise, die zum altsächsischen Kurkreis gehört haben und zum Teil heute noch gehören, medizinische Hilfe angeboten.⁴

Im Kontext der Industrialisierung zogen immer mehr Menschen nach Wittenberg, was zur Folge hatte, dass das Krankenhaus immer wieder vergrößert werden musste. 1910 hat es zudem seinen Standort gewechselt und wurde ‚vor den Toren der Stadt‘ in vielen Etappen zu dem heute sichtbaren Komplex ausgebaut.

Es gehört zur geschichtlichen Entwicklung der Stadt Wittenberg, dass auch in ihren Mauern, in denen auf dem ersten Evangelischen Kirchentag im Jahre 1848 durch Pfarrer Johann Hinrich Wichern der Anstoß zur Bildung eines Centralausschusses für die Innere Mission gegeben worden war, eine Vielzahl diakonischer Bemühungen entfaltet wurden. Dazu gehört z.B. seit der Reformationszeit die Armenfürsorge, aber auch die Kinderbetreuung, Zuwendung zu verwaisten Jugendlichen, die Fürsorge für Langzeitkranke, für alte Menschen und schließlich auch die für akut erkrankte Menschen. Zwar gab es seit 1827 in Wittenberg ein städtisches Hospital mit 40 Plätzen. Doch dessen Arbeit wurde im zweiten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts eingestellt.

Ein Landkreis und eine mittelgroße aufstrebende Industriestadt ohne eigenes Krankenhaus, das wollten zu unterschiedlichen Zeiten die politisch Verantwortlichen nicht dulden. Deshalb wurden wiederholt Versuche gemacht, das Paul-Gerhardt-Stift zu verstaatlichen. Doch alle Versuche sind bisher aus unterschiedlichen Gründen gescheitert. Ob das zukünftig so bleiben wird, ist abzuwarten.

2. Die ärztliche Ausbildung am Paul-Gerhardt-Stift seit 1945

Für die Jahre nach 1945 galt hinsichtlich der Ausbildung der Ärzte der Grundsatz, dass im Vollzug der täglichen ärztlich-medizinischen Arbeit sich die fachliche Bildung vertieft. Das geschah zu allen Zeiten unter großen persönlichen Belastungen, da die Anzahl der Ärzte nie ausreichend für die Anzahl der zu behandelnden Patienten waren. So wurden allein im Jahre 1945 täglich von 13 Ärzten und 139 Schwestern 1005 Patienten behandelt.⁵ Im Jahresdurchschnitt waren es 9.202 Patienten deren Pflege 229.158 Tage beanspruchten.⁶

⁴ Zum Altsächsischen Kurkreis gehörten die Landkreise Bitterfeld, Delitzsch, Wittenberg, Torgau, Schweinitz und Liebenwerda. Vgl. Ebenda, S. 40.

⁵ Wolfgang Böhmer: Zur Geschichte des Wittenberger Gesundheits- und Sozialwesens – Teil IV. Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts (Schriftenreihe des Stadtgeschichtlichen Museums Nr. 8), Wittenberg 1988, S. 52.

⁶ Wolfgang Böhmer: Das Krankenhaus Paul-Gerhardt-Stift im Wandel der Zeiten mit einem Anhang über die Entwicklung der Geburtshilfe in der Stadt Wittenberg und im Krankenhaus Paul-Gerhardt-Stift, Maschinenschriftliches Manuskript, Wittenberg 1978, S. 81.

Diese Patientenzahl wurde erst wieder 1977 mit 9.173 bei nur 158.592 Pflgetagen erreicht.⁷

Im Jahre 1945 konnte die große Anzahl von Patienten nicht im alten Krankenhausgebäude in der Paul Gerhardt Strasse untergebracht werden. Sie mussten auf Hilfskrankenhäuser im gesamten Stadtgebiet verteilt werden. So diente die heutige August-Bebel-Schule des Melanchthon-Gymnasiums als Krankenhaus für Diphtheriekranken, das Schlossgarten-Hotel ebenso wie zwei andere Einrichtungen wurden als Aufnahmestätte für zurückkehrende Wehrmatsangehörigen genutzt. Die ehemalige Villa Fuhrmann in der Puschkinstrasse 7 wurde Tuberkulosekranken vorbehalten. Diese wurde erst am 1. April 1954 geschlossen und das Gebäude an die Stadtverwaltung Wittenberg zurückgegeben.⁸

Offensichtlich wurde in den beiden großen Abteilungen des Paul-Gerhardt-Stiftes eine so solide Arbeit geleistet, dass die Landesregierung Sachsen-Anhalts im Zusammenwirken mit dem Landesgesundheitsamt und nach Rücksprache mit den Universitätskliniken und den Chefärzten größerer Krankenhäuser festgelegt hat, dass auch das Paul-Gerhardt-Stift berechtigt sein sollte, Ärzte zu Fachärzten in den Bereichen Innere Medizin und Chirurgie



Haupteingang des Paul-Gerhardt-Stifts bis ca. 1992

⁷ Vgl. Ebenda, S. 82.

⁸ Vgl. Ebenda, S. 58.

auszubilden. Diese Anerkennung wurde dem Krankenhaus als Abschrift eines Schreibens an den Rat des Kreises Wittenberg vom 30.05.1950 mitgeteilt.⁹ Die Berechtigung zur Facharztausbildung hat sich in den Jahren erweitert und ist nach wie vor an erfahrene Fachärzte mit langjähriger Erfahrung gebunden.

Nachdem die am 15. November 1948 in den Räumen des Paul-Gerhardt-Stiftes eröffnete staatliche Poliklinik am 15.02.1949 in das ehemaligen Gebäude der Reichsbank in der Lutherstrasse umgezogen war, konnte auch am 1. Juli 1950 auf Anordnung des damaligen Landesgesundheitsamtes die Ambulanz des Paul-Gerhardt-Stiftes erneut eröffnet werden.¹⁰ Wurde sie bis Ende 1958 in enger Verbindung mit der staatlichen Poliklinik betrieben, ging sie ab 1. Januar 1959 in die Regie des Krankenhauses über.¹¹ Sie hat über viele Jahrzehnte der ambulanten medizinischen Versorgung gedient und die enge Verbundenheit von ambulanter und stationärer Betreuung verdeutlicht. Sie musste im Zusammenhang mit der Übernahme des alt-bundesdeutschen Gesundheitssystems geschlossen werden.

Konnten nach 1945 noch vereinzelt Famulaturen durchgeführt werden, so reduzierten sich diese durch die Bestimmung, dass solche Praktika während des Medizin-Studiums in Einrichtungen des sozialistischen Hochschulwesens zu absolvieren seien. Ähnlich verhielt es sich bezüglich der Durchführung des praktischen Jahres nach erfolgreichem Medizinstudium.

Bis zum Ende der DDR wurden die Absolventen der Medizinischen Fakultäten wie alle anderen Hochschulabsolventen in freie Arztstellen im Gesundheitswesen gelenkt. Dabei wurden die Einrichtungen des konfessionellen Gesundheitswesens sehr oft übergeben. Stete Verhandlungen des Diakonischen Werkes des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR mit dem Ministerium für Gesundheitswesen unter Einschaltung des Staatssekretariats für Kirchenfragen konnten die Personalnöte immer nur punktuell lösen. Aus dieser Zeit resultiert die Tatsache, dass in der Ärztesetzung in quantitativer Hinsicht das Paul-Gerhardt-Stift das Schlusslicht unter den Krankenhäusern in Sachsen-Anhalt bildet.

Für Ärzte, die nach Beendigung ihrer Lenkung – d.h. drei Jahre nach Studienabschluss – sich um eine Tätigkeit im Paul-Gerhardt-Stift bewarben, muss deutlich gewesen sein, dass sich fortan ihre Karriere auf konfessionelle Häuser beschränkt. Dennoch haben immer wieder Ärzte den Weg in dieses Haus gesucht und gefunden und haben sich zu anerkannten Fachärzten entwickelt.

Das Paul-Gerhardt-Stift ist als Krankenhaus nie eine ausgewiesene Stätte der medizinischen Forschung gewesen. Sein Auftrag bestand in der Versorgung erkrankter Menschen eines großen Einzugsgebietes. Dennoch haben die in diesem Krankenhaus tätigen Ärzte stets die wissenschaftliche Forschung ihres Fachgebietes verfolgt und haben versucht, die Ergebnisse unter Nutzung der ihnen geschaffenen Möglichkeiten sehr schnell zu überneh-

⁹ Vgl. das Schreiben der Landesregierung Sachsen-Anhalt, Ministerium für Arbeit und Gesundheitswesen, Landesgesundheitsamt, M II-3054 A- MAG 85/50, RS. Nr. 189 vom 30.05.1950 (beglaubigte Abschrift, im Krankenhausarchiv vorhanden).

¹⁰ Wolfgang Böhmer (o.J.): Das Krankenhaus im Wandel der Zeit, unveröffentlichtes Manuskript, S. 65.

¹¹ Ebenda, S. 70.

men. Hier soll beispielhaft an die Arbeiten des langjährigen Chefarztes Dr. med. habil. Schroth und seines leider frühzeitig verstorbenen Oberarztes Dr. W. Jakobs hinsichtlich der operativen Behandlung von bösartigen Dickdarmtumoren ebenso erinnert werden, wie an die Bemühungen der gegenwärtig tätigen Ärzte, speziell der Allgemeinchirurgischen Abteilung unter der Leitung von Chefarzt Professor Dr. Zühlke, sich den heute aktuellen Fragen zu stellen und praktische Lösungen anzubieten.¹²

An dieser Stelle soll nicht verschwiegen werden, dass neben dem außerordentlichen persönlichen Einsatz der Mitarbeiter dieses auch bis 1990 nur dadurch möglich wurde, weil Partner aus der kirchlichen Ökumene überall dort helfend eingesprungen sind, wo es galt, bessere Hilfe für zeitgemäße Diagnostik und Therapie für die Menschen in unserer Region zu beschaffen. So standen etwa die ersten Ultraschallgeräte im Landkreis Wittenberg in der Klinik Bosse und im Paul-Gerhardt-Stift.

Ebenso verfügten beide konfessionellen Einrichtungen über sehr moderne Röntgendiagnostikausstattungen, da einheimische Geräte nur nach langen und schwierigen Bilanzierungsverfahren über die Räte des Kreises und des Bezirkes und nach sehr langen Lieferzeiten zu erhalten waren. Da aber die Einkünfte aus erbrachten Leistungen sehr gering waren, bestand kaum die Chance, diese notwendigen Geräte zu beschaffen. Das Paul-Gerhardt-Stift wurde in seinem Unterhalt nicht aus Verwaltungsfonds kommunaler Behörden gespeist. Es lebte von den Erlösen seiner Arbeit, die über das Diakonische Werk des Bundes Evangelischer Kirchen in der DDR mit dem Ministerium für Gesundheitswesen jährlich verhandelt wurden.

Schließlich sei auch noch darauf hingewiesen, dass sich der medizinische Fortschritt vor allem auch in Fachaufsätzen widerspiegelt. Immer wieder war es den Verantwortlichen der Diakonie möglich, nicht nur den fortlaufenden Bezug wichtiger Fachzeitschriften, sondern auch die Standardwerke den einzelnen Fachdisziplinen kirchlichen Krankenhäusern zur Verfügung zu stellen. Das Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung hat nie seine wissenschaftliche Bücher- und Zeitschriftenschätze nur für seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gehütet, sondern hatte alle Ärzte des Einzugsgebiets ermuntert, in der Bibliothek ihre Studien zu betreiben. Auch insofern war es immer an der Weiterbildung von Ärzten beteiligt.

Die tägliche Arbeit machte es den ärztlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern schwierig, sich neben den Alltagsaufgaben noch wissenschaftlicher Arbeit zu widmen. Dennoch ist es erstaunlich, dass von 1945 bis 1990 ein Habilitationsverfahren und acht Promotionsverfahren durchgeführt und abgeschlossen werden konnten. Dem steht allerdings die Zahl von 14 abgeschlossenen Promotionsverfahren seit 1991 gegenüber. Diese Zahl wird seit der engeren Zusammenarbeit des Krankenhauses der Paul-Gerhardt-Stiftung als Akademisches Lehrkrankenhaus der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg noch weiter steigen.¹³

¹² Vgl. die Zusammenstellung der Bibliothek des Paul-Gerhardt-Stiftes über die Promotionen, Buch-, Aufsatz- und Vortragsveröffentlichungen der Mitarbeiter (Manuskript im Krankenhausarchiv vorhanden).

¹³ Vgl. Ebenda.

Die Beteiligung an der wissenschaftlichen Diskussion und der fachlichen Entwicklung spiegelt sich aber auch an den Beiträgen in wissenschaftlichen Zeitschriften, in Sammelbänden und in Monographien wieder. Dabei ist eine erstaunliche Feststellung zu treffen. Von 1945 bis 1990 wurden aus dem Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung neun Buchbeiträge und von 1991 bis 2001 deutlich mehr, nämlich 22 veröffentlicht. Allein der „Chirurgische Ratgeber“ aus der Feder von Chefarzt i.R. Dr. med. habil. R. Schroth, der 1973 in erster Auflage erschien, konnte 1988 in fünfter, wesentlich erweiterter und veränderter Auflage erscheinen. Während von 1945 bis 1990 42 Zeitschriftenaufsätze publiziert werden konnten, sind es seit 1991 17. Durften auf wissenschaftlichen Tagungen und Kongressen innerhalb der DDR in der Zeit von 1945 bis 1990 immerhin 29 Vorträge gehalten werden, so wurden seit 1991 bereits 127 gehalten. Das macht sehr deutlich, dass sich der wissenschaftliche Fortschritt in der Medizin heutzutage in Vorträgen auf Kongressen und in Zeitschriftenaufsätzen niederschlägt. Monographien zu bestimmten Sachfragen oder gar Lehrbücher treten dabei teilweise in den Hintergrund.

Aus dem bislang Dargestellten lässt sich erkennen, dass die Ärztinnen und Ärzte des Krankenhauses der Paul-Gerhardt-Stiftung, angeregt durch ihre jeweiligen Chefärzte, sich neben den fordernden täglichen ärztlichen Tätigkeiten stets auch noch dazu anregen lassen, ihre Erfahrungen und gewonnenen Erkenntnisse auf Kongressen oder in schriftlichen Beiträgen zur Diskussion zu stellen.

Schließlich darf eine besondere Schwierigkeit im Zusammenhang mit der ärztlichen Ausbildung nicht unerwähnt bleiben. Zwischen 1945 und 1990 hatten die Ärztinnen und Ärzte des Krankenhauses der Paul-Gerhardt-Stiftung allenfalls die Möglichkeiten, an Veranstaltungen der Fachgesellschaften *innerhalb* der DDR teilzunehmen. Nach 1961 war es kaum einem Mitglied des Krankenhauses möglich, an internationalen Veranstaltungen im westlichen Ausland teilzunehmen. Dadurch entstand ein Informationsdefizit. Das änderte sich nach 1991. Die Informationsdefizite konnten aufgeholt werden. Jetzt, wo die apparative Ausrüstung aus Fördermitteln beschafft werden müssen, ist der Nachholbedarf enorm angewachsen.

In jüngster Zeit fanden mehrere durch Professor Dr. Zühlke organisierte und stark chirurgisch orientierte, sehr gut besuchte Fachkongresse in Wittenberg statt. Die neuerdings von Chefarzt PD Dr. Jehle organisierten Wittenberger Foren für Innere Medizin fördern ebenso das Gespräch unter Fachkollegen, wie die vor Jahren von Chefarzt MR Dr. Steini-ger initiierten Veranstaltungen „Pädiatrie zum Anfassen“ und die vielfältigen Angebote anderer Chefärzte zur gemeinsamen Weiterbildung mit ihren Fachkollegen. Daneben widmen sich alle Ärzte durch Gesundheitsforen der Aufklärung und allgemeinmedizinischen Bildung der Bevölkerung.

3. Die Krankenpflegeausbildung in der Paul-Gerhardt-Stiftung

Eine eigenständige Krankenpflegeausbildung im Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung existiert seit 1904 oder 1905. Ganz genau lässt sich das nicht mehr nachvollziehen. In die-

ser Zeit war die Schwesternschaft des Berliner Paul-Gerhardt-Stiftes Trägerin des Pflegebereiches. Als diese jedoch zum 30.09.1906 nach Berlin zurückgezogen wurde, wurden die noch in Wittenberg ausgebildeten Krankenschwestern in der dortigen Kapelle am 11.01.1906 eingeseget.

Offiziell aber gibt es die öffentlich anerkannte Krankenpflegeschule der Paul-Gerhardt-Stiftung erst seit 1914. Sie hat in den Jahren bis 1945 nicht nur Schwestern für die Evangelische Frauenhilfe für das Ausland für ihren späteren Einsatz in Brasilien ausgebildet, sondern in den ersten Monaten ihres Bestehens viele Helferinnen der Frauenhilfen aus Ostpreußen, Brandenburg und Sachsen als Hilfsschwestern und Krankenpflegerinnen für den Einsatz in den Lazaretten des 1. Weltkrieges zugearbeitet.

Als 1939 die Schwesternschaft des Evangelischen Diakonieverein Berlin-Zehlendorf den Pflegebereich des Krankenhauses als eigenständiges Arbeitsfeld übernahm, sollte es auch dazu gehören, dass sie die Trägerschaft der Krankenpflegeschule übernehmen sollte. Doch in einem Brief des Regierungspräsidenten in Merseburg vom 15. Dezember 1939 heißt es: „Auf Grund Ihrer Berichtsausführungen habe ich gegen die beabsichtigte Einsetzung des Paul-Gerhardt-Stiftes als Träger der Krankenpflegeschule keine Einwendungen geltend zu machen.“¹⁴ Diese Zustimmung wird in einem undatierten Schreiben vom September 1945 mit den Worten erneuert: „Die Weiterführung der von Herrn Dr. Wachs geleiteten und dem Krankenhaus Paul-Gerhardt-Stift in Lutherstadt Wittenberg angegliederten Krankenpflegeschule für Krankenpflegeschülerinnen genehmige ich im Sinne des § 4 der 1. Verordnung über die berufsmäßige Ausübung der Krankenpflege und die Errichtung von Krankenpflegeschulen vom 28.9.38 (RGBl I.S.1310)“.¹⁵

Damit war zugleich der Versuch der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonieverein abgeschlagen worden, die Trägerschaft der Krankenpflegeschule des Paul-Gerhardt-Stiftes übernehmen zu können. Es gehört zu den Eigenheiten der Evangelischen Diakonieschwesternschaft, dass sie sich nicht nur als Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, sondern auch als Lerngemeinschaft versteht, deshalb auch Krankenpflegeschulen unterhielt und heute noch als Diakonieseminare unterhält. In Wittenberg ist das von Anfang an nicht möglich gewesen. Die letzten Gründe dafür lassen sich noch nicht nachweisen.

Gleichwohl hat bis 1983 im Auftrag der Hausleitung die Schwesternschaft des Evangelischen Diakonieverein die Ausbildung getragen. Verantwortet hat sie die jeweilige Krankenhausleitung. Selbst der Krieg hat die Ausbildungsaufgabe nicht unterbrechen können. Einer Chronik über die Diakonieseminare der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonieverein ist zu entnehmen, dass am 15. Oktober 1945 vier Schülerinnen das Examen abgelegt haben.¹⁶ Im gleichen Bericht heißt es:

¹⁴ Vgl. den Brief des Regierungspräsidenten (Geschäftsnummer I M2-31/0/1) vom 15.12.39 (im Krankenhausarchiv).

¹⁵ Vgl. den Brief des Regierungspräsidenten (Geschäftsnummer II M 1 – 31/1) vom September 1945 (im Krankenhausarchiv).

¹⁶ Vgl. die Chronik der Diakonie-Seminare des Evangelischen Diakonieverein Berlin-Zehlendorf e.V., maschinenschriftliches Manuskript aus dem Archiv des Vereins, S. 441.

„Mit dem Jahr 1946 begannen die Schwierigkeiten der veränderten Zeit. Die Krankenpflegeschule blieb zwar erhalten, musste aber etwa bis 1948 bei der Auswahl der Schülerinnen besonders genau sein, da auch Töchter politisch belasteter Väter nicht aufgenommen werden durften.“¹⁷

Einem Schreiben der Landesregierung Sachsen-Anhalts, Minister für Arbeit und Sozialpolitik, Landesgesundheitsamt, an den Rat der Stadt Magdeburg und des Landeskreises vom 2.8.1949 ist zu entnehmen, dass „der Beruf der Krankenschwester [...] durch die Verbesserung der medizinischen Versorgung der Bevölkerung immer mehr an Bedeutung“ gewinnt.¹⁸ Deshalb wird für die kostenlose Ausbildung von „Frauen und Mädchen im Alter von 18-35 Jahren“ geworben. Zugesagt wird, dass „die Schülerinnen [...] während der Ausbildung bei freier Station, Verpflegung und Bekleidung ein monatliches Taschengeld in Höhe von 20,- bis 40,- DM“ erhalten sollen. Die Bewerbung erfolgte über die Gesundheitsämter. Zu den Ausbildungseinrichtungen aus dem konfessionellen Raum gehörten die Evangelische Diakonissenanstalt Halle, das St. Elisabeth-Krankenhaus/Halle, das St. Barbara Krankenhaus/halle und das Paul-Gerhardt-Stift in Wittenberg.

In einer Vereinbarung zwischen dem Minister für Arbeit und Gesundheit der Deutschen Demokratischen Republik, Steidle, und dem Bevollmächtigten des Rates der Evangelischen Kirchen der EKdD bei der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik, Propst Grüber, vom 4. April 1950 wird festgelegt, dass aufgrund der Verhandlungen beider Seiten unter Vermittlung des damaligen stellvertretenden Ministerpräsidenten, Otto Nuschke, ein Beschluss vom 21. September 1949 abgeändert wird und nunmehr, begrenzt für ein Jahr, dem evangelischen Bereich 560 Ausbildungsplätze für die Krankenpflege zur Verfügung gestellt werden.¹⁹ Der „Evangelische Diakonieverband Wittenberg“ ist ausdrücklich mit 50 Plätzen erwähnt. Nach dieser Mitteilung „werden die konfessionellen Schwesternschulen von der jetzigen Hauptabteilung Gesundheitswesen im Ministerium für Arbeit und Gesundheitswesen der DDR fachlich überwacht. Prüfungen sind rechtzeitig dem zuständigen Landesgesundheitsamt anzuzeigen und werden unter dem Vorsitz eines Vertreters des Landesgesundheitsamtes durchgeführt.“²⁰

Als eine Folge dieser Vereinbarung ist die Anweisung des Minister Steidle vom 19. November 1951 anzusehen, der festlegte, dass „Seminare zur Vertiefung der Kenntnisse der Gesetze und Verordnungen und sonstigen Maßnahmen der Regierung der Deutschen

¹⁷ Ebenda, S. 441f.

¹⁸ Vgl. den Brief der Landesregierung Sachsen-Anhalt, Minister für Arbeit und Sozialpolitik, Landesgesundheitsamt (M II 3071 – Nr. 692/49 vom 4.2.49, Abschrift von Abschrift im Archiv des Krankenhauses).

¹⁹ Vgl. die Abschrift der Vereinbarung der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik, Ministerium für Arbeit und Gesundheitswesen und dem Bevollmächtigten des Rates der Evangelischen Kirchen vom 4.4.1950 (Archiv des Krankenhauses).

²⁰ Vgl. die Abschrift des Rundschreibens Nr. 19 des Central-Ausschusses für die Innere Mission in der Deutschen Demokratischen Republik vom 4. Mai 1950 (Archiv des Krankenhauses).

Demokratischen Republik“ durchzuführen sind.²¹ Teilnehmer auf Kreisebene sollten die Chefarzte, Verwaltungsleiter, Kreisapotheker und die leitenden Funktionäre des mittleren medizinischen Personals unter Leitung des Kreisarztes sein.

Eine höchst kritische Situation ergab sich für die kirchlichen Krankenhäuser im Jahre 1953. Am 28. Februar 1953 berichtete die Zeitung „Die Welt“ auf der Titelseite unter der Überschrift „SED knebelt die Kirche der Ostzone“, dass die Staatssicherheit u.a. auch 23 Diakonissen des Paul-Gerhardt-Stiftes verhaftet und verhört habe.²² Bereits die Tatsache, dass es seit 1940 keine Diakonisse mehr im Paul-Gerhardt-Stift gegeben hat, zeigt an, dass die Meldung von der Verhaftung und den damit verbundenen Verhören völlig aus der Luft gegriffen war. Dieser offensichtlichen Falschmeldung, gegen die sich der Vorstand der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins Berlin-Zehlendorf sofort zur Wehr setzte, griff eine verbreitete – und zu diesem Zeitpunkt nicht unbegründete – Befürchtung auf, dass alle kirchlich-diakonischen Einrichtungen in der DDR geschlossen und ihre Arbeit vom Roten Kreuz übernommen werden sollten.

Seit den Enteignungsbemühungen der Nationalsozialisten haben sich die damaligen Einrichtungen der Inneren Mission als handelnder und unmittelbar helfender Teil der Evangelischen Kirche verstanden, sich ihr formal unterstellt und deren Schutz genossen. Vor dem 17. Juni wurden sie deshalb als Relikte des Imperialismus in einer sich entfaltenden sozialistischen Wirklichkeit empfunden und entsprechend missachtet, ja sogar bekämpft. Nach dem Juni 1953 setzte sich langsam die Erkenntnis durch, dass man die von der Kirche und ihrer Diakonie erbrachten Leistungen auf sozialem Gebiet nicht ersetzen konnte und versachlichte deshalb den Umgang mit den einzelnen Einrichtungen. Dennoch wurde das Paul-Gerhardt-Stift nie als „Kreiskrankenhaus“ anerkannt. Wenn von ihm gesprochen wurde, dann nur immer in dem Sinne, dass es „die Funktion eines Kreiskrankenhauses“ auf Grund seiner Größe und seiner Leistungen wahrnimmt. Mit der ehemaligen Lungenheilstätte und nachmaligem Fachkrankenhaus Apollensdorf wollte man ein eigenes Kreiskrankenhaus schaffen. Doch dieses Ziel wurde – möglicherweise aus Kostengründen – fallen gelassen. In den letzten Jahren der DDR wurden die Leistungen der diakonischen Einrichtungen bei der gesundheitlichen und sozialen Versorgung der Bevölkerung immer öfter durch die unterschiedlichen Ebenen des Staates anerkannt, so dass sich innerhalb der Kirche kritische Stimmen erhoben, die der Diakonie eine zu große Staatsnähe vorwarfen.

Jedenfalls kam es erst nach dem 17. Juni 1953 und der Einführung des Neuen Kurses wieder zu einer Versachlichung der Beziehungen. Die Einsicht, dass es ohne das Paul-Gerhardt-Stift nicht geht, war nun wieder vorhanden. Als ein Ergebnis kann die Tatsache angesehen werden, dass dem Paul-Gerhardt-Stift auf sein Schreiben vom 26. Juli 1956 die Mög-

²¹ Vgl. die Abschrift einer Anweisung des Ministers für Gesundheitswesen der DDR Steidle vom 19.11. 1951 „für die Durchführung von Seminaren zur Vertiefung der Kenntnisse der Gesetze und Verordnungen und sonstigen Maßnahmen der Regierung der deutschen Demokratischen Republik“ (Archiv des Krankenhauses).

²² Vgl. *Die Welt*, Nr. 50/8, 28. Februar 1953, S. 1.

lichkeit eingeräumt wurde, ab 1. Oktober 1956 innerhalb des 50 Plätze umfassenden Ausbildungskontingents auch Kinderkrankenschwestern auszubilden.²³

Zu einer neuen Konstellation kam es im Jahre 1975, als die Krankenpflegeausbildung nur noch an staatlichen Fachschulen durchgeführt werden sollte. Nach Verhandlungen zwischen dem Staatssekretär für Kirchenfragen, Hans Seigewasser, dem Minister für das Gesundheitswesen der DDR, OMR Professor Dr. Mecklinger, einerseits und der Inneren Mission und Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in der DDR vertreten durch Konsistorialpräsident Kupas und Oberkirchenrat Dr. Bosinski andererseits, konnte eine „Vereinbarung über die Ausbildung von mittlerem medizinischen Fachkräften für eine Tätigkeit in evangelischen Gesundheits- und Sozialeinrichtungen in der Deutschen Demokratischen Republik-Ausbildungsvereinbarung“ vom 2. Juni 1975 getroffen werden.²⁴ Diese „Vereinbarung“ wurde durch eine „Verbindliche Festlegung zu Abschnitt III Ziffer 7 der Vereinbarung [...] vom 29. Juni 1976“ präzisiert.²⁵ Danach konnten Auszubildende konfessioneller Einrichtungen im Rahmen der Erwachsenenqualifizierung im Fernstudium an den jeweiligen Medizinischen Fachschulen immatrikuliert werden. Der Bewerbung ging ein einjähriges Vorjahr in der jeweiligen Delegationseinrichtung voraus, in dem neben praktischen Übungen im stationären Bereich auch biblisch-diakonische Fächer gelehrt werden konnten.

Aufgrund dieser generellen Vereinbarung und der verbindlichen Festlegung konnte eine detaillierte Vereinbarung über die Zusammenarbeit zwischen der Medizinischen Fachschule am Bezirkskrankenhaus Dessau unter der Leitung von Oberlehrer Dipl. Päd. Preuß und dem damaligen Kuratoriumsvorsitzenden Superintendent Böhm am 20. Juni 1977 abgeschlossen werden.²⁶ Sie wurde am 27. Juni 1977 durch den Direktor von Inneren Mission und Hilfswerk der evangelischen Kirchen in der DDR, OKR Petzold, sowie am 2. August 1977 durch den Bezirksarzt OMR Prof. Dr. Dr. sc. med. Geiger gegen gezeichnet. Diese immer wieder präzisierte Vereinbarung bildete die Ausbildungsgrundlage für die Ausbildung in der Krankenpflege und Kinderkrankenpflege bis zur Übernahme der bundesdeutschen Gesetzgebung im Oktober 1990. Nachweisbar wurden im Paul-Gerhardt-Stift in den Jahren 1956 bis 1990 750 Krankenschwestern/Krankenpfleger ausgebildet – pro Jahr

²³ Vgl. das Schreiben des Paul-Gerhardt-Stiftes vom 26.07.1956 an den Rat des Bezirkes Halle, Gesundheitswesen und die Antwort auf gleichem Blatt (Archiv des Krankenhauses).

²⁴ Vgl. die „Vereinbarung über die Ausbildung von mittleren medizinischen Fachkräften für eine Tätigkeit in evangelischen Gesundheits- und Sozialeinrichtungen der Deutschen Demokratischen Republik – Ausbildungsvereinbarung – vom 2. Juni 1975“ (Innerkirchliche Vervielfältigung im Archiv des Krankenhauses).

²⁵ Vgl. die Abschrift der „verbindlichen Festlegung zu Abschnitt III Ziffer 7 der Vereinbarung vom 2. Juni 1975 über die Ausbildung von mittleren medizinischen Fachkräften für eine Tätigkeit in evangelischen Gesundheits- und Sozialeinrichtungen – Ausbildungsvereinbarung – vom 29. Juni 1976“ (Archiv des Krankenhauses).

²⁶ Vgl. den Maßnahmeplan für die Durchführung des Krankenpflege-Fernstudiums auf der Basis der Ausbildungsvereinbarung zwischen der medizinischen Fachschule am Bezirkskrankenhaus Dessau und dem Paul-Gerhardt-Stift Wittenberg vom 20.06.1977 (Original des Maßnahmeplanes im Archiv des Krankenhauses).

ca. 22. Zusammenfassend können wir in der Krankenpflegeausbildung zwischen 1945 und 1990 mindestens drei Perioden unterscheiden:

Die Periode bis 1965: Hier betrug die Ausbildungsdauer zwei Jahre, also vier Semester. Davon waren drei Semester mit vier Stunden pro Woche Unterricht und einem Semester mit sechs Stunden pro Woche Unterricht. Verantwortung für die praktische Ausbildung und den Unterricht in Theorie trug die Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins. Es gab nur eine Abschlussnote, die in einer Prüfung unter Leitung des Schulleiters, d.h. des leitenden Chefarztes, festgelegt wurde. Den beiden Ausbildungsjahren schloss sich ein so genanntes Aufbaujahr an.

Die Periode von 1965 bis 1979: Die Ausbildungsdauer wurde nun auf drei Jahre in ein Jahr Vorschule und zwei Jahre Ausbildung erweitert. Sie erfolgte nach einem „Rahmenlehrplan für die Ausbildung von Krankenschwestern/Krankenpflegern in evangelischen Krankenpflegeschule vom August 1964“ unter Beachtung der später erschienenen „Ausstattungsnormative für die sozialistische Berufsausbildung Krankenschwester/Krankenpfleger (Berufsnummer: 6406 des Ministeriums für Gesundheitswesen vom 25.02.1971). Die Prüfung wurde vor einer Kommission unter Leitung des Kreisarztes abgelegt.

Die Periode 1976 bis 1992: Ab 1975 existierte die staatliche Fachschulausbildung für mittlere medizinische Berufe. Das bedeutete, dass die gesamte theoretische Ausbildung in zentralen medizinischen Fachschulen durchgeführt wurde, während die praktische Ausbildung in den delegierenden Einrichtungen geschah.

Aufgrund der Kirche-Staat-Vereinbarung vom 2. Juni 1975 und dem präzisierten Maßnahmeplan mit der Medizinischen Fachschule am Bezirkskrankenhaus Dessau wurde die Ausbildung im Paul-Gerhardt-Stift als eine Sonderform des Fachschul-Fernstudiums geführt. Es umfasste ein Vorjahr in der alleinigen Verantwortung des Krankenhauses sowie drei Jahre Fachschulfernstudium für dessen Inhalte und die Prüfung die Fachschule verantwortlich war. Das Zeugnis wurde ebenfalls von der Fachschule ausgestellt. Die Anerkennungsurkunde verlieh der jeweilige Bezirksarzt. Während der Fachunterricht im Krankenhaus durch die Lehrkräfte des Paul-Gerhardt-Stifts erteilt wurde, behielt sich die Fachschule den Unterricht in Marxismus-Leninismus, Medizinischen Schutz u.a. vor.

In dieser Zeit gab es hinsichtlich der Ausbildung eine enge Zusammenarbeit mit der Anhaltischen Diakonissenanstalt in Dessau, dem Evangelischen Krankenhaus in Jüterbog, dem Diakonissenkrankenhaus in Niesky und für die Kinderkrankenpflege mit dem Evangelischen Kinderhospital in Altenburg. Diese Einrichtungen schickten ihre Auszubildenden zum theoretischen praktischen Unterricht nach Wittenberg bzw. Dessau in die Fachschule, während für einige Unterrichtsfächer der Kinderkrankenpflege die hiesigen Schülerinnen nach Altenburg fahren mussten.

Am 6. Juli 1990 fand in der Kapelle des Paul-Gerhardt-Stiftes die letzte Exmatrikulation von Fachschulfernstudenten der Medizinischen Fachschule am Bezirkskrankenhaus Dessau durch deren Direktor, Herrn Oberlehrer Preuß, statt. Damit ging eine Periode zu Ende, die durch sachbezogene Zusammenarbeit die Weiterführung der eigenständigen

evangelischen Kranken- und Kinderkrankenpflegeausbildung und Berücksichtigung der staatlichen Vorgaben ermöglichte.

Neben dieser offiziellen Form des Fernstudiums wurde außerdem noch eine andere Form der Erwachsenenqualifizierung praktiziert. Mitarbeiter oder Mitarbeiterinnen, die bereits als Hilfspfleger oder Hilfspflegerinnen ausgebildet worden waren, konnten in einem Fernstudium, dessen theoretischer Teil völlig in der Medizinischen Fachschule in Dessau stattfand und dessen praktischer Teil in unserem Hause durchgeführt wurde, das Ausbildungsziel Facharbeiter für Krankenpflege erreichen.

Im Jahre 1991 begann schließlich die Ausbildung nach dem Krankenpflegegesetz mit Ausbildungs- und Prüfungsordnung für die Berufe in der Krankenpflege vom 4. Juni 1985, das sich 2004 in einem Novellierungsstadium befindet.

4. Fazit

Das Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung hat sich seit vielen Jahren seines Bestehens an der praktischen Ausbildung von Ärzten sowie von Krankenschwestern und Krankenpflegern beteiligt. Durch die heutige enge Verbindung des Paul-Gerhardt-Stiftes als Akademisches Lehrkrankenhaus der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und die Tatsache, dass zwei Chefärzte zum Lehrkörper der Medizinischen Fakultät in Halle und einer zu dem der Medizinischen Fakultät der Freien Universität Berlin gehören, wird die enge Verbindung von Lehre und Praxiserprobung, damit wiederum die Rückkopplung auf die Forschung verdeutlicht. Insofern erfüllte auch das evangelische Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung in den zurückliegenden Jahren immer seinen Bildungs- und Ausbildungsauftrag.

Industrieforschung in den Stickstoffwerken Piesteritz 1945–1994

*Klaus Jasche
Manfred Oertel*

Industrieforschung ist vorrangig auf die Betreuung und den Ausbau bestehender Produktionslinien sowie die weitere Diversifikation der Produktpalette ausgerichtet. Sie ist somit in starkem Maße abhängig vom jeweiligen Wirtschaftssystem und der Art und Weise, wie die Industrie in diesem System sich entwickeln kann. In dem Zeitraum, über den zu berichten ist, war nach Überwindung der Nachkriegsfolgen bis zur politischen Wende 1989 die Industrieforschung generell eingebunden in das gesamtstaatliche Plansystem der DDR. Damit wirkten sich auch alle zentralen wirtschaftspolitischen Entscheidungen auf die einzelnen Betriebe und letztlich auch auf die Forschungsinhalte und -richtungen der Industrieforschung aus.

Die Historie der Industrieforschung in den Stickstoffwerken Piesteritz zwischen 1953 und 1989 muss im Licht der damaligen gesellschaftspolitischen Gegebenheiten verstanden werden. Die überwiegende Mehrzahl der in der betrieblichen Forschung und Entwicklung auch in den Stickstoffwerken Piesteritz tätigen Mitarbeiter arbeitete dabei fleißig und qualifiziert bei der Umsetzung der vorgegebenen Aufgaben, ohne letztlich Einfluss nehmen zu können auf die Auswahl der Aufgaben und die Nutzung der Ergebnisse.

1. Die Stickstoffwerke Piesteritz bis 1953

Im Jahre 2005 bestehen die Stickstoffwerke Piesteritz 90 Jahre. 1915 als Reichsstickstoffwerke Piesteritz gegründet, hat das Unternehmen eine bewegte Geschichte hinter sich mit Erfolgszeiten, aber auch mit schweren existenziellen Krisen.

Die ersten 30 Jahre hat das Werk eine Aufbau- und Entwicklungsphase mit vorrangig verfahrenstechnisch-chemischen Innovationen erlebt, die zu damals modernsten Chemieanlagen führten, wie die elektrothermische Phosphorofenanlage (1927), den 40 MW-Carbidofen mit Söderbergelektroden (1932) und die Anlage zur Herstellung hochkonzentrierter Salpetersäure (1936/37). Der 2. Weltkrieg bescherte den Stickstoffwerken Piesteritz den Aufbau einiger kriegswichtiger Produktionen wie die Anlagen zur Dicyandiamid- und Guanidinnitrat-Herstellung (1939) sowie die Acetylenruß-Anlage (1940). Ein Tiefpunkt war mit dem Kriegsende 1945 erreicht. Produktionsstillstände, Demontagen wichtiger Anlagen, fehlendes Fachpersonal – überhaupt der Zusammenbruch von Wirtschaftstätigkeit –, kennzeichnen die Jahre 1945/46.

Die Stickstoffwerke Piesteritz waren wie viele andere Betriebe in der sowjetischen Besatzungszone SAG-Betrieb geworden.¹ Es gelang durch den enormen Aufbauwillen der im Werk nach dem Krieg noch verbliebenen Mitarbeiter, langsam und mit Schwierigkeiten die Produktion – wenn auch mit einer eingeschränkten Produktpalette – wieder schrittweise in Gang zu bringen. Zur Deckung des akuten Mangels an nahezu allen Bedarfsartikeln des täglichen Lebens im Osten Deutschlands wurden für eine Übergangszeit neben den traditionellen Chemieprodukten auch Reinigungsmittel, Backhilfsmittel und Pharmazeutika hergestellt.

Von einer systematischen wissenschaftlich betriebenen Forschung und Entwicklung konnte zu jener Zeit überhaupt keine Rede sein. Als 1953 der SAG-Betrieb zum VEB Stickstoffwerke Piesteritz wurde, bestand die DDR bereits vier Jahre. Das sowjetisch geprägte Machtsystem hatte sich etabliert, das Werk war in das neu geschaffene staatliche Plansystem eingebunden. Die Produktion war auf einem bescheidenen Stand stabilisiert. Die Lehrlingsausbildung begann wieder; junge, bereits nach Kriegsende ausgebildete Chemiker und Techniker kamen ins Werk.

Entwicklungsarbeiten zum Ausbau der Produktpalette wurden nunmehr aus eigener Kraft mit den verfügbaren Fachkräften vorangetrieben. Die insgesamt noch immer schwierige wirtschaftliche Lage der jungen DDR im Vergleich zur weit besser gestellten westdeutschen Bundesrepublik führte dazu, dass auch staatlicherseits die Forschung und Entwicklung als ein wichtiger Faktor der Wirtschaftsentwicklung aufgebaut wurde.

2. Forschung und Entwicklung im VEB Stickstoffwerk Piesteritz

2.1 Forschung in der frühen DDR bis 1961

Die Forschung und Entwicklung im VEB Stickstoffwerke Piesteritz wurde nach der Stabilisierung der Produktion in den 50er Jahren von der Produktionsleitung gelenkt und war recht eng auf den weiteren Ausbau bestehender Produktionslinien sowie auf die weitere Diversifizierung der Produktpalette ausgerichtet. Der Wiederaufbau des Phosphorofens mit Herstellung diverser Phosphatsalze, der Ausbau der Dicyandiamid-Linie zur Melaminproduktion und zur Produktion von Dicyandiamid-Melamin-Formmassen, der Beginn der Aminoplast-Schaumharz-Produktion und besonders die Errichtung der Methylmethacrylat-O-Glas-Produktion kennzeichnen diese Etappe. Viele der Chemiker und Techniker, die an dieser Entwicklung beteiligt waren, übernahmen Leitungsfunktionen in den neuen Produktionsbereichen.

Dieser insgesamt positiven Entwicklung in den Stickstoffwerken Piesteritz stand die allgemeine schlechte wirtschaftliche Lage in der DDR entgegen. Wie viele andere Bereiche der Wirtschaft verloren auch die Stickstoffwerke Piesteritz und deren betriebliche For-

¹ SAG = Sowjetische Aktiengesellschaft

schung wichtige Fachkräfte durch Flucht in den Westen. Der Bau der Mauer am 13. August 1961 sollte diesem Zustand ein Ende bereiten.



Abb. 1: Stickstoffwerke Piesteritz in den 1980er Jahren, Ansicht von Westen

2.2. Forschung und Entwicklung von 1961 bis 1994

Trotz Errichtung der Mauer hatte sich auch danach die wirtschaftliche Lage der DDR nicht in erwartetem Maße verbessert; die erforderliche Produktivität in den volkseigenen Betrieben ließ auf sich warten. Um den Reproduktionsprozess effektiver zu gestalten, begann die Staats- und Parteiführung die Produktionsbetriebe durch Bildung von Kombinat zu konzentrieren. Die Stickstoffwerke Piesteritz, die zunächst als Betrieb der VVB Elektrochemie und Plaste mit Sitz in Halle/S. unterstanden, wurden nunmehr ausgegliedert und als Düngemittelkombinat in die VVB Agrochemie und Zwischenprodukte eingegliedert.²

Auf die Forschungsthemen sollte dieser Wechsel eine grundlegende Auswirkung haben. Zuvor beschäftigte sich das 1968 als selbständige Struktureinheit gegründete Direkto-

² VVB = Vereinigung Volkseigener Betriebe

rat für Forschung und Entwicklung mit Aufgaben, die stark mit der laufenden Produktion zusammenhängen:

- So wurde 1968 mit Forschungsmitteln wieder ein neuer Carbidofen mit Söderberg-Elektroden errichtet; Arbeiten zur Technologie der sogenannten Hohllektroden bei der Carbidproduktion führten zur Produktionsreife.
- Auf dem Methacrylat-Sektor wurde an der kontinuierlichen Polymerisation zu O-Glas-Platten in Weiterentwicklung der arbeitsaufwändigen Gießtechnologie gearbeitet.
- Aus Cyanursäure sollte durch Chlorieren ein Mittel zur Antifilz-Ausrüstung von Wolle entwickelt werden.
- Es gab Arbeiten, um im Plasma Blausäure als Ausgangsprodukt für interessante Zwischenprodukte zu synthetisieren.
- Die schon in der Nachkriegszeit begonnenen Arbeiten über Harnstoff-Formaldehyd-Schaumstoffe (PIATHERM) führten 1969 zu einer Pilotanlage, die ein Harz lieferte, das sowohl stationär als auch mobil zu Schaumstoff verarbeitbar war. Die so hergestellten Produkte konnten zur Dämmung oder auch als Kohlenanzünder Anwendung finden.

Ende der 60er Jahre wurden dann unter Verantwortung der Forschung erste Konzeptionen zum Einsatz von Erdgas, das aus der Sowjetunion geliefert werden sollte, erarbeitet. Die

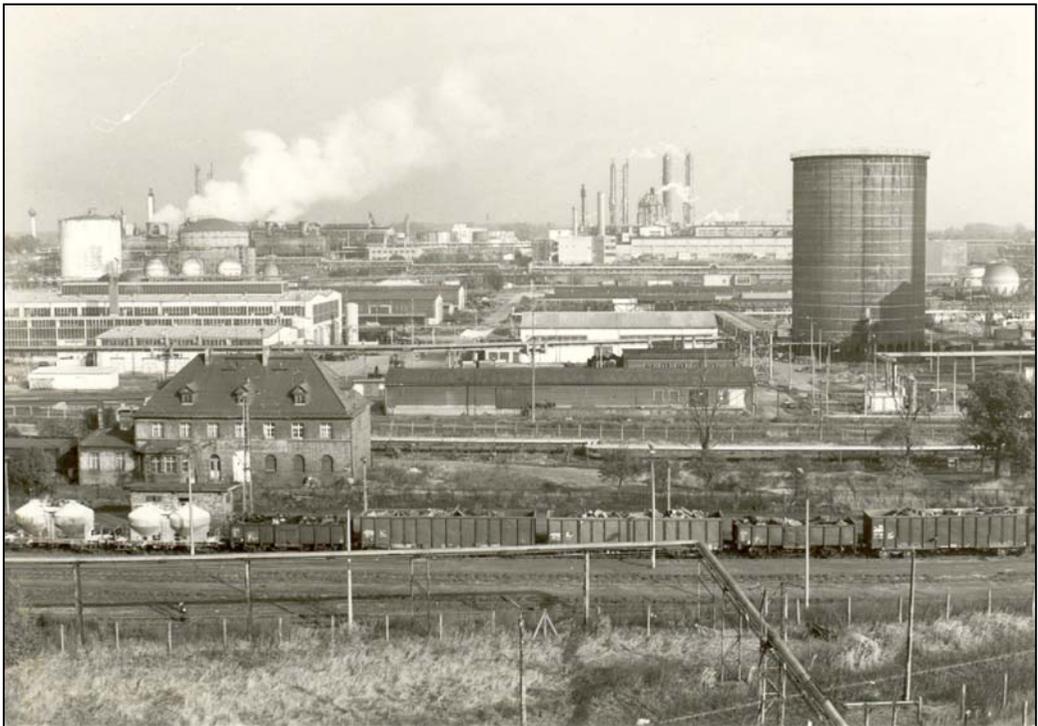


Abb. 2: Stickstoffwerke Piesteritz in den 1980er Jahren, Ansicht von Norden

Vorstellungen liefen auf die Herstellung von Ammoniak und Harnstoff hinaus, da in jenen Jahren bei diesen Stickstoffverbindungen international die Errichtung moderner großtonnager und somit effektiv arbeitender Anlagen den Stand der Technik bestimmten.

Dies war auch der Grund, dass sich nach der zentralen Entscheidung zum Aufbau einer N-Linie am Standort Piesteritz die Stickstoffwerke zum Düngemittelkombinat Piesteritz entwickelten und der VVB Agrochemie und Zwischenprodukte unterstellt wurden.³ Die Gründung des Düngemittelkombinates Piesteritz erfolgte zum 1. Januar 1970. Zu dem neuen Kombinat gehörten neben den Stickstoffwerken Piesteritz das Chemiewerk Coswig mit seinen Betriebsteilen Oranienburg, Draschwitz bei Zeitz, Rüdersdorf bei Berlin und Steudnitz in der Nähe von Jena.

Die 1968 in der Piesteritzer Forschung tätigen ca. 220 Mitarbeiter sollten in einem neu zu schaffenden Forschungszentrum Düngemittel mit ca. 750 Mitarbeiter beschäftigt werden. Das Forschungszentrum wurde zwar zu Beginn 1970 formal gegründet, konnte aber nie in einem vorgesehenen neuen Forschungsgebäude wirken. Die bisherigen werksgebundenen Arbeiten am Standort Piesteritz, die außerhalb der Harnstoff-Forschung, NPK-Komplexdünger-Entwicklung und Harnstoff-Formaldehyd-Bodenverbesserungsmittel lagen, mussten auf Druck von außen abgebrochen werden. Durch die neuen Forschungsrichtungen erfolgte keine wissenschaftliche Betreuung der laufenden übrigen Produktionsbereiche mehr.

2.3. *Forschung und Entwicklung nach Aufbau der N-Linie Piesteritz 1973/74 bis 1989*

Mit einem Kostenaufwand von 2,4 Mrd. DDR-Mark wurden Anfang der 70er Jahre nach dem amerikanischen Kellogg-Verfahren durch die japanische Firma TEC (Toyo Engineering Corporation) zwei Ammoniakanlagen mit je 1.350 t pro Tag und durch die tschechische Forma Chemoprojekt Prag nach dem niederländischen Stamicarbon-Verfahren zwei Harnstoffanlagen, davon eine Doppelanlage, mit einer Gesamttageskapazität von 3.150 t errichtet. Bereits Mitte der 70er Jahre erreichten die Anlagen ihre geplanten Leistungen. Es waren Anlagen mit internationalem Spitzenniveau.

Die gesamte Forschung und Entwicklung war inzwischen voll auf die Düngemittelprobleme ausgerichtet. Die NPK-Forschung und die geplante NPK-Großpilotanlage waren nach Änderung der Düngemittelnachfrage der DDR-Landwirtschaft zugunsten von Einährstoffdüngern eine teure Episode geblieben, in die auch viel Kraft der Forschungsmitarbeiter gesteckt worden war.

Die Landwirtschaft der DDR mit ihren Agrochemischen Zentren war auf den Einsatz von losen Düngern – damals in den meisten entwickelten Ländern noch nicht üblich – aus-

³ N-Linie war die Bezeichnung für eine Anfang der 1970er Jahre getätigte Großinvestition in Piesteritz zur Errichtung von zwei Ammoniak- und zwei Harnstoffanlagen, davon eine Doppelanlage; deren Rohstoffbasis war einerseits Erdgas und andererseits Luftstickstoff (N₂).

gerichtet. Durch die Lose-Dünger-Kette konnte auf teures und umweltbelastendes Verpackungsmaterial verzichtet werden und Düngerlagerung, Umschlag und Ausbringung waren einfacher zu mechanisieren. Der Forschung war damit eine neue Zielrichtung vorgegeben, den Harnstoffdünger so zu präparieren, dass er unter den gegebenen klimatischen Bedingungen als wasserlösliches Produkt ohne Verpackung lagerfähig und freifließbar bleibt. Diese Arbeiten der sogenannten Harnstoff-Konditionierung, d.h. der Umhüllung der Harnstoffteilchen mit einer „Schutzhülle“, die zudem den Dünger nicht verteuert, war mehrere Jahre Forschungsgegenstand. Das Problem wurde zufriedenstellend gelöst; nicht nur im Inland, sondern auch im Export in das damals so bezeichnete „Nicht-sozialistische Wirtschaftsgebiet (NSW)“ bewährte sich der Piesteritzer Harnstoff in loser Auslieferung.

Parallel zu diesen Arbeiten wurden im Sinne besserer Ausnutzungsraten bei der Harnstoffdüngung Entwicklungen zu Urease- und Nitrifikationsinhibitoren durchgeführt. Dazu waren geeignete chemische Wirkstoffe zu suchen, die in geringer Zusatzmenge zum Harnstoff die Nährstoffverluste, welche durch biochemische und bakterielle Bodenreaktionen unter bestimmten Bedingungen eintreten, reduzieren. Ohne im Detail auf die einzelnen Aspekte dieser umfangreichen

Forschung einzugehen, an der in Spitzenzeiten insgesamt ca. 70 Mitarbeiter tätig waren, muss festgehalten werden, dass gerade auf diesem Gebiet der Düngemittelforschung in enger Kooperation mit Universitäten und Akademieinstituten (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Technische Universität Dresden, Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Akademie der Landwirtschaftswissenschaften sowie Forschungsinstituten in der Sowjetunion und der Tschechoslowakei) grundlegende und wichtige Erkenntnisse moderner Stickstoffdüngung erzielt wurden. In vielen Patenten wurden die Ergebnisse für die DDR-Wirtschaft geschützt.



Abb. 3: Aufbau der Ammoniak-Anlagen 1972-1974

Zwischenzeitlich, am 1. Januar 1979, war eine weitere wirtschaftsorganisatorische Veränderung wirksam geworden: Die VVB Agrochemie und Zwischenprodukte wurde aufgelöst und das Düngemittelkombinat Piesteritz als Kombinat Agrochemie dem Ministerium für Chemische Industrie direkt unterstellt. Zu diesem Kombinat gehörten außer den bereits zuvor mit dem Chemiewerk Coswig genannten weiteren Betrieben die Werke Fahlberg-List Magdeburg mit seinem Betriebsteil Schönebeck, das Waschmittelwerk Genthin mit seinen Betriebsteilen Nauen und Prettin, Gärungschemie Dessau, das im Bau befindliche Düngemittelwerk Rostock, das Kalkwerk Ostrau, der Agrochemiehandel Berlin und die Zentrale Anwendungsforschung Cunnersdorf bei Leipzig mit diversen Außenstellen.

Ein Großteil der genannten Betriebe verfügte über eigene Forschungsabteilungen, die nun von Piesteritz aus geleitet werden mussten. Ein ungeheurer bürokratischer Aufwand war mit dieser Zentralisierung verbunden. Dazu kamen die Beauftragungen des Chemieministeriums für neu aufzunehmende Forschungsrichtungen, die nun überhaupt keinen Bezug mehr zum Werk Piesteritz hatten. Die Entwicklungsarbeiten zur biotechnischen Lysin-Herstellung oder für keramische Werkstoffe sind dafür Beispiele.

Die Arbeiten zur Weiterentwicklung der Produktion, insbesondere der nunmehr das Werk Piesteritz bestimmenden N-Linie, wurden durch neu geschaffene, neben dem Direktionsbereich Forschung und Entwicklung arbeitende Abteilungen der sogenannten Produktionsrationalisierung erledigt. Hier konnten einige Erfolge insbesondere bei der Intensivierung der Ammoniak- und Harnstoffanlagen erzielt werden, wodurch diese Anlagen letztlich immer auf einem modernen Stand gehalten wurden.

In den 80er Jahren kam auf die Forschung und Produktion eine weitere Aufgabe zu: die Entwicklung und Produktion von Konsumgütern. Unter den Vorgaben der Preisgestaltung und den vielen Engpässen war bei der Umsetzung der Vorhaben viel Kraft nötig. Dennoch gelang es z. B., Spezialdüngemittel für Kleinverbraucher – die Reihe der PIAPHOSKAN-Dünger – oder Teppichreiniger auf Schaumstoffbasis zu entwickeln.

Die eigentliche Düngemittelforschung hatte sich auch in den 80er Jahren auf die Suche und Entwicklung der bereits erwähnten Nitrifikationsinhibitoren konzentriert. Mit ihrer Hilfe gelingt es, die Stickstoffdüngung effektiver, d.h. unter besserer Ausnutzung des Düngerstickstoffs durch die Pflanzen zu gestalten. Die DDR-Landwirtschaft unterstützte diese Forschungsarbeiten in ihren F&E-Einrichtungen. Da der für den als Nitrifikationsinhibitor erforderliche Rohstoff aus der Sowjetunion zu beziehen war, wurde zudem eine internationale Kooperation zur Entwicklung und zum Einsatz von Nitrifikationsinhibitoren geschaffen.

In beiden Ländern, der DDR und der Sowjetunion, bestand nachgeordnet noch ein jeweils nationales Netzwerk an Forschungseinrichtungen, das sich insbesondere mit der Erprobung der Nitrifikationsinhibitoren befasste. In der DDR leitete die zum Piesteritzer Kombinat gehörende Zentrale Anwendungsforschung Cunnersdorf die umfassende landwirtschaftliche Erprobung. Erst mit der Wende 1989 in der DDR und dem Zerfall der Sowjetunion fanden diese Kooperationsbeziehungen ein Ende.

Die Ergebnisse der Forschungsarbeiten zur Nitrifikationshemmung waren – nun allerdings unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen und damit auch veränderter Zielstellung – eine wichtige Grundlage für das Weiterbestehen der Betriebsforschung der Stickstoffwerke Piesteritz nach der Wende. Alle anderen laufenden Forschungsaufgaben waren mit DDR-spezifisch ausgerichteter Aufgabenstellung nicht überlebensfähig und wurden mit dem Zusammenbruch der DDR eingestellt. Die mit einem hohen Personalbestand versehenen Einrichtungen der betrieblichen Forschung im Werk Piesteritz wurden schrittweise auf ein Minimum reduziert. Anders als in sehr vielen Betrieben in der zusammengebrochenen DDR blieb in den Stickstoffwerken Piesteritz eine – wenn auch sehr kleine – betriebliche Forschung erhalten.

3. Forschung und Entwicklung in SKW Stickstoffwerke Piesteritz

Die Wende 1989 brachte die Stickstoffwerke Piesteritz aus einer latenten Krisensituation in den späten 80er Jahren mit dem Zusammenbruch der DDR-Wirtschaft in eine aktuelle Krise. Unter den Bedingungen eines nicht mehr abgeschotteten Marktes und dem Wettbewerb frei ausgesetzt, hatten viele Produktionen keine Existenzgrundlage mehr. In Piesteritz betraf das nahezu das gesamte Altwerk. Nur die N-Linie mit den Ammoniak-, Harnstoff-, Salpetersäure- und Flüssigdünger-Produktionsanlagen war letztlich überlebensfähig in der 1993 im Rahmen der Privatisierung geschaffenen SKW Stickstoffwerke Piesteritz GmbH. Mit einer kleinen, gut ausgerüsteten modernen Forschung, die nun wieder ausschließlich auf die Betreuung und Weiterentwicklung der Produkte des Werkes orientiert wurde, hat der Standort Piesteritz – jetzt auch wieder im Zusammenhang mit neu errichteten Düngemittelanlagen – die wendebedingte Krise überwunden.

Nicht überwunden hat dagegen die Kommune die tiefen personellen Einschnitte beim Produktions- und Forschungspersonal im Territorium, da bisher kein nennenswerter Ausgleich an Forschungs- und Entwicklungsarbeitsplätzen für die verloren gegangenen geschaffen werden konnte. Der Anteil der Betriebsforschung im Gesamtkomplex Bildung und Wissenschaft in Wittenberg ist im wiedervereinten Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts so gering wie nie zuvor seit Beginn des industriellen Aufbaus. Das wird auch Rückwirkungen auf den Bildungs- und Wissenschaftsstandort im Hinblick auf naturwissenschaftliche und technische Ausrichtungen haben, wenn es nicht gelingt, neue innovative Betriebe und Entwicklungszentren anzusiedeln.

Industrieforschung im Gummiwerk „Elbe“ nach 1945

Wilfried Kunert

Die Gummiwerke „Elbe“ – 1898 als Oxylinwerke AG gegründet und 1902 umbenannt – waren vor dem 2. Weltkrieg die größte Fabrik für technische Gummiwaren im ost- und mitteldeutschen Raum. Einen besonderen Aufschwung in der Entwicklung und Erweiterung des Produktionssortimentes nahm der Betrieb, als der in Fachkreisen später durch mehrere Buchveröffentlichungen bekannt gewordene Dr.-Ing. Paul Kluckow in den Jahren 1926 bis 1938 als Chefchemiker des Unternehmens tätig war.

So wurde besonders die Entwicklung und der Fertigungsaufbau eines breit gefächerten Sortimentes an technischen Schläuchen und die Gummierung großer Walzen für die Papier- und Textilindustrie, für Färbereien, grafisches Gewerbe und Holzindustrie aufgebaut. Auf dem Gebiet technischer Schläuche waren die Gummiwerke „Elbe“ AG zum Ende der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts der stärkste Konkurrent der Continental Gummiwerke AG Hannover, der größten deutschen Gummifabrik. Aber auch auf dem Schuhsektor (Überschuhe, Turnschuhe, Badeschuhe, Galoschen und Stiefel aus Gummi) – mit einem breiten Sortiment an technischen Hart- und Weichgummiwaren sowie gummiertem Gewebe für die unterschiedlichsten Einsatzgebiete – hatte Gummiwerke „Elbe“ mit seinen unter dem Markenzeichen „Elbit“ vertriebenen Erzeugnissen sowohl national als auch international einen guten Ruf. Während des 2. Weltkrieges lag ein besonderer Schwerpunkt in der Fertigung und Entwicklung von als kriegswichtig eingestuften Erzeugnissen z.B. bei Gasschutzstoffen und anderen gummierten Geweben für militärische Einsatzzwecke sowie großen Akkumulatorenkästen für Unterseeboote.

1. Die unmittelbare Nachkriegszeit und der Aufbau einer betrieblichen Forschungsstelle (1945–1958)

Nach dem Ende des Krieges stand der Betrieb zunächst bis zum Jahre 1948 unter sowjetischer Verwaltung. Das Gummiwerk „Elbe“ wurde durch die SMAD (Sowjetische Militäradministration in Deutschland) als kriegswichtiger Betrieb der Kategorie eins eingestuft, was zur Folge hatte, dass 80% aller technischen Einrichtungen demontiert wurden. Dabei wurden auch Produktionsgebäude erheblich in Mitleidenschaft gezogen, so dass ein Abriss unumgänglich war.¹ Außerdem waren bis zum Jahre 1947 technisch-wissenschaftliche Berichte zu wesentlichen Technologien – nicht nur zu kriegswichtigen Erzeugnissen – als

¹ Vgl. Betriebszeitung des VEB Gummiwerk „Elbe“ „Taktband“, Juni 1956.

Reparationsleistungen an das „Technische Spezialbüro der Gummiindustrie der UdSSR in Deutschland“ zu liefern.²

Unter diesen Umständen war zunächst nicht an Forschungs- und Entwicklungsarbeiten zu denken, da ja auch die Fertigung der für die Nachkriegszeit lebenswichtigen Erzeugnisse wieder in Gang gebracht werden musste. Erst mit dem Beginn der 50er Jahre konnten notwendige Bedingungen geschaffen werden, um eine Forschungs- und Entwicklungsstelle einzurichten.³

Dies erfolgte unter Leitung von Dipl.-Ing. Otto Habicher, der nach Abschluss seines Studiums in mehreren Gummiwerken gearbeitet hatte, 1941 nach Wittenberg kam und zunächst im chemischen Bereich tätig war. Als der Betrieb wieder unter deutscher Verwaltung stand, wurde der in Fachkreisen später als „Gummipapst“ bezeichnete Habicher aufgrund seiner Fachkompetenz im Jahre 1949 zum Technischen Direktor des Werkes berufen, trotz seiner früheren Mitgliedschaft in nationalsozialistischen Organisationen. Dies ist deswegen bemerkenswert, da die Entnazifizierung in der sowjetischen Besatzungszone bei manchen anderen aufstrebenden Wissenschaftlern seiner Generation zum vorzeitigen Kar-

riereabbruch führte. Eine Reihe von Berichten, die als Reparationsleistungen an das bereits genannte „Technische Spezialbüro der Gummiindustrie der UdSSR in Deutschland“ zu liefern waren, sind von ihm verfasst worden.

Personelle Voraussetzungen für eine Forschungs- und Entwicklungsstelle konnten durch Neueinstellungen und die ersten aus eigenem Personal des Werkes ab 1954 zur Verfügung stehenden Absolventen der Fachschule für Gummitechnologie in Bad Saarow geschaffen werden. Zudem standen mit Beginn der 50er Jahre die ersten nach dem Kriege im Betrieb ausgebildeten Laboranten zur Verfügung, die mit der Spezifik der Gummiindustrie bereits während ihrer Lehrzeit vertraut worden waren.

Auch bestand die Möglichkeit, internationale Fachliteratur zu beschaffen; die führenden Fachzeitschriften Englands, Frankreichs, der USA, der Sowjetunion und



Otto Habicher

² Dem Verfasser liegen sechs Kopien dieser Berichte vor.

³ Vgl. Otto Habicher: Die Entwicklung der Gummiindustrie in den letzten zehn Jahren. In: *Plaste und Kautschuk*, 6. Jg. (1959), H. 9, S. 416-417 und 448.

der Bundesrepublik Deutschland wurden regelmäßig bezogen. In der seit 1954 vom Verlag Technik herausgegebenen DDR-Fachzeitschrift „Plaste und Kautschuk“ erschienen von Mitarbeitern der Forschungsstelle des Gummiwerkes Referate zu Fachaufsätzen ausländischer Zeitschriften wie z. B. „Rubber World“, „Rubber Chemistry and Technology“, „Rubber Age“ und anderen.⁴ Dipl.-Ing. Otto Habicher war von Beginn des Erscheinens von „Plaste und Kautschuk“ Mitglied des beratenden Redaktionsausschusses. Soweit mir bekannt ist, waren die meisten der ausländischen Fachzeitschriften innerhalb der Gummiindustrie der DDR in dieser Zeit nur im Gummiwerk „Elbe“ vorhanden. Zur Qualifizierung und Weiterbildung der Mitarbeiter fanden auch eine Reihe von wissenschaftlichen Kolloquien in der Forschungs- und Entwicklungsstelle statt.⁵

Räumliche Erweiterungen für die Forschungsstelle waren u.a. 1952/53 erfolgt, als aus dem 1917 errichteten Laborgebäude die sogenannte Lackfabrik, die Lösungen und Lacke für die Schuh- und Stiefelfertigung herstellte, aus dem Gebäude aus- und in einen neu errichteten Bau gezogen war.

Als wichtige Entwicklung auf dem Erzeugnis- und Verfahrenssector zu Beginn der 50er Jahre sind Keilriemen zu nennen, die der Betrieb vor dem 2. Weltkrieg nicht hergestellt hatte und die bereits 1951/52 in etwa dreißig verschiedenen Dimensionen mit unterschiedlichen Längen angeboten werden konnten.⁶ Die erforderlichen Fertigungseinrichtungen sind zu einem erheblichen Teil durch die eigenen Werkstätten errichtet worden. In den Jahren 1954/55 konnte die Herstellung von sogenanntem Porokrepp – einem porigen Besohlungsmaterial für die Schuhindustrie – aufgenommen werden, nach vorhergegangenen umfangreichen Werkstoff- und Verfahrensentwicklungen.

Auf dem Gebiet der gummierten Gewebe ist aus diesem Zeitraum als wichtige Neuentwicklung Gummidrucktuch zu nennen. Für dieses für den Offsetdruck unverzichtbare Produkt – aus mehreren Textillagen, einer dickeren reinigungsmittel- und druckfarbenbeständigen Gummischicht bestehend – gab es im Osten Deutschlands keinen Produzenten. Es dient, auf einen Stahlzylinder gespannt, als Zwischenträger und gewährleistet beim Druckvorgang eine besondere Schärfe und feine Tonabstufungen.

Eine wichtige verfahrenstechnische Entwicklung erfolgte bei der Herstellung von Gummifäden. Gummiwerke „Elbe“ hatte seit Jahrzehnten als eine von vier Gummifabriken in Deutschland Gummifäden produziert, und zwar in der Weise, dass die Fäden aus dünnen vulkanisierten Gummiplatten geschnitten und dann in Handarbeit in eine geeignete Verarbeitungsform (sogenannte Ketten oder Stränge) für die Textilindustrie gebracht wurden. Die neue Entwicklung ging nicht wie bisher vom Festkautschuk aus, sondern vom flüssigen Naturkautschuklatex, dem die zur Vulkanisation erforderlichen Bestandteile in fein verteilter Dispersion beigemischt wurden und die Weiterverarbeitung in einem Nassspinn-

⁴ Vgl. *Plaste und Kautschuk*, 2. Jg. (1955), H. 2, 9, 10 und 11 bzw. 3. Jg. (1956), H. 8, 12 (darin Otto Habicher: Automatisierung in der Gummiindustrie, S. 292-294).

⁵ Vgl. *Plaste und Kautschuk* 3. Jg. (1956), H. 12.

⁶ Vgl. den Katalog „Gummi- und Asbestwaren der Vereinigung volkseigener Betriebe der Kautschuk- und Asbestindustrie“, Juli 1951 – VVB KAUTAS Leipzig.

verfahren mit anschließender Trocknung und Vulkanisation erfolgte. Es ist damals auch versucht worden, Verschnitte von Synthese- und Naturkautschuklatex einzusetzen, aber das führte nicht zu den erforderlichen elastischen Eigenschaften und der dynamischen Widerstandsfähigkeit, die für Gummifäden erforderlich sind. Schließlich konnte in gemeinsamer Arbeit mit dem Kunstfaserwerk Premnitz und erheblicher eigener Werkstattkapazität 1957 eine kleine Fertigungsanlage mit 36 Spinnstellen errichtet werden.

Es sollen noch Werkstoffentwicklungen erwähnt werden, die in Wittenberg durchgeführt und über den VEB Gummiwerke „Elbe“ hinaus wirksam wurden. In der DDR war nach Rückkehr der deutschen Spezialisten aus der Sowjetunion 1955 mit dem Aufbau einer Flugzeugindustrie begonnen und die Forschungsstelle des Gummiwerkes beauftragt worden, die erforderlichen Gummiwerkstoffe für technische Anwendungen im Flugzeugbau nach vorgegebenen Luftfahrtnormen zu entwickeln. Das entstandene Werkstoffsortiment kam – außer in Wittenberg – in mehreren anderen Gummiwerken bei der Herstellung der unterschiedlichsten Formteile und Dichtungselemente zum Einsatz. Die Auswahl der Forschungsstelle des VEB Gummiwerke „Elbe“ für eine solche überbetriebliche Arbeit zeigte, dass hier in der zweiten Hälfte der 50er Jahre eine anerkannte Leistungsfähigkeit innerhalb des Industriezweiges erreicht war.

2. Die Zentrale Forschungsstelle der Gummiindustrie (ZFG) bzw. Außenstelle des Industriezweiginstitutes Gummi und Asbest (1959–1968)

Wie in anderen Bereichen der verarbeitenden chemischen Industrie wurden auch in der Gummiindustrie Zentrale Forschungsstellen gegründet, die als wissenschaftlich-technische Zentren fungierten, Forschungs- und Entwicklungsarbeiten der Betriebe koordinieren, selbst Querschnitts- und ausgewählte Schwerpunktaufgaben bearbeiten sollten und der Industriezweigleitung in Berlin direkt unterstellt waren.⁷

In der zweiten Hälfte der 50er Jahre war durch die Einstellung von Chemikern, Physikern, Chemie-Ingenieuren und technischem Personal eine erhebliche Erweiterung der betrieblichen Forschungsstelle erreicht worden, so dass im Vergleich zu anderen Betrieben die besten personellen Voraussetzungen gegeben waren, um eine solche Institution hier ins Leben zu rufen. Leiter der Einrichtung wurde der bisherige Technische Direktor des VEB Gummiwerke „Elbe“, Dipl.-Ing. Otto Habicher, der im übrigen auch von 1961–1970 einen Lehrauftrag an der TU Dresden (Fakultät für Technologie – Institut für Holz- und Plasttechnik zur Technologie der Elastomere) hatte.

Bereits seit Beginn der 50er Jahre hatte innerhalb des Industriezweiges die gleichfalls im Gummiwerk angesiedelte Dokumentationsstelle eine zentrale Rolle gespielt. Sie wurde nun nach Gründung der ZFG deutlich erweitert. Mehrere Übersetzer waren hier tätig, um

⁷ Vgl. Otto Habicher: Die zentrale Forschungsstelle der Gummiindustrie als technisch-wissenschaftliches Zentrum des Industriezweiges. In: *Plaste und Kautschuk*, 8. Jg. (1961), H. 6, S. 319-320.

die periodisch erscheinende englisch- und französischsprachige, aber auch russische und tschechische Fachliteratur auszuwerten und den Betrieben des Industriezweiges zugänglich zu machen, wozu auch die regelmäßige Herausgabe eines Informationsblattes gehörte.

Eine erste räumliche Erweiterung für die Mitarbeiter der ZFG erfolgte im Jahre 1961 durch einen zweigeschossigen Anbau an das alte Laborgebäude, wodurch die Arbeitsbedingungen deutlich verbessert und u.a. auch für die umfangreiche Fachbibliothek ansprechende Räumlichkeiten geschaffen werden konnten.

Als Beispiel für die Arbeit über die Landesgrenzen der DDR hinaus soll die Mitarbeit der ZFG in den entsprechenden Fachgremien des Deutschen Normenausschusses (DNA) und im TC 45-Rubber (Technical Committee) der ISO (International Organisation for Standardization) nicht unerwähnt bleiben. Neben dem Leiter der ZFG war ein weiterer Mitarbeiter Mitglied im DNA, dessen entsprechendes Fachgremium für die Prüfung von Elastomeren seine Tagungen bis 1960 sowohl in der BRD als auch in der DDR abhielt.

Otto Habicher nahm auch als Vertreter der DDR gemeinsam mit einem Mitarbeiter des Buna-Werkes Schkopau im Oktober 1959 an der achten Vollsitzung des TC 45 der ISO in New York teil, in der in mehreren Arbeitsgruppen die Prüfmethoden für Kautschuk und Gummi beraten und Vorschläge für internationale Standards erarbeitet wurden.⁸ Im Ergebnis dieser Tagung konnte die ZFG an einem Ringversuch zur Ozonalterungsprüfung von Gummi als eine von insgesamt drei deutschen Prüfstellen teilnehmen. Die Arbeit im DNA fand dann mit dem Bau der Berliner Mauer im August 1961 für die Mitarbeiter der ZFG ein Ende. Die politische Führung der DDR verfügte, DIN-Vorschriften nicht mehr anzuwenden und in DDR-Normen, sogenannte TGL (Technische Güterichtlinien) umzuarbeiten, was für den Fachbereich der Gummiindustrie durch die ZFG erfolgte. Die Arbeiten zu Ozonalterungs- und Bewitterungsprüfungen wurden in der ZFG dann über mehrere Jahre in Zusammenarbeit mit dem geologischen Institut der Universität Leipzig weitergeführt.

Auf dem Gebiet der Anwendung neuer Werkstoffe erfolgten Arbeiten mit Elastomeren, die in der DDR nicht oder nur im Versuchsstadium produziert wurden, wie Chloroprenkautschuk, chlorsulfoniertes Polyäthylen, Butyl-, Isopren- und Silikonkautschuk. Letzterer wurde damals noch im Pilotmaßstab hergestellt, und die verarbeitungstechnischen Versuche sowie die Anfertigung einiger spezieller hitzebeständiger Erzeugnisse erfolgte in Technikumseinrichtungen in Wittenberg, bis 1965 die Fertigung von einem Berliner Betrieb übernommen wurde.

Zu erwähnen ist auch die Entwicklung eines Kaltvulkanisiermaterials für die Herstellung von Endlosverbindungen für Förderbänder im Braunkohletagebau, das ab 1963 zur Anwendung kam. Damit konnten im Vergleich bis zur dahin üblichen Heißvulkanisation die Stillstandszeiten der Förderanlagen bei Reparaturarbeiten ganz wesentlich verringert werden.⁹

⁸ Vgl. *Plaste und Kautschuk*, 7. Jg. (1960), H. 9, S. 456-457.

⁹ Vgl. Otto Habicher: Die Bedeutung des Einsatzes von Elastomeren (Gummi) im Bergbau. In: *Bergbau-technik*, 15. Jg. (1965), H. 6, S. 308-313.

Auf verfahrenstechnischem Gebiet lagen in der ZFG die Arbeitsschwerpunkte in der Formteilmfertigung, der Gewebebeschichtung sowie der Forcierung der Anwendung der Latextechnologie. Es wurden die bereits in den 50er Jahren begonnenen Arbeiten mit dem Spritzpressverfahren zur rationelleren Formteilmfertigung fortgesetzt. Sie führten dazu, dass im Gummiwerk „Elbe“ als erstem Betrieb des Industriezweiges in der DDR bei zwei wichtigen Großserienerzeugnissen – und zwar Achslagerdichtungen für die Reichsbahn und Zitzengummi für Melkanlagen – dieses Verfahren ab 1961 zum Einsatz kam.¹⁰ Außerdem wurden durch die Konstruktionsabteilung für die Formteilmfertigung Konstruktionsrichtlinien für Elastomerwerkzeuge geschaffen, die zum Teil den Status von Industriezweignormen erhielten.¹¹

Für vielfältige Anwendungsgebiete werden mit elastomeren Werkstoffen beschichtete Textilien benötigt. Die konventionelle Verfahrensweise zur Herstellung bestand bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts darin, Kautschukmischungen in aliphatischen oder aromatischen Kohlenwasserstoffen in speziellen Knetern zu lösen und in vielen dünnen Schichten mit sogenannten Streichmaschinen auf das textile Material aufzubringen. Diese Verfahrensweise besaß durch mögliche elektrostatische Aufladungen, bei gleichzeitigem Vorhandensein leicht brennbarer Substanzen und auftretenden Entladungen, ein erhebliches Gefahrenpotential. Da es wiederholt zu Bränden gekommen war, führten Mitarbeiter der ZFG Untersuchungen zur Lokalisierung und Beseitigung der statischen Elektrizität bei diesem Arbeitsgang durch.¹² Im Ergebnis der Arbeiten konnten die Streichmaschinen im gesamten Industriezweig mit entsprechenden Schutzeinrichtungen versehen werden.

Im Laufe der 60er Jahre konnte bei einer Reihe von Anwendungen anstelle der Beschichtung mit Lösungen das Aufbringen der elastomeren Werkstoffe mit 4-Walzenkalandern eingeführt werden, und zwar mit sehr wenigen Passagen im Vergleich zum Lösungsauftrag mit Streichmaschinen. Aber auch am Streichverfahren ist weitergearbeitet und eine sogenannte Doppelstreichmaschine entwickelt worden, von der ein Prototyp im Gummiwerk „Elbe“ für die Herstellung eines mit Kautschuklatexmischung beschichteten Futters für die Stiefelfertigung zum Einsatz kam.

Die Arbeiten zur Anwendung von Naturkautschuklatex und der dazu erforderlichen Verfahrensentwicklungen wurden in der ZFG weitergeführt und intensiviert. Für das Gummiwerk „Elbe“ ist eine neue Anlage zur Herstellung von Latexgummifäden entwickelt und mit vielen Kooperationspartnern aufgebaut worden, die Gummifäden in einer für neuere Textilmaschinen erforderlichen Aufmachungsform ab 1966 produzierte. Sie verfügte gegenüber der 1957 im Gummiwerk „Elbe“ in Betrieb genommenen Anlage um eine fünf-fach höhere Kapazität. Auch für den Einsatz von Naturkautschuklatex bei der Fertigung

¹⁰ Vgl. Otto Habicher/Walter Hentrich: Das Spritzpressen in der Gumiindustrie. In: *Plaste und Kautschuk*, 8. Jg. (1961), H. 12.

¹¹ Vgl. die *Informationshefte des Institutes für Werkzeuge und Vorrichtungen Karl-Marx-Stadt* (Chemnitz), H. 24, November 1965, S. 8-65 und H. 29, April 1966, S. 28-62

¹² Vgl. K. D. Lechner: Beitrag zur Entstehung und zum Verhalten elektrostatischer Aufladungen in Streichmaschinen. In: *Plaste und Kautschuk*, 7. Jg. (1960), H. 12.

von sogenannten Tauchartikeln (Operationshandschuhe, Luftballons), die bisher aus Kautschuklösungen durch mehrfachen Tauchvorgang gefertigt wurden, begannen werkstoff- und verfahrenstechnische Entwicklungen Mitte der 60er Jahre, wobei zunächst Operationshandschuhe Berücksichtigung fanden, die in Zeulenroda (Thüringen) hergestellt wurden.¹³

In der Gummiindustrie kommen Hunderte von unterschiedlichen Rohstoffen zum Einsatz. Ein besonderes Gebiet sind die Rohstoffe, welche in Erzeugnissen mit Lebensmittelgüte eingesetzt werden (Konservenringe, Milch-, Bier- und Weinschläuche, Babysauger u.a.). Dazu gab es bis zum Beginn der 60er Jahre keine entsprechenden Regelungen in der DDR. Die vom Bundesgesundheitsamt der Bundesrepublik herausgegebenen Empfehlungen bzw. die WdK-Leitlinie (WdK = Wirtschaftsverband der Kautschukindustrie) auf diesem Gebiet sind, wie vielfältige eigene analytische Untersuchungen damals ergaben, recht großzügig ausgelegt worden. Das für die Gummiindustrie der DDR zuständige DAMW (Deutsches Amt für Material- und Warenprüfung) hatte mehrfach Erzeugnisse beanstanden müssen. Die ZFG wurde deshalb beauftragt, entsprechende Regelungen auszuarbeiten.

Dazu erfolgten nach umfangreichen Studien der internationalen Literatur auf diesem Gebiet erste Vorschläge 1963, und zu Beginn des Jahres 1965 wurde ein Mitteilungsblatt für die Gummiindustrie als Sonderheft herausgegeben mit einer Positiv-Rohstoffliste, Vorschriften zur Qualitätsprüfung der Rohstoffe und der Fertigerzeugnisse sowie der einzuhaltenden technologischen Maßnahmen in der Fertigung.¹⁴ Diese Ausarbeitung wurde die Grundlage für die Kontrolltätigkeit des DAMW. Im Zuge der weiteren Arbeiten an diesem Komplex, die im Zusammenwirken mit der Zentralen lebensmittelhygienischen Untersuchungsstelle in Berlin-Weißensee und dem Institut für Ernährung in Rehbrücke erfolgten, erhielten die ausgearbeiteten Richtlinien 1970 Gesetzeskraft.¹⁵

Zur Verbesserung der Arbeitsmöglichkeiten – die Zahl der Mitarbeiter der ZFG hatte sich Mitte der 60er Jahre auf etwa 80 erhöht – wurden räumliche Erweiterungen unverzichtbar. Die verfügbaren Investitionsmittel ließen zunächst nur den Bau eines Technikums und einer Versuchswerkstatt zu, die 1964 westlich außerhalb des ursprünglichen Betriebsgeländes des Gummiwerkes in Betrieb genommen wurden. Damit bestanden verbesserte Bedingungen für die Durchführung technologischer Versuche sowie den Aufbau und das Betreiben von Versuchseinrichtungen und Pilotanlagen. Da das auch geplante Forschungsgebäude erst später fertiggestellt werden konnte, waren als Zwischenlösungen ein früheres Wohngebäude umgebaut und eine Baracke, in der auch ein Labor für physikalische Prüfungen untergebracht wurde, errichtet worden.

Im Jahre 1966 ist dann aus der Zentralen Forschungsstelle der Reifenindustrie in Fürstenwalde, der Zentralen Forschungsstelle der Gummiindustrie in Wittenberg und einem

¹³ Vgl. Otto Habicher/K. Neugebauer/H. Sachse: Operationshandschuhe aus Latex. In: *Das Deutsche Gesundheitswesen* 20. Jg. (1965), H. 23, S. 1068-1071.

¹⁴ Vgl. *Mitteilungen für die Gummiindustrie* H. 1/1965 (Sonderheft, hrsg. von der ZFG).

¹⁵ Vgl. *Gesetzblatt der DDR*, Teil II, Nr. 95 vom 15. Dezember 1970, S. 660-665

größeren Projektierungsbüro in Berlin das Industriezweiginstitut Gummi und Asbest gegründet worden, zu der die ZFG nun als Außenstelle Wittenberg gehörte.

Das für die ZFG vorgesehene Forschungsgebäude mit mehreren chemisch-analytischen und physikalischen Prüflaboratorien, Räumen für erweiterte Konstruktionsbüros, Fotolabor und einer großen Fachbibliothek konnte dann erst im Jahre 1968 fertiggestellt und bezogen werden – zu einem Zeitpunkt, als die Zentrale Forschungseinrichtung des Industriezweiges aufgelöst wurde.



Forschungsgebäude des VEB Gummiwerk „Elbe“, 1970er Jahre

3. Forschung und Entwicklung im Kombinat „Elbit“ (1969–1978)

Ende der 60er Jahre ist in der Gummiindustrie der DDR eine neue Wirtschaftsorganisation erprobt worden, indem mehrere kleinere Betriebe einem größeren zugeordnet und zu einem Kombinat zusammengeschlossen wurden. So kamen zum Gummiwerk „Elbe“ die Betriebe in Leipzig, Zeulenroda, Pausa, Erfurt, Ortrand und Frankfurt/Oder – und dieser Verbund firmierte unter VEB Kombinat „Elbit“, wobei das Gummiwerk „Elbe“ der sogenannte Stammbetrieb war. Die zugeordneten Betriebe, außer in Leipzig, besaßen keine oder nur

eine unzureichende Entwicklungskapazität. In Wittenberg dagegen gab es einen großen Entwicklungsbereich, überwiegend entstanden aus den Mitarbeitern der ehemaligen Außenstelle des Industriezweig Institutes und ergänzt durch wissenschaftlich-technisches Personal des Gummiwerkes.

Da insgesamt vier der dazu gekommenen Werke auch Kautschuklatexverarbeiter waren, sind die verfahrenstechnischen und konstruktiven Arbeiten zu Anlagenentwicklungen verstärkt fortgesetzt worden. Sie führten zu speziellen Tauchanlagen und Fertigungslinien für die Betriebe in Thüringen – zur Herstellung von technischen und Operationshandschuhen sowie weiteren Latexerzeugnissen – und waren mit entsprechenden Produktentwicklungen verbunden. Auch für das Werk in Leipzig ist eine Anlage für die Herstellung spezieller Schutzhandschuhe aus Synthesekautschuklatex entwickelt und 1978 aufgebaut worden, nachdem die Verfahrenstechnologie auf einem Versuchsstand in Wittenberg erprobt worden war.

Zum Beginn der 70er Jahre wurde der Bau eines großen Mischbetriebes vorbereitet, der auch andere Betriebe der Gummiindustrie mit dem Halbfabrikat Kautschukmischungen beliefern sollte. Die dafür notwendigen rohstoffseitigen und verfahrenstechnischen Entwicklungsarbeiten erfolgten durch den Forschungsbereich in Zusammenarbeit mit den Hauptausrüstungslieferanten. Nach dem Aufbau und etwa einjährigem Betrieb einer Versuchsstrecke nahm der Mischbetrieb (Zentraler Rohbetrieb „Elbe“) 1975 die Produktion auf.

Für mit Elastomeren beschichtete Gewebe, die in mehreren Industriezweigen zu verschiedenartigen Konfektionserzeugnissen verarbeitet wurden, war Gummiwerk „Elbe“ zu Beginn der 70er Jahre der alleinige Hersteller in der Gummiindustrie der DDR. Bei der Fertigung spezieller gummierter Textilien nahm die Beschichtung mit Kautschuklösungen, auch für Halbfabrikate, einen bedeutenden Umfang ein. Es ist deshalb an verfahrenstechnischen Entwicklungen gearbeitet worden, die eine schnellere Trocknung der Lösungsmittel während des Beschichtungsvorganges und damit höhere Arbeitsgeschwindigkeiten zum Ziel hatten.¹⁶ Die Ergebnisse fanden ihren Niederschlag im entsprechenden Umbau einer Beschichtungsanlage in Wittenberg. Nach Erprobung wurde sie zum Prototyp einer neuen Generation sogenannter Hochleistungstreichmaschinen, mit dem das Werk in Ortrand, das Mitte der 70er Jahre einen wesentlichen Ausbau erfuhr, komplett ausgerüstet werden konnte.

Aus der Entwicklungsarbeit dieser Zeit ist als wichtiges neues Erzeugnis Elastbaufolie zu nennen, ein einlagiges Dachdeckungsmaterial für Flachdächer, das auf der Basis eines neuen Synthesekautschuks entwickelt und für das eine Lebensdauergarantie von 25 Jahren gegeben wurde. Zu den bautechnischen Erfordernissen gab es dabei eine enge Zusammenarbeit mit einem großen Baukombinat in Erfurt und einem Institut der Bauakademie in Leipzig. Die Ergebnisse der Entwicklung sind bei der Internationalen Konferenz „Bauche-

¹⁶ Vgl. D. Heilemann: Untersuchungen über den Einsatz von Blendenfeldern bei der Trocknung von gummierten Gewebekbahnen. In: *Plaste und Kautschuk*, 19. Jg. (1972), H. 9, S. 686-688.

mie '74“ in Greiz vorgestellt worden.¹⁷ In Wittenberg ist das Material z.B. auf dem Dach des alten Operationstraktes des Paul-Gerhardt-Stiftes zum Einsatz gekommen.

In den 70er Jahren war bei der Stiefelfertigung eine weitgehende Umstellung auf Gummi- und PVC-Stiefel erfolgt, die im Spritzgussverfahren sehr produktiv hergestellt werden konnten. Auch sind in diesem Zusammenhang farbige Kinderstiefel in das Fertigungsprogramm aufgenommen worden. Zur Verbesserung der Kälteflexibilität, des Abriebwiderstandes und der chemischen Beständigkeit wurden Entwicklungsarbeiten begonnen, Weich-PVC mit speziellen Synthesekautschuken zu compoundieren, um mit diesem Material besondere Arbeitsstiefelausführungen bereitzustellen, die auf den vorhandenen Spritzgussanlagen gefertigt werden konnten. Diese Arbeiten wurden später vom PVC-Produzenten übernommen und konnten dann in den 80er Jahren in größerer Breite wirksam werden.

4. Forschung und Entwicklung im Gummiwerk „Elbe“ mit den Betriebsteilen in Ballenstedt, Ortrand und Frankfurt/Oder (1979–1990)

Im Jahre 1979 gab es erneut eine Strukturänderung im Industriezweig, die zur Folge hatte, dass dem Gummiwerk „Elbe“ das Gummiwerk Ballenstedt als Betriebsteil mit zugeordnet wurde, während die vorher angeschlossenen Thüringer Betriebe nun zu einer anderen Wirtschaftseinheit gehörten.

Die Entwicklungsarbeiten im folgenden Zeitraum konzentrierten sich auf Produkt- und Verfahrensentwicklungen in den Gebieten Hart- und Weichgummiüberzüge für Korrosionsschutz, gummierte Walzen, Besohlmaterial, technische Erzeugnisse, Stiefel und gummierte Gewebe.

Bei Hart- und Weichgummi- auskleidungen und gummierten Walzen war Gummiwerk „Elbe“ seit langer Zeit der führende Betrieb in der DDR, insbesondere seit dem Neubau der Fabrikationsanlagen außerhalb der ursprünglichen Werks Grenzen Mitte der 60er Jahre. Die vielfältigen Anforderungen bei Chemie-, Galvanisier- und Wasseraufbereitungsanlagen waren werkstoffseitig und prüftechnisch zu bearbeiten, insbesondere dann, wenn nicht die klassischen Hartgummiwerkstoffe eingesetzt werden konnten und auch sehr unterschiedliche chemische Agenzien auf die Überzüge einwirkten. Im Zuge der durchgeführten Werkstoffentwicklungen konnten auch patentfähige Lösungen erarbeitet werden.¹⁸

Die Anwendung gummierter Walzen und großer gummierter Trommeln bis etwa 1,5 m Durchmesser hatte in den 70er Jahren in quantitativer und qualitativer Hinsicht erhebliche Erweiterung erfahren. So kamen für den Braunkohletagebau praktisch auf allen Förderanlagen gummierte Antriebs- und Umlenktrommeln zum Einsatz. Dafür sind spezielle Belagswerkstoffe entwickelt und ein Verfahren zur rationellen Gummierung eingeführt wor-

¹⁷ Internationale Konferenz „Bauchemie 1974“, veranstaltet vom VEB Chemiewerk Greiz-Dölden.

¹⁸ DDR-Wirtschaftspatent 201450; „Werkstoff für eine Hartgummischutzschicht und Verfahren zu seiner Herstellung“, erteilt am 20. Juli 1983.

den. Auch für eine Reihe anderer Anwendungen gummierter Walzen, wie z.B. in Stahlwalzwerken, Textilveredelungsanlagen, Reismühlen und Lackierstraßen für die Blechbeschichtung, mussten besondere elastomere Walzenbeläge mit den notwendigen Bedingungen für die Gummi-Metall-Verbindung ausgearbeitet werden. Um eine möglichst praxisnahe Prüfung der einzelnen Anwendungsfälle zu gewährleisten, sind im Forschungsbereich Walzenprüfstände entwickelt und ständig betrieben worden.

Ein weiteres wichtiges Vorhaben der 80er Jahre, das mit erheblicher Entwicklungsarbeit verbunden war, bestand in der Rationalisierung der Hartzellfertigung. Hartzell ist ein lederähnlicher, elastomerer Werkstoff, der in Form einseitig lackierter 2,5 bis 3 mm dicker Platten als Besohlmateriale für die Schuhindustrie sowohl für den Binnenmarkt und zu einem großen Teil auch für den Export gefertigt wurde. Die Entwicklungsarbeiten bezogen sich dabei sowohl auf das Lackierverfahren und die Entwicklung der relativ harten, dynamisch beständigen Werkstoffe sowie auf Prüfverfahren zur Ermittlung der Haftfestigkeit der aufgetragenen Lacke.

Im Stiefelsektor ist in den 80er Jahren die Einführung kautschukmodifizierter PVC-Werkstoffe weiter ausgebaut worden. Mehrere neue Stiefelmodelle – darunter auch Kinderstiefel – wurden eingeführt. Besonders hervorzuheben sind aus dieser Zeit Arbeitstiefel für den Lebensmittelbereich und die Entwicklung eines Universal-Sicherheitsstiefels nach DIN 4843 mit erteiltem GS-Zeichen (GS = geprüfte Sicherheit) des Prüfinstitutes der Schuhindustrie in Pirmasens.

Für die Fertigung gummierter Gewebe war in den 70er Jahren im Werk Ortrand ein moderner Beschichtungsbetrieb entstanden, so dass im Folgezeitraum vor allem Weiterentwicklungen bisher hergestellter Erzeugnisse vorgenommen wurden. Dabei spielten Gummierungen für Rettungsinseln eine besondere Rolle, die – in Plastiktonnen verpackt – auf Schiffen mitgeführt werden müssen und sich im Havariefall automatisch aufblasen, um Schiffbrüchige aufzunehmen. An dieses Material werden sehr hohe Ansprüche hinsichtlich Temperatur- und Alterungsbeständigkeit gestellt – und es muss den Forderungen der internationalen Schifffahrtsbehörden entsprechen.

Außerdem sind Entwicklungsarbeiten mit Drucktuch zu nennen, die durch einen Einbau einer kompressiblen Schicht innerhalb der Textillagen zu einem verbesserten Druckbild beim Einsatz dieser Tücher führten. Als Neuentwicklung kamen auch Luftschalldämmbahnen auf den Markt, d.h. durch textile Flächengebilde (Gewebe oder Nährvlies) verstärkte Gummipplatten mit einer für Gummi sehr hohen Dichte ($>2,8\text{g/cm}^3$). Als Vorhänge verwendet, dienen sie dazu, entstehenden Luftschall aus Lärmquellen in Werkstätten oder auch Schiffsmotorräumen deutlich zu verringern. Eine flammenresistente Variante kam auch hinter Bühnenvorhängen zum Einsatz, z.B. beim Bau des neuen Friedrichsstadtpalastes in Berlin.

Bei den technischen Erzeugnissen wurde in den 80er Jahren eine Reihe von Neuentwicklungen aus dem Forschungsbereich wirksam, darunter mehrere Produkte für das Bauwesen. Dazu gehörten als Dachdeckungsmateriale eine Mehrschichtenfolie, die auch paten-

tiert werden konnte,¹⁹ sowie mit Schmelzklebstoff beschichtete Dichtungsbahnen mit zugehörigen Anschlussteilen, die breite Anwendungsmöglichkeiten und rationelle Verlegemethoden gewährleisteten.²⁰ Für die Abdichtung von Steinzeugrohren kamen ebenfalls zwei neue Erzeugnisse auf den Markt. Zunächst sind porige Dichtringe, die ohne Formwerkzeuge dimensionsgerecht hergestellt und auch patentiert werden konnten, entwickelt worden.²¹ Später folgten Lippendichtringe, die nach dem modernen Spritzgussverfahren in großen Stückzahlen gefertigt wurden. Während die erstgenannten Dichtringe unmittelbar bei der Verlegung eingesetzt wurden und größere Maßtoleranzen bei Steinzeugrohren überbrücken konnten, wurden Lippendichtringe in die Muffen direkt beim Hersteller eingeklebt, erforderten jedoch geringere Toleranzen der Rohre.

Eines der letzten vor der Wende neu eingeführten Erzeugnisse waren Kälbersauger, die in Landwirtschaftsbetrieben bei der Aufzucht von Jungkälbern ohne Muttertier vorteilhaft eingesetzt wurden. In einer Anwenderinformation des Instituts für Rinderproduktion der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften erfolgte die Vorstellung auf der Landwirtschaftsmesse „AGRA“ 1989 in Leipzig-Markleeberg.²²

5. Die Zeit nach 1990

Mit Beginn der Wirtschafts- und Währungsunion wurde aus dem VEB Gummiwerk „Elbe“ zum 1. Juli 1990 der Betrieb der Treuhandanstalt Gummiwerke „Elbe“ GmbH. Die angeschlossenen Betriebsteile wurden selbständig, so dass die für diese Bereiche eingesetzte Entwicklungskapazität nicht mehr benötigt wurde. Aus dem FuE-Bereich wurde eine personell wesentlich reduzierte Entwicklungsabteilung Chemie, die bis Ende 1992 arbeitete.

Da sich bei den Bemühungen zur Privatisierung des Gesamtunternehmens keine Lösung abzeichnete, erfolgte eine Teilprivatisierung größerer Bereiche. Zunächst ist die Abteilung Auskleidungen und Walzen Mitte des Jahres 1992 von der Fa. Stahlgruber, einem Münchener Unternehmen, übernommen worden – und seit dieser Zeit gibt es die Fa. Tip Top Oberflächenschutz „Elbe“ GmbH. Die erforderlichen Innovationen erhält der Betrieb aus dem Stammhaus in München.

Zum 1. Januar 1993 ist der Mischbetrieb des Werkes (Zentraler Rohbetrieb Elbe) von zwei Gesellschaftern zu gleichen Teilen übernommen worden – und zwar von der WOCO-Gruppe in Bad Soden-Salmünster (Hessen) und der Vorwerk-Gruppe in Wuppertal. Das Unternehmen erfuhr in den zurückliegenden zehn Jahren eine bedeutende Modernisierung und heißt seitdem Polymer-Technik Elbe GmbH (PTE). Es werden zur Zeit ausschließlich

¹⁹ Vgl. das DDR-Wirtschaftspatent 206348; „Elastomere Mehrschichtfolie“, erteilt am 25. Januar 1954.

²⁰ Vgl. das Prospekt „Elastomerbahnen für Abdichtungen“, Gummiwerk „Elbe“ GmbH, Wittenberg 1990.

²¹ Vgl. das DDR-Wirtschaftspatent 216724 A1 „Elastomermischung zur Herstellung von porigen Dichtringen“, erteilt am 19. Dezember 1984

²² Vgl. dazu Anwenderinformation des Instituts für Rinderproduktion Iden-Rohrbeck der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR zur AGRA 1989 in Markleeberg.

Kautschukmischungen aller Art als Halbfabrikate hergestellt und inzwischen weltweit geliefert. Obwohl auf dem Entwicklungssektor eine sehr enge Zusammenarbeit mit den Gesellschafterfirmen besteht, hat PTE einen eigenen kleinen Entwicklungsbereich geschaffen.

Von den übrigen Abteilungen des Gummiwerkes sind als kleinere produzierende Einheiten aus der Abteilung für technische Gummiwaren ein Betriebsteil Gummiwerk „Elbe“ der Lausitz-Elaste GmbH sowie aus der früheren Schuhabteilung die „Elbit“-Berufs- und Freizeitstiefel GmbH entstanden.

Zur Geschichte der Betriebsakademie des Gummiwerkes Elbe nach 1945

Erinnerungen

Lotar Pickel

Nachdem auch im Piesteritzer Gummiwerk Elbe nach den schlimmen Folgen des zweiten Weltkrieges die Produktion wieder aufgenommen worden war, ergab sich die Notwendigkeit, die Werkstätigen auf die Bewältigung der Probleme in der Produktion vorzubereiten. 1949 wurden die ersten Lehrlinge zum „Gummifacharbeiter“ ausgebildet. Der erste hauptamtliche Lehrmeister war Herr Gollmann. Die theoretische Ausbildung fand an der gemeinsamen Betriebs-Berufsschule (BBS) des Stickstoffwerkes statt.

Zunächst wurde die Ausbildung von Industriearbeitern an den Berufsschulen durchgeführt. Dann bildeten sich Anfang der fünfziger Jahre auch selbständige Bereiche für die Erwachsenenqualifizierung heraus. Es wurden die „Technischen Betriebsschulen“ gegründet. In ihnen wurden berufsbegleitend vorwiegend „Gummifacharbeiter“ und bald auch Meister für die Produktion ausgebildet. Der Unterricht wurde jeweils an einem Tag in der Woche durchgeführt. Die Arbeiter oder Angestellten, die zu einer solchen Qualifizierung delegiert waren, durften die Weiterbildungsveranstaltungen auch während der Arbeitszeit besuchen. Besonders galt das für Frauen, für die das im Frauenförderungsplan des Betriebes festgeschrieben war. Sie erhielten während dieser Ausbildung ihren vollen Lohn bzw. ihr Gehalt weiter.

Als Lehrkräfte für die berufsspezifischen Fächer wurden Fachkräfte des Betriebes, für die allgemeinbildenden Fächer wurden Berufsschullehrer eingesetzt. Grundlagen für die Ausbildung waren staatliche Lehrpläne, d.h. diese waren vom Staatssekretariat für Berufsbildung bestätigt worden und galten einheitlich für die Ausbildungsbetriebe der gesamten Republik.

Da im Gummiwerk vorwiegend Frauen tätig waren, wurde deren beruflicher Förderung und Entwicklung besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Es gab besondere Gesetze und Verfügungen, die ihnen die Möglichkeit der Teilnahme an den Qualifizierungsmaßnahmen sicherte. So gab es an der TBS Sonderklassen für Frauen zur Facharbeiterausbildung und auch zur Ausbildung als Meister und Ingenieur. Die Frauen wurden für die Zeit der Qualifizierung von der Arbeit frei gestellt.

Mit dem Beschluss der Volkskammer über die „Grundsätze für die Aus- und Weiterbildung der Werkstätigen“ vom September 1970 wurden die Aufgaben der Aus- und Weiterbildung Bestandteil der Leitungsarbeit der Betriebe. Das politisch formulierte Ziel war, dass sich alle Werkstätigen ständig das für ihre Arbeit – abgeleitet von den betrieblichen Erfordernissen – notwendige Wissen und Können aneignen. Dazu wurde im Betrieb Lern-

material erarbeitet, sogenannte Betriebslehrbücher. Diese sollten die Lernarbeit der Werk­ tätigen am Arbeitsplatz unterstützen, ihnen das Kennenlernen spezieller Probleme der Ma­ schinen und Technologien erleichtern und die ökonomischen Zusammenhänge erläutern. Unterstützt wurden sie dabei von „Lehrbeauftragten“ in den jeweiligen Produktionsberei­ chen. Dies waren Meister, Ingenieure, Diplomingenieure oder entsprechende Ökonomen, die von der Betriebsakademie ausgewählt und angeleitet wurden. Zu ihrer Unterstützung erhielten sie Lehrbriefe, d.h. von einer Fachkommission ausgearbeitete Anleitungen für das jeweilige Thema. Das Lernen im Prozess der Arbeit wurde von den Brigaden jeden zweiten Monat durchgeführt, das vergleichbar den ebenfalls regelmäßigen Arbeitsschutzschulungen ablief.

Ein Schwerpunkt bildete Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre die Ausbildung von Facharbeitern für Elastverarbeitung für den neu entstandenen Zentralen Rohbetrieb. Bis da­ hin waren „Gummifacharbeiter“ ausgebildet worden, doch erforderten die technologischen Entwicklungen eine Differenzierung. Seither wurden in der DDR einerseits Facharbeiter für Elastverarbeitung und andererseits solche für Plastverarbeitung ausgebildet. In Pieste­ ritz konnte durch innerbetriebliche Qualifizierungsanstrengungen erreicht werden, dass alle Facharbeiterplätze qualifikationsgerecht besetzt wurden.

Zur Weiterbildung der Meister wurde jeden Monat der „Tag des Meisters“ durchge­ führt, wo die Fachdirektoren und Leiter spezieller Fachabteilungen wie z.B. der TKO,¹ d.h. der Qualitäts-Kontrolle, die erforderlichen Informationen vermitteln. Er wurde jeden Mo­ nat durchgeführt, und zwar aufgrund des Schichtbetriebes zweimal im Monat. Die Themen wurden von der Betriebsakademie vorgegeben und mit der Betriebsleitung, d.h. mit den Fachdirektoren abgestimmt.

Immer war bei sämtlichen Qualifikationsaktivitäten den beruflichen Umständen Rech­ nung zu tragen, unter denen die Werk­ tätigen daran teilnahmen. Eine Variante, Überein­ stimmung mit den betrieblichen Erfordernissen herzustellen, war das „organisierte Studi­ um“, das als neue Form der Ausbildung im Betrieb ausgearbeitet und eingeführt wurde. Damit konnten die individuellen Besonderheiten jedes Einzelnen wie auch seine Berufs- und Lebenserfahrungen besser berücksichtigt werden, und es ließ sich eine hohe Effektivität der Ausbildung gewährleisten. Über die Lehrbeauftragten erhielten die Lernenden „Lehrbriefe“ für das jeweilige Thema. Einmal im Monat konnte der Lernende vor Vertre­ tern der Prüfungskommissionen, die für jede Fachrichtung bestanden und vom Rat des Kreises bestätigt wurden, die Prüfungen im jeweiligen Fachgebiet ablegen. Die Ausbil­ dungseffektivität wurde unter anderem dadurch erreicht, dass in Lehrgängen für Facharbei­ ter und Meister auch Angehörige kleinerer Betriebe des Territoriums aufgenommen wur­ den, um so eine hohe Klassenfrequenz zu erreichen. Das galt besonders für solche Berufe wie Transport- und Lagerfacharbeiter, Industriekaufmann und Schweißer.

Die „Technischen Betriebsschulen“ wurden dadurch zu wesentlichen Faktoren der be­ trieblichen Entwicklung mit staatlichem Schulcharakter, weshalb sie Anfang der 60er Jahre

¹ Technische Kontrollorganisation

zu Betriebsakademien mit erweitertem Spektrum der Aus- und Weiterbildung wurden. In Zusammenarbeit mit Ingenieur-Fachschulen fungierten sie als Außenstellen dieser Schulen, z.B. der Ingenieur-Schule für Plast- und Elastverarbeitung Fürstenwalde. Weil die Anzahl der Studierenden zum Fachschulabschluss Ingenieur, Ing.-Ökonom oder Ökonom sehr groß war, was die bestehenden Schulen nicht mehr allein bewältigen konnten, wurden Möglichkeiten geschaffen, dass fachlich spezifische Fachrichtungen an den Betriebsakademien als Außenstellen der Fachschulen fungierten. Die Direktoren der Betriebsakademien wurden von den Leitungen der Fachschulen angeleitet. An den Fachschulen gab es dann einen Stellvertreter des Direktors, der die Aufgabe hatte, diese extern stattfindende Ausbildung zu kontrollieren und weitere Anleitungen zu geben. Die Abschlussprüfungen in den einzelnen Fächern lagen dann wieder in den Händen der Fachschulen, die auch das Zeugnis überreichten.

Das Institut für Umweltschutz

Martina Lindemann

Hans Jürgen Discher

Angelika Mleinek

1. Historische Entwicklung

Der zunehmenden Bedeutung des Umweltschutzes war in der DDR Anfang der 70er Jahre auf der zentralstaatlichen Ebene durch die Bildung des Ministeriums für Umweltschutz und Wasserwirtschaft Rechnung getragen worden. 1975 wurde zudem die gesamte Wasserwirtschaft des Landes umstrukturiert und in diesem Zusammenhang auch die in Lutherstadt Wittenberg angesiedelte Oberflussmeisterei der Wasserwirtschaftsdirektion Obere Elbe Dresden aufgelöst. Die in der jetzigen Sternstraße 52a vorhandenen Liegenschaften konnten dadurch einer neuen Verwendung zugeführt werden: Sie wurden im gleichen Jahr für die Gründung einer Außenstelle des Bereiches Umweltschutz im damaligen Institut für Wasserwirtschaft (IfW) Berlin genutzt.

Neben dem Standort Wittenberg verfügte diese Einrichtung über eine weitere Außenstelle in Cottbus. Dem in Berlin ansässigen Bereich waren überwiegend Aufgaben der Verwaltung zugeordnet. In Cottbus waren die Umweltbibliothek, die Datenverarbeitung und Umweltinformation angesiedelt. Als Fachthemen wurden dort Fragen der Umweltökonomie und der Umweltbildung bearbeitet. Wittenberg hingegen wurde wissenschaftliches Zentrum für die Gebiete Umweltüberwachung, Abfallbeseitigung, abproduktarme Technologie, Territorientwicklung und Umweltuntersuchungen.

Zum 1. März 1982 wurde aus dem Bereich Umweltschutz des IfW eine selbständige Einrichtung mit der Bezeichnung Zentrum für Umweltgestaltung (ZUG) gebildet. Diese Institution wurde zum 1.4.1990 nochmals umbenannt in Institut für Umweltschutz (IfU).

Das Wittenberger Institut stellte in der DDR die Fachbehörde für das Ministerium für Umweltschutz und Wasserwirtschaft dar und arbeitete mit dem Ziel, Analysen und Empfehlungen für notwendige politische Entscheidungen auszuarbeiten. Dazu wurden zahlreiche Aufgaben wahrgenommen:

- Erfassung und Bewertung des Zustandes der Umwelt,
- Ausarbeitung von Konzepten mit daraus abzuleitenden Maßnahmen,
- Information der Öffentlichkeit,
- Mitwirkung in internationalen Gremien und auf Konferenzen,
- Organisation der Zusammenarbeit auf bilateraler zwischenstaatlicher Ebene und im RGW sowie
- Forschungs koordinierung auf dem Gebiet des Umweltschutzes.

Das Institut war in seiner Aufgabenstellung mit dem Umweltbundesamt vergleichbar. Nach der Wiedervereinigung wurde das IfU zunächst als Gemeinsame Einrichtung der Länder dem Umweltbundesamt zugeordnet. Zum 31. März 1991 erfolgte die Abwicklung.

Die Liegenschaften wurden am 1.4.1991 mit der Gründung des Staatlichen Amtes für Umweltschutz Dessau/Wittenberg vom Land Sachsen-Anhalt übernommen. Die Beschäftigten hatten die Möglichkeit, sich bei dieser Einrichtung zu bewerben.

2. Aufgaben und Arbeitsergebnisse

2.1. Umweltlabor

Keimzelle des Umweltlabors war ein kleines Labor der vormaligen Oberflusmeisterei mit fünf Mitarbeiterinnen. 1977 wurde eine Konzeption zum Aufbau eines automatisierten Umweltlabors zur Untersuchung von Abprodukten (heute „Abfälle“) und von durch Deponien beeinflusstes Grund-, Oberflächen- und Sickerwasser erstellt. Das Labor erhielt eine Ausstattung mit Geräten der Firma Carl Zeiss Jena, Labormöbeln sowie Analysenautomaten aus dem Medizin- und Laborgerätebau Dresden. Als Probennahmefahrzeug wurde ein LKW W 50 ausgebaut.

Mit dieser Technik wurde ein Messprogramm zur Erfassung der Umweltbelastung durch Siedlungsabfalldeponien in der DDR durchgeführt. In diesem Zusammenhang waren bedeutende Deponien flächendeckend über das gesamte Territorium der DDR im Umweltinformationssystem zu erfassen. Die Beprobungen von Grund-, Oberflächen- und Sickerwasser wurden zweimal jährlich durchgeführt. Von besonderem wissenschaftlichen Interesse waren begleitenden analytische Untersuchungen für Forschungsvorhaben des damaligen Instituts für Kommunalwirtschaft der DDR in Dresden und des Bezirkshygieneinstituts Leipzig. Dazu gehörte u.a. die Untersuchung des Abbauverhaltens cyanidhaltiger Abprodukte auf Kommunalmülldeponien. Die Ergebnisse sind in Forschungsberichten veröffentlicht.

Einen weiteren Forschungsschwerpunkt stellte die Entwicklung von Methoden und die Untersuchung von Abprodukten in der Praxis dar. So wurde z.B. das Extraktionsverhalten von Gießereialtsanden phenolharzgebundener Formen und Kerne untersucht. Das Ziel war, wissenschaftliche Grundlagen für die notwendigen Maßnahmen zu schaffen, um diese Altsande auf Deponien ablagern zu können.² Die vorgelegten Ergebnisse und Empfehlungen wurden von der Gießereiindustrie und den damals zuständigen Kommunalbehörden genutzt.

Anfang der 80er Jahre gewann die komplexe Überwachung der Umwelt immer mehr an Bedeutung. Die synergistische Wirkung von Schadstoffimmissionen auf die Umwelt hatte weitreichende volkswirtschaftliche und gesellschaftliche Konsequenzen. Dem wurde

² L. Kolb/A. Mleinek/G. Fischer: Zum Deponieverhalten von Gießereialtsanden phenolharzgebundener Formen und Kerne, in: *Gießereitechnik* 4/1980, S. 110

mit dem Aufbau eines chemischen und biologischen Monitorings Rechnung getragen. Das Ziel war, Informationen über die Grundbelastung der Umwelt in der DDR zu gewinnen und zu bewerten. Hierzu wurden in Wittenberg regelmäßige Untersuchungen der Luft, des Schwebstaubes, trockener und nasser Depositionen, Oberflächenwasser, Sediment und Boden koordiniert und teilweise selber durchgeführt. Ergänzt wurden diese Untersuchungen durch ein biologisches Messprogramm in 24 Kiefern- und Fichtentestgebieten. Im Ergebnis dieses Messprogramms wurde ein Kataster der Abweichungen der Waldökosysteme von Normalzuständen aufgestellt. Auf Grund der Empfindlichkeit gegenüber Luftverunreinigungen, des breiten Vorkommens und der bereits vorhandenen Schädigung waren diese Waldökosysteme besonders zur Langzeitkontrolle geeignet. Es wurden Borke, Nadeln und Moos untersucht. Dabei wurden akkumulative Parameter (Schadstoffe wie Schwermetalle, Chlor, Schwefel, pH-Wert) und reaktive Parameter (Lebensdauerklasse, Chlorophyll-Gehalt, Nekroseklasse, Flechtenindex) bestimmt. Die Ergebnisse der langjährigen Messreihen sind mehrfach publiziert.³

Mitte der 80er Jahre wurde mit dem Seveso-Unglück Dioxin als hochgradig toxischer Schadstoff in der Umwelt erkannt. Dies war Anlass, das Untersuchungsspektrum im Laborbereich um die Bestimmung von Dioxinen in der Umwelt zu erweitern. In Zusammenarbeit mit der damaligen Karl-Marx-Universität Leipzig wurde ein Konzept für den Aufbau eines Dioxinlabors erstellt. Dabei fanden Gesichtspunkte des Arbeitsschutzes, der Bestimmung im Ultraspurenbereich und Reinstraumbedingungen ihren Niederschlag. Mit der Inbetriebnahme dieses Labors wurde der gesamte umweltschutzrelevante Untersuchungsbedarf für die DDR bis zur Wiedervereinigung abgedeckt.

Das Umweltlabor des IfU hatte sich mit seinen ca. 25 Mitarbeitern bis Oktober 1990 zu einem wesentlichen Bestandteil der Umweltanalytik in der DDR entwickelt. Die Einrichtung wurde vom Land Sachsen-Anhalt übernommen. Dieses Laborobjekt stellt auch aktuell eine wichtige Säule im Rahmen der behördlichen Überwachung des Landes dar.

2.2. *Abfall / Altlasten*

2.2.1 *Abfallwirtschaft*

Mit der Abfallwirtschaft, in der DDR Abproduktwirtschaft genannt, beschäftigten sich die 18 Mitarbeiter der Abteilung Abproduktverwertung und Beseitigung (AVB).

Die Verfahrensweise bei der Erfassung, schadlosen Beseitigung und Kontrolle von Abprodukten wurde auf der Grundlage der 6. Durchführungsverordnung zum Landeskulturgesetz – Nutzbarmachung und schadlose Beseitigung von Abprodukten – sowie deren 1. Durchführungsbestimmung – Informationssystem für Abprodukte und Sekundärrohstoffe –, der 2. Durchführungsbestimmung – schadlose Beseitigung toxischer Abprodukte und

³ vgl. z.B. A. Mleinek/S. Kaatzsch/H.J. Discher: Background-Monitoring in der ehemaligen DDR, in: *Staub - Reinhaltung der Luft* 51 (1991), S. 453-459, und S. Kaatzsch/A. Mleinek/H.J. Discher: Umweltmonitoring in der ehemaligen DDR, in: *Staub - Reinhaltung der Luft* 52 (1992), S. 215-219



Institut für Umweltschutz in der Sternstraße

anderer Schadstoffe – sowie der 3. Durchführungsbestimmung – Gutachtertätigkeit zur Nutzbarmachung oder schadlosen Beseitigung von toxischen Abprodukten und anderen Schadstoffen – geregelt. Für die Erfassung und schadlose Beseitigung toxischer Abprodukte und anderer Schadstoffe galten besonders strenge Regeln:⁴

- Betriebe, in denen toxische Abprodukte anfielen, mussten einen lückenlosen täglichen Nachweis über den Anfall und Verbleib nach Art und Menge führen.
- Zur Ablagerung von Abprodukten war durch den Betrieb, in dem diese anfielen, eine Genehmigung beim zuständigen Rat des Bezirkes zu beantragen und abproduktspezifisch bestätigen zu lassen. Die Beantragung der schadlosen Beseitigung erfolgte mit Hilfe eines Formulars, das alle Angaben für eine sachgemäße Entscheidung enthielt. Die Räte der Bezirke entschieden dann über die Art und Weise der schadlosen Beseitigung der nichtnutzbaren Abprodukte mit Zustimmung der staatlichen Kontrollorgane,

⁴ Vgl. M. Lindemann/A. Mleinek/A. Schulz: Erfassung und schadlose Beseitigung von toxischen Abprodukten in der DDR, IfW, Berlin 1980.

wie z.B. der Deutschen Volkspolizei, der Hygieneinspektion, den Organen der Gewässeraufsicht, der Geologie und der örtlichen Versorgungswirtschaft.⁵

Um das einheitliche und koordinierte Handeln aller an Vorbereitung, Bau, Betrieb und Überwachung von Deponien Beteiligten zu sichern, wurde auf der Grundlage entsprechender Ratsbeschlüsse unter der Leitung der Abteilungen Umweltschutz und Wasserwirtschaft Schadstoffkommissionen gebildet, die über die Anträge zur Genehmigung der schadlosen Beseitigung von Abprodukten entschieden, Neuerrichtung von Deponien für toxische Abprodukte und andere Schadstoffe bestätigten sowie die Errichtung und das Betreiben von Schadstoffdeponien kontrollierten (vgl. Punkt 2.2.2).

Nachdem verstärkt auf die Nutzbarmachung der Abprodukte orientiert worden war (innerhalb des ZUG wurde in den 80er Jahren dazu in Wittenberg eine AG „Abproduktarme Technologie“ [AAT] eingerichtet), wurde vom Minister für Umweltschutz und Wasserwirtschaft eine diesbezügliche Festlegung getroffen: Zusammen mit dem Antrag auf Genehmigung der Abproduktbeseitigung musste nun dem Rat des Bezirkes auch der Nachweis der Nichtnutzbarkeit durch eine Gutachterstelle gemäß 3. DVO vorgelegt werden. Der Hauptweg der Abproduktwirtschaft sollte die Vorsorge, d.h. das Vermeiden von Abprodukten und die vollständige Verwertung der Rohstoffe sein. Die wissenschaftlich-technische Entwicklung und die Verfahrensforschung sollte dazu auf folgende Lösungen zu konzentriert werden:⁶

- die Substitution von Umwelt- und gesundheitsrelevanten Stoffen wie z.B. Asbest, Formalin, Fluor, Chlorkohlenwasserstoffe u.a.;
- abproduktarme Prozesse in der Metallbe- und -verarbeitung, in der Galvanik, bei chemischen Prozessen;
- Verwertungsverfahren für bisher nicht nutzbare Abprodukte, insbesondere für schwermetallhaltige Stäube, Inhaltsstoffe aus Rauchgasen und Verbrennungsprozessen,
- die recyclinggerechte Gestaltung von Erzeugnissen und die Erfassung und Aufbereitung dieser Erzeugnisse, insbesondere in der Elektronik, Elektrotechnik der Fahrzeugindustrie und Verpackungsindustrie.

2.2.2 Anforderungen an Deponien

Laut Umweltbericht der DDR wurden bis 1988 90% der Abprodukte auf Deponien, 7,3% durch Verbrennung und 2,7% durch Behandlung (Entgiftung) beseitigt. Problematisch gestaltete sich die gefahrlose Beseitigung von toxischen Abprodukten und anderen Schadstoffen auf oberirdischen Deponien. Deshalb wurde bereits Mitte der 70er Jahre im Auftrage des Ministerrates der DDR-Standard „Oberirdische Deponie für toxische Abprodukte und andere Schadstoffe“/TGL 37597 vom Institut für Wasserwirtschaft, Außenstelle Wit-

⁵ M. Lindemann/A. Mleinek/J. Tkotz: Kontrolle von toxischen Abprodukten und andere Schadstoffe, ZUG, Wittenberg 1982.

⁶ Vgl. Autorenkollektiv: Umweltbericht der DDR, IfU, Wittenberg 1990.

tenberg erarbeitet.⁷ Der Standard baute auf wissenschaftlichen Erkenntnissen des In- und Auslandes auf und beinhaltete die Anforderungen an den Deponiestandort, die Grundprojektierung, den Aufbau und Betrieb sowie an die Kontroll- und Überwachungsmaßnahmen und an das Verhalten bei Havarien auf oberirdischen Deponien.

Einbezogen waren in die Erarbeitung alle Forschungseinrichtungen der DDR, die Zuständigkeiten auf hygienischen, landeskulturellen, geologischen, wasserwirtschaftlichen und sicherheitstechnischen Gebieten hatten. Im Ergebnis dieses interdisziplinären Zusammenwirkens der verschiedensten wissenschaftlichen Einrichtungen sowie Praxisvertreter waren Festlegungen getroffen wurden, die auch heute noch als Standard in vergleichbaren Regelungen zu finden sind.

Auf der Basis der Ergebnisse des Deponiemonitoring des Wittenberger Umweltlabors (vgl. Punkt 2.1) wurden in Zusammenarbeit mit dem Instituts für Kommunalwirtschaft Dresden und dem VEB Deponie Potsdam für die Entwicklung dieses Sachgebietes wichtige Forschungsleistungen erbracht. Schwerpunkte war z.B. die Entwicklung der sogenannten Beckentechnologie (Verbringung bestimmter flüssiger und schlammförmiger Abprodukte in Becken auf Hausmülldeponien) sowie die Untersuchungen von Wechselwirkungen der deponierten Abprodukte untereinander und mit der unmittelbaren Umgebung mit dem Ziel, Erkenntnisse über die Deponie als „Reaktor“ zu gewinnen.

So waren bei der Auswahl geeigneter Standorte für die Anlage von Deponien in erster Linie die geologischen Anforderungen an den Einzelstandort zu berücksichtigen. Deshalb bestand die Forderung, dass die Standorte durch ein ingenieurgeologisches und hydrogeologisches Gutachten als geeignet nachzuweisen sind. Um eine Gefährdung der Umwelt auszuschließen, wurde festgelegt, dass zwischen dem Deponiegelände und speziellen Objekten, wie Einrichtungen des Gesundheits- und Sozialwesens, zu Lebensmittelbetrieben, Wohn-, Erholungs- und Sportstätten ein bis zwei Kilometer Abstand einzuhalten sind.

Es gab Gebiete, in denen die Anlage von Deponien gesetzlich unzulässig war. Dazu gehörten z.B. Naturschutzgebiete, Trinkwasserschutzgebiete und Schutzgebiete für natürliche Heilmittel. In anderen Gebieten, wie Landschaftsschutz- und Erholungsgebieten, war die Anlage von Deponien für toxische Abprodukte und andere Schadstoffe wesentlichen Beschränkungen unterworfen, d.h. die Deponie durfte nur in solchen Gebieten errichtet werden, wo eine Belästigung für die Umwelt durch staubförmige, gasförmige und flüssige Emissionen ausgeschlossen werden konnten.

An die Anlage von Deponien für toxische Abprodukte wurden hohe Anforderungen gestellt, so die Errichtung eines Schutzzaunes um das Deponiegebäude zur Verhinderung des Zutritts oder Zugriffs durch Unbefugte, das Anlegen eines Grüngürtels um das Deponiegelände als Sicht- und Staubschutz, die Errichtung eines Betriebsgebäudes für die Eingangskontrolle sowie von Arbeits-, Sozial- und Sanitärräumen, der Einbau einer Abdichtung an der Deponiesohle, um eine Verschmutzung des Grundwassers auszuschließen,

⁷ TGL 37597/ 01-03: Oberirdische Deponie für toxische und andere schadstoffhaltige Abfälle; 01 - Termini und Definition, 02 – Vorbereitung, Errichtung und Betrieb, 03 – Kontrolle und Überwachung.

und der Aufbau eines Kontrollpegelnetzes zur Probenahme von Grundwasser. Um eine exakte Übersicht über die Einlagerungen als Grundlage für Entscheidungen in Havariefällen und zur Wiederaufnahme und späteren Verwertung zu erhalten, musste ein täglicher Nachweis über die angelieferten und abgelagerten Abprodukte geführt werden. Zudem sollten die Abprodukte noch am Tage der Anfuhr mit Planierraupen o.ä. schichtenweise in den Deponiekörper eingebaut, verdichtet und mit porösem Material abgedeckt werden, um Windverwehungen zu vermeiden und Oberflächenbrände zu verhindern. Auf Deponien für toxische Abprodukte und anderer Schadstoffe waren umfangreiche Kontroll- und Überwachungsaufgaben wahrzunehmen.

Heute erfolgt die umweltgerechte Beseitigung von Abfällen auf der Grundlage der 1991 bzw. 1993 verabschiedeten TA-Abfall und TA-Siedlungsabfall. Diese enthalten fast analoge Festlegungen, wie sie bereits in der seinerzeit in Wittenberg erarbeiteten TGL enthalten waren.

2.2.3 Altlasten

Ende der 80er Jahre wurde die Erfassung, Bewertung und Sanierung von industriellen Altlasten auch in der DDR als gesamtgesellschaftliches Problem erkannt und ein neuer Aufgabenschwerpunkt im damaligen ZUG, Außenstelle Wittenberg geschaffen. Im Jahre 1988 konnte in Wittenberg die Methodik zur Erfassung von Altlasten in der DDR entwickelt und zur Anwendung gebracht werden.⁸ Entsprechend dieser Methodik war bei der Erfassung und Kartierung altlastenverdächtiger Standorte folgendermaßen vorzugehen:

1. Die Erfassung aller altlastenverdächtigen Standorte musste durch gezielte Recherchen historischer und gegenwärtiger Territorialnutzungen unter Verantwortung der Fachabteilung Umweltschutz und Wasserwirtschaft auf Kreisebene erfolgen. Dazu gehörte die Einsichtnahme in aktuelle bzw. historische Unterlagen der Kontrollorgane und territorialen Behörden, der Industriebetriebe und der Handwerkskammer.
 - 1.1 Mit den Einrichtungen der Geologie war die „Kontaminationsanalyse Geologie“ für die Erfassung der altlastverdächtigen Standorte auszuwerten.
 - 1.2 Die Hygieneinspektionen waren hinsichtlich der Erfassung der Kontaminationsquellen durch die Kontrollorgane des Gesundheitswesens zu konsultieren.
 - 1.3 Gegenwärtig bekannte Grundwasserkontaminationen waren von den zuständigen Staatlichen Gewässeraufsichten hinsichtlich der Erfassung von Altlasten zu analysieren.
 - 1.4 Das Auffinden und Erfassen von altlastenverdächtigen Standorten auf der Basis des Vergleichs von archivierten Messtischblättern und aktuellen Luftbildaufnahmen war zu nutzen.
2. Zur Dokumentation dieser zahlenmäßigen Erfassung aller altlastenverdächtigen Standorte war ein Erfassungsblatt auszufüllen und den zuständigen Umweltkontrollorganen zu übergeben.

⁸ Vgl. Autorenkollektiv: Methodik zur Erfassung von Altlasten in der DDR, Zentrum für Umweltgestaltung, Wittenberg 1988.

3. Die zuständigen Umweltkontrollorgane entschieden in Zusammenarbeit mit den Einrichtungen der Wasserwirtschaft und der Geologie über die weitere Verfahrensweise:
 - a) Einschätzung als „Nicht-Altlast“;
 - b) Forderung nach tiefergehenden Recherchen und weiteren Untersuchungen;
 - c) Einschätzung als „Altlast“.
4. Für die Varianten 3b und 3c erfolgte eine Zusammenstellung aller vorhandenen Kenntnisse und Aufzeichnungen in einer Datenkartei je Standort.
5. Ergebnisse zusätzlicher Untersuchungen und Detailerkundungen waren in der Datenkartei zu dokumentieren. Das waren z. B. die Erstellung von hydrogeologischen und wasserwirtschaftlichen Gutachten, die analytische Untersuchung der gefundenen umweltgefährdenden Stoffe und die Untersuchung des Standortes mit Hilfe von Bodenbohrungen bzw. der Fernerkundung.
6. Mit Hilfe der Datenkartei hatte durch die zuständigen Umweltkontrollorgane für die Variante 3b eine zweite Bewertung zu erfolgen:
 - a) Einschätzung als „Nicht-Altlast“
 - b) Einschätzung als „Altlast“.

Gleichzeitig wurde für Behörden und Sanierungspflichtige eine Übersicht über international praktizierte bzw. in der Entwicklung befindliche Verfahren der Altlastensanierung erarbeitet, um bereits vorhandene internationale Erkenntnisse und Erfahrungen im komprimierter Form anbieten zu können.⁹

In der Wendezeit wurde durch das inzwischen gegründete IfU ein Katalog über Firmen und Institutionen Deutschlands, insbesondere der fünf neuen Bundesländer herausgegeben, der die Suche nach Partnern auf den Gebieten Forschung/Entwicklung, Erkundung, Analytik, Planung, Projektierung bis zur Sanierungsdurchführung erleichtern sollte.¹⁰

Die Datenbank zu Altlasten/Altlastenverdachtsflächen in der DDR wurde mit der Abwicklung des IfU dem UBA übergeben und stand damit den neuen Bundesländern als umfassende Ausgangsbasis für die Bewältigung der Problematik zur Verfügung.

2.3. *Background-Monitoring in der DDR*

Zu Beginn der 70er Jahre war durch die UNO auf ihrer Stockholmer Konferenz 1972 das Earthwatch-Programm beschlossen worden, das die Koordinierung und Einschätzung des Standes und der Entwicklung der Umweltbedingungen im weltweiten Maßstab zum Gegenstand hatte. 1974 wurde das Global Environmental Monitoring System (GEMS) in das UNO-Umweltprogramm integriert. Die sozialistischen Länder beteiligten sich an diesem Programm mit der Umweltüberwachung in wenig oder nicht belasteten Gebieten (Background-Monitoring). Bis 1987 wurden in den RGW-Mitgliedsländern 36 Messgebiete ausgewählt. In der DDR betraf das: Halbinsel Wittow mit der meteorologischen Station Arkona – Messreihen 1985–1991 – und NSG Stechlin mit der hydrometeorologischen Forschungsstation Neuglobsow – Messreihen von 1982–1991. Die Gesamtkoordinierung für

⁹ Vgl. ebd. und J. Ruppe/M. Lindemann: Altlasten – Praxisleitfaden zur Erfassung, Erkundung, Bewertung und Sanierung, in: *Abfallwirtschaft in Forschung und Praxis*, Band 35, 1991.

¹⁰ Angebotskatalog zur Sanierung von Altlasten und zur Errichtung von Deponien, IfU, Wittenberg 1990.

das Messprogramm oblag dem Institut für Umweltschutz. Im Rahmen dieses Messprogrammes wurden folgende Schwerpunkte bearbeitet:

- Erarbeitung und Abstimmung der Messkonzepte der beteiligten Länder,
- Ausarbeitung und Vereinheitlichen der Untersuchungsmethoden,
- Durchführung von Vergleichsmessungen als Grundlage der analytischen Qualitätssicherung (RGW, WMO),
- Absicherung der kontinuierlichen Messprogramme,
- jährliche Berichterstattung und Veröffentlichung.

1984 war durch das Zentrum für Umweltgestaltung ein gemeinsames Expeditionsexperiment von DDR, UdSSR, Polen und Bulgarien organisiert worden. Auf dem Gelände der Station Neuglobsow wurden gemeinsame Vor-Ort-Untersuchungen zum Vergleich der kontinuierlichen Messgeräte durchgeführt. Weiterhin wurden Boden-, Wasser und Pflanzenproben entnommen, aufbereitet und als Ringversuch den teilnehmenden Ländern übergeben. Die Ergebnisse der Untersuchungen enthält ein gemeinsamer Bericht.¹¹ Die gewonnenen Werte wurden statistisch geprüft sowie Aussagen über Richtigkeit und Vergleichbarkeit der Ergebnisse erarbeitet. Diese qualitätssichernden Maßnahmen waren Voraussetzung für jährliche Datenveröffentlichungen.¹² In der DDR wurden die Messergebnisse jährlich in einem Background-Report veröffentlicht.¹³

Das Prinzip des Background-Monitorings bestand darin, die Wechselwirkungen der Schadstoffe komplex zu erfassen. Eine enge Zusammenarbeit erfolgte mit dem meteorologischen Dienst der DDR und weiteren wissenschaftlichen Einrichtungen. Ausgehend von der Bestimmung des Schadstoffeintrages durch die Luft sowie nasse und trockene Depositionen wurden Aussagen über den Transport und die Anreicherung in Wasser, Sediment, Boden und Pflanzen getroffen.

Hauptquellen der Luftverunreinigung stellten in der DDR die Verbrennung der Braunkohle in Heiz-, Energie- und Industrieanlagen sowie der Straßenverkehr dar. Den Schwerpunkt der Luftuntersuchungen bildeten deshalb der Schwefel mit seinen verschiedenen Umwandlungsprodukten und die Schwermetalle Pb und Cd. Anhand kontinuierlicher Messungen wurden Jahresgänge und die Häufigkeit der Überschreitung von Grenzwerten ermittelt. Trockene und nasse Niederschläge wurden anhand von Monatsproben analysiert. Die Untersuchung des Niederschlagswassers erfolgte entsprechend dem Programm der World-Meteorological-Organisation. Als Parameter wurden pH-Wert, Sulfat, Chlorid, Nitrat, Natrium, Kalium, Calcium und Magnesium bestimmt. Ein Vergleich der Messergebnisse mit denen benachbarter Länder verdeutlichte die spezifische Emissionsstruktur der

¹¹ Autorenkollektiv: Bericht des gemeinsamen Expeditionsexperimentes zum Problem XII der wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit der RGW-Mitgliedsländer, RGW, Moskau 1985 (russ.).

¹² Autorenkollektiv: Bulletin der Background-Verunreinigungen der Umwelt der RGW-Mitgliedsländer 1983 bis 1989, Gidrometeoizdat (russ.).

¹³ Autorenkollektiv: Background-Report 1988, Zentrum für Umweltgestaltung, Berlin.

DDR. Bei den anthropogenen Komponenten Sulfat und Calcium wurden bis doppelt so hohe Konzentrationen gefunden.

Moose nehmen Immissionen über ihre große Oberfläche direkt aus der Luft auf und speichern diese in ihrem Organismus. In Bezug auf Schwermetalle besitzen sie die höchsten Akkumulationsraten. Da sie räumlich weit verbreitet und nicht an eine bestimmte Vegetationszeit gebunden sind, eignen sie sich als Indikator für Luftverunreinigungen. Jährlich wurden daher im Frühjahr und Herbst Proben von Rotstengelmoos (*Pleurozium schreberi*) entnommen und auf die Schwermetalle Blei, Cadmium, Arsen und Quecksilber untersucht. Im Zeitraum dieser Analysen 1982 bis 1989 konnten keine Trendveränderungen festgestellt werden; auf Grund der erhöhten Pb-Emission in der Heizperiode wurde eine saisonale Konzentrationsabhängigkeit beobachtet.

Kombinationen emittierter Schadstoffe führen im Zusammenwirken mit natürlichen Stressfaktoren zu einer Beeinflussung des Waldzustandes. Mit dem Biomonitoring wurde der Grad der Schädigung erfasst. Dazu wurden jährlich im Oktober Koniferennadeln entnommen und zusätzlich im Mai Borkenproben untersucht. Die Untersuchungsergebnisse wurden der Datenzentrale des RGW in Moskau übergeben und u.a. für einen Vergleich der Belastungsniveaus in Europa genutzt.

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen zeigten, dass in den untersuchten Waldgebieten die Nährstoffversorgung der Nadeln durch die Wurzeln ausreichend war, der Gehalt an Schadstoffen der Nadeln in dem in der Literatur angegebenen Normalbereich für unbelastete Gebiete lag, und lediglich der Schwefelgehalt leicht erhöht war. Interessante Ergebnisse lieferten vor allem die Borkenuntersuchungen. Säureeinträge und Flugstaubdepositionen lassen sich besonders gut durch Untersuchungen der äußeren Borkenschicht von 3-4 mm nachweisen. Aus den Borkenextrakten wurden der pH-Wert, die elektrische Leitfähigkeit, Calcium und Sulfat bestimmt. Die anthropogene Belastung der Borke in NSG Stechlin konnte nachgewiesen werden. Beim pH-Wert konnte auch eine saisonale Abhängigkeit festgestellt werden.

Die Realisierung dieses Background-Überwachungsprogramms stellte einen wesentlichen Bestandteil der Umweltüberwachung der DDR dar. Im Ergebnis wurden:

- Background-Daten als Bezugsnormale für lokale Überwachungsprogramme in der Umgebung von Verunreinigungsquellen gewonnen,
- Schadstoffströme in der Atmosphäre, der terrestrischen und aquatischen Umwelt und zwischen den Medien bestimmt und
- Methodische Grundlagen zur Probenahme, Analyse und Bewertung von Umweltmedien erarbeitet.

2.4. *Untersuchungen zur Verunreinigung der Atmosphäre durch gas- und partikelförmige Schadstoffe*

2.4.1. Numerische Modellierung der Ausbreitung von Schwefeldioxid (SO₂) über dem Territorium der DDR

Charakteristisch für die Energieerzeugung in der DDR war die Nutzung der einheimischen, teils stark schwefelhaltigen Braunkohle als Primärenergiebasis und der verschwenderische Umgang mit der erzeugten Energie. Mit ca. 233 GJ/Einwohner und Jahr hatte die DDR nach Kanada und den USA den höchsten Bruttoinlandsverbrauch an Energie. Dies führte zu einer extremen Belastung der Atmosphäre mit SO₂ und Staub. So wurden in den 80er Jahren über 5 Mio t SO₂ und über 2 Mio t Staub pro Jahr emittiert. Mit ca. 48 kg SO₂/km² und 20 kg Staub/km² wurden die höchsten Flächenbelastungen der Welt erreicht. Aus außenpolitischen Erwägungen heraus wollte sich die DDR der internationalen Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Umweltschutzes, z.B. im Rahmen des European Monitoring and Evaluating Program (EMEP), nicht entziehen. Andererseits unterlagen Emissionsdaten der absoluten Geheimhaltung. Deshalb wurden durch die DDR in Übereinstimmung mit dem EMEP grenzüberschreitende Schadstoffströme, d.h. die Menge des SO₂, welches die DDR pro definierter Zeiteinheit über die Landesgrenzen verlässt, berechnet und mit den Datenzentren in Moskau und Oslo ausgetauscht. Dazu wurde im Institut für Umweltschutz in Zusammenarbeit mit dem Meteorologischen Dienst der DDR ein Euler'sches Mehrschichtmodell entwickelt,¹⁴ mit dessen Hilfe die flächendeckende Struktur der SO₂-Emissionen, die trockene und feuchte Deposition und die grenzüberschreitenden Schadstoffströme täglich berechnet wurden.

Bereits 1982 wurde das Modell in den operativen Dienst überführt und war damals das europaweit erste Euler'sche Modell zur routinemäßigen Berechnung der Schadstoffausbreitung. Das Modell beruhte auf der numerischen Lösung der Stofftransportgleichung unter Verwendung eines Differenzenverfahrens. Grundlage der Berechnungen bildeten die auf dem Territorium der DDR emittierten Mengen an SO₂. Für insgesamt 13 Großemittenten, vorrangig die großen Kraftwerke der DDR, erfolgte per Datenleitung die Zumeldung der aktuell emittierten SO₂-menge (Tagesmittel), die aus dem Kohleverbrauch, dem durchschnittlichen Schwefelgehalt und dem Einbindungsgrad der Anlage berechnet wurde. Für die restliche Emissionen, vorrangig durch Klein- und Mittelemittenten, standen Summenwerte pro Rasterfläche zur Verfügung, die mittels Saisonfaktoren einer jahreszeitlich bedingten Schwankung unterworfen wurden. Jährlich wurden die Basiswerte der Emissionen entsprechend angepasst. In Zusammenarbeit mit der Forschungsstelle für Chemische Toxi-

¹⁴ H. J. Discher: Die Entwicklung des in der DDR zur operativen Bestimmung der grenzüberschreitenden Schadstoffströme (SO₂) eingesetzten Modells und Erfahrungen bei seiner Betreibung; Dissertation zur Promotion A, Karl-Marx-Universität Leipzig, 1986; U. Damrath: Vervollkommnung der Bestimmung der Wind- und Austauschparameter sowie der Differenzenapproximation für das dynamische Ausbreitungsmodell, Zentrale Wetterdienststelle Potsdam, 1985.

kologie der Akademie der Wissenschaften der DDR wurden die für das Modell benötigten Parameter der chemischen Stoffwandlung in der Atmosphäre sowie zur Berechnung der feuchten Deposition bestimmt. Der Modelloutput umfasste :

- Tages-, Monats-, Quartals- und Jahresmittel der SO₂-Konzentration
- Summen der trockenen und feuchten Schwefeldeposition pro Rasterfläche
- Summen der grezüberschreitenden Schadstoffströme über definierte Abschnitte
- Gesamtmassenbilanz des Modells

Monatlich erfolgte eine Verifikation und Evaluierung der Modellergebnisse mittels Messwerten aus dem landesweiten SO₂-Meßnetz der DDR und eine zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse in Monatsberichten.

2.4.2. Messtechnische Verfahren zur Bestimmung der Schadstoffkonzentration und der Deposition von Luftschadstoffen

Im Jahr 1988 wurden in der DDR insgesamt 92 im Echt-Zeit-Betrieb arbeitende SO₂-Messtationen betrieben, davon 37 durch den Meteorologischen Dienst der DDR und 55 durch die Bezirks-Hygiene-Institute, vorrangig in den südlichen Ballungsräumen. Die dabei anfallenden Messwerte wurden im IfU statistisch ausgewertet und zu Monats-, Quartals- und Jahresberichten zusammengestellt. Darüber hinaus wurden die Messwerte so aufbereitet, dass sie zur Evaluierung des Ausbreitungsmodells verwendet werden konnten.

An insgesamt 32 Messstellen wurden doch den Meteorologischen Dienst der DDR mittels sogenannter bulk-Sammler Wochensummen der Niederschläge gesammelt und im Labor des IfU analysiert. Das Untersuchungsprogramm umfasste die Hauptbestandteile Sulfat, Chlorid, Nitrat, Ammonium, Natrium, Kalium, Kalzium, Magnesium und den pH-Wert. Die Daten wurden zu monatlichen Berichten zusammengefasst, die neben Fragen der Probenahme und Analytik Angaben zur regionalen Verteilung der Regeninhaltsstoffe und jährlichen Depositionsmengen enthielten. Daneben wurde versucht, die Daten mittels multivariater statistischer Verfahren auszuwerten, um statistisch gesicherte Zusammenhänge zu erhalten. Dabei wurde u.a. die Clusteranalyse angewandt, bei der die Daten in Gruppen so eingeteilt werden, dass sich Daten innerhalb der Gruppe möglichst wenig, die Gruppen untereinander möglichst deutlich unterscheiden.

Beginnend mit dem Jahr 1983 wurde im IfU mit einer ursprünglich aus der Korrosionsschutzforschung stammenden Methode (Pietsch) das Depositionsverhalten von Schwefelverbindungen bestimmt. Analysegegenstand war die Flächenbeaufschlagung, d.h. die durchschnittliche Menge an Schwefel, die pro Zeit und Flächeneinheit aufgenommen wurde. Insgesamt gab es 51 Messstellen auf dem Gebiet der DDR, vorrangig in Grenznähe. Die Ergebnisse waren infolge vielseitiger Einflussfaktoren jedoch nur bedingt geeignet, quantitative Aussagen zur Schwefeldeposition zu liefern.

3. Fazit

Im Institut für Umweltschutz (IfU) wurden im Auftrag des Umweltministeriums der DDR im wesentlichen fachtechnische Arbeiten durchgeführt mit dem Ziel, den Zustand der natürlichen Umwelt zu erfassen und zu bewerten. Dazu erfolgte auch eine intensive Zusammenarbeit mit Forschungs- und Hochschuleinrichtungen, international vorrangig aus den Mitgliedsstaaten des damaligen RGW. Ziel der Untersuchungen war es, den aktuellen Zustand der Umwelt zu erfassen, Trends und Prognosen abzuleiten sowie Vorschläge und Strategien zur Verbesserung der Umweltsituation auszuarbeiten. Weiterhin sollten die Daten gewonnen werden, zu deren Austausch sich die DDR im Rahmen internationaler Verpflichtungen und Überwachungsprogramme bereit erklärt hatte. Da in der DDR alle Umweltdaten einer streng reglementierten Geheimhaltung unterlagen, gab es kaum eine für die Öffentlichkeit wahrnehmbare Außenwirkung des IfU. Studien, Forschungsberichte u.ä. waren der Öffentlichkeit nicht zugänglich. Eine Umsetzung der vorgeschlagenen Maßnahmen erfolgte kaum, da Umweltschutz nachrangig zur industriellen Produktion gesehen wurde und finanzielle und technische Ressourcen nur in beschränktem Maße zur Verfügung standen. Insofern wurden im IfU zwar teilweise Ergebnisse von hohem wissenschaftlichen Wert erzielt, die jedoch nicht praktisch realisiert oder in Fachzeitschriften o.ä. publiziert wurden. Nach der Wende sind die Forschungsergebnisse des IfU in erheblichem Maße durch Einrichtungen der Bundesrepublik Deutschland oder Beraterfirmen, z.T. auch kommerziell vermarktet worden und bildeten oft die Datengrundlage für entsprechende Untersuchungs- und Sanierungskonzepte.

Von der Kirche zur Gesellschaft

Die Bewegung des Wittenberger Forschungsheimes zwischen 1945 und 2000

Hans-Peter Gensichen

„Das Kirchliche Forschungsheim hat die Aufgabe, zukunftsfähige Ideen für den Umgang mit der Schöpfung aufzugreifen und in konkretem Handeln zu erproben. Es erschließt und popularisiert in Gesellschaft und Kirche eine der Schöpfung zugewandte Ethik, ökologisches Bewusstsein, Nachhaltigkeit als Lebensstil und Solidaritätsbereitschaft.“ Es arbeitet in „längerfristigen Projekten“, die sich zwar „auf eine Zielgruppe, einen Ort und auf die Projektlaufzeit konzentrieren“, aber doch „immer auf Ausweitung und Verallgemeinerung ... zielen“. So wurde vom Kuratorium des KFH im Mai 2002 beschlossen.¹ Das Forschungsheim ist als Verein organisiert, seine Mitglieder leben in ganz Deutschland; der Wirkungsbereich erstreckt sich aber vorwiegend auf den Osten der Republik.

Die in der Funktionsbestimmung in den Mittelpunkt gerückte Umwelt-Arbeit war erstmals 1978 in einem Statut des Forschungsheimes erwähnt worden, nämlich im Sinne einer gleichberechtigten inhaltlichen Verknüpfung mit Fragen der Evolutionsforschung. Im Vergleich dazu hatte es im Gründungsstatut von 1927 noch allgemein geheißen: „Der Verein Forschungsheim für Weltanschauungskunde hat den Zweck, evangelische Weltanschauung durch Forschungs-, Vortrags- und Lehrtätigkeit zu pflegen.“²

Diese programmatischen Texte zeigen eine Bewegung an: Befasste man sich ursprünglich mit der Frage nach der Evolution im Verhältnis zum christlichen Schöpfungsglauben, so ging es später um den Beitrag von Christen und Kirchen zu einem ökologisch angemessenen Handeln. Der thematische Rahmen des Forschungsheims beinhaltete also zunächst weltanschaulich-theoretische, später praktisch-ethische Inhalte und Aufgaben. Die sieben Zwischenüberschriften des folgenden Textes drücken aus, in welchen Etappen sich die Reise vollzog: Vom Buchverbot zur Bücherei-Gründung – Vom Erbe zum Umbau – Von der Statistik zur Ethik – Von der Forschung zur Aktion – Vom Schreiben zum Bauen – Von der Nische an die Spitze – Von der Beratung zum Projekt.

Das Forschungsheim war immer, seit seiner Gründung im Jahr 1927, ein kleines Institut. In seinen ersten 26 Jahren hatte es nur einen, in den folgenden 44 Jahren zwei wissen-

¹ In: *Briefe* 23 (2002), H. 64, S. 2f.

² Zur Gründung des Forschungsheimes siehe Hans-Peter Gensichen: Flagge zeigen! Gründe für die Gründung des Forschungsheimes. In: *Briefe zur Orientierung im Konflikt Mensch-Erde* 23 (2002) 64, S. 1-5.

schaftliche Mitarbeiter.³ Danach, seit 1998, wurden drei Akademiker beschäftigt. Diese Zahl entspricht den drei Dimensionen Mensch, Natur, Technik, in welche die Thematik des Instituts hineinreicht. Entsprechend sollen Kompetenzen entwickelt werden in so unterschiedlichen Disziplinen wie Soziologie, Ethik, Bildung, Biologie, Landwirtschaft, Ökosysteme und Energie, Bauen, Verkehr. Deswegen wäre heute – anders als noch 1927 – ein (noch) kleineres Forschungsheim vor dem Hintergrund fortgeschrittener Spezialisierung in den Disziplinen nicht mehr arbeitsfähig.

So erstaunt es nicht, dass alle MitarbeiterInnen des Forschungsheimes die Arbeit des Instituts auf ihre eigene spezifische Weise geprägt haben.⁴ Darum gliedern sich die folgenden sieben Abschnitte nach den jeweils handelnden Personen. Das bringt einige Schwierigkeiten der Darstellung mit sich, wenn die Kooperation und die Gemeinsamkeiten der Akteure zur Sprache kommen soll. Manche Kapitel-Überschrift würde auch zum Tätigkeitsprofil zweier (oder dreier) Personen passen.

Das Schwergewicht der Darstellung liegt auf der Zeit nach 1978: erstens, weil die Arbeit ab Ende der 70er Jahre eine gesteigerte gesellschaftliche Bedeutung hatte; zweitens, weil Kirche und Theologie im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts aus einer großen Schöpfungsvergessenheit erwacht sind. Zuvor, also in den ersten 50 Jahren seiner Existenz, hatte es das kleine Institut in Theologenkreisen schwer, akzeptiert zu werden. Nachdem diese jedoch im letzten Viertel des Jahrhunderts die Ökologiethematik aufgegriffen haben, ist die naturale Dimension des christlichen Glaubens stärker in das Blickfeld gerückt.

1. Vom Buchverbot zur Bücherei-Gründung

Der Gründer und Leiter des Forschungsheimes, Pfarrer Dr. Otto Kleinschmidt⁵, war mit der faschistischen Rassenlehre in Konflikt geraten. Zunächst hatten die Nazis sein Buch „Kurz-

³ Die kleine Mitarbeiterzahl steht in keinem Verhältnis zu der großen Außenwirkung des KFH besonders seit 1980. Seit dieser Zeit gab es eine Zahl von überregionalen und landesweiten Arbeitskreisen, die meist als Autorenteam wirkten und über eine große gesellschaftliche Reichweite verfügten.

⁴ 1997 hatte der Kirchliche Entwicklungsdienst eine „Fachstelle Umwelt und Entwicklung“ eingerichtet, die beim Forschungsheim angesiedelt wurde. Das Arbeitsprofil und das Tätigkeitsfeld wurden jedoch nicht auf die des Forschungsheimes abgestimmt. Im Vorstand des Forschungsheimes wurde versäumt, über ausgearbeitete Regelungen der Zusammenarbeit zu beraten. Daher wird die Arbeit dieser Stelle hier nicht dargestellt.

⁵ Kleinschmidts naturwissenschaftliches und theologisches Werk sind dargestellt in: Hans-Peter Gensichen: *Natur und Naturwissenschaft im Werk von Otto Kleinschmidt*, Promotionsschrift, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Theologische Fakultät, Halle (Saale) 1977, 2 Bde. (maschinenschr.); ders.: *Otto Kleinschmidts Formenkreislehre: Zoogeographie, Systematik, Evolutionsforschung, Anthropologie*. In: *Biologische Rundschau* 17 (1979), H. 2, S. 73-84; ders.: *Theologie und Naturwissenschaft bei Otto Kleinschmidt*. In: *Theologische Versuche* XV, 1985, S. 65-76. – Aus der Sicht eines Naturwissenschaftlers: Siegfried Eck: *Otto Kleinschmidts zweite ornithologische Sammlung im Museum für Tierkunde Dresden*. In: *Zoologische Abhandlungen* 51 (2001) 10, S. 119-132.

gefasste deutsche Rassenkunde“ (1933) als Schulbuch in Bayern nutzen wollen, später aber richtete sich die Stimmung gegen ihn. Seine Auffassungen von Rasse und Art waren für die Zwecke der Faschisten nicht verwendbar. Wütende Reaktionen waren die Folge: „In früheren Jahrhunderten hätte man Herrn Pfarrer Kleinschmidt vielleicht in den Kerker geworfen oder ihn auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Heute ist man so milde, nur seine Schrift zu verbieten.“⁶ Oder: „Entweder – oder! Außenseiter und Quertreiber wird die völkische Rassenkunde nicht dulden.“⁷

Kleinschmidt schwieg seitdem zum Thema „Menschenrassen“ – so erlebte er die Befreiung vom Faschismus auch als persönliche Befreiung, obwohl die geografische Variati- on bei Tieren und beim Menschen sein Spezialthema war.

Die sowjetische Militäradministration ließ in der Folge wieder den ursprünglichen Namen „Forschungsheim für Weltanschauungskunde“ zu, der in der Nazizeit eliminiert worden war. Damals hatte das Institut sich „Kirchliches Forschungsheim“ nennen müssen. Das war deutlich als Einengung gemeint und richtete sich gegen den Willen der Gründer. Diese hatten zwar einen kirchlichen Gründungsimpuls gehabt, dann jedoch größtmögliche Eigenständigkeit des Instituts gewollt – gerade in und für die säkulare Gesellschaft.

Im Gästebuch des Forschungsheimes hat sich in den Jahren bis 1949 eine große Zahl von sowjetischen Offizieren eingetragen, die das Institut besucht haben. Auch Schulklassen und Konfirmanden- und Gemeindegruppen kamen wieder in die Ausstellungen.

Kleinschmidt eröffnete bald die Sonderausstellung „Der faschistische Wahn vor dem Forum der befreiten Wissenschaft“, in der er besonders mit der faschistischen „Eugenik“ abrechnete – aber auch seine eigene „Formenkreislehre“ darstellte. Die Forschungsheim-Zeitschrift „Die Weltanschauung“, die seit der angeordneten „Gleichschaltung“ des Vereins Forschungsheimes (1936) nicht mehr hatte erscheinen können, konnte jedoch aufgrund knapper Ressourcen nicht wieder belebt werden. Kleinschmidt behalf sich, indem er Papierreste aus Druckereien verwendete, um einzelne A-5-Faltblätter und schmale „Lesezeichen“ zu publizieren. Auf ihnen brachte er seine Beiträge zu aktuellen Fragen der Urmen- schenforschung unter.

1949 erschien sein Aufsatz „Die Haselhühner der Sowjetunion unter den Gesichtspunkten der Weltformenkreisforschung“⁸. Damit setzte er Forschungen aus der Vorkriegs- zeit fort. Im Wittenberger Ziemsen-Verlag initiierte er die „Neue Brehm-Bücherei“, deren Herausgeber er bis zu seinem Tode war.⁹ Kleinschmidt hat auch noch zwei Bände für die Brehm-Bücherei geschrieben, darunter deren erstes Heft über die Kolibris (in der ersten Auflage 1949, in der dritten 1970). Er stellt hier – am Modellfall der Kolibris – gut lesbar

⁶ Schreiben des Sachverständigen für Rasseforschung beim Reichsinnenministerium, Dr. Gercke, an den Armanen-Verlag vom 26.9.1933. Archiv des Forschungsheimes.

⁷ Gutachten Dr. Kessel, Studienanstalt Mainz, im Archiv des Forschungsheimes. Vgl. auch die Rezension von Kleinschmidts Buch in: *Volk und Rasse* 5 (1933), S. 184.

⁸ Er wurde veröffentlicht in: *Beiträge zur Taxonomischen Zoologie* I, 1949, S. 101-121.

⁹ vgl. den Beitrag von Friedrich-Karl Künne: „Der A. Ziemsen Verlag“ in diesem Band

und knapp seine bahnbrechende Erkenntnis dar, dass die meisten Arten polytypisch sind, d.h. aus äußerlich unterschiedlichen Rassen bestehen.

1950 wurde im gleichen Verlag eine Festschrift zu Kleinschmidts 80. Geburtstag herausgegeben (von A. v. Jordans und F. Peus): „Syllegomena Biologica“. Sie würdigt sein Lebenswerk aus der Sicht von zoologischen Fachleuten.

Ebenso hatte sich Otto Kleinschmidt nach Kriegsende auch in die Lokalpolitik eingemischt. Zum Ärger der CDU, deren Mitglied er geworden war, kandidierte er 1946 als Parteiloser für die SED. Er trat dann aus der CDU aus und wurde parteiloser Stadtrat für die SED. Wenig später erklärte er jedoch seinen Rücktritt. Im Forschungsheim legte er seine Arbeit erst 1953, im 83. Lebensjahr, nieder und starb am 25. März 1954.

2. Vom Erbe zum Umbau

Otto Kleinschmidts jüngerer Sohn, Hans Kleinschmidt (geb. 1908), folgte 1954 als Forschungsheim-Leiter. Eine seiner ersten Aktivitäten war 1955 die Gründung eines DDR-weiten Arbeitskreises von Pfarrern, die an naturwissenschaftlichen Fragen besonders interessiert waren. Darunter waren neben Biologie-Kennern auch Physik-Experten und Archäologie-Interessierte. Ohne deren breit gefächerte sachliche Unterstützung konnte man im Forschungsheim nicht arbeiten, zumal der SED-Staat ein kirchliches Institut mit diesem Themenbereich von Informationen möglichst abzuschneiden suchte. Besonders intensiv war die Zusammenarbeit mit Pfarrer Gerhard Neumann, der später, 1972, in der sächsischen Landeskirche der kirchliche „Beauftragte für Glaube und Naturwissenschaft“ wurde.¹⁰

Das Erbe seines Vaters lastete schwer auf Hans Kleinschmidt.¹¹ Er pflegte und ordnete es und bereitete es auf für eine zukünftige wissenschaftliche Bearbeitung. 1958 gab er des-

¹⁰ Die Tätigkeitsberichte sprechen von jährlich 100 bis 150 Vorträgen durch die zwei Mitarbeiter des Forschungsheimes – und von 70 bis 80 durch die Mitglieder des Pfarrerkreises.

¹¹ Dieses Erbe war bzw. ist ein doppeltes: Zum einen existieren große ornithologische und entomologische Sammlungen von Otto Kleinschmidt sowie umfangreiches Material zur Fossilgeschichte des Menschen. Auch befindet sich alles schriftliche Material aus dem Forscherleben von Otto Kleinschmidt im Institut. Zum andern lastete die Gedankenwelt des Gründers und dessen Ruf und Ruhm auf dem Haus. Die Kirche entsprach dieser Tatsache, indem sie dessen Sohn zu seinem Nachfolger machte. Dieser hatte die beste Übersicht über das Lebenswerk des Vorgängers, wenn er auch auf dem Gebiet des Dialogs von Theologie und Naturwissenschaften kein Fachmann war. Die Sammlungen betreffend hatte das Forschungsheim seit 1960 in dem jungen Siegfried Eck einen guten Partner, der auch half, die Bälge und Präparate zu erhalten. Eck wurde später Kustos am Museum für Tierkunde in Dresden. 1970 sorgte er dafür, dass der Jahresband 31 der „Zoologischen Abhandlungen“ des Dresdner Tierkundemuseums als Otto-Kleinschmidt-Festschrift zum 100. Geburtstag erschien. Nach Dresden wurde seit 1974 ein Großteil der Sammlung verkauft. Alles Schriftliche blieb in Wittenberg, ebenso einige Vogelbälge als Demonstrationsmodelle sowie das anthropologische Material. Der Erlös aus dem Verkauf kam später in einen Otto-Kleinschmidt-Fonds, aus dem Forschungsstipendien für insgesamt drei Nachwuchswissenschaftler gezahlt werden konnten. Eine ebenfalls im Forschungs-

sen Buch „Die Eulen und Raubvögel“ in dritter, veränderter Auflage neu heraus. Zum 100. Geburtstag des Forschungsheim-Gründers organisierte er 1970 eine zoologische Fachtagung zu Fragen der Tiersystematik.¹²

Dieses Erbe – eines Pfarrers, der gegenüber Naturwissenschaftlern naturwissenschaftlichen Einspruch erhoben hatte – war in der Kirche umstritten. Denn die herrschende Theologie – auch die herrschende Meinung in den Kirchenleitungen – war an Einsprüchen in das Geschäft der Naturwissenschaften seitens der Kirche nicht interessiert. Die heftigen Niederlagen von Theologie und Kirche im Galilei- und im Darwin-Konflikt hatten zu einer extremen Kontaktscheu geführt. Die Botschaft der Bibel lag danach ‚jenseits‘ aller naturwissenschaftlichen Einwände – und diese jenseits jener. Sie waren somit wechselseitig weder relevant noch kritisierbar.

Die Lage für real existierende Christen war freilich eine andere als in diesem Schema angenommen. Der SED-Staat erkannte die Hypothese vom ‚friedlich-schiedlichen‘ Nebeneinander keineswegs an. Er machte vielmehr Front gegen die Kirche, u.a. mithilfe von Darwin nach dem Motto: ‚Marxismus/Evolutionstheorie contra Aberglaube/Schöpfungsvorstellungen‘.

Konkret bedeutete dies, dass es seit den 50er Jahren Schulklassen untersagt war, das Forschungsheim zu besuchen – dort wurde ja ‚das Falsche‘ gelehrt. 1959 kündigte der Rat der Stadt Wittenberg den Mietvertrag der Kirche für die Forschungsheim-Räume im Schloss. Der Name „Forschungsheim für Weltanschauungskunde“ hatte schon vorher – wie bereits in der Nazizeit – in „Kirchliches Forschungsheim“ geändert werden müssen. Es ist allerdings nicht mehr herauszufinden, ob dies auf staatlichen Druck oder auf Wunsch der Kirchenleitung erfolgte. Gesellschaftlicher Hintergrund jedoch war eine erbitterte Kampfsituation, in der die Konfirmation durch den Initiationsritus „Jugendweihe“ ersetzt werden sollte, ganz im Sinne der Parole „Wissenschaft contra Aberglaube“.

Hans Kleinschmidt hat darauf in zweifacher Hinsicht reagiert: Noch bevor die Kirchenbehörde in Magdeburg die rechtlichen Feinheiten geklärt hatte, bezog er das Haus Mittelstrasse 33, das frühere Hotel „Klosterhof“ (gegenüber dem Evangelischen Predigerseminar¹³). Es gehörte inzwischen der Kirche und stand gerade leer. Vorher hatte es die Predigerschule¹⁴ beherbergt, in der auf dem zweiten Bildungsweg Prediger ausgebildet wurden.

heim befindliche Sammlung von Original-Dokumenten der Familie Brehm (Christian Ludwig, der „Vogelpastor“ und Alfred Edmund, der „Tierleben“-Autor) wurde im September 1989 an das Brehm-Haus in Renthendorf (Thüringen) verkauft. Noch davor gab Hans-Peter Gensichen einen Teil von A. E. Brehms (bis dahin unveröffentlichtem) Reisetagebuch von 1876 heraus: A.E. Brehm: Reise zu den Kirgisen, Reclam Verlag, Leipzig 1982.

¹² Ornithologische Fachkonferenzen zur Thematik der wissenschaftlicher Arbeiten von Otto Kleinschmidt hatten auch 1957 und 1966 stattgefunden.

¹³ vgl. den Beitrag von Peter Freybe: „Leben und Lernen auf Luthers Grund und Boden. Das Evangelische Predigerseminar Wittenberg“ in diesem Band

¹⁴ vgl. den Beitrag von Hans-Joachim Kittel: „Die Ausbildung an der Evangelischen Predigerschule der Kirchenprovinz Sachsen in Wittenberg 1948–1960. Ein Beispiel für den Zugang zum Pfarramt auf dem zweiten Bildungsweg“ in diesem Band

Den Umzug konnte der SED-Staat nicht verhindern. Er konnte aber Genehmigungen für Sanierungs- und Rekonstruktionsarbeiten am Hause verweigern. So musste Kleinschmidt selbst Hand beim Umbau anlegen – Wände abtragen, neue errichten, teilweise mit Unterstützung durch „Feierabendbrigaden“. Der Umzug konnte nur peu a peu erfolgen und dauerte von 1961 bis 1963. Die inhaltliche Arbeit war so für Jahre stark behindert.

Aber gerade inhaltlich war viel zu klären, vor allem die Stellung zur Evolutionstheorie. Atmosphärisch hätte eine Konfrontation nahe gelegen. Sie wäre eine Steilvorlage für die SED-Propagandisten gewesen. Am besten hätte sich ja eine Kirche bekämpfen lassen, die genau spiegelbildlich zur SED-Haltung argumentierte – d.h. die das „Entweder Evolution oder Schöpfung“ akzeptierte. Diese ‚kreationistische‘ Strömung gab es auch tatsächlich – aber nicht im KFH.

Ein Bildstreifen mit Textheft, der über eine kirchliche Material-Versandstelle in Magdeburg ausgeliehen wurde, entstand 1960 im Forschungsheim. Sein Thema lautete: „Der Mensch und sein Ursprung in biologischer Sicht“. Wichtig war dabei für Hans Kleinschmidt und seine Mitarbeiterin Charlotte Boost (s.u.) dies: Sachlich fundierte Naturwissenschaft orientiert sich an Fakten und bevorzugt keine bestimmte Philosophie – auch nicht den Marxismus, auch nicht die christliche Theologie. Philosophie und Theologie können aber ihrerseits Verbindungen zur Naturwissenschaft aufnehmen – ohne freilich damit behaupten zu dürfen, letztere sei ihre Basis. Mit diesem Ansatz wurde zum einen der Anspruch des Marxismus-Leninismus im Sinne des alleingültigen ‚wissenschaftlichen Weltbildes‘ zurückgewiesen. Zum andern machte er auch einen Weg kenntlich, auf dem die Theologen den Naturwissenschaftlern ein Angebot machen konnten: biblische Texte nicht mehr als Norm für ‚passende‘ naturwissenschaftliche Ergebnisse, wohl aber als Gedankenträger zur mentalen Vergewisserung und moralischen Richtungsfindung angesichts der Naturwissenschaften.

Die so akzentuierte Arbeit des Forschungsheimes sollte und musste auch innerkirchlich wirken. Besonders gut dokumentiert sind die Auseinandersetzungen des KFH mit dem fundamentalistischen Pfarrer Theophil Flügge aus Rehfelde bei Berlin, der 1958 in Westberlin ein Büchlein „Affenmensch, Bibel, Weltall“ veröffentlicht hatte – schon vom Titel her eine Reaktion auf das DDR-Jugendweihe-Buch „Weltall-Erde-Mensch“. Flügge sucht dort einen buchstäblich verstandenen biblischen Schöpfungsbericht durch naturwissenschaftliche Argumente zu verifizieren. Seine Thesen beschäftigten das Institut – und auch den oben erwähnten Arbeitskreis – von 1958 bis 1961. Ein diesbezügliches Gutachten für die Kirchenleitung in Magdeburg wurde erstellt. Einer Einladung in die Wittenberger Ausstellung, um sich die fossilen Belege für Menschenevolution – die er negierte – doch einfach einmal anzusehen, ist Flügge freilich nie gefolgt.¹⁵

Hans Kleinschmidt selbst war Kunstliebhaber und Bildhauer. Er hat bei vielen Tagungen – auswärts oder im Forschungsheim – künstlerische Aspekte eingebracht, um so den

¹⁵ Siehe auch Harald Schultze: Vom Schöpfungsglauben und dem Streit um die kirchliche Jugendarbeit 1952-55, in: *Briefe* 23 (2002) 64, S. 6-11.

Horizont des Schöpfungsglaubens zu erweitern. Bildende Kunst lebt ja von der Anmutung der Schönheit der Schöpfung. Damit kommt sie dem Geheimnis der Wirklichkeit näher – von einer anderen Seite als die Theologie oder die Naturwissenschaften, aber eben doch näher. In einer kontaktscheuen Situation zwischen Theologie und den Naturwissenschaften kann die Ästhetik durchaus Brücke sein. Als 1970 der 100. Geburtstag seines Vaters und Forschungsheim-Gründers Otto Kleinschmidt begangen wurde, konzipierte Hans Kleinschmidt im Institut eine Ausstellung „Forschung und Gestaltung“. Sie hatte jenen Kunst-Akzent. Hans Kleinschmidt legte die Leitung des Instituts 1975 dann auch mit dem Wunsch nieder, sich nun ganz seinen künstlerischen Neigungen zu widmen.

3. Von der Statistik zur Ethik

Charlotte Boost wurde 1913 in Wittenberg geboren. Ausgebildet in Halle und München, promovierte sie über eine Spezialfrage der Genetik: das Verhältnis von Knaben- und Mädchengeburten. Sie war nach dem Zweiten Weltkrieg Lehrerin am Wittenberger Melanchthongymnasium und verließ dieses aus politischen Gründen. Andernfalls wäre sie gezwungen worden, die gänzlich unwissenschaftliche „sozialistische“ Genetik des Stalin-Günstlings Lyssenko zu lehren.

1954 begann Boost ihren Dienst als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsheim.¹⁶ Sie beendete ihn 1980. Mit ihrem Dienstantritt wurden Theologie und Naturwissenschaften nicht mehr nur von einer Person vertreten. Boost legte großen Wert darauf, in den heftigen Weltanschauungskämpfen der Stalin- und Nach-Stalinzeit Sachlichkeit zu vertreten. Diese könne, meinte sie, am besten vor Vorurteilen schützen. Sie konzipierte die Ausstellung des Instituts neu.

Hier wurde nun erstens besonders auf Spezialisierungen im Tierreich verwiesen, die im Laufe der stammesgeschichtlichen Entwicklung erreicht worden waren – der Mensch hatte sich spezialisiert zum aufrechten Gang. In der Forschungsheim-Ausstellung sah man eine vergleichende Darstellung von Mensch und Menschenaffen, die beide in ihrer je typischen Haltung zeigte: hangelnd von Ast zu Ast den einen, mit aufrechtem Gang den anderen. Das macht die Unterschiede zwischen beiden viel deutlicher als herkömmliche vergleichende Darstellungen, die ein allmähliches ‚Immer-aufrechter-gehen‘ suggerieren sollten.

Zweitens wurde der Unterschied zwischen fossilen Funden (Knochenfunden) und Theorien über deren Zusammengehörigkeit mit anderen Funden herausgestellt. Die Wahrheit dieser Theorien ist ja eine andere als die eines gefundenen paläanthropologischen Überrestes. Daher haben die Abstammungsbilder und „Stammbäume“ im allgemeinen einen hohen hypothetischen Anteil – der wird aber im Ausstellungsdesign oft unterschlagen. Nicht so im Forschungsheim. Dort wurden die fossilen Funde mit anderem grafischen Material dar-

¹⁶ Boost berichtet über ihre Arbeit am Forschungsheim in: *Briefe zur Orientierung im Konflikt Mensch – Erde* 14 (1993) 28, S. 3-6.

gestellt als die vermuteten Entwicklungswege von der einen (früheren) Form zu nächsten: Fakt hier, Hypothese dort.¹⁷

Diese Dauerausstellung war seit 1965 im neuen Domizil in der Mittelstraße zu sehen. Zahlreiche Kirchengruppen, besonders Konfirmanden und Katecheten, gehörten zu den Besuchern. Für manche war allein schon die große Zahl an hominiden und hominoiden Fundstücken beeindruckend. 1975 – Boost kam bereits in den Genuss von Westreisen für Rentner – schmuggelte die Wissenschaftlerin Abgüsse neuer afrikanischer Homo- und Australopithecus-Funde über die Grenze. Die Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche der Union in Westberlin hatte sie für das Forschungsheim in Nairobi bestellt – und bezahlt. Kein anderes DDR-Museum, auch nicht das Berliner Naturkundemuseum, besaß diese Stücke!

Als Genetikerin hatte Boost sich in das Thema Menschenabstammung eingearbeitet. Jahrzehntlang rezensierte sie paläanthropologische Spezialliteratur im „Anthropologischen Anzeiger“, einem renommierten westdeutschen Fachblatt.

Von 1955 bis 1959 war Boost nebenamtliche Dozentin für naturwissenschaftliche Fächer am Katechetischen Proseminar in Naumburg. Das war eine kirchliche Ausbildungsstätte, die junge Menschen zu einem abitur-ähnlichen Abschluss führte, der zur anschließenden Aufnahme kirchlicher Ausbildungen berechnete. An einer ähnlichen Ausbildungsstätte, dem „Katechetischen Seminar“ in Potsdam, wirkten Boost und Hans Kleinschmidt von 1955 bis 1964.

Die Hauptwirkungen hat Charlotte Boost bei Katecheten und Katechetinnen erzielt: LehrerInnen, die den kircheneigenen Religionsunterricht erteilten und für die das Thema des Zusammenhangs von Glaube und Naturwissenschaft eine besondere Rolle spielte. Eine große Zahl von Vorträgen in allen DDR-Landeskirchen und viele mehrtägige Seminare in Wittenberg und anderswo wurden gehalten. Eine andere Zielgruppe waren christliche Oberschülergruppen, die bis in die 60er Jahre überall existierten und in denen auf hohem Niveau weltanschauliche Fragen diskutiert wurden. Die Zeitschrift „Die Christenlehre“ druckte mehrmals – zwischen 1959 und 1990 achtmal – Boostsche Aufsätze oder Rezensionen dazu ab; ebenso die Leipziger „Theologische Literaturzeitung“.

1971 begann der Arbeitskreis der naturwissenschaftlich interessierten Pfarrer als erste kirchliche Gruppe in der DDR, sich mit den ethischen Herausforderungen in der modernen Genetik zu befassen. 1976 erschien die Broschüre „Genetik und Ethik“ von Charlotte Boost und Hans-Peter Gensichen.¹⁸ Boost kehrte damit zu ihrem Spezialgebiet aus der Zeit an der Universität zurück – nun aber mit ethischem Akzent. Damit wurde im Forschungsheim der Weg von weltanschaulichen zu ethischen Themen eingeschlagen. War es bislang meist um Konflikte zwischen Gedankengebäuden gegangen (Evolution vs. Schöpfung, Urknall

¹⁷ Boosts Gesamtansicht ist dokumentiert in ihrer Vorlesung „Neue Befunde zur Evolution des Menschen“ in: Kirchliches Forschungsheim (Hg.), Einmischungen in die Schöpfung, Wittenberg 1988, S. 19-35.

¹⁸ Dies in der zweiten Auflage 1977. Die Veröffentlichungen des Forschungsheimes seitdem erschienen alle als Wachsmatrizen-Abzüge, im Eigenverlag und mit eigenem Versand. Andere Verbreitungsformen waren politisch unmöglich.

vs. Unendlichkeit usw.), so wurden jetzt mögliche Gefahren bei den Auswirkungen von Forschungsergebnissen thematisiert. Der Schwerpunkt verlagerte sich – im Forschungsheim wie in der naturwissenschaftlichen Diskussion.

Zugleich beginnt mit dieser Broschüre die lange Reihe von Veröffentlichungen, die vervielfältigt, nicht gedruckt wurden, die aber zur Beruhigung der DDR-Behörden den Aufdruck „Nur für innerkirchlichen Dienstgebrauch“ trugen und eine wachsende Rolle in der entstehenden regimekritischen Öffentlichkeit spielten. Speziell diese Broschüre und dieses Thema waren allerdings bei kirchlichen Mitarbeitern nicht sonderlich gefragt, da es in der alltäglichen Gemeindearbeit kaum umsetzbar schien – oder weil es einfach zu früh kam.¹⁹ Letzteres Problem sollte man im Forschungsheim noch öfter mit der Kirche und ihren Mitarbeitern haben.

4. Von der Forschung zur Aktion

Ich selbst war 1972 an das Forschungsheim gekommen, um eine theologische Dissertation über Otto Kleinschmidts Formenkreislehre zu schreiben. Seit 1975 leitete ich das Institut. Sehr bald etablierte ich eine DDR-weite Autorengruppe, später folgten weitere. Die erste bestand aus jungen Natur- und Technikwissenschaftlern. Auch Mediziner, Meteorologen und Mathematiker waren unter ihnen.²⁰ Die Gruppe hat sich von 1979 bis 1992 45mal im Forschungsheim getroffen. Es wurde diskutiert, Literatur wurde vorgestellt, Horizonte für Nachwuchswissenschaftler erschlossen. Man hielt sich aber nie lange dabei auf, sondern begann bald, eigene Broschüren zu erstellen. Denn die Information einer un- und desinformierten Gesellschaft wurde als wichtiges Ziel erkannt.

1980 erschien das Heft „Die Erde ist zu retten“, 1987 „Wohin mit den Hochtechnologien?“. Dazwischen, 1984, ein katechismusartig kurzer, fast lyrischer Text „Leben für eine bewohnbare Erde“, der für Christen wie für Nichtchristen gleichermaßen akzeptabel war. Die ‚Ökumene von Christen und Nichtchristen‘ war ja für das KFH, über diese Schrift hinaus, lebenswichtig.

Das Heft „Die Erde ist zu retten“ schlug den Bogen von Informationen und Umweltzusammenhängen über theologische Reflexionen bis zu Handlungsvorschlägen für den Ein-

¹⁹ Boost hat an der genetischen Statistik weiter gearbeitet. Sie hat die Ergebnisse in mehreren ‚short notes‘ publiziert; zuletzt, abschließend und umfassend in: Über das Geschlechtsverhältnis beim Menschen und seine Beeinflussung durch Erbgut und Lebensbedingungen. In: *Biologische Rundschau* 26 (1988), H. 1, S. 35-50.

²⁰ Ein führendes Mitglied des Kreises, Ludwig Hoffmann (Wernigerode), hat den Kreis dargestellt in: Umweltschutz als Motiv der Bürgerbewegung? In: Fritz Brickwedde (Hg.), Umweltschutz in Ostdeutschland und Osteuropa – Bilanz und Perspektiven, Osnabrück 1998, S. 161-170. Aus einer theologischen Examensarbeit an der Uni Halle hervorgegangen ist von Matthias Kopischke: Ist die Erde zu retten? Geschichte und Ethik des ‚Erde‘-Arbeitskreises am Kirchlichen Forschungsheim Wittenberg. In: *Briefe* 23 (2002) 64, S. 16-20.

zelenen und die Gesellschaft. Die „Erde“ erschien bis 1988 in fünf Auflagen und verhalf vielen DDR-Menschen zum Aufbruch in ein ökologisches Engagement.

Das Heft über „Hochtechnologie“ thematisierte Biotechnologie und Mikroelektronik und deren womöglich gefährlichen Folgewirkungen. Es nahm insofern das Thema der Genetik-Broschüre von 1976 wieder auf. Es richtet sich freilich an einen kleineren Kreis als die „Erde“. Es zeugt auch von einer wachsenden Spezialisierung des Autorenkreises. 1988/89 kam es, auf der Basis des Papiers, zu mehreren Treffen mit marxistisch-leninistischen Philosophen über die Ethik der Hochtechnologien. Aktuell wurde die Beschäftigung mit dem Thema in der Zeit des Endes der DDR: Es wurde versucht, die Technikfolgenabschätzung als (neue) Aufgabe der Parlamente zu etablieren. Die Formulierung neuer Verfassungen (der DDR, der Länder, der Bundesrepublik) schien dafür eine günstige Situation zu schaffen. Das scheiterte aber, weil die Gedanken und Strukturen in Ostdeutschland dann recht ausschließlich aus dem Westen der Republik übernommen wurden. Meine Rolle im „Erde-Kreis“ war die des Gastgebers, des Theologen und des Redakteurs.

Das war ähnlich bei dem Arbeitskreis „Wissenschaftsethik“, der 1981 vom Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR ins Leben gerufen wurde: 1983 erschien „Wissenschaftsethik heute“.²¹ Der Kreis setzte aber seine Arbeit fort und gab 1988 einen „Brief an Wissenschaftler“ heraus, der in seiner Zuspitzung fast ein „Hippokratischer Eid für Naturwissenschaftler“ geworden ist. Er enthält sieben Selbstverpflichtungen, von denen zwei lauten: „Ich bekenne mich als Wissenschaftler zu meiner besonderen Verantwortung für den Fortbestand und die Zukunft des Lebens. ... Mein Wissen und Können will ich zur Bewahrung und Bereicherung des Lebens einsetzen.“

Inhalte wie diese haben einen hohen Grad von oppositionellem Potential, denn sie können bis zur Verweigerung der Mitarbeit an Projekten mit zerstörerischem und umweltfeindlichem Charakter führen. Die Wissenschaftsethiker des KFH waren gerade dabei, einen „Fonds für Wissenschaftler in Not“ zu gründen, als die DDR zu Ende kam. Ein solcher Fonds hätte es ermöglicht, Wissenschaftler finanziell zu unterstützen, die aus Gewissensgründen ihre Arbeit niederlegten oder die entlassen worden waren. Mit dem Ende der DDR lösten sich beide Gruppen auf, denn tatsächlich war ein stellvertretendes Handeln der Kirche in Sachen Information und ethischer Anstöße nun nicht mehr nötig.

Ich habe seit 1980 eine Zeitschrift herausgegeben, die „Briefe“; ihr (barocker) Untertitel: „Zur Orientierung im Konflikt Mensch-Erde“. Sie ersetzten die fehlende Umweltzeitschrift in der DDR und bereicherten zugleich die Lektüre vieler kirchlicher Mitarbeiter. Ihr Spezifikum war die Mischung aus Sachinformation und theologischer Reflexion, Information und Lyrik, Wissenschaft und Kunst. Die „Briefe“ erschienen zu DDR-Zeiten zweimal jährlich – wie alle anderen KFH-Publikationen auch hektografiert und vom KFH selbst

²¹ Über die Arbeit des Kreises bis 1983: Guntolf Herzberg: Zur Entstehung der Wissenschaftsethik in der DDR. Der Beitrag der Kirchen und die Teilnahme der Stasi. In: *Kirchliche Zeitgeschichte* 9 (1999), H. 1, S. 119-154. Auch noch die Jahre danach berücksichtigt: Hans-Peter Gensichen: Wissenschaftsethik in der DDR. In: *Zeitschrift für Evangelische Ethik* 32 (1988) 4, S. 306-308.

verschickt. 1990 wurde auf viermal jährlich erhöht. Man ließ nun in einer Druckerei drucken und verzichtete auf die Beteuerung „Nur für innerkirchlichen Dienstgebrauch“. Die Auflage begann mit 400 und erreichte 1989 knapp 4000 Exemplare; die Zahl der Nichtchristen unter den Lesern wurde mit den Jahren größer. Nach dem Ende der DDR sank die Auflage allmählich auf 1400 Stück.

1980 rief das KFH erstmals zu einem Umweltwochenende auf, das republikweit in der Nähe des 5. Juni begangen werden sollte. Der 5. Juni war der von der UNO festgesetzte „Tag der Umwelt“. Dieses kirchliche Wochenende trug den Namen „Mobil ohne Auto“. Denn am Auto konnten am klarsten strukturelle Verbindungen zwischen Technologie und Einzelnem, zwischen Bequemlichkeit, Umweltbelastung und strukturellen Zwängen herausgestellt werden. Zugleich ließen sich hier Aktionen durchführen, die halb legal waren und dennoch demonstrationsähnliche Wirkungen hatten. „Mobil ohne Auto“ ist die am stärksten wirkende Umwelt-Aktivität in der DDR geworden. Freilich blieb sie klein und unscheinbar genug, um vom SED-Staat ‚eben noch‘ toleriert zu werden. „Mobil ohne Auto“ findet auch heutzutage statt, hat sich aber von den Kirchen abgekoppelt – von der Kirche in die Gesellschaft.

Mit dem Aufruf „Mobil ohne Auto“ setzte das Forschungsheim den Weg fort: von ursprünglich weltanschaulichen zu ethischen Themen zur konkreten öffentlichen Aktion und gesamtgesellschaftlichen Bewegung. Andere Aktionsaufrufe kamen ebenfalls aus dem KFH; die waren aber von der stilleren Art: „Klettermaxe“ (Aufruf, Wände zu begrünen), „Papillon darf nicht sterben“ (Unkrautecken in Gärten für Schmetterlinge) und der „Fastenbrief“: ein Aufruf, die alte kirchliche Sitte des Fastens unter ökologischen Vorzeichen wieder neu zu entdecken.

Das Forschungsheim war nichtsdestotrotz ein *Forschungsheim*; eines, das für sich gerade entdeckt hatte, dass das Gespräch der Theologie mit den Naturwissenschaften eine ethische Dimension besitzt. Sollte es wirklich auch noch die politische Seite aktiv bearbeiten? Oder gar eine soziale Bewegung gründen oder beeinflussen?

1982 fand nun erstmals ein Vertretertreffen kirchlicher Umweltgruppen in der DDR im Forschungsheim statt – und dann, mit zwei Unterbrechungen, bis 1991 ein- oder zweimal jährlich.²² Das waren keine an thematischen Diskussionen orientierten, sondern politische Treffen. Entsprechend gründlich wurden sie auch vom Ministerium für Staatssicherheit überwacht, das in einem gegenüberliegenden Haus eine konspirative Wohnung zu diesem Zweck eingerichtet hatte.

Freilich sind „sachlich“ und „ethisch“ und „politisch“ oft nicht zu trennen. Ein Beispiel: 1989 erschien im Forschungsheim ein „Grünheft DDR“, eine ökologische Situationsbeschreibung aus den kirchlichen Umweltgruppen, die auf den 1988er Vertretertreffen beschlossen und entwickelt worden war. Dieses Heft war sach-orientiert – aber auch hoch

²² 1988 erschien im Forschungsheim eine Karteibroschüre der kirchlichen Umweltgruppen in der DDR – mit Angabe der regelmäßigen Treff-Zeiten, der Ansprechpartner und Telefonnummern sowie der Arbeitsschwerpunkte. Wichtig für die Kontaktaufnahme untereinander, interessant sicher auch für die Staatssicherheit.

politisch. Denn es untergrub das Monopol des SED-Staates auf Informationsweitergabe, das dieser 1982 in ein Monopol zur Informationsverhinderung umgewandelt hatte.²³

Die Arbeit des KFH politisierte sich also und wurde immer aktionsorientierter. Sie blieb zwar dem Anliegen „Forschung“ verpflichtet, aber ganz im Sinne einer angewandten Forschung. Der SED-Staat glaubte allerdings, dass andere Akteure – wie die „Umweltbibliothek“ in Berlin – feindlicher seien und das KFH „realistischer“ werde.²⁴ In einem tagespolitischen Sinne trifft das zu. Projekte wie der erwähnte Hippokratische Eid für Wissenschaftler, Vorschläge für Verfassungen; der geplante Fonds für Wissenschaftler in Not oder das Grünheft DDR zeigen aber, dass die tagespolitische Sicht nicht ausreicht – das Forschungsheim politisierte sich auf Forschungsniveau. Insofern konnte das KFH zum Ende der DDR ganz bei seiner Arbeit bleiben. Es hatte bei aller Politisierung sein Terrain nicht – wie manche anderen Akteure – verlassen.

Gemeinsam mit dem Marburger Ordinarius für Ökologie Hermann Remmert schlug ich in Offenen Briefen an BRD-Bundeskanzler Kohl und DDR-Ministerpräsident Stoph im September 1989 vor, nicht mehr benötigte Truppenübungsplätze der Bundeswehr und der Volksarmee zu Naturschutzgebieten umzuwandeln. Dabei sollte der Gedanke der ‚natürlichen Sukzession‘ Pate stehen: keine – auch keine pflegenden – Eingriffe in das Gelände. Vom Bundeskanzleramt in Bonn kam Ablehnung; der DDR-Ministerrat aber – nun schon unter Hans Modrow – widmete den NVA-Übungsplatz Hohenleipisch zum Naturschutzgebiet um. Hohenleipisch wurde später ein Teil des Naturparkes „Niederlausitzer Heidelandschaft“. In Bemühungen des Landes Brandenburg um Konversion ist dieser Gedanke später weiter verfolgt worden.²⁵

Die Gründung einer „Grünen Partei“ in der DDR habe ich zu verhindern versucht. Ich riet den Mitgliedern kirchlicher Umweltgruppen, ihre Gruppen in die neu gegründete „Grüne Liga“ zu überführen, ein Netzwerk von ostdeutschen Umweltgruppen. Mein Argument bestand darin, dass die anderen neuen Parteien einen starken Ökologie-Anteil in ihren Programmen aufwiesen und damit eine „Öko-Partei“ unnötig sei. Das hat sich freilich im Nachhinein als blauäugig erwiesen.

Ferner initiierte ich einen „Zentralen Grünen Tisch der DDR“ beim DDR-Umweltministerium. Dieser tagte zweimal, am 24. Januar und am 27. Februar 1990. Später löste der

²³ Geheimbeschluß des Ministerrats der DDR: „Zur Anordnung zur Gewinnung oder Bewertung und zum Schutz von Informationen über den Zustand der natürlichen Umwelt der DDR“ vom 16.11.1982.

²⁴ Patrik von zur Mühlen ist dem nachgegangen in zwei Wittenberger Vorträgen: Das Kirchliche Forschungsheim aus der Sicht der Stasi. In: *Briefe* 23 (2002) H. 64; ders.: Die zentrale Sicht der Stasi auf die kirchliche Umweltbewegung in der DDR. In: Kirchliches Forschungsheim (Hg.), *Kirche-Umwelt-Stasi*. Wittenberg 2001, S. 39-49. Viktoria Böke ist gerade in ihrer kulturwissenschaftlichen Magisterarbeit dabei, die These des „Ungefährlicherwerdens“ des KFH in der zweiten Hälfte der 80er Jahre zu prüfen.

²⁵ Etwa auf dem ehemaligen sowjetischen Truppenübungsplatz Lieberose. Vgl. Horst Beutler: *Landschaft in neuer Bestimmung*. Russische Truppenübungsplätze, Findling-Verlag 2001.

CDU-Umweltminister Steinberg ihn auf. Der Grüne Tisch war der Versuch, in den noch übrigen undemokratischen DDR-Strukturen Glasnost und Demokratie zu etablieren. Zu fundamentalen Ergebnissen kam das Gremium jedoch nicht. Unglücklich war, dass – ohne jede Koordination – der Zentrale *Grüne* Tisch und die AG „Ökologischer Umbau“ beim Zentralen *Runden* Tisch völlig nebeneinander her arbeiteten.²⁶

Von 1990 bis 1998 gehörte ich dem Kuratorium der Deutschen Bundesstiftung Umwelt an, einer Runde von Bonner Staatssekretären, Parlamentariern und Industriellen. Die Stiftung, die über ein Stiftungskapital von knapp drei Milliarden DM verfügte, legte ein Sonderprogramm „Neue Länder“ auf, deren Vertreter ich war. Damit war es für mich möglich, auf die ökologische Modernisierung der DDR bzw. Ostdeutschlands Einfluss zu nehmen.

Immer hat es im Forschungsheim auch Angebote für die Stadt Wittenberg selbst gegeben.²⁷ So engagierte ich mich seit 1983 für die sterbende Luthereiche. Dies führte dazu, dass auf Anordnung von SED-Generalsekretär Honecker im selben Jahr eine neue (quasi Ersatz-)Eiche gepflanzt wurde.²⁸

Von 1983 bis 1997 sammelten sich viermal Ökologie-Kreise von Wittenberger Schülerinnen und Schülern. Die TeilnehmerInnen bildeten sich weiter, übernahmen Baum-Patenschaften, beräumten Müllkippen, organisierten selbst Seminare, feierten Feste. Ein besonders kluges Projekt hieß „Schüler führen Schüler“. Wittenberger Schüler zeigen Schulklassen, die auf Wittenberg-Tour sind, die Stadt von der ökologischen Seite.

In der „Wende“-Zeit war ich am Entstehen des Wittenberger „Grünen Tisches“ beteiligt, für den dasselbe wie für den Zentralen Grünen Tisch gilt: der Strudel der Ereignisse ließ keine solide-kontinuierliche Arbeit zu. Aber das „Grüne Telefon“ (ein Notruf für ökologisch besorgte Bürger) und der Wittenberger Umwelttag W.U.T., der 1990 zum ersten und 1999 zum letzten Mal stattfand, wurden vom Grünen Tisch initiiert.

In den Jahren 1990 bis 1995 wurde im Forschungsheim darauf geachtet, so viel Kontinuität wie möglich für die kirchliche Umweltbewegung zu organisieren. Es war ja nicht der SED-Staat gewesen, den man im Umweltengagement letztlich kritisierte, sondern die europäisch-nordamerikanische Zivilisation mit ihrer Entfremdung von der Natur insgesamt. Schließlich sind naturzerstörerische Schwerindustrie, chemisierte Landwirtschaft und enormer Ressourcenverbrauch nichts spezifisch Sozialistisches.

²⁶ Den Strudel der Wendezeit illustriert gut die Tatsache, dass am 7. März und am 14. Mai 1990 auch noch ein „Zentraler deutsch-deutscher Grüner Tisch“ in Berlin tagte, der aber danach nicht mehr zusammen kam.

²⁷ Aus Wittenberg-Sicht ist auch der Alltag, das Lokale interessant. Darüber mehr in meinem Aufsatz „Das Kirchliche Forschungsheim Wittenberg in den 80er Jahren“ in: *Heimatkalender* 2000. Wittenberg, Drei Kastanien Verlag 1999, S. 46-52.

²⁸ Ein Luthereichen-Plakat des Berliner Grafikers Manfred Butzmann, an dessen Entstehen ich beteiligt war, führte zu einem ebenso ernsten wie skurrilen Konflikt mit dem SED-Staat. Dieser ist dokumentiert in: Manfred Butzmanns *Heimatkunde*, hg. v. Eugen Blume, Berlin (Selbstverlag) 1992, S. 76-79.

Dennoch mussten das KFH und die ostdeutsche Umweltbewegung eine Vielzahl von Abbrüchen und Umbrüchen verkraften. Das Ende der Arbeitskreise wurde schon erwähnt, ebenso der Rückgang der Abonnentenzahl der „Briefe“. Die neue Situation wurde aber nicht als negativ empfunden. So arbeitete ich am Ersetzen der „Briefe“ selber mit: Ich hob gemeinsam mit anderen die neue DDR-Zeitschrift „umWelt“ aus der Taufe, die allerdings wegen Auflösung des Verlages 1991 ihr Erscheinen wieder einstellte. Ich beteiligte mich dabei, die ostdeutsche kirchliche Umweltaktion „Mobil ohne Auto“ zu einer gesamtdeutschen Bewegung zu machen. Seit 1990 wurde sie in Ost und West initiiert und verlor mehr und mehr den kirchlichen Charakter.

Während sich also einige Stellvertreterfunktionen nach dem Ende der DDR erübrigten, wurde anderes jetzt wichtiger. Besonders galt dies für größere Projekte, die ökologische Wirkungen innerhalb der säkularen Gesellschaft hervorbringen konnten. Für das Forschungsheim war das besonders die kirchliche Begleitung des Expo-Geschehens in der Expo-Korrespondenzregion Dessau-Wittenberg-Bitterfeld 1998 bis 2001. Das Anliegen war dabei, in ökumenischer Kooperation die Idee einer ‚nachhaltigen Regionalentwicklung‘, die in dem staatlichen Expo-Programm proklamiert worden war, mit kirchlichen Mitteln zu unterstützen. Eine Expo-Druckschrift aus dem Forschungsheim heißt programmatisch „Christen für die Zukunft“. Das Programm war mit seiner dreijährigen Dauer ein Programm jener nachhaltigen Regionalentwicklung.

Es bestand aus mehreren Elementen, die zum Teil von anderen Mitarbeitern des KFH bearbeitet wurden und daher weiter unten dargestellt werden. Ich selbst organisierte den Expo-Kirchenpfad mit insgesamt 32 Stationen: Kirchengebäuden, diakonischen und karitativen Einrichtungen, Projekten auf Kirchenland, kulturellen Höhepunkten. Auf allen diesen Stationen begegnete einem die ‚Jahrtausendkerze‘ mit dem ökumenischen „Gebet auf dem Weg in das neue Jahrtausend“.

An das Expo-Programm erinnern heute der Leuchter im Raum der Stille (Stadtkirche Wittenberg), der „Lutherin-Baum“ (Elsbeere) im Garten der Mittelstraße 34 sowie das Kreuz auf dem Apollensberg nahe Piesteritz, das von einer ökumenischen Initiative errichtet wurde.²⁹ Der Kirchenpfad sollte auch eine Anregung für Touristen sein, nicht nur historische Stätten, sondern heutiges christliches Leben zu besuchen.

Das kirchliche Expo-Programm insgesamt zeigte die Kirchen in der Mitte einer gewollten zukunftsfähigen Regionalentwicklung – nicht hinterher hinkend, nicht als bloßer Nutznießer, nicht schmollend, sondern als Akteur in der ersten Reihe. Für die Kirchen war die Teilnahme an dem Programm grundsätzlich wichtig: Man agierte nun nicht mehr in der Oppositionsrolle, auch nicht in einer nach-wendischen Unzufriedenheit und auch nicht in reaktionärem Abwarten; im Gegensatz dazu übte man das „Weiter sehen“ (Titel einer weiteren Expo-Broschüre aus dem KFH).

²⁹ Gerade in diesem Projekt spiegelt sich eines meiner alte Anliegen, nämlich Orte zu finden für Open-Air-Gottesdienste, bzw. überhaupt die Akzeptanz und Attraktivität solcher Gottesdienste zu erhöhen. In diesem Zusammenhang schrieb ich 2000, zusammen mit Eberhard Bürger, das Heft „Gottesdienste draußen“ – eine Arbeitshilfe für kirchliche Mitarbeiter.

Hatten sich bereits vor 1990 westdeutsche Journalisten stark für das Forschungsheim interessiert³⁰, so wurde das Institut auch danach ein beliebtes Objekt wissenschaftlicher Studien – zumeist in Form von Doktor- oder Magisterarbeiten.³¹

Was aber die „Bearbeitung“ durch die Staatssicherheit der DDR betrifft, so ist der gesamte „Operative Vorgang Konflikt“, in dem das Forschungsheim als „Operativer Teilvorgang Forschung“ geführt wurde, vernichtet oder weggeschafft worden – wohl von der Stasi selbst. Das erschwert die Aufarbeitung. Eine Tagung im Forschungsheim 1999 widmete sich allgemeiner den Stasi-Bemühungen um die kirchliche Umweltsarbeit.³²

5. Vom Schreiben zum Bauen

Nachfolger von Charlotte Boost wurde 1980 Dr. rer. nat. Gerd Pfeiffer (geb. 1950), ein Biologe mit dem Spezialgebiet Ökologie. Er leitete unter anderem den Arbeitskreis junger Landwirte und Gärtner, der nach Alternativen zu einer hochintensiven, chemiereichen und energieeffressenden Landwirtschaft mit großem Anteil an der Umweltzerstörung suchte.

Auch diese Gruppe wurde zum Autorenteam. 1986 gab sie die Broschüre „anders gärtner – aber wie?“ heraus. Obwohl diese den Aufdruck ‚nur für innerkirchlichen Dienstgebrauch‘ tragen musste, wurde sie zur auflagenstärksten Broschüre des KFH und erschien 1990 auch als Buch im Berliner Verlag der Wissenschaften.

Dem Arbeitskreis ging es jedoch nicht nur um Öffentlichkeitsarbeit, sondern um die eigene berufliche Praxis. Ferner lag den Mitgliedern daran, die Ökologisierung eines Landwirtschaftsbetriebes in Gang zu setzen. Das konnte nur ein kirchlicher Betrieb sein; und man hat erste Schritte dahin mit der Gärtnerei des Diakonissenhauses in Borsdorf bei Leipzig getan. Eine Heckenpflanzung, die 1983 stattfand, steht symbolisch dafür. Die Idee, auf den großen kirchlichen Gütern ökologischen Landbau einzuführen, scheiterte aber an den harten Strukturen in der kirchlichen Landwirtschaft – oder deren Furcht, aus dem staatlichen landwirtschaftlichen System aussteigen zu sollen? Erfolgreicher als dieser Versuch war Pfeiffers Mitarbeit an einer Veröffentlichung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR 1982 zum Thema „Agrarwirtschaft und Umwelt“.

Wichtig war auch, auf der Regierungsebene Voraussetzungen für die Ökologisierung der Landwirtschaft einzufordern. Dem diente ein Gespräch des Arbeitskreises 1987 mit Vertretern des Landwirtschaftsministeriums der DDR.³³ 1988 ging aus dem Landwirtekreis

³⁰ Am intensivsten Peter Wensierski: Beton bleibt Beton, Hattingen 1981; ders.: „Von oben nach unten wächst gar nichts“, Frankfurt a.M. 1986; ders.: Umweltprobleme und Kritik an der Industriegesellschaft in der DDR heute, Köln 1988.

³¹ Zum Beispiel Sung Wan Choi: Von der Dissidenz zur Opposition, Köln 1999.

³² Die daraus entstandene Veröffentlichung heißt: Kirche – Umwelt – Stasi. Kirchliches Forschungsheim, Wittenberg 2001.

³³ 1987 war für das KFH das „Jahr der Staatsgespräche“: außer mit dem Landwirtschaftsministerium auch mit Vertretern des Staatssekretariats für Kirchenfragen, des Umweltministeriums und des Amtes für Atomsicherheit.

der ökologische Anbauverband „GÄA“ hervor, der bis heute in Ostdeutschland neben den aus dem Westen kommenden Verbänden (wie „Bioland“ oder „demeter“) existiert.

Auf Anregung von Gerd Pfeiffer trafen sich seit 1986 Architekten und Bauingenieure zu Jahrestagungen zum Thema „Ökologisches Bauen“. Deren Leitungskreis war selbständig; das KFH war mehr oder weniger nur Gastgeber. Der führende Kopf war der Berliner Architekt Wolfgang Pfeiffer vom zentralen Baubüro der Diakonie in der DDR. Später, 1993 bis 1996, hat das KFH mit ihm in eigener Sache zusammen gearbeitet: Wolfgang Pfeiffer war der Architekt der ökologischen Sanierung und Rekonstruktion des Institutsgebäudes.

Ein anderer Arbeitskreis waren jene Förster, die den kircheneigenen Wald bewirtschafteten. Sie trafen sich seit 1985 im Forschungsheim, um die Ökologisierung ihrer Arbeit zu beraten.³⁴ Dieser Kreis löste sich mit dem Ende der DDR übrigens nicht auf. Ein Waldschadensbericht der Kirchenprovinz Sachsen gab 1986 eine gute Ergänzung zur Arbeit des Kreises. Mit seiner Hilfe konnte man fundierte Aussagen über die Waldschäden in der DDR machen – trotz des Informationsverbotes, das der SED-Staat 1982 verhängt hatte. Parallel zu der Arbeit mit den Förstern schrieb Gerd Pfeiffer einen längeren Text über Waldschäden. Dieser wurde im „Erde-Kreis“ ergänzt durch Aussagen über die Entschwefelung von Rauchgasen. Schließlich entstand 1986 die Broschüre „Wie man in den Wald ruft ...“.

1983 wurde im Forschungsheim ein „Öko-Fonds“ geschaffen. Er speiste sich aus den sehr vielen eingehenden Spenden. Er unterstützte kirchliche Bau- und Reparaturprojekte in der DDR, in deren Rahmen Umwelanliegen realisiert werden sollten. Pfeiffer – und später, zu gesamtdeutschen Zeiten, sein Nachfolger Schicketanz – war an der Auswahl und Betreuung der Projekte beteiligt, die von der „Grünen Scheune“ in Frankfurt/Oder (Solarenergie) über den Landschaftsgarten und die Wurzelraumkläranlage Hirschluch (bei Storkow/Mark) bis zum Windgenerator in Neustadt a. Rennsteig reichten. 1985 berief die Synode der Kirchenprovinz Sachsen Gerd Pfeiffer in ihren Ausschuss „Weltverantwortung“.

In der Dauerausstellung des Forschungsheimes änderte sich zu dieser Zeit etwas: Auf einem großen Spieltisch entstand eine veränderbare Landschaft, auf der Gemeindegruppen Bäume pflanzen, Bäche renaturieren und Monokulturen abschaffen konnten. Das bisherige Wandbild mit uralten Höhlenzeichnungen wurde abgelöst durch einen Teich mit Uferzone. Daran konnten ökologische Zusammenhänge gut dargestellt werden. Es wurden auch die ersten Wanderausstellungen mit Umweltthemen wie „Mensch und natürliche Umwelt“, „Lebensräume“, „Bäume“ geschaffen.

³⁴ Mit fünf Arbeitskreisen – bestehend aus Naturwissenschaftlern, Wissenschaftsethikern, Landwirten, Architekten, Förstern – verfügte das Forschungsheim über Berater, Autoren, Referenten auf unterschiedlichsten Gebieten. Es wurden Themenlisten für Vortragsangebote erstellt und Beratungsfelder abgesteckt. Anfragen und Bitten aus den Kirchengemeinden oder von den Abonnenten der Zeitschrift „Briefe“ konnten eigentlich immer auf hohem Niveau beantwortet werden.

Das alte Forschungsheim-Thema „Evolutionstheorie“ war durch die Schwerpunktsetzung „Ökologie“ freilich nicht unwichtig geworden. Neuerlich war ein „Kreationismus“ aus den USA nach Europa gekommen, der glaubte, naturwissenschaftliche Anti-Evolutionsargumente vorbringen zu können. Durch Vervielfältigungen mit Wachsmatrizen wurde dieses Gedankengut besonders im Süden Sachsens verbreitet. Pfeiffer hat damals, 1983, zusammen mit seiner Vorgängerin³⁵ und mit mir die Forschungsheim-Broschüre „Ist der Kreationismus haltbar?“ geschrieben. Trotz des Erfolgs des Anti-Kreationismus-Papiers war aber die Zeit vorüber, in der das Thema im Forschungsheim kompetent und auf neuestem Stand behandelt werden konnte. In den Jahresberichten mehrten sich die Klagen, man käme wegen des Anschwellens des Umweltthemas nicht mehr zu gründlicher Literaturrecherche – und schon gar nicht mehr zum alten, immer noch wichtigen Thema Evolutionstheorie.

Immerhin konnten Pfeiffer und ich regelmäßig die beiden Forschungsheim-Themen darstellen, wenn wir – seit 1981 – als Dozenten der Ausbildungsstätte für Gemeindepädagogen in Potsdam wirkten. Diese Tätigkeit setzte später (und bis 1997) Pfeiffers Nachfolger Schicketanz fort.

6. Aus der Nische an die Spitze

Im April 1989 löste der Diplom-Hygiene-Ingenieur Michael Schicketanz (geb. 1959) Gerd Pfeiffer als Wissenschaftlichen Mitarbeiter ab. Er ist aus der oppositionellen Umweltbewegung in der DDR hervorgegangen. In Magdeburg hatte er mehreren Umweltgruppen angehört. Erstmals wurde mit Schicketanz ein Nicht-Biologe Wissenschaftlicher Mitarbeiter. Das gibt im Kleinen die Entwicklung des Ökologie-Begriffs wieder: vom biologischen zum biologisch-geologisch-meteorologischen, aber auch zum lebensweltlichen Begriff, der Kultur, Ökonomie und Hauswirtschaft er- und umfasste. Es war die Aufgabe von Schicketanz, Energie-, Müll- und Hauswirtschaftsfragen, die dem Forschungsheim immer wieder gestellt wurden, kompetent beantworten zu können.³⁶

Seit 1989 ist er auch als Dozent an der Krankenpflegeschule beim Paul-Gerhardt-Stift³⁷ tätig und unterrichtet dort „Umwelthygiene“. 1990 stellte er sich mit ersten Veröffentlichungen vor, z.B. mit einem Wandkalender „Ökologie zu Hause“ und einem vegetarischen Kochbuch, das er zusammen mit Kerstin Schicketanz verfasst hat. Bereits 1983 und 1987 hatte das Forschungsheim mit großem Echo vegetarische Rezepthefte veröffentlicht –

³⁵ Charlotte Boost hat den Kreationismus behandelt in: *Die Christenlehre* 37(1984), S. 373-377.

³⁶ Dabei arbeitete er mit dem Beauftragten der Sächsischen Landeskirche für Glaube und Naturwissenschaft, Joachim Krause, zusammen. Das Forschungsheim hat auch mehrfach Schriften von Krause veröffentlicht: „Fang an“ (1985), „... nicht das letzte Wort“ (1987) sowie viele Beiträge in der KFH-Zeitschrift „Briefe“.

³⁷ Vgl. den Beitrag von Peter Gierra: „Medizinische Ausbildung und wissenschaftliche Tätigkeit am Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung“ in diesem Band.

immer mit dem Gedanken, die umweltbelastende und nicht-artgerechte Tierhaltung zu minimieren und zu entbrutalisieren.

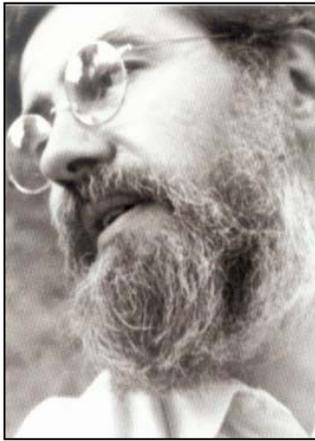
Schicketanz hat später auch Vollwertkost-Kurse für MitarbeiterInnen in kirchlichen Küchen angeboten. 1991 organisierte er in Wittenberg – mit internationaler Beteiligung von 14 Ausstellern – eine Messe für Alternative Energien. Energiefragen haben ihn immer bewegt. 1993 erarbeitete er zusammen mit Jobst Kraus (Bad Boll) das Projekt „Energisch Energie sparen in der Kirche“. Es zeigte enorme kirchliche Energiespar-Potentiale auf. Eine Umsetzung bestand darin, den Kirchengemeinden vergünstigt Energiesparlampen zu verschaffen. Später, seit 1998, propagierte er das „300-Dächer-Programm“ der Deutschen Bundesstiftung Umwelt, in dem Solartechnik auf Kirchendächer gebracht wurde. Als die Stadt Öderan (Sachsen) 1997 den „Tag der erneuerbaren Energien“ erfunden hatte, gehörte Schicketanz zu den Organisatoren, die diesen Tag deutschlandweit einführten.

Immer wieder stieß er das Thema „Umweltgerechte Mobilität“ an – für den kirchlichen Dienst und für die ganze Gesellschaft. Schon 1992 schrieb er eine Broschüre „Verkehr“ zusammen mit Jobst Kraus (Bad Boll) und Heinrich Vockert, dem Umweltbeauftragten der Evangelischen Kirche in Deutschland. Aber bei den meisten Pfarrern gehört eine – oft exzessive und chaotische – Autonutzung zu den nicht hinterfragten Existenzbedingungen, so dass die KFH-Bemühungen wenig Erfolg hatten.

Schicketanz' besonderes Interesse galt natürlichen Baustoffen und Naturfarben. Hier kann ja der Einzelne – Hausbesitzer wie Mieter – zur Entlastung der Umwelt wie auch zur Entgiftung der eigenen Wohnwelt beitragen. 1995/96 wurde das Gebäude des Forschungsheimes nach Gesichtspunkten ökologischen Bauens saniert und rekonstruiert. Schicketanz konnte seine Kompetenz sowohl einbringen als auch erweitern.

Sein Anliegen ist es, Ideen einer ökologischen Umgestaltung praktisch umzusetzen. Die Kirche agiert dabei nicht als bloßer Mitmacher, sondern als Pionier; dies nicht nur redend (predigend), sondern handelnd. Sie tut in ihrem kirchlichen Rahmen etwas für die säkulare und säkularisierte Gesellschaft. Dieses Tun stärkt und verändert dann aber auch Christen und Kirchen selbst und stärkt ihr Selbstverständnis. Dieser Kreislauf „von innen – nach außen – und wieder nach innen“ war im KFH immer wichtig. Drei lokale Beispiele sind der „Bioessentag“, der jährlich am „Welternährungstag“ stattfindet und den Schicketanz bei Wittenberger Gastronomen zu etablieren suchte, zweitens die Car-Sharing-Initiative „teilAuto“, für deren Wittenberger „Probelauf“ er sich seit 1999 stark eingesetzt hat,³⁸ und drittens schließlich seine mehrmaligen Testwochen mit leichten Elektrofahrzeugen, die eine weniger umweltbedrohende Mobilität ermöglichen sollten. In allen Fällen bemühte Schicketanz sich, einem „Nischenprodukt“ zum Durchbruch zu verhelfen – in der Überzeugung, dass es nicht den Rand, sondern die Spitze einer notwendigen Entwicklung darstellt.

³⁸ Diese lokalen, aber im übergreifenden Sinne initiierten Projekte wurden beim „Ökostammtisch“ besprochen, einer lockeren Runde von Umweltaktivisten, die seit 1997 zusammen kam.



v.l.n.r.: 1. Reihe: Otto Kleinschmidt, Hans Kleinschmidt; 2. Reihe: Charlotte Boost, Hans-Peter Gensichen, Gerd Pfeiffer; 3. Reihe: Michael Schicketanz, Siegrun Höhne

Eine andere Form von „Kirche als Pionier“ waren Schicketanz’ Seminare zum Thema „Naturkindergärten“. Sie waren die erfolgreichsten, die er überhaupt gehalten hat: mit starkem Echo und schließlich 2000 mit dem erweiterten Konzept „Weiterbildung zur NaturkindergärtnerIn“. Zunächst im Jahre 1995 für MitarbeiterInnen kirchlicher Einrichtungen gedacht (aber offen für alle), nahmen schließlich auch Mitarbeiterinnen aus Kindergärtnern nichtkirchlicher Träger an ihnen teil. Schicketanz hat zahlreiche Vorgänge aus der Zeit vor ihm weitergeführt: Mitherausgabe der Zeitschrift „Briefe“, Sekretär des „Ökofonds“³⁹, Organisation und Leitung einer jährlichen „Berliner Bibelwoche für Umweltinteressierte“, Sekretär des jährlichen großen Förstertreffens. Aus diesem heraus wurde übrigens 1995 die „AG Kirchenwald“ gegründet.

1992/93 fand erstmals ein mit Drittmitteln finanziertes Projekt des Forschungsheims statt: eine planmäßige, d.h. nicht mehr nur zufällige, und konzentrierte ökologische Beratung von Kirchengemeinden und kirchlichen Einrichtungen in den Neuen Bundesländern. Schicketanz leitete dieses Projekt. Es hatte, bei kleinem Start-Radius, große Ambitionen. Sein Titel: „Ökologischer Umbau in der Kirche“.

Später hat er – innerhalb des kirchlichen Expo-Begleitprogramms in der Korrespondenzregion Dessau-Wittenberg-Bitterfeld – in einigen Kirchen und kirchlichen Gebäuden Wärmedämmung und umweltfreundliche Heizung organisiert.⁴⁰

7. Von der Beratung zum Projekt

Seit 1998, als die Dipl.-Agr.-Ingenieurin Siegrun Höhne (geb. 1969) ihre Arbeit im Forschungsheim aufnahm, konnten sich zwei nichttheologische Wissenschaftler die Verantwortung für das Umweltthema teilen. Schicketanz war seitdem vorwiegend für dessen „grauen“, Höhne für den „grünen“ Bereich zuständig.⁴¹

Ihr zentrales Projekt hieß „Biotopverbund mithilfe von Kirchenland“. Kirchliche landwirtschaftliche Flächen, die zumeist verpachtet sind, werden eingesetzt, um die oft sehr ausgeräumte Agrarlandschaft wieder zu gliedern, zu bereichern und zu vernetzen. Die entstehenden Verbindungen zwischen naturnahen Lebensräumen, die momentan noch voneinander isoliert sind, ermöglichen ihre Wiederbesiedlung mit lokal bedrohten oder verschol-

³⁹ Die „Briefe“ 20 (1999), H. 50 enthalten Berichte über die letzten Ökofonds-Projekte. Der Fonds wurde danach aufgelöst.

⁴⁰ Dies ist dokumentiert in einem TV-Video des Wittenberger Offenen Kanals „Kirche braucht Energie“ von 2001.

⁴¹ Neben dem Biotopverbund-Projekt vertrat Siegrun Höhne die Themen „Grüne Gentechnik“ (etwa in der kirchlichen „Arbeit auf dem Lande“) und „Elbeausbau“ (als Mitglied des Sprecherates der Bürgerinitiative Pro Elbe). Mit der Umweltverträglichkeit eines geplanten Elbeausbaus befasste sich das Forschungsheim seit 1991 immer wieder, z.B. bei gemeinsamen Tagungen mit der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt oder bei dem kirchlichen „Elbeläuten“ zum Deutschen Evangelischen Kirchentag 1995.

lenen Arten. Es werden auch Gewässer renaturiert, die einst begradigt worden waren. Das Projekt schloss auch ökologische Gestaltungen von Wäldern und Waldrändern ein.

Die Umgestaltung einer Landschaft muss langfristig vorbereitet werden. Der Verpächter Kirche muss die Landpächter überzeugen – dies erst, nachdem er selbst überzeugt werden konnte. Es müssen Kooperationspartner und Finanzierungsquellen gefunden werden. Oft muss Flächentausch vorbereitet werden, und selbstverständlich läuft das Projekt nicht ohne die Kooperation mit den staatlichen Verwaltungen.

Während bis 2001 zwölf Einzelprojekte im Rahmen der Biotopverbundplanungen in der Expo-Region mit Pflanzungen und Umgestaltungsarbeiten abgeschlossen wurden, wurde eine Weiterführung des Projekts versucht. Zum einen gibt es im Auftrag der Anhaltischen Landeskirche neun konkrete Biotopverbundprojekte, die im Forschungsheim bearbeitet werden. Sie reichen von Unterstützung und Begleitung des Biotopverbundes in Aufgaben staatlicher Planungen wie Flurneuordnung, Bauplanung über Gewässerrenaturierung, Heckenpflanzungen, Aufforstungen bis zu gemeindlichen Veranstaltungen zu Naturschutzthemen, die immer auch Konfliktthemen sind.

Zum anderen hat das Projekt „Biotopverbund mithilfe von Kirchenland“ in mehreren Landeskirchen Fuß gefasst. Die Erfahrungen im Umgang mit Pächtern und Verwaltungen, aber auch mit innerkirchlichen Vorbehalten halfen anderen Initiativen, eigene Projekte auf Kirchenland zu starten. Konkrete Hilfe aus dem Forschungsheim beinhaltet hier häufig die Planung der Finanzierung (z.B. über das Ökokonto) und der dauerhaften Pflege der renaturierten Flächen.

Innerhalb des kirchlichen Expo-Programms hat Höhne für verschiedene kirchliche Einrichtungen Vorschläge für eine ökologische Umgestaltung der gebäudenahen Freiflächen erarbeitet. Dazu gehörten neben Friedhöfen und Pfarrgärten auch innerörtliche Brachen. Am aufwändigsten erwies sich eine naturnahe Schulhofgestaltung des Liborius-Gymnasiums in Dessau. Außerhalb des Expo-Dreiecks konnte sie mit den Franckeschen Stiftungen in Halle kooperieren, dort die Umgestaltung des Gutes Stichelsdorf mitkonzipieren und ein Ausstellungskonzept entwerfen. Sie war für einige Gartenfeste des Expo-Kirchenpfades mitverantwortlich, die das Ziel hatten, den Pfarrgarten als Ort aktiven Gemeindelebens zu erfahren. Schließlich: Seit die Forschungsheim-Zeitschrift „Briefe“ online gedruckt wurden, war Höhne für deren Redaktion und Layout zuständig.

8. Fazit

Die Entwicklung der Forschungsheim-Arbeit von 1945 bis 2000 kann unter dem Motto „Von der Kirche in die Gesellschaft“ beschrieben werden. Nie war damit eine Verweltlichung der Kirche gemeint, immer eine Förderung gesellschaftlicher Prozesse mithilfe kirchlicher Ressourcen. Schon Michael Schicketanz hat dabei stark in Richtung umfassender Projekte gewirkt. Siegrun Höhne spitzte diesen Trend noch zu, dessen Weg von der Idee über die Planung bis in die Umsetzung hinein gegangen wurde. Dabei realisierte sich

die Umsetzung zunächst regional, war aber landesweit gedacht.⁴² Kein Wunder, dass die Idee „Biotopverbund mithilfe von Kirchenland“ nach der Anhaltischen inzwischen auch von anderen deutschen Landeskirchen aufgegriffen worden ist.

⁴² Ähnlich der Ansatz in Schicketanz' Projekt „Ökologischer Umbau in der (ganzen) Kirche!“.

Naturkundliche Fachgruppen im Kulturbund

Dieter Schäfer

1. Freizeit-Naturforschung im Kulturbund

Der Kulturbund war organisatorische Heimstatt für zahlreiche Aktivitäten, die im weitesten Sinne mit Kultur zu tun hatten, wozu auch Freizeitforschungsaktivitäten gehörten. Da eine Bildung von Vereinen außerhalb bestehender Strukturen in der DDR nicht möglich war, sammelten sich unter dem Dach der örtlichen Gliederung des Kulturbunds zahlreiche naturforscherische Aktivitäten, die vorher oft schon viele Jahre ohne organisatorisches Dach bestanden hatten.

So gab es in Wittenberg bspw. eine sehr aktive Fachgruppe Feldherpetologie, die systematisch faunistische Daten zum Vorkommen von Lurchen und Kriechtieren in der Region erhob. Daneben arbeiteten die Gruppen Heimische Fische, Entomologie, Geologie, Ornithologie und Vogelschutz, heimische Säugetiere, Botanik und Mykologie. Die Gruppen betrieben (und betreiben z.T. immer noch) aktiven Natur- und Artenschutz, als dessen Voraussetzung methodisch geleitete Bestandserfassungen durchgeführt wurden. Hier sammelte und entwickelte sich ein Potential an beachtlicher angewandter Forschung, betrieben von Freizeitinteressenten mit vergleichsweise geringen Ressourcen. Daß diese ehrenamtlich geleistete Forschung unverzichtbare Grundlage jeder faunistischen Wissenschaft einschließlich des Naturschutzes ist, muss nicht betont werden, vorteilhaft wirkte sich jedoch die zentral gesteuerte fachliche Anleitung aus.

Der Kulturbund war über Ortsgruppen, Kreisorganisationen und Bezirke territorial hierarchisch gegliedert, an der Spitze stand der Bundesvorstand mit Sitz in Berlin. Parallel zu dieser Struktur gab es eine ortsübergreifende fachliche Struktur, die durch die Gesellschaften innerhalb der Gesamtorganisation repräsentiert wurde. Diese sicherten die zentrale fachliche Anleitung der Fachgruppen ab und vertraten den Kulturbund auf nationaler und internationaler Ebene. Wesentlich für den Erfolg der Freizeit-Naturforschung war der durch die Vielfalt der im Kulturbund tätigen Gruppen gesicherte interdisziplinäre Charakter.

Die Gesellschaft, in der die naturkundlichen Aktivitäten zusammengefasst wurden, war die seit 1981 bestehende Gesellschaft für Natur und Umwelt (GNU). Positiv für die Wittenberger ehrenamtliche Arbeit der einzelnen Kulturbund-GNU-Fachgruppen wirkte sich die intensive Verbindung zwischen dem Kulturbund und dem Museum für Naturkunde und Völkerkunde „Julius Riemer“ aus. Der stellvertretende Direktor Klaus Glöckner war Mitglied aller Wittenberger Gruppen der Gesellschaft und förderte Veröffentlichungen durch das Museum. Der Vorsitzende des Kreisvorstandes der Gesellschaft für Natur und Umwelt

(GNU) Peter Braun war gleichzeitig der Kreisnaturschutzbeauftragte des Rates des Kreises Wittenberg. Über diese Verbindung konnten die Fachgruppen Einfluß nehmen auf das Forstamt Dübener Heide, die Oberflußmeisterei Obere Elbe/Mulde, die Landwirtschaftsbetriebe (LPG) und die Meliorationsgenossenschaft Pratau. Mit letzterer schlossen die Feldherpetologen einen Kooperationsvertrag. Zudem ermöglichte die interdisziplinäre Verbindung der Gruppen im Kulturbund untereinander den fachgruppenübergreifenden Biotopschutz.

2. Die Fachgruppen und ihre Aktivitäten

Fachgruppe Feldherpetologie (Lurche und Kriechtiere):

Seit 1980 existierte im Kulturbund der DDR ein Zentraler Fachausschuss „Feldherpetologie“, der die Arbeit von über 800 ehrenamtlichen Mitarbeitern koordinierte. Die Feldherpetologen des Kulturbunds Wittenberg haben seit 1979 unter Leitung von Irene Seifert für den Kreis Wittenberg den Bestand nach Tierart und Biotop erforscht und eine wissenschaftlich anspruchsvolle, biogeografische Kartierung den Naturschutzbehörden übergeben.

Die Fachgruppe konnte durch Öffentlichkeitsarbeit mit Zeitungsartikeln, Aufrufen und Fachvorträgen sowie einem Vertrag mit der Meliorationsgenossenschaft Pratau (1983) alle Betriebe, Schulen und Arbeitsgemeinschaften, Gemeindevertretungen und Bürgermeister für die Erhaltung dieser gefährdeten Tierarten motivieren. In gefährdeten Biotopen wurden Umsetzungsaktionen durchgeführt und die Ausweisung von Flächennaturdenkmälern (FND) wurde bewirkt. Krötenwanderungen wurden erfaßt und geschützt. Das Ergebnis langjähriger Arbeit der Fachgruppe geht jetzt ein in die in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Umweltschutz Sachsen-Anhalt, Abteilung Naturschutz erscheinende „Herpetofauna Sachsen-Anhalts“ (Mitautor Dr. U. Zuppke).¹

Fachgruppe Heimische Fische:

Von den ehemals in den Binnengewässern der DDR nachgewiesenen 48 Fischarten ist bereits ein Drittel ausgestorben oder gilt als stark gefährdet. Die in allen dichtbesiedelten In-

¹ F. Meyer/J. Buschendorf/U. Zuppke/F. Braumann/M. Schädler/W.-R. Grosse (Hrsg.): Die Lurche und Kriechtiere Sachsen-Anhalts, Verbreitung, Ökologie, Gefährdung und Schutz Supplement 3 der *Zeitschrift für Feldherpetologie*, Januar 2004; Vgl. auch die früheren Veröffentlichungen: J. Berg/W. Jakobs/P. Ascher: Lurche und Kriechtiere im Kreis Wittenberg (Schriftenreihe des Museums für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“ in Wittenberg), Lutherstadt Wittenberg 1988 (hierin werden 18 weitere Veröffentlichungen für den Kreis Wittenberg zitiert); U. Zuppke: Das Wirken des Bezirksarbeitskreises Ichthiofaunistik Halle und die Weiterführung der Arbeit im Land Sachsen-Anhalt, in: Naturschutz in den neuen Bundesländern. Ein Rückblick, BdWi-Verlag Marburg 1998, S. 213-221; mehrere Publikationen von Dr. W. Jakobs in Schriftenreihen für den haupt- und ehrenamtlichen Naturschutz; P. Sacher/J. Berg: Zum Massenaufreten juveniler Knoblauchkröten (*Pelobates fuscus*) in einem Wittenberger Wohngebiet, in: *Feldherpetologische Mitteilungen*, Halle 1988.

dustriegebieten in großen Mengen anfallenden Abprodukte gelangen oftmals – auch über Umwege – ins Wasser. Die mit dieser Entwicklung einhergehenden Nebenwirkungen in der Biosphäre erreichen Ausmaße, welche die Stabilität der Ökosysteme beeinträchtigen. Besonders die auf eine ausschließliche Lebensweise im Wasser spezialisierten Organismen reagieren sehr empfindlich auf eingeleitete Fremdstoffe und Veränderungen der Gewässerstruktur. Der Artenschwund hält daher immer noch an.

Im Kreis Wittenberg wurden ab 1983 von den Gruppenmitgliedern gemeinsam mit Feldherpetologen, Botanikern, Entomologen und Ornithologen die vorkommenden Fischarten nach Gefährdungsgraden aufgelistet und kartiert. Die Erkenntnisse wurden über Vorträge und Veröffentlichungen verbreitet und sollten und sollen alle fischkundlich interessierten Naturfreunde, Fischer und Angler zur Mithilfe anregen. Die Ergebnisse flossen auch ein in die „Fischfauna des Landes Sachsen-Anhalt“ ein (Mitautor Dr. U. Zupke).²

Fachgruppe Entomologie:

Die Fachgruppe Entomologie Wittenberg wurde 1956 von Franz Eichler gegründet und bis zu seinem Tode 1993 von ihm geleitet. Er war Mitglied des Arbeitskreises „Fauna der DDR – Macrolepidoptera“ und bearbeitete hier die Familie der Sphingidae (Schwärmer). Sein Hauptinteressengebiet waren die Microlepidoptera (Kleinschmetterlinge). Während mehrerer Auslandsexpeditionen entdeckte er einige neue Arten, die auch seinen Namen tragen. 25 Veröffentlichungen und unzählige Vorträge, die daraus entstanden, sprechen für sich.³ Daneben war er Abgeordneter des Kulturbundes in der Stadtverordnetenversammlung von Wittenberg.

Als weiteres Mitglied der Fachgruppe ist Dr. Peter Schmidt zu nennen, der seit 1971 die Großschmetterlinge des Kreises Wittenberg, speziell die Nachtfalter, faunistisch erforscht. Für die Erfassung der DDR-Fauna bearbeitete er einige Familien der spinnerartigen Falter. Nach 1990 hat er Fachbeiträge für die Großschmetterlinge zu einigen grundlegenden Veröffentlichungen des Landesamtes für Umweltschutz (LAU) – Rote Listen, mehrere Arbeiten im Zusammenhang mit den FFH-Richtlinien der EU, Biotopschutzprogramm Sachsen-Anhalt, Landschaftsraum Elbe – geschrieben.⁴

² B. Kammerad/S. Ellermann/J. Mencke/O. Wüstemann/U. Zupke: Die Fischfauna von Sachsen-Anhalt – Verbreitungsatlas, hrsg. vom Ministerium für Raumordnung, Landwirtschaft und Umwelt des Landes Sachsen-Anhalt, Magdeburg 1997; vgl. auch U. Zupke: Fische im Kreis Wittenberg (Schriftenreihe des Museums für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemei“ in Wittenberg), Lutherstadt Wittenberg 1987.

³ Ulf Eitschberger: Franz Eichler, 24. 9.1919-26.6.1993, in: *Atalanta* (Mai 1994) 25(1/2), S. 411-415, Würzburg (enthält eine Liste der Veröffentlichungen); vgl. P. Schmidt: Franz Eichler – 65 Jahre, in: *Ent. Nachr.* 28 (1984/85), S. 233-34; vgl. auch P. Schmidt: Franz Eichler zum Gedenken, in: *Ent. Nachr.* 1/1994, S. 69-70.

⁴ P. Schmidt: Beiträge zur Insektenfauna der DDR: Lepidoptera – Arctiidae, Nolidae, Ctenuchidae, Drepanidae, Cossidae und Hepialidae, in: *Beitr. Ent.* Berlin 41 (1991) 1, S. 123-236; ders.: Lepidoptera (Schmetterlinge), in: *Entomol. Mitt. Sachsen-Anhalt* Sonderheft, 2000, Zur Bestandssituation wirbelloser Arten nach Anhang II der FFH im Land Sachsen-Anhalt; gleichfalls in: *Naturschutz im Land Sachsen-Anhalt*, 38. Jg. 2001. Sonderheft, Landesamt für Umweltschutz; ders.: Die Großschmetterlinge des Landkreises Wittenberg, in: *Naturwissenschaftliche Beiträge des Museums Dessau*, Heft 13, 2001, S. 4-214.

Wolfgang Bäse, ein weiterer Wittenberger Entomologe, bearbeitet seit 1982 faunistisch die Schilfkäfer (26 Arten) und hat ebenfalls an den Dokumenten des LAU mitgearbeitet.

Fachgruppe Geologie:

Die Fachgruppe erforscht seit 1975 mit zehn bis fünfzehn Mitgliedern unter Leitung von Burkhard Richter die geologische Entwicklung und die „Bodenschätze“ des Kreises Wittenberg, der geologisch stark eiszeitlich geprägt ist. In den Sommermonaten stehen Feldgeologie und Exkursionen im Wittenberger Raum und im Harz im Vordergrund. Neben der Sammlertätigkeit stehen der Schutz der Fundstätten und die Öffentlichkeitsarbeit im Zentrum der Aktivitäten. Transportable Schaukästen informieren über Gesteine und Fossilien aus dem Kreisgebiet. 1988-1991 fanden jährlich Mineralientauschtage mit großer Resonanz statt – jeweils bis 100 Teilnehmer, auch aus dem Ausland. Ein Höhepunkt der Exkursionen war die Befahrung des Thomas-Müntzer-Schachts in Sangerhausen. Seit 1991 fanden fünf mehrtägige Exkursionen mit einer befreundeten Geologiegruppe aus Celle statt; sie führten ins Osterzgebirge (1991), nach Oberpfalz-Windischeschenbach (1992), in den Oberharz (1993), auf Rügen (1994) und ins Mansfelder Land (1996). In der Tagespresse berichteten G. Letz u.a. über „Eiszeitliche Ablagerungen in der Sandgrube Köplitz“ und P. Hoffrichter über „Kleinfossilien im Fläming“. Hervorzuheben ist unter den publizierten Arbeitsergebnissen die Broschüre „Geologie des Kreises Wittenberg“ von Burkhard Richter.⁵

Fachgruppe Ornithologie und Vogelschutz:

In den Jahren nach 1945 begann der Pfarrer und bekannte Ornithologe Dr. Otto Kleinschmidt in Wittenberg durch abwechslungsreiche naturkundliche Vorträge interessierte Menschen um sich zu sammeln und regelmäßige Vortragsabende zu gestalten. Das war der eigentliche Beginn der Tätigkeit einer Fachgruppe „Ornithologie & Vogelschutz“ in Wittenberg, die mit der Bildung des „Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ den offiziellen Status als Fachgruppe erhielt. Kurzzeitig weitergeführt durch den Wittenberger Drogisten Violet übernahm 1953 der damalige Cheflektor des Ziemsen-Verlages Friedrich Böhme die Leitung der Gruppe und setzte durch eine reichhaltige Vortrags- und Exkursionstätigkeit Maßstäbe für deren Leben und Wirksamkeit, die später kaum zu überbieten waren. Nach 1966 übernahmen jüngere Kräfte die Fachgruppenleitung, deren Tätigkeit stets organisatorisch und fachlich unterstützt wurde durch das Museum für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“, bis zum Tode von Julius Riemer selbst.

Nachdem in den ersten Jahren das Fachgruppenleben durch Vortrags- und Exkursions-tätigkeit geprägt war, kam später die Bearbeitung wissenschaftlicher Aufgabenstellungen hinzu. So begann bereits 1955 G. Grempe, das Weißstorchvorkommen und seine Entwick-

⁵ B. Richter: Geologie des Kreises Wittenberg (Schriftenreihe des Museums für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“ in Wittenberg), Lutherstadt Wittenberg 1985.

lung im Kreisgebiet zu erfassen, wodurch bis heute lückenlose Ergebnisse über einen Zeitraum von 50 Jahren vorliegen. Die Fachgruppe wirkt seit der Zählperiode 1967/68 bei der Internationalen Wasservogelzählung an 40 km Elbelauf mit seinen Nebengewässern und dem Bergwitzer See mit, so daß auch auf diesem Teilgebiet 30jährige lückenlose Ergebnisse vorliegen, die einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Wasservogelbestände in Europa darstellen. Auch die DDR-weit durchgeführten Bestandserfassungen ausgewählter Vogelarten, wie Graureiher, Saatkrähe, Höckerschwan u.a., wurden in die Fachgruppenarbeit einbezogen. Die Erfassung von 128 Vogelarten mit sicherem und 15 Arten mit wahrscheinlichem Brutnachweis waren das Ergebnis von Wittenberger Brutvogelkartierungen. Seit 1975 wird im Kreisgebiet durch Dr. M. Schönfeld die wissenschaftliche Vogelberingung durchgeführt. Bemerkenswerte Wiederfunde liegen inzwischen vor und helfen Fragen des Vogelzuges zu klären. Langjährige Untersuchungen im Überschwemmungsgrünland der Elbaue durch Dr. U. Zuppke brachten wesentliche Aussagen über die Auswirkungen der Intensivierung der Graslandnutzung auf die Brut- und Gastvogelbestände im Landschaftsschutzgebiet „Mittlere Elbe“.

Dem zweiten Teil des Fachgruppenamens „... und Vogelschutz“ gerecht werdend, arbeiteten und arbeiten fast alle Fachgruppenmitglieder als ehrenamtliche Naturschutzhelfer der Kreisnaturschutzbehörde. Beschilderungen von Naturschutzgebieten, Anbringen von Nistkästen oder Nisthilfen für Weißstörche und Pflegeeinsätze in Schutzgebieten sowie die Horstbetreuung für Seeadler, Schwarzstorch und Kranich waren einige Aktivitäten. 1990 nahm die Fachgruppe Kontakt zur Biologischen Schutzgemeinschaft in der Partnerstadt Göttingen auf. Dies führte bis zum gegenwärtigen Zeitraum zu gegenseitigen Besuchen mit Erfahrungsaustauschen und Exkursionen in ornithologisch interessante Gebiete.⁶

Fachgruppe Botanik:

Der Bildung dieser Fachgruppe wurde durch ein Ereignis ausgelöst: Im Mai 1980 sollte eine Feuchtwiese bei Woltersdorf (Zahna) trockengelegt werden, um fruchtbares Ackerland

⁶ Vgl. die Veröffentlichungen aus der Wittenberger Fachgruppe: *Avifaunistische Jahresberichte – Region Wittenberg* (jährlich); zahlreiche Beiträge in ornithologischen Fachzeitschriften, so schrieben von 1957-2002 die 13 Autoren (F. Böhme, F., U. Zuppke, B. Simon, R. Ziebarth, G. Seifert, K.-J. Seelig, G. Schulz, M. Schönfeld, H. Morche, A. Merzweiler, G. Lennig, P. Braun, G. Grempe) in 13 Zeitschriften (*Wittenberger Rundblick*, *Der Falke*, *Beiträge zur Vogelkunde*, *APUS*, *Hercynia N.F.*, *Naturwissenschaftliche Beiträge Museum Dessau*, *Ornithologische Mitteilungen*, *Naturschutz im Land Sachsen-Anhalt*, *Naturschutzarbeit in Berlin und Brandenburg*, *Wissenschaftliche Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle*, *Naturschutz und naturkundliche Heimatforschung in den Bezirken Halle und Magdeburg*, *Archiv Naturschutz und Landschaftsforschung - Berlin*, *Zoologische Abhandlungen Museum Tierkunde Dresden*) 70 Beiträge: über 36 Individuen in Mitteilungen und vielen Übersichten der Vogelwelt: Weißstorch, Austernfischer, Beutelmeise, Seidenreiher, Pirol, Fichtenkreuzschnabel, Rotkopfwürger, Dunkler Wasserläufer, Gänsesäger, Saatkrähe, Fischreiher, Schlagschwirls, Weidenmeise, Sprossers, Karmingimpel, Tüpfelsumpfhuhn, Rauchschwalbe, Wacholderdrossel, Turmfalken, Mäusebussard, Taggreifvögel, Greifvogel und Eulenarten, Graureihers, Spießente, Limikolen, Heringsmöwen, Schwarzstorch, Raubwürger, Rotkehlpiepers, Misteldrossel, Kurzschnabelgans, Kormoran, Silberreiher, Seeadler, Rohrweihe, Raufußkauz.

zu gewinnen. Ein Mitarbeiter des auszuführenden Betriebes erkannte eine blühende Orchideenart, die er zuvor in einem Diavortrag von Peter Braun, damals Mitarbeiter der Kreisnaturschutzverwaltung, gesehen hatte. Er informierte daraufhin diese Behörde. Die Meliorationsarbeiten waren jedoch schon so weit fortgeschritten, daß das Biotop bereits zerstört war. Es konnte nur noch zu einer großen Rettungsaktion aufgerufen werden, bei der sich fast 30 Naturfreunde vor Ort trafen, um das Breitblättrige Knabenkraut (*Dactylorhiza majalis*) auszugraben und in anderen geeigneten Biotopen wieder einzupflanzen.

Dabei wurde der Gedanke geboren, sich speziell um Pflanzen und deren Biotope zu kümmern. Seit September 1980 treffen sich Botanikfreunde unter Leitung von Helmut Fanke monatlich einmal zu Exkursionen und Vorträgen, um Pflanzen kennenzulernen und deren Standorte in einer Kartei festzuhalten. Die Freunde erfassen die Vorkommen aller heimischen Pflanzenarten, besonders die unter Naturschutz gestellten der engeren Heimat, in einer biogeografischen Kartierung als Grundlage für die Erarbeitung einer „Flora des Kreises Wittenberg“. Die Gruppe arbeitet damit Fachgremien und Instituten zu, z.B. durch die Registrierung seltener und wertvoller Gehölzarten sowie aller Orchideenvorkommen. Die Fachgruppenmitglieder betreuen botanisch die Naturschutzgebiete und Naturdenkmale des Kreises in Zusammenarbeit mit dem Umweltamt durch Pflegeeinsätze und andere Biotopschutzmaßnahmen. Ein Ergebnis ihrer dendrologischen Tätigkeit sind die Bezeichnungsschilder an den Bäumen im historischen Stadtpark von Wittenberg, die 1981 gemeinsam mit Schülern der Melanchthon-Oberschule angebracht wurden.⁷

Fachgruppe Heimische Säugetiere:

Mit Unterstützung der Gesellschaft für Natur und Umwelt wurde 1986 die Fachgruppe Heimische Säugetiere gegründet, die vom Biologielehrer Johann Dorschner geleitet wurde. Diese Gruppe bildete vier Arbeitskreise: Igelschutz, Biberschutz, Fledermausschutz und Kleinsäuger. Nachfolgend zu diesen Arbeitskreisen im einzelnen:

Arbeitskreis Igelschutz: Das Ehepaar Ingrid und Johann Dorschner ist seit 1968 aktiv im Igelschutz. So war es nur folgerichtig, daß Johann Dorschner die Leitung des Arbeitskreises Igel übernahm, der sich 1990 als Verein „Igelfreunde Sachsen-Anhalts“ im Kulturbund e.V. (ISA) neu formierte (Verein im Verein). Der Verein arbeitete eng mit dem Arbeitskreis Igelschutz e.V. und den Rheinisch-Westfälischen Igelfreunden (RWI) zusammen, deutschlandweite und internationale Kontakte ermöglichten seit 1989 bisher sieben Igeltagungen. 1998 erfolgte schließlich die Neueintragung des Vereins in das Vereinsregister als „Igelfreunde Sachsen-Anhalts e.V.“ mit J. Dorschner als Vorsitzendem. Im Februar 2001 wurde J. Dorschner auch zum Vorsitzenden des RWI gewählt, was die Zusammenarbeit von ISA und RWI beflügelte. ISA und RWI bilden gemeinsam mit dem Verein Igel-freunde Oberfranken e.V. eine Arbeitsgemeinschaft, die über die gut besuchte Homepage „www.igelratgeber.de“ zu erreichen ist. Zahlreiche Merkblätter und Veröffentlichungen von ISA in der Tagespresse zeugen von der Aktivität des Vereins. Im Jahr 2000 erhielt der

⁷ J. Dorschner: Die Parkanlagen in der Lutherstadt Wittenberg, Wittenberg 1992.

Verein ISA den Tierschutzpreis des Landes Sachsen-Anhalt (Thema: Artgerechtes Halten sonst wildlebender Tiere).⁸

Arbeitskreis Biberschutz: Diese Gruppe erfasste und kartierte jährlich die Ansiedlungen des Elbe-Bibers im Kreis Wittenberg und lieferten dies dem Zentralen Arbeitskreis „Biberschutz“ (zunächst angesiedelt an der Biologischen Station Steckby, später am Institut für Zoologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg) für die DDR-weite Erfassung zu. Die Mitarbeiter bargen Totfunde für die Ursachenforschung und meldeten Beeinträchtigungen des Biberbestandes. Aktiv bei der Ausweisung und Pflege von Biberschutzgebieten waren J. Dorschner, J. Berg, U. Zupke und P. Braun. Letzterer aktivierte die ehrenamtlichen Naturschutzhelfer besonders zur Biotoppflege. Wittenberg wurde damit zu dem Kreis mit der größten Population des Elbe-Bibers in Deutschland, so daß Biber von hier in andere Gebiete Deutschlands zur Neuansiedlung umgesetzt werden konnten.⁹

Arbeitskreis Fledermausschutz: Die 18 in Deutschland vorkommenden Fledermaus-Arten waren bereits in der DDR streng geschützt. Seit 1972 wird durch Jürgen Berg (als Mitglied im damaligen zentralen Arbeitskreis für Fledermausschutz und -forschung), der 1978 die Beringungslizenz erwarb, die Fledermausfauna im Kreis Wittenberg erfaßt. Zunächst wurde versucht, mittels Öffentlichkeitsarbeit in Form von Pressebeiträgen, Ausstellungen in Schaufenstern und durch Lichtbildvorträge aus den Reihen der Bevölkerung Hinweise zu Vorkommen und Quartieren zu erhalten. Es gab zahlreiche Meldungen zu hausbewohnenden Fledermausarten. Von besonderem Interesse für den Artenschutz waren die Reproduktionsstätten (Wochenstuben) und die unterirdischen Winterquartiere. Zur Untersuchung der Populationsentwicklung und -dynamik wurde 1983 in ausgewählten Quartieren mit der Markierung mittels Armklammern (Beringung) begonnen. Durch den Einsatz von Fledermausschlaf- und -fortpflanzungskästen konnten dann auch zunehmend waldbewohnende Arten lokalisiert werden. So gelang es, zwölf von den 18 auf dem Gebiet der DDR vorkommenden Arten im Kreis Wittenberg nachzuweisen. Neben der Arterfassung und dem Quartierschutz wurde vor allem auch Aufklärungsarbeit geleistet. Den Arbeitskreis im Kulturbund leitete Jürgen Berg seit 1986. Seit 1991 ist Jürgen Berg Vorsitzender der Ortsgruppe des Naturschutzbundes (NABU) und führt dort die Arbeit weiter.¹⁰

⁸ Vgl. P. Ursinus: Hat der Igel ein Problem?, in: *Freiheit, Lokalausgabe Wittenberg*, 24.3.1988; I. Dorschner: Ratgeber Igel, Wittenberg 1994.

⁹ Vgl. U. Zupke: Besiedlungstendenzen des Elbebibers im Kreis Wittenberg, in: *Hercynia* 1989, S. 351 – 361.

¹⁰ Vgl. folgende Publikationen von J. Berg: Die Bedeutung der Fledermaus in Mythos, Religion und Aberglaube, in: *Nyctalus* (N.F.), Berlin, 1978; Quartierhilfe für Fledermäuse im Siedlungsbereich des Menschen, in: *Naturschutzarbeit in den Bezirken Halle und Magdeburg* 2/1987, S. 9-14; Beobachtungen zu Ökologie und Quartierverhalten des Grauen Langohrs (*Pl. austriacus* F.) außerhalb der Wochenstube, Populationsökologie von Fledermausarten, in: *Wiss. Beitr. M.-Luther-Uni. Halle*, 1989, S. 223-232; Biotopschutz als wichtigste Aufgabe im Artenschutz, auch die Fledermäuse betreffend, in: *Nyctalus* (N.F.), Berlin 3/1990, S. 255-258; daneben div. weitere Kurzbeiträge J. Bergs in *Nyctalus*.

Fachgruppe Terrarienkunde:

Seit 1975 besteht die Fachgruppe „AGAMA“,¹¹ geleitet von H.-J. Rudloff. Ihren Mitgliedern gelangen einige Nachzuchten, bei verschiedenen Schildkröten erstmalig in der Welt. Nach dem Washingtoner Artenschutzabkommen vom 3. März 1973 dürfen erfaßte Arten nur noch aus nachweislichen Zuchten gehandelt, keinesfalls aber aus der Natur entnommen werden. So wurden noch vorhandene Tierbestände zu Zuchtgruppen zusammengestellt. Mit Stolz konnte die Fachgruppe Terrarienkunde jedes Jahr auf eine stattliche Nachzucht von zwei Arten von Landschildkröten (*Testudo hermanni* und *Testudo graeca*) verweisen, die in Anhang 2 des Washingtoner Artenschutzabkommen aufgeführt sind. Ebenfalls regelmäßig in der Fachgruppe nachgezogen wird die Europäische Sumpfschildkröte (*Emys orbiculdris*), die auch in Deutschland unter strengem Schutz steht. Hier bot sich die Zusammenarbeit mit den Feldherpetologen an, da es in der Wittenberger Umgebung noch ein relativ stabiles Vorkommen dieser Art gibt.

Fachgruppe Kakteen und Sukkulenten:

Die Fachgruppe bestand seit 1978, ihr erster Leiter Wolfgang Bäse übergab 1982 an Wolfgang Düsedau, der die Gruppe noch heute als Ortsgruppe der Deutschen Kakteen-Gesellschaft erfolgreich weiterführt. Die Vereinsmitglieder verfügen in ihren Gewächshäusern über große und gesunde Pflanzenbestände. Seit 1991 wird die Arbeit als Ortsgruppe der Deutschen Kakteen-Gesellschaft erfolgreich weitergeführt. Sehr beliebt bei den Wittenberger Bürgern sind die großen jährlichen Kakteen-Ausstellungen, oft unter Beteiligung der Terrarianer oder des Aquarianer-Vereins. 2003 fand die 17. Ausstellung statt.

¹¹ nach einer Echsenfamilie, den Agamen (lat.)

Heimat- und Stadtgeschichtsschreibung

Denkmalpflege und Heimatgeschichte im Kulturbund

Dieter Schäfer

unter Mitarbeit von Burkhard Richter

Im Laufe der Jahre gab es unterschiedliche Fachgruppen des Kulturbundes, die über die Gesellschaft für Heimatgeschichte und die Gesellschaft für Denkmalspflege DDR-weit vernetzt waren, und in denen heimatgeschichtliche und denkmalpflegerische Arbeit geleistet wurde. Im folgenden wird besonders auf die Fachgruppe Museen und Denkmalpflege, die Arbeitsgruppe für Bodendenkmalpflege im Kulturbund, die Gesellschaft für Heimatgeschichte Wittenberg (ab 1979), die Interessengemeinschaft für Denkmalspflege und die Röhrwasser-Gewerkschaften eingegangen. Gleichwohl sollen zwei weitere Gruppen nicht unerwähnt bleiben: zum einen die *Kreiskommission Natur- und Heimatfreunde im Kulturbund*, die ab 1950 als Nachfolgerin des Vereins für Heimatgeschichte, der am 11. Mai 1949 in den Kulturbund eingegliedert worden war, unter der Leitung von Joh. Spremberg wirkte; zum anderen die *Interessengemeinschaft Wandern und Touristik*, die unter der Leitung von Walter Kemnitz, der gleichzeitig das Amt des Kreiswegemeisters innehatte, wirkte; in deren Rahmen fanden regelmäßig sorgfältig organisierte Wanderungen im Kreis und darüber hinaus statt, die Interessengemeinschaft machte sich um die Ausweisung von Wanderwegen und deren Beschilderung verdient, und nach dem Tode von Walter Kemnitz führte Rosemarie Geinitz die Interessengemeinschaft weiter, wobei gemeinsam mit der Interessengemeinschaft Denkmalkultur und Wandern der heimatgeschichtliche Aspekt bis heute im Vordergrund steht.

1. Die Fachgruppe Museen und Denkmalpflege

1954 retteten Mitglieder der Fachgruppe das Renaissanceportal in der Gefängnismauer. Das Portal wurde herausgerissen und wäre für immer verloren gewesen, wenn sich nicht Mitglieder für dessen zukünftige Verwendung stark gemacht hätten. Es steht heute in der Collegienstraße am Eingang zur Leucorea. Auch die Erhaltung der Kriegerdenkmäler gegen die Abrisswut einiger Zeitgenossen ist dem geschickten Wirken der Gruppe zu verdanken.

1956 ergriff die Fachgruppe die Initiative zur Verwirklichung der Idee, in Wittenberg Gedenktafeln zu installieren, die an die Namen berühmter Wittenberger und Gäste der Stadt erinnern sollten. Die Idee hatte eine lange Geschichte, denn bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren hatte man sich innerhalb des damaligen Vereines für Heimatgeschichte diesbezügliche Gedanken gemacht. In die Tat umgesetzt wurde in dieser Zeit jedoch nur

das Anbringen einer solchen Gedenktafel für den preußischen Generalmajor v. Dobschütz an der Stützmauer gegenüber dem Schloßkirchturm. Sie wurde am 13. Januar 1934 eingeweiht, aber bereits einige Jahre später, am 30. August 1943, zusammen mit einer Bronzetafel an der Stadtparkasse als „Kriegsspende“ abgeliefert.

Hauptakteure des Kulturbundes war gemeinsam mit seiner Frau 1956 der Rechtsanwalt Alfred Hofmann. In ihren Händen lag auch die Erarbeitung der Texte und Daten für die Gedenktafeln. Als auf die Erinnerungspflege bezogene Vorbilder hatten sie die Universitätsstädte Jena und Göttingen vor Augen. Verdienste erwarb sich auch der Abteilungsleiter für Kultur beim Rat des Kreises Wittenberg, Erich Klowsky, der die Finanzierung gegen manche Widerstände sicherte. Folgende historische Persönlichkeiten werden so seit 1956 mit einem Emailleschild in der Lutherstadt geehrt:

Johann Friedrich Böttger, Friedrich Brandt, Johannes Bugenhagen, Carl XII. von Schweden, Benedikt Carpzov, Ernst Florens Friedr. Chladni, Lucas Cranach d. Ä., Lucas Cranach d. J., Simon Dach, Christian Döring, Johann Jacob Ebert, Johann Georg Forster, Johann Gottfried Galle, Florian Geyer, Maxim Gorki, Justus Jonas, Gotthold Ephr. Lessing, Hans Lufft, Thomas Müntzer, Napoleon I. von Frankreich, Friderike Caroline Neuber, Peter I. von Russland, Conrad Rühel, Ferdinand von Schill, Johann Schneidewin, Friedrich von Schönberg, Christoph Schramm, Augustin Schurff, Hieronymus Schurff, Samuel Selfisch, Daniel Sennert, Werner von Siemens, Karl Stein, Michael Stifel.

Folgenden historischen Persönlichkeiten kommt seit 1994 die Ehre zuteil, mit Emailleschildern am Universitätsgebäude Collegienstraße 62 bedacht zu werden:

Johann Daniel Titius, Bartholomäus Vogel, Wilhelm Eduard Weber, Pollich von Mellerstadt, Ulrich v. Hutten, Andreas Bodenstein von Carlstadt, Melchior Zobel von Gibelstadt, Joachim von Lauchen, gen. Rhaeticus, Michael Agricola, Giordano Bruno, Johann Kunkel von Löwenstern, Johann Christian Günther, Nicolaus Graf Zinsendorf, Friedrich, Freiherr von Hardenberg, gen. Novalis.

1995 überprüfte eine Arbeitsgruppe mit Prof. Dr. Wolfgang Böhmer, Heinrich Kühne¹ und Burkhard Richter den Zustand und die Aktualität der Schilder und ergänzte die Liste. Die Mitglieder des „Rotary-Klubs“ übernahmen persönliche Patenschaften für die Schilder und sicherten so deren Erneuerung finanziell ab.

2. Arbeitsgruppe für Bodendenkmalpflege im Kulturbund, Ortsgruppe Wittenberg

Die Arbeitsgruppe für Bodendenkmalpflege wurde ehrenamtlich geleitet von Günter Göricke, damals staatlicher Bodendenkmalpfleger des Kreises Wittenberg. Ziele waren das Auffinden und der Schutz von Bodendenkmalen. Zudem sollte die Bevölkerung für diese

¹ Vgl. dazu Kühnes weiterführende Veröffentlichungen im *Wittenberger Rundblick* 1956, H. 6, 7 und 12; sowie ders.: Hier wohnte... Gedenktafeln erzählen Wittenberger Geschichte, Schriftenreihe des Stadtgeschichtlichen Museums, H. 4, Lutherstadt Wittenberg 1980.



18. Juni 1970, 16.30 Uhr, Treffpunkt Schwanenteich. Exkursion mit dem Omnibus, Besichtigung von Ausgrabungen im bronzezeitlichen Hugelgraberfeld Wergzahna. Es führt der Grabungsleiter des Landesmuseums Potsdam, Dipl.-Prähistoriker R. Breddin

Aufgabe sensibilisiert werden. Gesetzliche Basis war die Verordnung zum Schutze und zur Erhaltung der ur- und frühgeschichtlichen Bodenaltertumer vom 28. Mai 1954.²

Wichtige Aktivitäten der Gruppe waren beispielsweise der Aufbau des Fundmagazins für den Kreis Wittenberg, das bis 1990 in Zusammenarbeit mit dem Landesmuseum für Vorgeschichte Halle durch Gruppenmitglieder ehrenamtlich betreut wurde. Im Fundmagazin fanden auch regelmäßig Arbeitsabende statt. Günter Göricke führte von 1966 bis 1989 ein Tagebuch, das gleichzeitig als Gästebuch fungierte und die Arbeit systematisierte. Einige exemplarische Auszüge und Zusammenfassungen daraus, die teilweise auch Aktivitäten vor 1966 dokumentieren, illustrieren dies:

- bis 1989: Zahlreiche Notbergungen, vorwiegend auf bronzezeitlichen Fundstellen;
- 1963/64: Teilnahme an Ausgrabungen des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Martin-Luther-Universität auf der slawischen Siedlung Kanabude bei Dabrun;

² Neben zahlreichen Beiträgen in der regionalen Tagespresse seien hier für die weiterführende Lektüre empfohlen: B. Schmidt/G. Göricke: Bodendenkmäler im Kreis Wittenberg, Sonderdruck des Rat des Kreises, Wittenberg 1975; G. Göricke: Aus der Arbeit der Bodendenkmalpflege im Kreis Wittenberg, in: „Jahresschrift mitteldeutsche Vorgeschichte“, Bd. 69 (1986), S. 165-167; G. Göricke: Aus der Ur- und Frühgeschichte des Kreises Wittenberg. Sonderdruck aus „Durch die Jahrhunderte. Beiträge zur Geschichte des Kreises Wittenberg“, Wittenberg 1983.

- 1966: Ausstellung von Funden auf einer Ausstellung der Natur- und Heimatfreunde im Chemiepavillon
- 1969: Ausstellung von Fundgegenständen, Funddokumentierungen, Fotos und Karten im Riemer-Museum;
- 1970: Exkursion zur Ausgrabung eines Hügelgrabes durch das Landesmuseum Potsdam bei Wergzahna;
- 1975: Erarbeitung eines Verzeichnisses von Bodendenkmalen im Auftrage des Rates des Kreises, dessen Nutzung auf den Dienstgebrauch eingeschränkt war – durch diese Einschränkung wurden schädlicher Tourismus und unbefugte Raubgrabungen verhindert;
- 1975: Organisation der Bezirkstagung Ur- u. Frühgeschichte in Wittenberg (10.-12. Oktober), dazu Schaufensterausstellung;
- 1978: Schaufensterausstellung in der Cranach-Apotheke;
- 1979: Notbergungen und Teilnahme an Ausgrabungen einer bronzezeitlichen Siedlung bei Grabo, dazu Exkursion;
- 1988: Exkursion zu Ausgrabungen von Hügelgräbern durch das Landesmuseum Halle bei Mescheide;
- 1989: Organisation und Durchführung einer Tagung mit Exkursion zu Fragen der Bodendenkmalpflege in der Dübener Heide in Pretzsch;
- 1966 bis 1987 (fast durchgängig): Gastvorträge durch Wissenschaftler der Akademie der Wissenschaften Berlin und der Landesmuseen Halle und Potsdam;
- 1974 bis 1980: Vorträge der Gruppe in Wittenberg, Bad Schmiedeberg, Straach, Zahna und Pretzsch. Rad und Busfahrten zu Bodendenkmalen im Kreisgebiet und im Bezirk Halle;
- 1964 bis 1989: Teilnahme an gemeinsamen Fachtagungen von Kulturbund und Landesmuseum für Vorgeschichte in den Kreisen der Bezirke Halle und Magdeburg.

3. Die Gesellschaft für Heimatgeschichte Wittenberg (ab 1979)

Die Gesellschaft für Heimatgeschichte Wittenberg war Nachfolgerin der oben erwähnten Kreiskommission Natur- und Heimatfreunde. Federführende Mitglieder waren Karl Sitte, Gerda Pelz, Burkhard Richter, Eberhard Meyer, Günter Göricke sowie Walter Kemnitz, der als Kreiswegemeister für die Erschließung und Markierung der Wanderwege im Kreis verantwortlich war. Fachliche und auch ideologische ‚Anleitung‘ kam von der gleichnamigen Bezirksgesellschaft. Die Gesellschaft für Heimatgeschichte führte im Kulturbund Berufs- ebenso wie Amateurhistorikern zusammen. Beide publizierten meist in Schriften der Museen, in Fachzeitschriften oder der Tagespresse.³

Heimatgeschichte wurde in der DDR immer auf zweierlei Weise betrieben: Neben das übliche Verständnis als Geschichte der Stadt und der Region trat als mindestens gleichge-

³ Im Karl-Marx-Jahr 1983 kam es zum umfangreichsten Publikationsergebnis: eine dreiteilige Broschürenreihe mit dem Titel „Durch die Jahrhunderte. Beiträge zu Geschichte des Kreises Wittenberg“, hrsg. vom Kreisvorstand Wittenberg, Teil I-III, Wittenberg 1983. Sie nennt als Autoren neben zwei Freizeithistorikern den ehrenamtlichen Bodendenkmalspfleger des Kreises, zwei wissenschaftliche Mitarbeiterinnen der Staatlichen Lutherhalle, drei Museumsleiter und den Kreisfachberater für Geschichte.

wichtiger Aktivitätsstrang die Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung. Dieser Strang trug zunächst vorrangig legitimatorische Züge, wie das auszugsweise zitierte Vorwort aus der o.g. Schriftenreihe „Durch die Jahrhunderte“ illustriert:⁴

„Unsere sozialistische Gesellschaft ist tief in unserer eigenen Geschichte verwurzelt. Der Staat der Arbeiter und Bauern, unsere Deutsche Demokratische Republik, ist aus dem antifaschistischen Kampf hervorgegangen. Das Ergebnis der gesamten deutschen Geschichte, das Resultat aller Entwicklungsphasen, aller Klassenkämpfe, deren Höhepunkte sich letztlich darstellen in den Volksrevolutionen, münden schließlich in unserer sozial gerechten und menschlichen Ordnung, den Sozialismus.“⁵

Ungeachtet dieser legitimatorischen Aspekte war die Tätigkeit der Mitglieder wissenschaftlich und sachlich, und in den Veranstaltungen war es doch immer hauptsächlich die eigentliche Geschichte der Heimat, die die Zuhörer in besonderem Maße anzog. Die Wissenschaftlichkeit zeigt sich in allen Publikationen, die auch heute noch wertvolle Quellen sind.⁶ In „Aus Fläming, Aue und Heide“⁷ gelang die Emanzipation der Autoren von staatlicher Bevormundung, wie der Inhalt und auch das Vorwort zeigen, sehr deutlich:

„Heimatgeschichte wird oft als die kleine Schwester der National- oder Weltgeschichte verkannt. Auch im Schulunterricht war ihr Platz bisher in den unteren Klassen, bevor man sich ‚ernsteren‘ Dingen zuwandte. Trotzdem beobachten wir ein steigendes Interesse an der Heimatgeschichte, auch unter jüngeren Menschen. Das ist eine erfreuliche und folgerichtige Entwicklung, steht doch die Geschichte der engeren Heimat immer in Wechselbeziehung zur National- und Weltgeschichte, und die eine lässt sich nicht ohne die andere begreifen.

Der in der DDR ab 1988 geltende neue Lehrplan für die Polytechnischen Oberschulen berücksichtigte dies und gab der Heimatgeschichte ihren gebührenden Rang im Schulalltag. Die Gesellschaft für Heimatgeschichte im Kulturbund der DDR vereinigt die Heimatfreunde; die sich der Erforschung, Bewahrung und Popularisierung der Geschichte ihrer Heimat verschrieben haben, so auch der Geschichte des Kreises Wittenberg.“⁸

4. Die Interessengemeinschaft für Denkmalspflege

Das 1975 erlassene Denkmalpflegegesetz führte zur Bildung der Gesellschaft für Denkmalpflege im Kulturbund und damit zur Bildung der Interessengemeinschaft im Kultur-

⁴ Peer Pasternack: 177 Jahre. Zwischen Universitätsschließung und Gründung der Stiftung Leucorea: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817 – 1994, Drei-Kastanien-Verlag, Wittenberg 2002, S. 85.

⁵ Vgl. ebenda, Teil I, S. 3.

⁶ Vgl. für die legitimatorische Linie Kurt Lau: Geschichte vor der Haustür. Ein Gang durch das revolutionäre Wittenberg, hrsg. vom Kulturbund der DDR, Gesellschaft für Heimatgeschichte, Kreisvorstand Wittenberg in Zusammenarbeit mit der Kreiskommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung bei der Kreisleitung der SED, Wittenberg 1986.

⁷ Aus Fläming, Aue und Heide, hrsg. vom Kulturbund der DDR des Kreises Wittenberg, Gesellschaft für Heimatgeschichte, Wittenberg 1989.

⁸ Ebenda, S. 3.

bund Wittenberg. Unter der Leitung von Karl Sitte und (seit 1981) Gerda Pelz widmete sie sich der Kartierung und Pflege von Denkmälern. Durch Veranstaltungen wie „Tage der Denkmalpflege“ und Publikationen wurde die Öffentlichkeit erreicht. In besonderem Maße aktiv waren Günter Görlicke und der Vorsitzende der Ortsgruppe Wittenberg des Kulturbundes, Burkhart Richter.

Die Aktivitäten bestanden zum einen in der Aufnahme und Dokumentation von Distanz- und Wegweisersteine im Kreisgebiet Wittenberg. So wurden etwa im April 1980 auf Betreiben der Fachgruppe in Bad Schmiedeberg vier Distanzsteine restauriert und wieder aufgestellt. Ein weiterer Arbeitsschwerpunkt drehte sich um die Kursächsischen Postsäulen. Hierzu wurden beispielsweise Inschriften nach historischen Unterlagen in Zusammenarbeit mit der „Forschungsgruppe Kursächsische Postmeilensäulen“ im Kulturbund Karl-Marx-Stadt erarbeitet:⁹

- 8. November 1979: Aufstellung der Distanzsäule Kemberg, Faltblatt, Sonderpostkarte,
- 18. Oktober 1980: Aufstellung der Ganzmeilensäule Mühlanger, Sonderpostkarte,
- 7. Mai 1981: Aufstellung der Halbmeilensäule Wolfen, Sonderpostkarte,
- 15. April 1982: Aufstellung der Distanzsäule Landsberg, Sonderpostkarte,
- 7. Oktober 1989: Aufstellung der Distanzsäule Zöbzig, Sonderpostkarte,
- 1983 wurde die Kopie eines preußischen Meilensteines, dessen Original bei Trajuhn zerschlagen wurde, Ecke Breitscheid-/Berliner Straße aufgestellt,
- 1985: Sicherstellung eines Bruchstückes eines kursächsischen Viertelmeilensteines, der bei Bauarbeiten in der Collegienstraße freigelegt wurde,
- 1988: die Aufmerksamkeit eines Mitgliedes rettete das Handwerkerwappen (1799) am Hause Mauerstraße 1 vor der Zerstörung beim Abriss des Gebäudes,
- um 1982 wurde auf Grund eines Vorschlages der Fachgruppe der sogenannte Fahnenjunker (Denkmal Johann-Friedrich von Sachsen) vom Cranachhof, Schloßstr. 1, auf den Hof Markt 6 umgesetzt, dabei auch restauriert.

Die Interessengemeinschaft Denkmalpflege hat seit 1982 verstärkt Exkursionen zu Denkmälern in das Programm genommen und führt diese heute als Interessengemeinschaft „Denkmalkultur und Wandern“ unter Leitung von Gerda Pelz weiter.

5. Die Röhrwasser-Gewerkschaften

Die Lutherstadt Wittenberg besitzt mit dem noch heute fließenden Röhrwasser ein einmaliges technisches Denkmal aus dem 16. Jahrhundert, denn in keiner anderen deutschen Stadt ist eine solche mittelalterliche Wasserversorgungsanlage noch funktionstüchtig erhalten.

⁹ Hierzu sind einige Veröffentlichungen entstanden: Rundbriefe der Forschungsgruppe Kursächsische Postmeilensäulen, Nr. 39 (August 1980), Nr. 40 (September 1981), Nr. 51 (Dezember 1989), Nr. 52 (Mai 1990); Arbeitsmaterial der „Forschungsgruppe Preußische und Mecklenburgische Postmeilensteine“, Nr. 8, Februar 1984; „Handwerkerwappen in Freiheit“ 9.11. 1985, „Fahnenjunker Freiheit“ 2. November 1988.

1556 schlossen sich sieben angesehene Bürger, u.a. der Maler Lucas Cranach der Jüngere, der Buchdrucker Hans Lufft und der Apotheker Caspar Pfreundt, zu einer Röhrwassergewerkschaft zusammen. Sie erhielten vom Rat der Stadt die entsprechende Erlaubnis, erschlossen „Quellwasser vor Wittenbergk uff der bruder Angerdorffer marckt“ und führten von dort mit natürlichem Gefälle in einer Holzröhrenleitung ihr Wasser durch das Elstertor in die Collegienstraße bis zum Markt. Die achte Portion – damit sind die Zapfstellen gemeint – schenkten sie dem geachteten und berühmten Philipp Melanchthon für sein Grundstück in der Collegienstraße. Die Portion, die heute aus dem Brunnen im Lutherhof fließt, hat Luther nicht mehr erlebt, denn er war schon 1546 gestorben.

Schon 1559 schloss sich eine weitere Gruppe von Bürgern in einer Röhrwassergewerkschaft zusammen. Sie sorgten dafür, dass seitdem auch aus der Bruder Annendorfer Mark – das Quellgebiet liegt zwischen dem Neubaugebiet Lerchenberg (Otto-Nuschke-Str.) und der Berliner Chaussee – in einer hölzernen Leitung Quellwasser in die Stadt führte. Dabei musste die Gewerkschaft ihre doppelte Leitung unter dem Graben und dem Wall verlegen – eine Meisterleistung für damalige Zeiten. Zu dieser Gewerkschaft „Neues Jungfernwasser“ gehörten insgesamt 33 Portionen.

Mit der Industrialisierung Ende des 19. Jahrhunderts wurden Wasserwerke gebaut, die nun Stadt und Industrie versorgten. In Wittenberg war dies 1884 der Fall. Damit verloren die Röhrwasserfahrten immer mehr an Bedeutung, und viele verfielen im Laufe der Zeit. Insofern kann man stolz sein, dass auch heutzutage noch in Wittenberg zwei der ehemals vier Röhrwasserfahrten funktionstüchtig erhalten geblieben sind, nämlich das Alte und das Neue Jungfernröhrwasser. Ihre Zapfstellen sind auf vielen Höfen der Schloß-, Collegien-, Mittel- und Rosa-Luxemburg-Straße zu besichtigen. Nach 1945 setzten sich viele Jahre besonders die Vorsitzenden Alexander Richter, Fritz Schugk, Röhrmeister Alfred Höse, Bernhard Rosenlöcher sowie Burkhart Richter für den Bestand des Röhrwassers ein.

Die beiden Gewerkschaften gingen 1978 als selbständige Interessengemeinschaften zur Ortsgruppe Wittenberg des Kulturbundes der DDR. Die Mitglieder dieser beiden Gewerkschaften und der Röhrmeister sorgten unter der Leitung ihrer Vorsitzenden Lothar Hanak und Dr. Albert Krause dafür, dass dieses technische Denkmal aus dem 16. Jahrhundert ständig klares und sauberes Wasser für die über 100 ständigen Benutzer, aber auch für die vielen Besucher unserer Stadt lieferte. In der Öffentlichkeitsarbeit und im Kampf gegen die Beschädigung der Quellgebiete wurde die Gewerkschaft tatkräftig vom Ortsgruppenvorsitzenden Burkhart Richter unterstützt, wie in zahlreichen Veröffentlichungen dokumentiert ist.¹⁰ Heute unterstützen die Wittenberger Stadtwerke die Erhaltung des Röhrwassers.

¹⁰ So etwa in den Publikationen von Burkhart Richter: Wittenberger Röhrwasser, Faltblatt, Wittenberg 1985; ders.: Wittenberger Röhrwasser – ein technisches Denkmal aus dem 16. Jahrhundert; ders.: Wasserversorgung Wittenbergs von früher bis heute, in: Schriftenreihe des Stadtgeschichtlichen Zentrums Wittenberg, Nr. 13, Wittenberg 1988.

6. Regionale Wirkungen

Abschließend sei auf das Wirken des Kulturbundes in den Ortsgruppen des Kreises Wittenberg hingewiesen. Aktive Ortsgruppen im Kreis waren Piesteritz, Bad Schmiedeberg, Kemberg, Pretzsch, Seegrehna, Mühlanger und Zahna. Deren Aktivitäten waren etwa die folgenden:

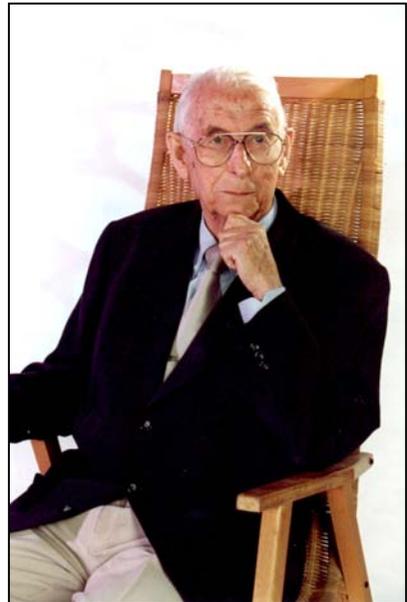
- In Pretzsch richtete die Fachgruppe Heimatgeschichte unter Leitung von Karl-Heinz Brumme und Walter Dietrich eine Heimatstube ein.
- In Kemberg begann eine AG unter Anleitung von Justus Kohnert die Sanierung der mittelalterlichen Stadtmauer.
- In Zahna richtete Harry Lobmeyer mit Unterstützung der Agrargenossenschaft ein Agrarmuseum ein.
- In Seegrehna betreute W. Pietzner eine Arbeitsgemeinschaft junger Historiker. Gemeinsam mit dem Philatelisten Franz Geißler wurde eine Heimatstube eingerichtet und das Wissen um die urzeitliche Burgwallanlage „Burgstall“ mit dem jährlichen Burgstallfest wiederbelebt.
- In Bad Schmiedeberg richteten die Aquarianer des Kulturbundes mit dem Vorsitzenden der Ortsgruppe das Au-Tor als Heimatstube ein.

Stadtgeschichtliches Museum – Städtische Sammlungen

Peer Pasternack

Vorab: Am Anfang dieses Artikels stand ein vielversprechendes Treffen mit dem Nestor der Wittenberger Heimatgeschichtsschreibung. Die Herausgeber des vorliegenden Bandes trafen sich mit Heinrich Kühne, um ein Interview über die Geschichte des heutigen Stadtgeschichtlichen Zentrums vorzubereiten und erlebten einen 92jährigen Herrn von eindrucksvollem Wissen und ebensolcher erzählerischer Energie. Das Gespräch fand im Arbeitszimmer des Gastgebers statt. Das Imponierendste dort war ein Bücherregal, auf dem zwei laufende Meter allein die Publikationen Heinrich Kühnes umfassten. Die Besprechung sollte in die Formulierung der Interviewfragen und ein erneutes Treffen mit Tonbandgerät münden. In die Vorbereitung hinein traf im Mai 2003 eine höchst traurige Nachricht: Das Leben Heinrich Kühnes hatte sich vollendet. „Wenn von berühmten Wittenberger Heimatforschern wie Richard Erfurth, Max Senf oder Lehrer Hinneburg die Rede ist, wird man Heinrich Kühnes Namen künftig hinzufügen“, schrieb die „Mitteldeutsche Zeitung“ in ihrem Nachruf.¹

Neben vielem anderen, was nun durch Heinrich Kühne ungeschrieben und ungesagt bleibt, gehört das, was er uns hätte über das Stadtgeschichtliche Museum und die Geschichte des Stadtarchivs berichten können. Es ist nicht möglich, diesen Verlust durch einige kleinere Recherchen auszugleichen: Die Überlieferung ist sehr lückenhaft. Nötig wäre daher eine größere Forschungsanstrengung, die der Zukunft vorbehalten bleiben muss. Gleichwohl soll nicht gänzlich darauf verzichtet werden, das Thema zu präsentieren – zumindest soweit, wie es sich aus einem ersten Zugriff auf das unmittelbar verfügbare Material erschließen lässt.² Die Darstellung muss unter dem Vorbehalt stehen, dass sie durch nachfolgende Arbeiten in jedem Falle zu präzisieren, in dem einen oder anderen Detail möglicherweise auch zu korrigieren ist.



Heinrich Kühne (1910-2003)

¹ Karina Blüthgen: Ideen und Pläne bis zum letzten Atemzug, in: *Mitteldeutsche Zeitung/Elbe-Kurier*, 22.5.2003, S. 10.

² Für Unterstützung dabei ist Andreas Wurda, Leiter der Städtischen Sammlungen, herzlich zu danken.

1. Vom Ratsarchiv zu den Städtischen Sammlungen

Am Beginn standen die Sammlungen. Das heutige Stadtarchiv ist sowohl für Reformationshistoriker von Interesse, wie seine Bestände auch eine allgemeine, d.h. nicht allein reformationsbezogene stadtgeschichtliche Relevanz und entsprechende Bedeutung für historische Forschungen haben. Es steht in der Tradition der historischen Ratssammlungen, die bereits vor 700 Jahren vom Rat der Stadt Wittenberg und deren Gemeinden angelegt wurden.

Im 13. Jahrhundert bildeten Wachstafeln, Akten und Urkunden aus Pergament den Bestand, vermutlich von einem Stadtschreiber (der 1371 dann auch erstmals erwähnt wird) geordnet und verwahrt.³ Um 1570 gab es ein eigenes Ratsarchiv, später auch eine Ratsbibliothek. Kriegsbedingt und durch zeitweise unzulängliche Verwaltung sind Verluste innerhalb der Sammlungen nicht ausgeblieben. Vor allem während und nach dem 30jährigen Krieg waren die Ratssammlungen vernachlässigt worden. Das Ratsarchiv hatte seinen zentralen Depotraum und seine Schränke verloren; es sollte für Jahrhunderte keine angemessenen Lagerungsbedingungen wieder erhalten. Aber auch die Besetzung der sächsischen Festung Wittenberg durch Preußen im Jahre 1756 führte zur „Auslagerung“ wertvoller Sammlungsbestände, in diesem Falle nach Torgau.⁴

Als zu Beginn der 1950er Jahre das Melanchthon-Haus zum städtischen Heimatmuseum ausgebaut wurde, wurde dort auch der größte Teil der Ratssammlungen zentralisiert untergebracht, verwaltet und teilweise der Öffentlichkeit präsentiert. Das Stadtarchiv ist heute auch Endarchiv der Wittenberger Stadtverwaltung, d.h. es übernimmt Urkunden, Akten, Landkarten und Datenträger aus dem Verwaltungsarchiv, nachdem die gesetzliche Aufbewahrungsfrist verstrichen ist.

Die Archivbestände sind vielfältig. Die ältesten Schriftstücke, die von der Tätigkeit der Verwaltung des Rates der Stadt Wittenberg zeugen, sind über 700 Jahre alt. Die im Stadtarchiv vorliegenden Kämmereirechnungen, um ein Beispiel zu nennen, dokumentieren fast ununterbrochen die finanziellen Transaktionen der Stadt zwischen 1410 und 1921. Ebenso verwahrt das Stadtarchiv Urkunden von 1293-1796, Landesakten von 1423-1845, Amtsbücher von 1245-1908 (Privilegien- und Urkunden-, Statuten-, Gerichts-, Schlossbücher, Rats- und Stadtgerichtsprotokolle, Kataster und Hypothekenbücher, Bürger- und Fremdenbücher), Urbare und Register. Städtische Angelegenheiten betreffende Akteneinheiten liegen für die Jahre von 1600-1965 vor. Stadtpläne, Flurkarten und Gebäudepläne sind von 1400-1967 vorhanden, daneben Zeitungen von 1768 bis zur Gegenwart. Die Archivbibliothek vom 16.-20. Jahrhundert umfasst Fachliteratur zur allgemeinen und Regionalgeschichte sowie Adressbücher. Korrespondenzen zwischen Stadtverwaltung, Kirche und Universität dokumentieren deren teils spannungsvolle Verhältnisse. Die Sozialgeschichte der Stadt

³ Andreas Wurda: Stadtgeschichtliches Zentrum der Lutherstadt Wittenberg. Herberge der städtischen historischen Sammlungen in Vergangenheit und Zukunft, Lutherstadt Wittenberg, Oktober 2002, S. 3, unveröff.

⁴ Ebd., S. 3f.

lässt sich in wesentlichen Teilen aus Bürgerlisten, Briefen an den Stadtrat und Steuerregistern rekonstruieren.⁵

Die Bestände sind zum größten Teil in gedruckten Findbüchern erfasst. Geplant ist, diese Inventarbücher gemeinsam mit den sonstigen Beständen der Wittenberger Museen und Archive in einer Internet-Datenbank zugänglich zu machen.

Neben dem Ratsarchiv bewahrt das Stadtgeschichtliche Zentrum auch weitere Sammlungen. So finden sich im Bestand zahlreiche sogenannte gegenständliche Ratsammlungsteile: Gemälde, Grafiken, volkskundliche und sonstige dreidimensionale Gegenstände. Darunter sind etwa 425 keramische Stücke aus dem 16.-20. Jahrhundert, ca. 460 Kunst- und Gebrauchsgegenstände aus Zinn, Messing, Kupfer, Silber, Bronze und Eisen aus dem 18.-20. Jahrhundert, ca. 800 Zahlungsmittel (Münzen, Banknoten, Wertpapiere, die ältesten aus dem 13. Jahrhundert), 79 Waffen und militärische Ausrüstungsteile, 120 Siegel, ca. 200 Medaillen und Abzeichen sowie ca. 450 Gemälde und Grafiken, diese zumeist mit engem Wittenberg-Bezug.

Ebenso existiert innerhalb des Stadtgeschichtlichen Zentrums die Stadtbildstelle. Schätzungsweise 15.000 Bilddokumente (von 1865 bis zur Gegenwart) werden dort bewahrt.

Die historische Ratsbibliothek war in den 1960er Jahren in das Melancthonhaus ausgelagert worden. In Folge dessen befinden sich die damaligen Bestände heute im Lutherhaus in der Obhut der Stiftung Luthergedenkstätten. Dennoch umfasst die historische Bibliothek des Stadtgeschichtlichen Zentrums etwa 6.000 Bücher und sonstige gedruckte Schriftdokumente. Diese beleuchten einen Zeitraum von 1550 bis zur Gegenwart.⁶

⁵ Zentrum für Reformationsgeschichte und Lutherische Orthodoxie, Stiftung Leucorea (Hg.): Wittenberg: Kirchengeschichtliche Forschung in der Lutherstadt, Wittenberg o.J. [1998?].

⁶ Zur Vervollständigung des Bildes sei darauf hingewiesen, dass Wittenberg weitere Archive bzw. archivalische Sammlungen beherbergt: das Stadtkirchenarchiv (siehe dazu den Beitrag von Jens Hüttmann: „Das Wittenberger Stadtkirchenarchiv“ in diesem Band), Teile des Universitätsarchivs im Bestand der Bibliothek des Predigerseminars (siehe dazu den Beitrag von Peter Freybe: „Leben und Lernen auf Luthers Grund und Boden. Das Evangelische Predigerseminar Wittenberg“ in diesem Band), die Sammlungen des Lutherhauses (siehe dazu den Beitrag von Stefan Rhein: „Deponieren und Exponieren. Einblicke in das Lutherhaus“ in diesem Band) und das Archiv des Landkreises Wittenberg. Zu letzterem erhalten wir von dessen Leiterin, Ute Braun, folgende Auskünfte: „Das Kreisarchiv Wittenberg besteht seit 1952. Vor allem Verwaltungsschriftgut (Amtsakten, Amtsbücher und Urkunden), aber auch Archivalien aus den Städten und Gemeinden des Landkreises Wittenberg bis 1990 werden hier dauerhaft verwahrt, erschlossen und öffentlich nutzbar gemacht. Es ist sowohl ein öffentliches Archiv als auch Teil der Verwaltung. Das Kreisarchiv Wittenberg ist gegenwärtig an den drei Standorten Wittenberg, Jessen und Gräfenhainichen vertreten, wobei die beiden letztgenannten Standorte bis zur Kreisgebietsreform 1994 als eigene Kreisarchive bestanden hatten. Künftig sollen die drei Archivstandorte des Kreisarchivs mit dem Archiv des Bauamtes zusammengelegt werden. Der Gesamtumfang aller Archivbestände beträgt ca. 4.600 laufende Meter. Die Archivbibliothek umfasst ca. 500 Bände. Darüber hinaus werden Karten und Pläne, Fotos, Filme, Dias, Plakate, historische Ansichtskarten und weitere Materialien gesammelt und aufbewahrt. Besonders oft benutzt werden die Filme Wittenberger Zeitungen aus dem Zeitraum 1768-1945, wie ebenso die historische Ansichtskartensammlung auf herausgehobenes Interesse stößt. Eine ergiebige zeitgeschichtliche Quelle stellt zudem das im Bestand befindliche Archiv des 2002 geschlossenen Wittenberger Theaters dar.“

2. Stadtarchäologie

Seit etwa 1900 ist eine städtische archäologische Sammlung entstanden. Deren Quellen waren die Sammeltätigkeit verschiedener Bürger, Ausgrabungstätigkeiten sowie Notbergungen der Arbeitsstelle für Archäologie. Heute pflegt die Stadtarchäologie innerhalb des Stadtgeschichtlichen Zentrums diese Sammlungen. So konnten seit 1991 Konservierungsmaßnahmen und Restaurierungen durchgeführt werden. Dadurch sind heute 95 Prozent des Bestands in einem hervorragenden Zustand.

Die zentralen Aufgaben der Stadtarchäologie sind dreierlei:

- kleinere archäologische Arbeiten,
- Informations- und Beratungstätigkeit zum archäologischen Denkmalschutz (wofür z.B. seit 1998 eine historisch-archäologische Faktensammlung geführt wird, in die Grundstückseigentümer Einsicht nehmen können) sowie
- die Betreuung des Nutzerverkehrs (die Sammlung kann von Wissenschaftlern genutzt und z.T. auch von privaten Interessenten besichtigt werden).

Im Zentrum steht die Sicherung von archäologischen Zeugnissen, die beim Ausheben von Baugruben im Stadtgebiet entdeckt werden. Andreas Wurda, nicht nur Leiter der Städtischen Sammlungen, sondern auch der Arbeitsstelle Archäologie, beschreibt diese Vorgänge und ihre Erträge so:

„In Notgrabungen bemühen wir uns, im Konsens mit den Bauherren, um einen praktikable und effektive Lösung, denn die Zeit sitzt ihnen wie uns an jedem Fundort im Nacken. Oftmals ziehen wir deshalb Studenten oder andere Helfer hinzu. Gerade hier auf den Sandhügeln nahe am Ufer der Elbe haben sich schon recht früh, unmittelbar nach dem Ende der letzten Eiszeit vor rund 10.000 Jahren, Menschen angesiedelt. Die Bedingungen waren ideal. Es gab Trinkwasser zur Genüge, in den nahe Wäldern reichlich Wild, und im Fluss konnte gefischt werden. So finden wir sehr oft an einer einzigen Grabungsstelle die Relikte verschiedener Zeitepochen in den Erdschichten übereinander. Ob bronzeitliche Grabbeigaben oder mittelalterliche Gebrauchsgegenstände, aus jedem Fundstück können Schlussfolgerungen auf die Lebensumstände und Gewohnheiten der Menschen gezogen werden. Selbst Abfall- oder Fäkaliengruben bergen viel archäologisch Wertvolles. Bei genauer Untersuchung dieser Hinterlassenschaften konnten sogar Krankheitserreger und Parasiten, wie die Eier des Bandwurmes, festgestellt werden, zumindest aber besteht die Möglichkeit, Aussagen zu den bevorzugten Speisen und Getränken unserer Vorfahren zu treffen. Getreidereste, Tierknochen und Fischschuppen deuten auf eine abwechslungsreiche Ernährung schon um die Zeit der ersten Besiedlungen. Dies ist um so wichtiger, weil es aus dem Mittelalter und den Jahrhunderten davor kaum schriftliche Überlieferungen gibt. Deshalb ist jede Baugrube, vor allem im Stadtzentrum, ein reiches entwicklungsge-
schichtliches Terrain, wie ein aufgeschlagenes Buch, man muss nur darin zu lesen verstehen.“⁷

⁷ Zeugen der Vergangenheit zum Reden gebracht, in: *Wittenberg in 10/1999*, S. 22f., hier S. 22

3. Stadtgeschichtliches Museum

Bevor es zu einem stadtgeschichtlichen Museum in kommunaler Trägerschaft kam, verzeichnet die Überlieferung bürgerschaftliche Aktivitäten mit einem vergleichbaren Ziel. 1856 war ein erster „Wittenberger Verein für Heimatkunde des Kurkreises“ ins Leben gerufen worden. Er ging zwar bereits nach einigen Jahren wieder ein, wurde aber 1910 als „Verein für Heimatkunde und Heimatschutz zu Wittenberg“ neugegründet.⁸ 1911 begann er mit heimatgeschichtlicher Ausstellungstätigkeit. Zunächst in einer kleinen Räumlichkeit im obersten Geschoss des Rathauses angesiedelt, mündete dies in die Gründung des Heimatmuseums, das im Schloss residierte. Der Beschäftigung mit der Stadtgeschichte wurde damit merklicher Auftrieb verliehen.⁹ Als der 2. Weltkrieg dann nach Deutschland zurückkehrte, musste das Museum geschlossen werden.

Nach dem Kriegsende setzten systematischere lokalhistorische Aktivitäten in den 50er Jahren wieder ein. Zunächst begann eine „Kommission für Heimatkunde des Pädagogischen Kreiskabinetts Wittenbergs“ zu arbeiten. Dort wirkten Lehrer und Kulturbund-Mitglieder zusammen, um regionalgeschichtliche Handreichungen für den Schulunterricht in Wittenberg und Umgebung zu erstellen. „Die Heimatliebe und einen gesunden Nationalstolz zu pflegen, ist eine Hauptaufgabe im Kampf um die Einheit unseres Vaterlandes“, hieß es zur Begründung.¹⁰

Im Fortgang der Jahre entwickelte sich dann der Kulturbund der DDR zur wirkungsintensivsten Heimstatt für Freizeitforschungsaktivitäten im heimatgeschichtlichen Bereich. 1948 war der vormalige „Verein für Heimatkunde und Heimatschutz zu Wittenberg“ in der „Arbeitsgemeinschaft der Natur- und Heimatfreunde“ im Kulturbund aufgegangen. Später wurde daraus die „Gesellschaft für Heimatgeschichte“, die gleichfalls organisatorisch in den Kulturbund eingebunden war.¹¹

Einen neuen Charakter bekam die museale Präsentation der Stadtgeschichte 1952. In diesem Jahr begann die permanente Darbietung von Sammlungsbeständen in städtischer Verantwortung. Dabei konnte auf Vorarbeiten der vergangenen Jahrhunderte aufgebaut werden. Die Stadt Wittenberg hatte immer, wenn auch mit zeitbedingt unterschiedlicher Intensität gesammelt.¹² Seit dem 17. Jahrhundert waren bewusst historische und (damals) zeitgenössische Zeugnisse gesammelt worden. Ab dem 18. Jahrhundert gab es einen städti-

⁸ Johannes Spremberg: 100 Jahre Heimatgeschichte und Heimatforschung im Kreis Wittenberg, in: *Wittenberger Rundblick* 5/1956, S. 84-85, hier S. 84.

⁹ Vgl. Gottfried Krüger: *Das Wittenberger Heimatmuseum. Eine Führung*, Lutherstadt Wittenberg 1938.

¹⁰ Kommission für Heimatkunde beim Pädagogischen Kreiskabinett Wittenberg: *Die Landschaften des Kreises Wittenberg*, Wittenberg o.J. [1957], S. 3; vgl. auch dies.: *Städte und Dörfer des Kreises Wittenberg*, Wittenberg 1958; dies.: *Vor unserem Tag. Beiträge zur Geschichte des Kreises Wittenberg*. Heimatbuchreihe Teil III, Wittenberg 1959

¹¹ vgl. den Beitrag von Dieter Schäfer/Burkhard Richter: „Heimat- und Stadtgeschichtsschreibung des Kulturbundes“ in diesem Band

¹² vgl. ausführlicher oben im Abschnitt „Vom Ratsarchiv zu den Städtischen Sammlungen“

schen Archivar. Im 19. Jahrhundert hatte die Stadt mit temporärer Ausstellungstätigkeit im Rathaus begonnen, wobei die Anlässe jeweils Gedenktage waren.

1952 nun wurde in städtischer Verantwortung das Wittenberger Heimatmuseum im Melanchthon-Haus eröffnet. Das einstige Wohnhaus Philipp Melanchthons, 1536 erbaut und fast unverändert erhalten geblieben, hatte bis dahin als Wohnhaus gedient, wobei seit 1810 das Studier- und Sterbezimmer Melanchthons besichtigt werden konnte. Bis 1966 beherbergte das Haus das Wittenberger Heimatmuseum. 1967, aus Anlass der 450-Jahrfeier der Reformation, wurde es zum Museum umgestaltet, das Leben und Werk des *Praeceptor Germaniae* erläutert. Das Heimatmuseum war dadurch zunächst heimatlos. In einem Beschluss „Über die Maßnahmen zur Durchsetzung des Beschlusses des Staatsrates der DDR vom 30.11.1967 ‚Die Aufgaben der Kultur bei der Entwicklung der sozialistischen Menschengemeinschaft‘“ hieß es unter anderem:

„In Vorbereitung des 20. Jahrestages der Gründung unserer Republik werden weiterhin folgende Ziele gestellt: Im einzurichtenden Heimatmuseum ist zum 20. Jahrestag der Republik eine Ausstellung zum Thema: 20 Jahre DDR und zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung zu gestalten ... Die Arbeiten zur Errichtung des Heimatmuseums sind mit



Dauerausstellungsraum, Anfang der 1970er Jahre

Mitteln in Höhe von 10,0 TM aus dem Volksvertreterfonds im Jahre 1968 aufzunehmen und bis zum 30.4.1969 abzuschließen.“¹³

Per Beschluss der Stadtverordnetenversammlung vom 23.5.1968 wurde die Gründung eines Stadtgeschichtlichen Museums eingeleitet. Am 29. September 1969 öffnete dieses im Schloss. Es umfasste zunächst vier Ausstellungsräume mit insgesamt 270 Quadratmetern. Deren Themen waren „Wittenberg zur Festungszeit“, „Weg zur Industriestadt“, „Arbeiterbewegung“ und „1945–1949“. Leiter des Museums war Heinrich Kühne. 1970 übernahm Edeltraud Wießner die Leitung. Am 22. April 1971 wurde der vierte Raum in neu gestalteter Form eröffnet. Er spannte nunmehr den zeitlichen Bogen bis in die Gegenwart und stand unter dem Titel „Entwicklung Wittenbergs von 1945-1970“. 1972 traten zwei weitere Ausstellungsräume hinzu: „Ur- und Frühgeschichte des Kreises Wittenberg“ (Eröffnung 22.12. 1972) und „Wittenberg von 1180 bis 1813“ (Eröffnung 9.12.1972). Nunmehr standen 365 Quadratmeter Ausstellungsfläche für die interessierten Besucher bereit. Ein zeitgenössisches Dokument von 1976 beschreibt die sechs Räume in folgender Weise:

- *Raum 1: Die Vor- und Frühgeschichte des Kreises Wittenberg* („Die traditionsreiche Stadt Wittenberg entwickelte sich aus einer Siedlung niederländischer Bauern und wurde 1180 erstmalig urkundlich erwähnt.“¹⁴)
- *Raum 2: Die Entwicklung der Stadt Wittenberg von 1180 bis 1812; Raum 3: Wittenberg als Festungsstadt* („Bis 1422 war sie Sitz der askanischen Herzöge. Unter Herzog Albrecht II. erlangten die Bürger der Stadt 1293 das Stadtrecht. 1356 wurde dem Herzogtum Sachsen-Wittenberg die Kurwürde verliehen. Als 1422 die Askanier aussterben, fällt die Kur an die Wettiner. Unter ihrem bedeutendsten Vertreter, Kurfürst Friedrich der Weise (1486–1525), wurde 1490 der Bau der ersten festen Elbbrücke beendet. Von 1490–1509 ließ er anstelle der alten Burg ein prachtvolles, giebelgeschmücktes Schloß und die Schloßkirche erbauen und gründete 1502 die Universität Wittenberg. Die Stadt wurde in jener Zeit zum geistigen und politischen Mittelpunkt eines der mächtigsten Territorialfürsten Deutschlands. Hier lehrten so berühmte Männer wie Martin Luther, Philipp Melanchthon und Lucas Cranach. In Wittenberg war es, wo Martin Luther am 31. Oktober 1517 die 95 Thesen wider den Ablasshandel an der Schloßkirche anschlug und damit die Kämpfe der frühbürgerlichen Revolution auslöste. Mit dem Tode Luthers (1546) und Melanchthons (1560) und durch den Verlust der Kurwürde nach der Niederlage der Protestanten im Schmalkaldischen Krieg gingen die Bedeutung der Stadt und der Universität immer mehr zurück. Hinzu kommen in der Folgezeit die Auswirkungen des 30jährigen Krieges (1618–1648), der Nordischen Kriege (1700–1721), des 7jährigen Krieges (1756–1763), des napoleonischen Feldzuges und des Befreiungskrieges (1812/13).“)

¹³ Entwurf „Über die Maßnahmen zur Durchsetzung des Beschlusses des Staatsrates der DDR vom 30.11. 1967 ‚Die Aufgaben der Kultur bei der Entwicklung der sozialistischen Menschengemeinschaft‘ in Vorbereitung des 20. Jahrestages der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik“, Wittenberg, 23.5. 1968

¹⁴ Diese und die nachfolgenden Erläuterungen zu den Einzelräumen sind dem Leporello „Stadtgeschichtliches Museum Wittenberg“, Wittenberg o.J. [1976], entnommen.

- *Raum 4: Wittenberg wird Industriestadt* („Erst mit der Beseitigung der einengenden Festungsanlagen im Jahre 1873 gab es in Wittenberg wieder eine Aufwärtsentwicklung. Endlich konnte sich die Industrie ansiedeln. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch den Anschluß Wittenbergs an die Eisenbahnlinie Berlin – Köthen (1841), an die Strecke Berlin – Wittenberg – Halle (1859) und durch den Bau des Elbhafens (1875–1879). An wichtigen Betrieben entstanden 1878 die Eisengießerei und Maschinenfabrik Wetzig, 1889 das Eisenwerk Joly, 1894 die Westfälisch-Anhaltinischen Sprengstoffwerke in Reinsdorf, 1898 das Gummiwerk und 1916 kam es zur Gründung der Bayrischen Stickstoffwerke.“)
- *Raum 5: Arbeiterbewegung* („Mit der Gründung der Großbetriebe entwickelte sich auch eine starke Arbeiterschaft, aus deren Reihen später bewußte Kämpfer für die Rechte und politischen Ziele der Arbeiter hervorgingen. Viele von ihnen mußten beim Machtantritt Hitlers in die Illegalität gehen, mancher ließ in den Kerkern und Konzentrationslagern der Nazis sein Leben.“)
- *Raum 6: Die Entwicklung Wittenbergs von 1945 bis 1975* („Mit dem 8. Mai 1945, dem Tag der Befreiung vom faschistischen Joch durch die siegreiche rote Armee, begann ein neues Leben für die Wittenberger. Unter der Führung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands wurde mit dem Wiederaufbau und der Produktion der Betriebe begonnen, denn noch heute wird das Bild unserer Stadt durch die Industrie bestimmt. Besondere Bedeutung für die Volkswirtschaft haben der VEB Mühlen- und Windenbau, das Gummiwerk „Elbit“, der VEB Kranbau und Transportmechanik, Apparate- und Chemieanlagenbau Reinsdorf, Unimewa Blechwarenwerk Rathemark, der VEB Wikana, Wittol, Eisenwerk und als wichtigster Betrieb das Düngemittelkombinat VEB Stickstoffwerke Piesteritz. Das Investvorhaben im Düngemittelkombinat ist das bisher größte und bedeutendste im Kreis Wittenberg. Der Wertumfang entspricht dem Fünffachen der Gesamtinvestsumme des Werkes in den letzten 10 Jahren. Die Rohstoffbasis für dieses großartige Projekt ist sowjetisches Erdgas. In Verbindung mit diesem Investvorhaben entsteht eine moderne Wohnsiedlung am Trajuhnschen Bach. Neue Schulen, Kinderkombinationen, Sport- und Kultureinrichtungen sowie Grünanlagen tragen ebenfalls zum Bild der Lutherstadt Wittenberg bei.“)

1980–1986 wurde das Stadtgeschichtliche Museum von Hilmar Schwarz geleitet. 1986 übernahm Gerd Haensch die Leitung. Am 21. April 1987 wurde eine neugestaltete Darstellung des Ausstellungsteils, der die jüngste Geschichte beleuchtet, eröffnet. Dieser hieß nunmehr „Entwicklung Wittenbergs von 1945 bis zur Gegenwart“.

Neben der Dauerausstellung veranstaltete das Museum auch fortlaufend Sonderausstellungen. Dafür stand eine Fläche von ca. 50 Quadratmetern zur Verfügung. Soweit aktuell rekonstruierbar,¹⁵ haben zwischen 1969 und 1989 folgende Sonderausstellungen stattgefunden:

¹⁵ Hier wirkt sich aus, was eingangs erwähnt worden war: Die Überlieferung ist lückenhaft. Wo die Gesamtzahl der gezeigten Sonderausstellungen von der Zahl der recherchierten Themen abweicht, ist dies in Klammern angegeben.

- 1969: „Heimatsfreunde des Kulturbundes Wittenberg“, „Malzirkel des VEB Stickstoffwerk“, „Hanns Eisler – Leben und Werk“;
- 1970: „Hanns Eisler – Leben und Werk“, „Galerie der Freundschaft“, „Entlang der polnischen Ostseeküste“, „Urlaub und Freizeit“;
- 1971: „Ur- und Frühgeschichte des Kreises Wittenberg“;
- 1973: „Das Schulmuseum Debrecen“, „Schiffsmodellbau“;
- 1974: „Bunte Welt des Puppenspiels“, „Spielzeug 1945-1949“;
- 1975: Plakatausstellung aus Krakau“, „30 Jahre Befreiung Warschau“ (insgesamt 4 Sonderausstellungen);
- 1977: „Buchillustrationen aus dem Verlag ‚Albatross‘, CSSR“, „Bulgarische Volkskunst (Verkaufsausstellung)“ (insgesamt 4 Sonderausstellungen);
- 1978: „Amo-Ausstellung“, „Ungarische Volkskunst“, „Ungarische Landschaft“ (insgesamt 4 Sonderausstellungen);
- 1979: „Irak“, „Münzausstellung“, „Erzgebirgisches Spielzeug“ (insgesamt 6 Sonderausstellungen);
- 1980: „Historische Schreibmaschinen“, „Briefmarken“ (insgesamt 6 Sonderausstellungen);
- 1981: „Sonneberger Spielzeug“ (insgesamt 5 Sonderausstellungen);
- 1982: „Souvenirs aus der UdSSR“, „Geschichte der Medizin“ (insgesamt 4 Sonderausstellungen);
- 1983: „Geschichte des Friseurhandwerks“ (insgesamt 2 Sonderausstellungen);
- 1984: „Die Baschkirische ASSR“, „Porzellan und alte Uhren“ (insgesamt 4 Sonderausstellungen);
- 1985–1989: „Eisenbahnmodelle“, „Künstlerisches Volksschaffen“, „Dr. Sennert – Leben und Werk“, „Vom Flachs zum Leinen“, „Lauschaer Glaskunst“, „20 Jahre Stadtgeschichte“ (insgesamt 14 Sonderausstellungen).

1990 wurde die Dauerausstellung des Stadtgeschichtlichen Museums geschlossen. Das Museum firmierte fortan unter dem Namen „Stadtgeschichtliches Zentrum“ und konzentrierte sich auf die regelmäßige Ausrichtung von Sonderausstellungen. Seit 2001 stehen dafür auch an zentraler Stelle – im Alten Rathaus am Marktplatz – attraktive Räumlichkeiten zur Verfügung.¹⁶

Neben dieser Ausstellungstätigkeit gehören heute zum Stadtgeschichtlichen Zentrum zwei weitere Bereiche: das Stadtarchiv incl. einiger Sondersammlungen und die Stadtarchäologie.

¹⁶ vgl. etwa den Katalog zur ersten Ausstellung in den neuen Räumlichkeiten: Lutherstadt Wittenberg, der Oberbürgermeister (Hg.): Die Wittenberger und ihre Universität. Begleitheft zur Ausstellung, Wittenberg o.J. [2001]



Rat der Stadt
Abt. Kultur
4600 Wittenberg

Ihre Zeichen

Ihre Nachricht vom

Hae
Unsere Zeichen

12. 12. 86
Datum

Abrechnung des Planes der Aufgaben 1986

1. Festlegungen zu kulturpolitischen, kulturellen und wissenschaftlichen Aufgaben

Infolge der Abberufung des vorläufigen Direktors Koll. [REDACTED] und der damit verbundenen Umstände wurde der Plan der Aufgaben 1986 nur teilweise erfüllt.

1.1. Sammlungstätigkeit und Inventarisierung/Katalogisierung

Dem Museumsfond konnten durch Neuerwerbung hinzugefügt werden:

- Briefmarken (Neuherausgaben, DDR)
- 1 Puppenwagen von Frau [REDACTED], 50er Jahre
- Bücher

Der Bibliothekskatalog wurde überarbeitet; die Inventarisierung der erworbenen Bücher ist auf dem laufenden, 1986 wurden ca. 60 Bücher inventarisiert und katalogisiert.

173 Sachzeugen wurden inventarisiert, hinzu kommen 155 Dokumente und Fotos; ca. 350 Exponate wurden katalogisiert. Die Fotodokumentation von Exponaten aus dem Magazinbestand konnte fortgesetzt werden.

1.2. Publikationen:

H^eft 10, Chronik der Stadt Wittenberg, zusammengestellt von Hilmar Schwarz, erschien 1986 in der Schriftenreihe des Stadtgeschichtlichen Museums. Außerdem konnten Nachdrucke historischer Ansichtskarten in den Verkauf gebracht werden.

1.3. Öffentlichkeitsarbeit

Folgende Sonderausstellungen gab es im Berichtszeitraum:

- Schreibmaschinen
- Kupfer- und Zinngeschirr
- Kinderspielzeug
- Modelleisenbahnen
- Blaudruck

Für Besuchergruppen wurden Führungen veranstaltet.

1.4. Forschungsarbeit

Bedingt durch die Abberufung und den Weggang des Koll. [REDACTED] wurde in diesem Jahr kein Forschungsvorhaben mehr realisiert.

1.5. Ausstellungsarbeit

Die Neuzeitausstellung 1945 bis Gegenwart ist aus technischen und personellen Gründen nicht fertig gestaltet worden. Kolln. [REDACTED] hat den Text zum letzten Abschnitt geschrieben und das entsprechende Dokumenten- bzw. Fotomaterial geordnet, so daß dieser Abschnitt im Dezember/Januar aufgebaut werden kann. Die Rahmen für die Fotos sind im Dezember gekommen.

- Der Schaukasten wurde mehrmals neugestaltet
- Sonderausstellungen wurden in der Tagespresse angekündigt

2. Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen

Zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen wurden angeschafft:

- 1 Kaffemaschine
- 1 Kühlschrank
- 6 Bücherregale

Der Werterhaltung diente die Erneuerung des Farbanstriches der Sockel aller Ausstellungsvitrinen sowie des Stadtmodells.

Nach Meinung der Kollegen haben sich die Lebensbedingungen im Museum gegenüber vergangenen Jahren verbessert.

3. Weiterbildung

Koll. [REDACTED] nahm am Lehrgang für leitende Kader an der Bez.-Kulturakademie teil. Kolln. [REDACTED] besuchte einen Lehrgang Schriftgestaltung sowie mehrere Gewerkschaftsveranstaltungen. Der Weiterbildung der Kolln. dienten zwei Studienfahrten nach Berlin. Kolln. [REDACTED] hat aus eigenem Antrieb eine Führungskonzeption erarbeitet und in der Praxis realisiert.

4. Regionalhistorische Forschung

Im Rahmen der Erarbeitung von Sonderausstellungen sowie der Pflege der archivarischen und sonstigen Sammlungen ist das Stadtgeschichtliche Museum auch ein Ort der Forschung und Forschungsunterstützung gewesen, so wie heute das Stadtgeschichtliche Zentrum ebenso ein Ort der Forschung und wissenschaftlicher Dienstleistung ist.

Seit 1977 regte das Stadtgeschichtliche Museum neben seiner unmittelbaren geschichtspopularisierenden Funktion auch lokalhistorische Forschungen an und publizierte sie in einer eigenen Schriftenreihe. So wurden in diesem Rahmen z.B. eine „Chronik der Stadt Wittenberg“ und in vier Teilen Beiträge „Zur Geschichte des Wittenberger Gesundheits- und Sozialwesens“ vorgelegt. Insgesamt waren von 1977 bis 1991 14 Hefte der stadtgeschichtlichen Schriftenreihe erschienen:

Heft 1: Hans-Joachim Mrusek: *Stadtbild von Wittenberg zur Zeit der Universität und der Reformation*. Sybille Harksen: *Das Schloss zu Wittenberg*, 1977.

Heft 2: *Die weiße Frau im Wittenberg Schloss. Sagen und Geschichten aus dem Kreis Wittenberg*, Teil I, 1979.

Heft 3: *Die Hand der Giftmischerin. Sagen und Geschichten aus dem Kreis Wittenberg*, Teil II, 1980.

Heft 4: Heinrich Kühne: *Hier wohnte... Gedenktafeln erzählen Wittenberger Geschichte*, 1980.

Heft 5: Wolfgang Böhmer/Ronny Kabus: *Zur Geschichte des Wittenberger Gesundheits- und Sozialwesens – Teil I*, 1981.

Heft 6: Wolfgang Böhmer: *Zur Geschichte des Wittenberger Gesundheits- und Sozialwesens – Teil II*, 1983.

Heft 7: Wolfgang Böhmer/Elisabeth Ehrig/Heinrich Kühne: *Zur Geschichte des Wittenberger Gesundheits- und Sozialwesens – Teil III. Das 19. Jahrhundert*, 1984.

Heft 8: Wolfgang Böhmer: *Zur Geschichte des Wittenberger Gesundheits- und Sozialwesens. Teil IV*, 1988.

Heft 9: Karl Jüngel: *Unser Heimatstrom ...*, 1984.

Heft 10: Hilmar Schwarz: *Chronik der Stadt Wittenberg*, 1985.

Heft 11: Willy Winkler: *Rund um den Teufelsstein. Sagen und Geschichten aus der Dübener Heide*, 1988.

Heft 12: Heinrich Kühne: *Geschichten um Wittenberg aus alten und neueren Zeiten*, 1988.

Heft 13: Burkhard Richter: *Wittenberger Röhrwasser. Ein technisches Denkmal aus dem 16. Jahrhundert*, sowie: *Wasserversorgung Wittenbergs von früher bis heute*, o.J. [1991?].

Heft 14: Hilmar Spanel: *Zur Geschichte der Eisenbahn in und um Wittenberg 1841 – 1991*, 1991

Das heutige Stadtgeschichtliche Zentrum hat für sich einige Forschungsschwerpunkte definiert. Im Mittelpunkt der diesbezüglichen Aktivitäten stehen die Entwicklungsgeschichte

¹⁷ Zentrum für Reformationsgeschichte und Lutherische Orthodoxie, Stiftung Leucorea (Hg.): *Wittenberg: Kirchengeschichtliche Forschung in der Lutherstadt, Wittenberg o.J. [1998?]*.

¹⁸ Zeugen der Vergangenheit zum Reden gebracht, in: *Wittenberg* in 10/1999, S. 22f., hier S. 22

und Kulturgeschichte der Wittenberger Landschaft, die Alltagsgeschichte der Wittenberger Bürger, der Universitätsangehörigen und der Soldaten der Festungsbesatzung (unter Einschluss der Universitäts- und Festungsgeschichte). Fortlaufende Ergebnisse der Arbeit sind Sonderausstellungen und begleitende Publikationen, die Chronik der Lutherstadt Wittenberg, an deren Vervollständigung gearbeitet wird, sowie historische Stadtmodelle.

Kultur als Bildungsträger

Das Museum für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“

Renate Gruber-Lieblich

1. Der Museumsgründer Julius Riemer (1880 – 1958)

Bis 1947 lebte und arbeitete Julius Riemer als Besitzer einer Lederhandschuhfabrik in Berlin.¹ Bereits als Kind war er ein leidenschaftlicher Sammler – insbesondere von natur- und völkerkundlichen Objekten – gewesen. Ob es sich um Mineralien, Versteinerungen, Federn, Schädel und andere Knochen, gepresste Pflanzen, Mollusken oder Insekten handelte, all dies fand gleichermaßen Riemers Interesse. So besaß er bereits mit vierzehn Jahren über 30 präparierte Tiere. Es war diese Sammelleidenschaft, die ihn später über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt machte und die es ihm erlaubte, seinen Besitz an Raritäten bis 1945 kontinuierlich ausbauen zu können, so dass er schließlich eine der größten und wertvollsten natur- und völkerkundlichen Privatsammlungen Deutschlands besaß.

Voraussetzung für die schnell umfangreicher werdende Sammlung war sein ausgeprägtes Engagement in mindestens 20 natur- und völkerkundlichen Vereinen und Gesellschaften. Durch seine Mitarbeit in den dort angesiedelten Gremien erwarb er bald den Ruf, ein in vielerlei Hinsicht befähigter Mann zu sein. Wissenschaftler aus ganz Deutschland legten Wert auf seine Fachkenntnis und Erfahrung. Allgemeine Beliebtheit erwarb er sich auch durch seine Gastfreundschaft. Seine zwei Grundstücke im Zentrum Berlins nahe der Marienkirche und in Tempelhof besaßen aufgrund der hohen Anzahl von Gästen mitunter Pensionscharakter, und es galt als unvergessliches Erlebnis, von Julius Riemer persönlich durch dessen Privatsammlung geführt zu werden.

Seine Objekte bezog Riemer aus allen Kontinenten: „Allgemein aber war sein Sammeln stark von Angebot und Zufall bestimmt und konnte dadurch nicht so sehr systematisch erfolgen.“² Er selbst hatte nie die Gelegenheit, an Expeditionen durch andere Länder teilzunehmen, da er sich bis 1945 zumeist vor Ort um die Geschäfte seines Unternehmens kümmern musste. Allerdings nutzte er in dieser Zeit seine alljährlich zweimal sechs Wo-

¹ Die Darstellung in diesem Artikel beruht im wesentlichen auf den persönlichen Erinnerungen der Autorin sowie zahlreichen Gesprächen mit Charlotte Riemer und ehemaligen Mitarbeitern des Rates der Stadt. Davon ausgenommen sind diejenigen Passagen, bei denen eine zusätzliche Quelle aufgeführt ist. Vgl. auch den informativen Überblick bei Klaus Glöckner: Die naturkundlichen Sammlungen im Museum für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“ Wittenberg, in: E. Görgner/D. Heidecke/D. Klaus/B. Nicolai/K. Schneider (Hg.), Kulturerbe Natur. Naturkundliche Museen und Sammlungen in Sachsen-Anhalt, hrsg. im Auftrag des Museumsverbandes Sachsen-Anhalt e.V., Halle/S. 2002, S. 86-94.

² Ebenda, S. 87.

chen dauernden Geschäftsreisen durch ganz Deutschland, um seine Bekannten und Freunde, diverse natur- und völkerkundliche Handlungen und auch Museen und Präparationsfirmen zu besuchen. Seine Vermögenslage brachte es mit sich, dass die wertvollsten Objekte in der Regel zuerst ihm angeboten wurden. Seine Funktion als Mäzen und Förderer von Expeditionen brachte ihm zusätzlich manch interessantes Stück. Sein Hauptinteresse galt dabei der Zoologie – dieser Teil der Sammlung war als die beste und umfangreichste in Deutschland überhaupt bekannt.

Eine Zäsur markierte jedoch der Niedergang des Nationalsozialismus, dessen Ende nicht zuletzt durch den Luftkrieg über Deutschland besiegelt wurde. Dabei wurden auch große Teile der Sammlungen vieler Museen, mit denen er Kontakte pflegte, unwiederbringlich zerstört. Als die Hoffnungen der „Volksgemeinschaft“ auf den „Endsieg“ dahin schwanden, entschloss Riemer sich dazu, einen Teil seiner Sammlung in sein Haus nach Sieversdorf bei Ruppin zu bringen und mietete außerdem bei in dieser Gegend ansässigen Bauern Scheunen und Grundstücke an. Im Januar 1944 wurde bei Luftangriffen ein Teil der Berliner Villa, in der ein Großteil seines privaten Museums noch immer untergebracht war, zerstört. Von da an zog sich Julius Riemer vorübergehend ganz nach Sieversdorf zurück. Zudem starb nach langer Krankheit seine Frau Hedwig Riemer. Andere Verwandte überstanden den Krieg in dem nahe bei Wittenberg gelegenen Bülzig.

Riemer musste sich nun – wie so viele andere Deutsche – mit dem Kriegsende 1945 fragen, wie er sein Leben zukünftig gestalten wollte. Viel Zeit zum Nachdenken blieb ihm nicht, denn er wurde unmittelbar nach der Kapitulation mit der Frage konfrontiert, ob er den noch zu zwei Dritteln erhalten gebliebenen Teil seiner Sammlung verkaufen wolle: Das Zoologische Institut Hamburg, das zugleich als Museum diente, machte ihm ein lukratives Angebot für eine Sammlung von Weichtieren. Da besonders in den späteren westlichen Besatzungszonen ganze Sammlungen und Museen im Bombenfeuer vernichtet worden waren, war die so genannte Molluskensammlung in besonderem Maße begehrt. Fast hätte Riemer dem Zoologischen Institut und seinen Mitarbeitern, mit denen er seit Jahren befreundet war, den Zuschlag zum Verkauf gegeben. Bevor es dazu jedoch kam, erreichte ihn ein Brief aus Wittenberg. Provinzialpfarrer Dr. Otto Kleinschmidt, Leiter des Kirchlichen Forschungsheims³, machte Julius Riemer darin ein Angebot: In Wittenberg solle, so Kleinschmidt, als Erweiterung zum Forschungsheim ein Natur- und Völkerkunde-Museum eingerichtet werden, und er möchte ihn, Riemer, anfragen, ob er sich nicht daran beteiligen und in Wittenberg niederlassen wolle.

Riemer seinerseits war bereits zu diesem Zeitpunkt ein langjähriges Mitglied im Verein des Forschungsheims und außerdem seit den dreißiger Jahren gemeinsam mit seinem Bruder Mitglied und Sponsor der Gesellschaft „Freunde der Lutherhalle“ am Reformationsgeschichtlichen Museum unter Leitung von Lizentiat Dr. Thulin.⁴ Aufgrund dieser Verbin-

³ Vgl. den Beitrag von Hans-Peter Gensichen: „Von der Kirche zur Gesellschaft. Die Bewegung des Wittenberger Forschungsheimes zwischen 1945 und 2000“ in diesem Band.

⁴ Vgl. den Beitrag von Christian Mai: „Der Beitrag von Oskar Thulin (1898–1971) für Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945“ in diesem Band.

dungen zögerte Riemer nicht lange und sagte Kleinschmidt zu: Dass sich sein bis dahin unerfüllt gebliebener Wunsch, ein eigenes Museum einrichten zu können, gerade in Wittenberg erfüllen sollte, erfreute ihn sehr. Ohnehin hatte er von seinem Haus in Sieversdorf aus keine Chance, in absehbarer Zeit seine Berliner Grundstücke zu einem solchen Zweck nutzbar zu machen.

Kleinschmidt, der in den ersten Nachkriegsjahren gewählter Stadtrat des Wittenberger Magistrats war, hatte sich sehr für Riemer eingesetzt und folgendes vorgeschlagen: Nachdem die durch den Krieg obdachlos gewordenen Familien, die zu diesem Zeitpunkt noch im Schloss Wittenberg untergebracht waren, ausgezogen seien, sollten die so frei gewordenen Räumlichkeiten einschließlich Wohnraum für das neu zu gründende Museum an Julius Riemer übergeben werden. Kleinschmidt selbst lebte mit seiner Familie ebenfalls im Schloss, auch das Forschungsheim war dort untergebracht. Kleinschmidts Initiative bedeutete für Riemer eine Menge Arbeit, denn der Umzug sollte ein echter Kraftakt werden. Die Sammlung habe, so soll sich Kleinschmidt gegenüber Riemer ironisch geäußert haben, den Fehler, dass sie zu umfangreich und zu wertvoll sei.⁵

In Zeiten, in denen für diverse umzugsrelevante Dinge so genannte Bezugsscheine benötigt wurden, etwa für Transportfahrzeuge, Verpackungsmaterialien, für Lebensmittel und die Wohnberechtigung, musste für all dies viel Zeit und Geduld aufgewendet werden. 1947 konnte der Umzug endlich abgeschlossen werden.

Trotz anfangs widriger Umstände genoss Riemer die neue Situation, denn schließlich konnte er nun seine Sammlung einem größeren Teil der Bevölkerung vorstellen und nach und nach ein richtiges „Volksmuseum“ einrichten. Das Wittenberger Schloss schien dafür der richtige Ort zu sein. Unterstützung für seine Arbeit erhielt er von seinem Patenkind und späteren Ehefrau, der studierten Museologin Charlotte Mathieu, die gemeinsam mit ihrer Mutter seit dem Tod des Vaters in Zahna wohnte und nach dem Krieg keine Arbeit gefunden hatte. Riemer war bereits mit deren Vater freundschaftlich verbunden gewesen – und trotz der immerhin dreißig Jahre Altersunterschied später noch enger mit dessen Tochter. Das gemeinsame Interesse an allem, was mit Natur und Völkerkunde zu tun hatte, band sie fest zusammen. Als die Wohnung im Schloss bezogen werden konnte, waren Charlotte Mathieu und ihre Mutter, die sich fortan um den Haushalt kümmerte, mit von der Partie. Das Zusammenarbeiten und -wohnen mit ihr führte zu Riemers dritter Ehe. Als er 1958 starb, konnte er die Gewissheit haben, dass sein Werk von seiner Ehefrau mit ähnlichem Engagement fortgeführt wurde. Charlotte Riemer starb im Jahr 2002.

2. Die Aufbauzeit des Riemer-Museums

Knapp zwei Jahre benötigte das Ehepaar Riemer, um die Sammlung in eine halbwegs übersichtliche Ordnung zu bringen. Rückschläge bei dieser Anstrengung blieben nicht aus: Als Julius Riemer in diesen Jahren seine Objekte aus den angemieteten Grundstücken um Sie-

⁵ Diese Anekdote erzählte Charlotte Riemer in einem Gespräch.

versdorf und Umgebung nach Wittenberg bringen wollte, fand er einen weiteren zentralen Teil seiner Sammlung zerstört vor. Seine Betroffenheit über den Verlust hielt er schriftlich fest:

„In dem Gestüt Neustadt-Dosse in dem ich einen Raum erhalten konnte, wurde ich durch böse Menschen schamlos ausgeplündert. Den wertvollen Sammlungsschrank für Vogelbälge, z.T. mit kostbarem Material, die antike herrliche Nürnberger Kommode mit vielen seltenen Objekten der Zoologie, den kleinen antiken Schrank, 1795, aus dem Nachlass meines Vaters, ca. 45 Glaskästen mit Schmetterlingen und Käfern, meinen schwarzen Gibbon stahl man mir, bzw. zerschlug scham- und sinnlos alles und warf das kostbare Material in die Dosse. Kommentar überflüssig! Was sonst noch an Möbeln ‚abtransportiert‘ wurde, das soll mir gleich sein! Was aber sonst noch die bösen Menschen anrichteten, wie das herrliche Gorillaweibchen vom Sockel gerissen und auf den Misthaufen geworfen wurde, wie der schwarze Schimpanse sinnlos zerschlagen wurde, wie dem Orang Utan das Haar ausgerissen wurde, wie meine herrliche Skelettsammlung sinnlos durcheinander geworfen und zerstört wurde, wie mit wertvollen Büchern umgegangen wurde, wie man sich mit schönen zoologischen und Kunstblättern den Hintern wischte, wie man die Schränke eintrat, Türen herausriss, wie man einen Regulator von den Gewichten befreite und im Stall als Uhr aufstellte, wie man den Giraffen und anderen Tierköpfen die Zähne ausbrach und die Ohren abhieb, kurzum – wie gehaust wurde, das kann kaum mit ‚Kulturmensch‘ bezeichnet werden. Welche Kulturwerte der Nachwelt verloren gegangen sind, das ist nicht zu ermessen!! Das ist ein kleiner Überblick von Anfang Mai 1945, als der Krieg ein ‚vorläufiges‘ Ende erreicht hatte. Das Dank ich ‚Dir mein Deutsches Vaterland‘ und auch ‚anderen Ländern‘.“⁶

In der Folge ging es gar nicht nur darum, die unzähligen Objekte zu magazinieren und zu archivieren, sondern auch um die mühevollen Aufgabe, die Objekte neu zu präparieren und zu konservieren, wobei sich Charlotte Riemers Talent im Umgang mit den Exponaten als unverzichtbar erwies. Ein Teil der zunächst beschädigten und damals neu aufpräparierten Objekte sind heute noch in den Ausstellungen des Riemer-Museums zu sehen.

Bereits 1949 konnte aufgrund immenser Anstrengungen das Museum seine Pforten öffnen, und erste provisorische Schauräume luden zur Besichtigung ein. Die Wittenberger kamen zahlreich, ihr Erstaunen war groß, und bereits bei ihren ersten Besuchen nahmen sie das Museum als beliebte Bildungseinrichtung ihrer Stadt an. Besonders gefragt waren die Ausstellungsführungen durch das Ehepaar Riemer persönlich.⁷

Während sich diesbezüglich der Erfolg also bald einstellte, stand das Ehepaar in anderer Hinsicht vor schier unlösbaren Problemen: Das wertvolle Museumsgut brauchte Sicherheit und Schutz, weshalb große Mengen Holz und Glas beschafft und Tischler zum Bau von Vitrinen angeheuert werden mussten. Riemers gute Beziehungen zum Kulturministerium der DDR sollten sich diesbezüglich als sehr hilfreich erweisen. Aber auch der Rat des Bezirkes und die Stadt Wittenberg waren bei der schwierigen Beschaffung der wichtigen Materialien behilflich.

⁶ Das Zitat findet sich in einer losen Blattsammlung im Archiv des Museums „Julius Riemer“, in die die Autorin Einblick hatte.

⁷ Charlotte Riemer hielt bis ins hohe Alter regelmäßig Vorträge im Museum.

Die hohe finanzielle Belastung für den Aufbau des Museums jedoch blieb bestehen. Das restliche Vermögen war bald aufgebraucht, denn die Fabrik in Berlin hatte bereits in den letzten Kriegsjahren wegen Mangels an Leder nichts mehr produzieren können. Als diese Einnahmequellen weiterhin ausblieben, musste Riemer 1951 mit der Stadtverwaltung einen befristeten Leihvertrag abschließen, um dafür finanzielle Unterstützung bei der Ausstattung des Museums erhalten zu können.



Julius Riemer mit einer Schulklasse, Anfang 1950er Jahre

1954 wurde dieser Vertragsabschluss mit der Stadt Wittenberg auf 99 weitere Jahre verlängert.⁸ Zu diesem Zeitpunkt begann auch der eigentliche Aufbau der thematisch gestalteten Räume. Seitdem war das Ehepaar Riemer – er bis zu seinem Tod als Direktor, sie danach als Direktorin des Museums – bei der Stadt angestellt, die aus ihrem Etat fortan das Haus finanzierte.

Nicht nur in dieser Hinsicht arrangierte sich Julius Riemer mit dem sozialistischen Staat. Dem Wiederaufbau im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands nach 1945 stand er deswegen hoffnungsfroh gegenüber, da er meinte, zukünftig dort am ehesten seine bürgerlich geprägten humanistischen Vorstellungen verwirklicht zu sehen. Dass die DDR die „Volksbildung“ später immer wieder als wichtiges Ziel ausgab, kam ihm als Freund der Natur- und Völkerkunde entgegen.

Er war sehr stolz, als er zur Eröffnung des Museums auch die vielen Glückwünsche seiner Freunde aus Westdeutschland entgegen nahm. Einige staunten über seinen mutigen Schritt, nach Wittenberg zu gehen. Diesen begründete er damit, dass die Wissenschaft in der DDR seiner Meinung nach wirkungsvoller als in der Bundesrepublik unterstützt wurde. In dieser Zeit lud er auch arbeitslose Wissenschaftler aus Westdeutschland dazu ein, seinem Schritt zu folgen, um somit dem Mangel an qualifiziertem Personal in der DDR etwas entgegenzusetzen zu können. Sein jahrelanger Freund und Kollege, Dr. Bötticher, ein bekannter Ornithologe aus Coburg, etwa hielt sich viele Wochen bei Riemers auf, um die ornithologische Sammlung aufzuarbeiten. Dafür bekam er mit Riemers Unterstützung sogar ein Honorar vom Kulturministerium in Berlin. Schließlich sorgte Riemer auch dafür, dass seine westdeutschen Kollegen – wie etwa Dr. Erna Mohr aus Hamburg, die Säugetiere er-

⁸ Im Jahr 2053 wird die Sammlung offiziell an die Stadt übergeben.

forschte, und ebenso der erwähnte Böttcher – im von ihm sehr geschätzten Ziemsen Verlag publizieren konnten.⁹

Insgesamt sprach also einiges dafür, dass sich Julius Riemer in der DDR zu Hause fühlen konnte. Sorgen bereiteten ihm jedoch zunehmend die eingeschränkten Reisefreiheiten. Als Mitglied verschiedenster gesamtdeutscher Gesellschaften, die ihren Sitz zumeist in der Bundesrepublik hatten, konnte er an deren wissenschaftlichen Tagungen und Treffen, die in West-Berlin stattfanden, in den fünfziger Jahren noch teilnehmen. Für das restliche Gebiet der Bundesrepublik benötigte er jedoch bald schon eine Besuchserlaubnis. Als ihm diese einmal verwehrt wurde, war er bitter enttäuscht. Dieses Gefühl sollte ihn während seines gesamten Lebens nicht mehr verlassen. Als er im Kulturbund¹⁰ einen Vortrag zum Thema „Das Karnickel in Feld und Flur“ hielt, beendete er diesen mit den Worten, dass die Hasen ein besseres Leben hätten, weil sie sich im Gegensatz zu den Menschen ungehindert bewegen könnten: „Von Ost nach West und von West nach Ost.“

3. Der Museumsbestand und sein bleibender Wert

Der bleibende Wert der Riemerschen Sammlung wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die UNESCO als inzwischen allgemein anerkanntes Ziel formuliert hat, dass alle Länder dazu aufgerufen sind, die Arten der Erde in ihrer ganzen Formenvielfalt zu entdecken, zu beschreiben, zu klassifizieren und zu schützen. Auch der Deutsche Museumsbund unterstreicht diese Forderungen. Spätestens seit 1945 ist eine massenhafte Ausfuhr ethnologischer und naturkundlicher Objekten aus ihren Herkunftsländern weltweit deutlich erschwert. Der Schutz des nationalen Kulturgutes hat sich im Verlauf der Jahrzehnte als allgemein verbindlich durchgesetzt.¹¹

Dabei steht die Frage nach dem Rechtsschutz für Kulturgüter immer wieder zur Debatte: Wie können die wertvollen Sammlungen, die einst auf unterschiedlichen Wegen, oftmals auch als koloniales Beutegut, in die Museen gelangten, heute als nationales Erbe bewahrt und dennoch einem größeren Austausch zur Verfügung gehalten werden? Claus Deimel vom Völkerkunde-Museum in Leipzig formulierte jüngst dazu:

„Die wenigsten Sammlungen sind illegal zu Stande gekommen. Sie sind wie überall entstanden aus dem Bedürfnis des Sammlers, Kulturen in einem umfassenden Sinne am Objekt zu dokumentieren, um sie in einer Ausstellung später zu interpretieren. ... Es kann nicht primär um Besitz gehen, sondern im Vordergrund stehen Ausstellung, Kontakt, Austausch, Dokumentation! Das fragliche Objekt ist dem Kapitalmarkt entzogen, es ist ein überregionales kulturelles Objekt geworden, der ethnographischen Vernunft verfügbar.“¹²

⁹ Vgl. den Beitrag von Friedrich Karl Künne: „Der A. Ziemsen Verlag“ in diesem Band.

¹⁰ Vgl. den Beitrag von Dieter Schäfer: „Naturkundliche Fachgruppen im Kulturbund“ in diesem Band.

¹¹ Am 16. November 1972 hatte die 17. UNESCO-Generalkonferenz in Paris die Konvention zum Schutz des Kultur- und Naturerbes verabschiedet. Sie wird seither als Welterbekonvention 1972 bezeichnet.

¹² *Museumskunde*. Herausgegeben vom Deutschen Museumsbund, Band 67, 1/ 2002, S. 69f.

Das Land Sachsen-Anhalt hat in diesem Kontext im Jahr 2000 Ausstellungen angeregt und unterstützt, die dem Thema „Faszination Natur“ gewidmet sind. Bei der Auswahl einmaliger Sammlungsobjekte für das Ausstellungsprojekt „Agenda Systematik 2000“ fiel die Entscheidung auf die Primatensammlung Julius Riemers in Wittenberg, die zur Exposition „Die Welt der Primaten“ ausgebaut wurde:

„Julius Riemer hatte zeitlebens ein besonderes Interesse an den Primaten, ihrem Vorkommen und ihrem Verhalten. Gewissermaßen das Herzstück seiner Sammlungen bildete deshalb die Primaten-Kollektion, die er in einer beeindruckenden Artenzahl zusammentragen konnte. Mit eindrucksvollen Präparaten zahlreicher rezenter Halbaffen- und Affenarten gibt dieser Schauraum Auskunft über die Biologie und Entwicklung der Ordnung der Primaten. Sie bilden eine natürliche, geschlossene Abstammungsgemeinschaft mit einem langen gemeinsamen Entwicklungsweg, deren Stammesgeschichte bis in die Obere Kreidezeit (vor 80–70 Millionen Jahren) zurückreicht.“¹³

Was befindet sich nun im Bestand des Museums? Neben der erwähnten „Welt der Primaten“ existieren weitere Schauräume zur „Tierwelt“ im Allgemeinen und zu den Paarhufern im Besonderen. Letztgenannte Dauerausstellung „vermittelt eine Übersicht über die Unterordnungen der Nichtwiederkäuer (mit den heute lebenden Schweineartigen und Flusspferden), der Schwielensohler (mit den heutigen Kamelen) und der Wiederkäuer mit den Zwerghirschen und Stirnwaffenträgern zu denen die Giraffen, Gabelhornträger, Hirsche und Hornträger gehören, deren Geweihe und Gehörne hier – nach dem natürlichen System geordnet – in ihrem großen Artenreichtum zu sehen sind.“¹⁴

Hinter den Dauerausstellungen stehen die riesigen Bestände etwa der zoologischen Abteilung. Diese beinhaltet: Schnecken, Käferschnecken und Muscheln (über 60.000 Exemplare), palaearktische und tropische Insekten (hauptsächlich Schmetterlinge und Käfer), Amphibien und Reptilien, Vögel aus allen Kontinenten (Helmkasuar, Kiwis, Riesenseeadler, Steinadler, Schwarzstörche, Hühnergänse sowie diverse Kolibri- und Paradiesvogelarten), Säugetiere (Schnabeltiere, diverse Beuteltiere, Zweifingerfaultiere, Schneeleoparden, Zwergseidenäffchen, Menschenaffen, Flachlandgorillas) und vieles andere mehr.

Die völkerkundlichen Abteilungen des Museums bieten Einblicke in die Geschichte folgender Gebiete: Japan und China (der Han), Indonesien (der Batak), Afrika (insbesondere südlich der Sahara), Altägypten, Ozeanien (besonders Melanesien und Polynesien), Australien (von den Aborigines Nord- und Zentralaustraliens), Mittel- und Südamerika sowie West-Grönland. Um dessen quantitativen Umfang wie die qualitative Reichweite überhaupt bestimmen zu können, wird derzeit durch die Städtischen Sammlungen der Stadtverwaltung, der das Museum heute untersteht, eine moderne archivalische Erfassung vorgenommen, die in ein paar Jahren nutzbar sein wird.

Wer heute durch das Museum geht, wird nur einen kleinen Teil des Sammlungsbestandes zu sehen bekommen. Denn deren weitaus größter Teil muss wissenschaftlichen Zwe-

¹³ Klaus Glöckner: Die naturkundlichen Sammlungen im Museum für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“ Wittenberg, a.a.O., S. 90.

¹⁴ Ebenda.

cken vorbehalten sein und als kulturelles Erbe leihweise zum Austausch zur Verfügung stehen. In finanzschwachen Zeiten ist die Durchführung dieses Leihverkehrs nicht leicht zu bewerkstelligen. Für einen optimalen Ablauf wäre zukünftig vor allem eine wissenschaftliche – nicht lediglich eine verwaltungsmäßige Betreuung – der Museen notwendig.

Zu DDR-Zeiten war das Museum ein echter Besuchermagnet. Regelmäßig wurde Schulunterricht im Schloss durchgeführt, viele Gäste aus dem gesamten Land und dem Ausland besuchten gern das Museum. Betont sei, dass den Besucherinnen und Besuchern trotz des Umstandes, dass der größte Teil der Bestände im Magazin bewahrt werden muss, ein interessanter Museumsaufenthalt bietet. Aktuell liegen die Besucherzahlen zwar weit aus niedriger als zu DDR-Zeiten. Was aber bleibt, ist das Vermächtnis Julius Riemers, für das er sein ganzes Leben lang eingetreten war: Achtung vor der Natur und anderen Völkern zu haben – eine Botschaft, deren Bedeutung sich im Zeitalter der Globalisierung noch verstärkt hat und immer wieder neuer Anstrengungen bedarf.

Die Bibliothek als Bildungsstätte, Kultur- und Kommunikationszentrum

Zur Wittenberger Bibliotheksgeschichte seit 1945

Diana Pielorz

Neben Martin Luther, Philipp Melanchthon und weiteren bedeutenden Persönlichkeiten der Reformation hat auch das *Buch* wesentlich zum Weltruhm der kleinen Stadt Wittenberg beigetragen. Infolge der literarischen Tätigkeit Luthers und Melanchthons war Wittenberg fast 50 Jahre lang – von ca. 1510 bis 1560 – der größte Druckerort Deutschlands.¹⁵ Doch wurden Bücher in Wittenberg nicht nur geschrieben und gedruckt, sondern auch gesammelt und verfügbar gemacht: Wittenberg hat neben seiner akademischen und verlegerisch-polygrafischen Geschichte¹⁶ auch eine bibliothekarische aufzuweisen. Bibliotheksgeschichtlich ist eine Betrachtung jedoch nicht nur unter Traditionsgesichtspunkten interessant. Vielmehr beanspruchen auch die Entwicklungen in der Moderne mit guten Gründen Aufmerksamkeit. So beherbergte die Universitätsbibliothek vom 16. bis zum 19. Jahrhundert bedeutende Werke insbesondere theologischer und philologischer Literatur zur Verwendung der Studierenden und Lehrenden – etwa ein Drittel des Bestandes ist in die Bibliothek des heutigen Predigerseminars übergegangen –, doch erst durch die Anfänge des Volksbüchereiwesens im 19. Jahrhundert wurde es allen Bürgern der Stadt möglich, Bücher zu entleihen. Damit ist zugleich der grundlegende Unterschied bezeichnet, der nicht nur das Bibliothekswesen im allgemeinen, sondern auch die konkrete Wittenberger Bibliothekslandschaft charakterisiert: die Differenzierung in einerseits öffentliche und andererseits wissenschaftliche Bibliotheken.

1. Öffentliche Bibliotheken

Zweierlei Arten öffentlicher Bibliotheken kennt die Wittenberger Bibliotheksgeschichte: Die öffentliche Bibliothek in kommunaler Trägerschaft ist sowohl historisch älter wie auch heute noch existierend. Eine – wenn auch über mehrere Jahrzehnte andauernde – Episode blieben die Werksbibliotheken, die sich als Gewerkschaftsbibliotheken zu einer spezifischen Variante öffentlicher Bibliotheken in der DDR entwickelt hatten.

¹⁵ Heubner, Heinrich: Die Stadt Wittenberg und die Universität. in: Stern, Leo (Hg.): 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. I, o.O. o.J. [Halle/S. 1952], S. 150

¹⁶ Zu letzterer vgl. auch den Beitrag von Friedrich-Karl Künne: „Der A. Ziemsen Verlag“ in diesem Band

1.1. Von der Volksbücherei zur Stadtbibliothek

Mit der Gründung der Volksbücherei – im Jahr 1872 – begann ein neues Kapitel Wittenberger Bibliotheksgeschichte: die öffentliche Bibliotheksarbeit. Der Dresdner Kaufmann Louis Bernhard Gast, ein geborener Wittenberger, stellte durch eine Schenkung von 136 Büchern den Grundstock dieser Bibliothek. Eine spärliche Unterkunft im Klassenzimmer der Knabenbürgerschule in der damaligen Judenstraße und nur eine Öffnungsstunde wöchentlich zeugten von einem bescheidenen Anfang.¹⁷ Durch weitere Geld- und Sachspenden erhöhte sich der Bestand bis 1875 auf 568 Bände.

Das Bibliothekswesen in Deutschland entwickelte sich von 1871 bis 1945 im Rahmen der Einzelstaaten territorial sehr unterschiedlich.¹⁸ In Wittenberg orientierte man sich nur marginal an den Entwicklungen anderer Städte. Anregungen der Bücherhallenbewegung (Ende 19. /Anfang 20. Jahrhundert) ließen den Wittenberger Magistrat unberührt.¹⁹ Industrieller Aufschwung und Bevölkerungszuwachs, Kriege, Inflation und politisch-ideologische Veränderungen (Volksbildungsarbeit in der Weimarer Republik / nationalsozialistische Bildungsbestrebungen) spiegelten sich auch in der Bibliotheksentwicklung wider: Einführung von Lesegeld und zerrissener, durch Unklarheiten gekennzeichneter Bestandsaufbau.

Nach Ende des zweiten Weltkrieges und den folgenden Umwälzungen (erste Bibliotheksreform) war das proklamierte Ziel die Errichtung antifaschistisch-demokratischer Bildungseinrichtungen. In der bildungspolitischen Konzeption der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) hieß es: „Säuberung des gesamten Erziehungs- und Bildungswesens von dem faschistischen und reaktionären Unrat, Pflege eines wahrhaft demokratischen, fortschrittlichen und freiheitlichen Geistes in allen Schulen und Lehranstalten“.²⁰ Nach Bestandssichtung und Entfernung der Literatur des Dritten Reiches wurde die Wittenberger Bibliothek am 28. März 1947 in den Räumlichkeiten der Mädchenschule in der Falkstraße/Ecke Zimmermannstraße wiedereröffnet. Die durch Krieg und Aussonderung entstandenen Literaturlücken – der Bestand betrug zu dieser Zeit ca. 5.000 Bände – sollten durch Bücherspenden aus der Bevölkerung ausgeglichen werden.

Die erstmals hauptamtliche Leitung der Bibliothek übertrug der Rat der Stadt dem Bibliothekar J. K. Dollinger. Die Öffnungszeiten lagen jetzt bei 19 Stunden je Woche.²¹ Zum 1. September 1948 erfolgte ein Umzug in das ehemalige Bankhaus Gröting am Markt (E-

¹⁷ Mauersberger, Erhardt: Einhundertzehn Jahre öffentliche Bibliotheksarbeit in der Lutherstadt Wittenberg (1872-1982). in: Studien zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 3. Bibliographisches Institut, Leipzig 1983, S. 49

¹⁸ Marks, Erwin: Die Entwicklung des Bibliothekswesens der DDR. Bibliographisches Institut, Leipzig 1985, S. 15

¹⁹ Mauersberger, 1983, a.a.O., S. 51

²⁰ Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (Hg.): Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe III; Bd. 1. Dietz Verlag, Berlin 1959, S. 14

²¹ Mauersberger, 1983, a.a.O., S. 53

cke Rosa-Luxemburg-Straße 39). Damit konnten der Bibliothek erstmals eigene Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt werden, die auch vom Platzangebot den Anforderungen entsprachen.

sprachen.

Mit der Gründung der DDR wurde für die öffentlichen Bibliotheken der Städte und Gemeinden die Bezeichnung „Volksbüchereien“ aufgegeben. Dies war zugleich die Abkehr vom Funktionsbild der bürgerlichen Bücherei. Am 1. November 1949 wurde aus der „Volksbücherei der Lutherstadt Wittenberg“, wie sie seit 1923 gehe-



Abb. 1: Wittenberger Volksbücherei im Bankhaus Gröting

ßen hatte, die „Stadtbibliothek Wittenberg“, deren Leitung nun Fritz Busse übernahm. Der Buchbestand betrug zu dieser Zeit ca. 6.000 Bände. Um eine verbesserte Erschließung zu gewährleisten, wurde eine neue Systematik als Grundlage für die Aufstellung und der Buchkartenapparat für die Benutzung eingeführt. Für die steigende Anzahl von Kindern als Nutzer konnte 1951 eine eigene Abteilung in der Stadtbibliothek eingerichtet werden, und die bis dahin noch immer gebührenpflichtige Ausleihe wurde auf Grund eines Beschlusses des Rates der Stadt nunmehr kostenlos angeboten.²² Das führte zu einem Anstieg von Benutzer- und Entleihungszahlen, so dass bereits im darauffolgenden Jahr über die Errichtung von sogenannten Ausleih- oder Zweigstellen nachgedacht wurde. Geeignete Räumlichkeiten waren Mangelware, so dass erst im Dezember 1954 die Zweigbibliothek Nord (Stadtrand siedlung) und im Herbst 1955 die Zweigbibliothek West (Kleinwittenberg) eröffnet werden konnten.

Ab 1954 war das neu gegründete Ministerium für Kultur Partner für den Bereich des öffentlichen Bibliothekswesens. Mit einer ganzen Reihe von Rechtsnormativen, die im Zeitraum von 1954 bis 1957 erlassen wurden, wirkte das Ministerium „ordnend und gestaltend“ auf die Arbeit der „allgemeinbildenden Bibliotheken“ – dieser Sprachgebrauch setzte sich anstelle der „öffentlichen Bibliotheken“ zunehmend durch – ein.²³ Zur wirksameren Bestandsauslastung und -nutzung vereinigte man die Stadtbibliotheken mit den Kreisstellen – diese Kreisstellen waren in vielen Landkreisen zu Beginn der 50er Jahre gegründet worden, um die Bibliotheksarbeit in den ländlichen Gemeinden aufzubauen. Die derart entstandenen Stadt- und Kreisbibliotheken sollten koordinierende und anleitende Aufgaben

²² ebd., S. 54

²³ Marks, 1985, a.a.O., S. 69

bei der Entwicklung der Bibliotheksarbeit in den einzelnen Landkreisen spielen. In Wittenberg erfolgte die Vereinigung zur „Kreis- und Stadtbibliothek“ zum 1. Januar 1955. Die Leitung der Einrichtung übernahm der Kreisbibliothekar Gottfried Schacke. Dem bisherigen Stadtbibliotheksleiter, Fritz Busse, übertrug man die Abteilung Bestandsaufbau und die Betreuung des städtischen Bibliotheksnetzes.²⁴



Abb. 2: Eröffnung der neuen Stadtbibliothek am 30.4.1964

Durch die Fusion beider Einrichtungen war der Buchbestand auf 16.000 Bände angewachsen, der von 2.600 Lesern benutzt wurde. Zeitgleich erfolgte der Anschluss an den überörtlichen Leihverkehr. Seit 1956 fungierte die Bibliothek zudem als Ausbildungsstätte für angehende Bibliotheksfacharbeiter, und ab 1958 konnten Praktikanten des bibliothekarischen Nachwuchses, die an der Fachschule für Bibliothekare „Erich Weinert“ in Leipzig studierten, ausgebildet werden.

Auf Weisung des Kulturministeriums gab es eine klare Orientierung zur Entwicklung der Freihandausleihe, d.h. freie Auswahl der Literatur an den Regalen, in den allgemeinen öffentlichen Bibliotheken. Die Umsetzung erfolgte zögernd und in den einzelnen Bezirken unterschiedlich, wofür Platzmangel der ausschlaggebende Faktor war²⁵. In Wittenberg ist von 1960 bis 1961 für große Teilbereiche auf Freihandausleihe umgestellt worden. Dies bedeutete wiederum einen Zuwachs an Lesern und Entleihungen: Bei einem Buchbestand von inzwischen 26.000 Bänden wurden im Jahr 1961 78.000 Bücher an 3.500 Leser im Stadtgebiet entliehen.

Der erste Siebenjahresplan (Perspektivplan 1959-1965) der Kreis- und Stadtbibliothek orientierte sich an den Forderungen der Kulturkonferenz der SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) vom Oktober 1957 und des V. SED-Parteitages (1958). Die Kulturkonferenz unterstrich die „Verbindung der Werktätigen mit den Schätzen der fortschrittlichen und sozialistischen Literatur“ als eine Kernfrage der „Kulturrevolution“ und forderte, eine breite Literaturbewegung zu entfalten.²⁶

Es erfolgten Zielvorgaben für die Kennziffern Bestand, Benutzer sowie Entleihungen für das gesamte Kreisgebiet. Gegenüber dem Republikdurchschnitt (5,3 Bände pro Leser –

²⁴ Mauersberger, 1983, a.a.O., S. 55

²⁵ Marks, 1985, a.a.O., S. 72

²⁶ Marks, 1985, a.a.O., S. 73

1958) lag das Wittenberger Kreisgebiet mit 4,7 Bänden pro Leser zurück. Waren im Jahr 1958 17 Prozent der Bevölkerung als Leser in den öffentlichen Bibliotheken des Kreises gemeldet, so sollten bis zum Jahr 1965 35 Prozent der Einwohner Nutzer der allgemeinen öffentlichen Bibliotheken sein. Diese Vorgabe erforderte eine gezielte Leserwerbung, vor allem in den Dörfern und kleinen Städten. Eine wesentliche Voraussetzung dafür war wiederum eine Erweiterung der Buchbestände und die dafür nötigen finanziellen Mittel.

Im November des Jahres 1961 verstarb der Bibliotheksleiter Gottfried Schacke. An seine Stelle trat erneut Fritz Busse. Er koordinierte die nun kommenden Aufgaben: Einführung und Umsetzung einer neuen systematischen Ordnung („Systematik für Allgemeinbildende Bibliotheken“ der DDR), Rationalisierung des Ausleihverfahrens (Einführung der buchungslosen Ausleihe mit Leserverpflichtungskarten und Leserausweis), methodische Anleitung der Gemeinde-, Ortsteil- und Stadtbibliotheken, Planung neuer Zweigstellen und Räumlichkeiten für die Bibliothek im Stadtzentrum. Bereits seit einigen Jahren war die Stadtbibliothek an Kapazitätsgrenzen gestoßen und Neuzugänge konnten nur sehr unübersichtlich dargeboten werden. Zirka 1963 erfolgte die Unterbringung der Kinderbuchabteilung in den Räumen des „Hauses der Jungen Pioniere“ in der Halleschen Straße. Im Dezember 1963 schloss die Hauptbibliothek schließlich ihre Pforten, um sich auf den Umzug in einen Neubau vorzubereiten. Am 30. April 1964 erfolgte die feierliche Eröffnung der Kreis- und Stadtbibliothek in den großzügig mit 690 Quadratmetern Nutzfläche (Ausleihraum: 190 Quadratmeter) angelegten Räumlichkeiten in der Schloßstraße 7, unweit des Marktplatzes – wo sie bis heute ihren Sitz hat.²⁷

Rund 300.000 Mark stellte der Rat der Stadt für die neue Bibliothek und ihre Inneneinrichtung zur Verfügung. Im darauffolgenden Jahr konnte auch die Kinderbibliothek in



Abb. 3: *Innenausstattung der Stadtbibliothek in den sechziger Jahren*

eigene Räumlichkeiten umziehen (ehemalige Gaststätte, Rosa-Luxemburg-Straße 7). Erweiterte Öffnungszeiten und die einladende Form der „Selbstbedienung“ am gesamten Buchbestand durch die Freihandaufstellung ließen die Leserzahlen kontinuierlich ansteigen: Im Jahr 1966 zählten 5.800 Leser zu den ständigen Nutzern der Kreis- und Stadtbibliothek (incl. Kinderbibliothek). Natürlich wurden auch die gesetzten Planvorgaben aus dem Jahr 1959 erfüllt: Laut statistischer Erhe-

²⁷ Busse, Fritz/Mauersberger, Erhardt: Neubau der Kreisbibliothek in Lutherstadt Wittenberg. in: *Der Bibliothekar* 18 (1964) 8, S. 882

bungen waren 1966 insgesamt 35 Prozent der Einwohner im Kreisgebiet Leser in den allgemeinbildenden Bibliotheken, davon sechs Prozent in den Gewerkschaftsbibliotheken²⁸.

Die inhaltlichen Aufgaben konzentrierten sich nun auf die Fertigstellung und Vervollständigung des Katalogwerkes: alphabetischer Gesamtkatalog, systematischer Leserkatalog, thematischer Zettelkatalog für die Jugend sowie eine Zusammenstellung der Neuerwerbungen. Die Einrichtung entwickelte sich zum „Versorgungszentrum“ für das örtliche und überörtliche Bibliotheksnetz. Sie nahm dabei eine koordinierende und methodisch anleitende Funktion wahr. Seit 1967 wurde der Bestandsaufbau der Bibliotheken im Kreis über ein zentrales Bestellsystem geregelt. Vier Stadtbibliotheken (Bad Schmiedeberg, Kemberg, Zahna und Pretzsch) sowie 49 Gemeindebibliotheken galt es inzwischen zu betreuen.

Eine gute Kinderbibliotheksarbeit führte ab 1969 zur Einrichtung von mehreren Schulausleihstellen, so beispielsweise in der damaligen August-Bebel-Oberschule, der Käthe-Kollwitz-, Karl-Marx- oder Geschwister-Scholl-Oberschule. Bis zur Mitte der 80er Jahre konnten stattliche 13 Schulausleihstellen eingerichtet werden.

In der Hauptbibliothek wurde Anfang der siebziger Jahre auch mit der systematischen Sammlung von Schallplatten begonnen. Ziel war die Einrichtung eines audiovisuellen Kabinetts. Allerdings waren sowohl die Unterbringung der Schallplatten als auch deren Ausleihe in den Räumen der Stadtbibliothek nicht möglich. Man bemühte sich vorerst vergeblich um ein nahegelegenes Geschäftslokal.

Mit dem kontinuierlichen Ansteigen des Buchbestandes – im Jahr 1963 wurden 32.000 Bände gezählt, im Jahr 1970 war man bei fast 54.000 Bänden angekommen – war auch die Platzkapazität in der Hauptbibliothek ausgereizt. Die Bibliotheksleitung entwickelte daher ein Konzept zur Überdachung des Innenhofes. Zur Eröffnung der Einrichtung noch als reizvoller Lesehof beschrieben, war das Projekt in der Zwischenzeit eher zur Fehlplanung degeneriert. Der geplante Umbau zielte auf 90 Quadratmeter zusätzliche Stellfläche für ca. 10.000 Bände. Eine Realisierung des Vorhabens war für das Jahr 1974 eingeplant.

In der inhaltlichen Bibliotheksarbeit wurde einstweilen starkes Augenmerk auf den Ausbau des ländlichen Bibliothekswesens gelegt. Bis zum „Planjahr 1980“ sollte der Buchbestand von 1,1 Bänden pro Einwohner (Stand: 1974) auf 2,5 Bände pro Einwohner im Kreisgebiet erhöht werden. Die „Richtlinie über die Bestandserweiterung in den staatlichen Allgemeinbibliotheken“ vom November 1975 diente der Berechnung von Sollwerten und der dazu nötigen Haushaltsmittel. Die Aufwendungen des Kreises für die „Gestaltung des geistig-kulturellen Lebens“ betrugen im Jahr 1970 drei Millionen Mark und im Jahr 1978 mehr als fünf Millionen Mark, wovon der staatliche Zuschuss pro Buchausleihe 1,23 Mark ausmachte.²⁹

Zwischenzeitlich mehrten sich Nachfragen der Bibliotheksbenutzer nach der Ausleihmöglichkeit von Schallplatten, da dieses Angebot in anderen Städten der Größenordnung

²⁸ dazu genauer unter Abschnitt 1.2.

²⁹ vgl. Rat des Kreises Wittenberg (Hg.): Kultur-Angebot 1975 Kreis Wittenberg. Wittenberg 1975

Wittenbergs bereits vorhanden war. Mit der Halbjahresanalyse 1976 nutzte der damalige Leiter der Stadtbibliothek die Möglichkeit einer offiziellen „Eingabe“ an den Rat der Stadt

(diese Form galt als Beschwerde an eine staatliche Stelle) und forderte verbesserte Benutzungsbedingungen sowie die Schaffung räumlicher Möglichkeiten für eine Ausleihe der zahlenmäßig wachsenden

Schallplatten/Tonträger.

Am 1. Mai 1977 konnte in der Schloßstraße 33 tatsächlich die lang ersehnte „Phonothek“ eröffnet werden.

Der erwähnte Innenhofausbau aber wurde trotz

Bedarfsanmeldung und Kostenplanung (Prüfbescheid vom 04.02.1975) aus Kapazitätsgründen abgelehnt bzw. nicht in den Haushalt eingestellt. Es musste daher nach anderen Wegen gesucht werden, um zum einen die Plankennziffern zu erreichen, zum anderen die Nutzungsbedingungen zu verbessern. Es wurden Umschichtungen zu Gunsten der Zweig- und Ausleihstellen im Stadtgebiet geschaffen, wodurch sich die Qualität des Buchangebotes für die jeweiligen Einzugsbereiche verbesserte. Zum Ende des Jahres 1977 existierten vier Zweig- bzw. Ausleihstellen: Stadtrandsiedlung (seit 1954), Apollensdorf, Apollensdorf Nord und Friedrichstadt (seit 1977). In der ersten Entwicklungsphase des städtischen Bibliothekswesens hatte es den Drang gegeben, möglichst viele Ausleihstellen zu etablieren. So wurde neben der Gründung in der Stadtrandsiedlung auch in Wittenberg-West eine Zweigstelle eingerichtet (1955). Diese ging jedoch kaum ein Jahr nach ihrer Eröffnung in die dortige Gewerkschaftsbibliothek über. In den Jahren 1962 und 1963 wurden Buchausgabestellen in der Kunstharzpresserei Labetz, in der Gaststätte „Stadt Mailand“ in Trajuhn und in der Blechwarenfabrik in Rothemark eröffnet.

Die inhaltliche Orientierung folgte weiterhin den vorgegebenen staatlichen Richtlinien. Neben Festlegungen zur Bestandserweiterung gehörten Vorschriften zur Zusammensetzung der Bestände ebenso dazu wie Empfehlungen zum Aufbau von Phonotheken und/oder Artotheken. Auch auf dem Gebiet der Bestandserschließung wurde die Arbeit der Bibliotheken durch den Einsatz zentraler Mittel gelenkt. Das Zentralinstitut für Bibliothekswesen Berlin legte 1975 einen Katalog zur inhaltlich-thematischen Erschließung der belletristischen Literatur für Kinder und Erwachsene vor, und 1979 wurde die Systematik für Allgemeinbibliotheken (SAB, von 1961) durch die „Klassifikation für Staatliche Allgemeinbibliotheken und Gewerkschaftsbibliotheken“ (KAB) abgelöst. Die Anweisung über die Ein-



Abb. 4: Phonothek in den 80er Jahren

führung der Klassifikation legte fest, dass die KAB von den Bibliotheken ab 1978 für die Bearbeitung der Neuzugänge wie auch für die Systematisierung der vorhandenen Bestände anzuwenden sei. Die damit verbundenen Umsystematisierungen sollten bis 1980 abgeschlossen sein.³⁰

Auf „literaturpropagandistischem“ Gebiet fanden regelmäßig Buchlesungen und Autorenveranstaltungen, Ausstellungen anlässlich der „Woche des Buches“ oder Bibliotheksführungen statt. Eine Hinwendung zur verstärkten Arbeit mit Jugendlichen drückte sich in den siebziger Jahren u.a. darin aus, dass in mittleren und großen Städten der DDR die Gründung von Jugendklubs an Bibliotheken erfolgte. In Wittenberg fand die Gründung eines solchen Jugendklubs im Jahr 1978 statt. Ziel war die Organisation sinnvoller Freizeitangebote für Jugendliche.

Die dargestellten Entwicklungen und Aktivitäten lassen erkennen, dass die zentrale Steuerung von Seiten des Staates auf alle Bereiche der Bibliotheksarbeit einwirkte. Direktiven, Durchführungsbestimmungen oder Verordnungen regelten und dirigierten Leitung und Planung der Bibliotheksarbeit, Bestandsaufbau und -ordnung, Ausbildungs- und Weiterbildungsaktivitäten oder die überörtliche Zusammenarbeit der Bibliotheken. Quantitative Kennziffern wurden qualitativen Merkmalen gleichgesetzt. Die Abrechnung der Planzahlen erfolgte über die „Bibliotheksstatistik der staatlichen Allgemeinbibliotheken und Gewerkschaftsbibliotheken“ sowie halbjährlich in Berichten und Analysen an die kommunalen Trägereinrichtungen. Unter dem Punkt „Neuerer-Aktivitäten“ – heute würde man wohl „Innovationen“ sagen – wurde im Jahr 1981 u.a. darüber berichtet, dass die Kinderbibliothek den Rechner „Record“ als Statistikzählgerät für die Entleihungen eines Ausleihtages verwendet und die Stadtbibliothek Zahna einen kombinierten Kleiderwäscheschrank zur Aufstellung von Schallplatten umfunktioniert hat. „Im oberen Teil jedes Faches ist ein Kühlschranksrost befestigt, so dass damit der Effekt eines Schallplattenschrankes erzielt wird“ – Improvisationen als „Innovationen“.³¹

Anfang der 80er Jahre wurde mit der Sammlung von Reproduktionen für eine Artothek begonnen. Die gerahmten Bilder sollten an Betriebe und öffentliche Einrichtungen über einen längerfristigen Zeitraum ausgeliehen werden. In Wittenberg ergab sich jedoch kein Bedarf an dieser Form der Ausleihe, so dass die Sammlung Mitte der 80er Jahre wieder eingestellt wurde.

Im Jahr 1982 ging Fritz Busse in den Ruhestand. Die Leitung der Bibliothek übernahm Uwe Miltsch.

In den 80er Jahren erfolgten Renovierungsarbeiten in der Kinderbibliothek und der Zweigstelle Friedrichstadt. Den inhaltlichen Schwerpunkt bildete noch immer die Umstellung der wissenschaftlichen Literatur von der SAB auf die KAB. Die sog. literaturpropagandistische Tätigkeit wurde durch zahlreiche Veranstaltungen, Ausstellungen, durch empfehlende Bibliographien, Buchlesungen oder Bibliotheksführungen intensiviert. Zu den

³⁰ Marks, 1985, a.a.O., S. 168

³¹ Halbjahresanalyse an den Rat der Stadt Wittenberg, Rubrik Neuereraktivitäten, unveröff. Manuskript

thematischen Schwerpunkten zählten das Karl-Marx-Jahr und die Luther-Ehrungen 1983, der 35. Jahrestag der DDR-Gründung im Jahr 1984 oder die jährlich stattfindende Woche des Buches und die Tage der Kinder- und Jugendliteratur. Wesentlichen Einfluss auf die Arbeit der Staatlichen Allgemeinbibliotheken hatte der Beschluss des ZK der SED „Aufgaben der Bibliotheken in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft“ vom 12. Dezember 1984. Er formulierte Richtlinien zur Planung und Leitung der Bibliotheksprozesse und gab Orientierungen für die Entwicklung der kommenden Jahre (Fünfjahrplanung). „Planerfüllung“ hieß die Devise, der sich die anderen Aufgaben unterordnen mussten. Im Jahr 1985 wurden beispielsweise die Kennziffern Bestand zu 100,9 Prozent erfüllt (145.000 Bücher, Zeitschriften und Tonträger), die Entleihungszahlen mit 103,3 Prozent (341.000 Medien wurden ausgeliehen) und die Zahl der Benutzer konnten mit 102,3 Prozent (12.000 Leser waren im Stadtgebiet angemeldet) „abgerechnet“ werden.

Im Jahr 1986 gab es erneut einen personellen Wechsel und Dietmar Schugk übernahm die Leitung der Bibliothek. Im Sommer des Jahres 1986 wurde im Stadtbezirk Lerchenberg (Schulstraße) eine Zweigstelle für Jugendliche und Erwachsene eröffnet und zeitgleich die Zweigstelle in Friedrichstadt (Karlstraße) als Bibliothek für Kinder eingerichtet.

Der Oktober 1988 sah die Gründung einer Kooperationsgemeinschaft „Wittenberger Bibliotheken“ vor. Deren Ziel sollte es sein, die vorhandenen Kapazitäten besser zu nutzen und deren Wirksamkeit in den Wohngebieten und Betrieben effektiver zu gestalten. Beteiligt waren hieran sowohl die Öffentlichen und die Gewerkschaftsbibliotheken wie auch die Wissenschaftlichen Bibliotheken der Region. Mit der politischen Wende wurde die Arbeit der Kooperationsgemeinschaft jedoch eingestellt – ein Zustand, den zu überdenken 14 Jahre nach der Wende durchaus Anlass bestünde.

Der Umbruch seit 1989 brachte zudem weitreichende Veränderungen sowohl in der personellen als auch der bestandspolitischen Entwicklung. Neue Literaturgattungen und Medien weckten Interesse und eroberten den neuen gesamtdeutschen Markt. Das sich bereits seit den siebziger Jahren in der Bundesrepublik durchsetzende „Video-Home-System“ entwickelte sich dahingehend, dass Anfang der 90er Jahre bereits in jedem zweiten bundesdeutschen Haushalt ein Videorecorder vorhanden war. In den neuen Bundesländern waren zu diesem Zeitpunkt immerhin 25 Prozent der Haushalte mit einem entsprechenden Gerät ausgestattet.³² Kommerzielle Videotheken schossen aus dem Boden und hatten regen Zulauf. Die öffentlichen Bibliotheken verzeichneten hingegen einen hohen Benutzerschwund. Es galt folglich, sich den veränderten Rezeptionsgewohnheiten anzupassen.

Im Oktober 1990 eröffnete die Kreis- und Stadtbibliothek eine eigene Videoabteilung, die in den Räumen der Phonothek untergebracht wurde. Nach der anfänglich kostenpflichtigen Ausleihe konnten die neuen Medien ab November 1991 kostenfrei angeboten werden. Der Zulauf in der Abteilung Phono/Videothek verdoppelte sich dadurch nahezu und zog auch wieder mehr Benutzer in die Bibliothek. Trotz dieser Angebotserweiterung und dem

³² Pielorz, Diana: Videokassetten in Öffentlichen Bibliotheken - dargestellt am Beispiel der Kreis- und Stadtbibliothek Wittenberg. Diplomarbeit, Fachhochschule für Bibliothekare und Buchhändler, Leipzig 1992, S. 6

damit verbundenen Mehraufwand an Arbeitskapazität sowie der Bewältigung steigender Benutzerzahlen wurden der Bibliothek sechs von insgesamt 22 Stellen gestrichen. Einsparungen und Personalabbau prägten auch die weitere Entwicklung der Einrichtung. Die Mietkosten für die Räumlichkeiten der Phono- und Videothek konnten oder wollten nicht mehr aufgebracht werden, so dass die Abteilung Ende März 1992 mit ihren Beständen ausziehen musste und im Leseraum der Stadtbibliothek untergebracht wurde. Ungenügendes Platzangebot sowohl für die Medienbestände der Hauptbibliothek als auch der Phono- und Videothek sowie unübersichtliche Darbietungsformen waren die Folge. Aus Personal- und Kapazitätsgründen wurde die Abteilung wenige Jahre später ganz aufgelöst und die Medien entsprechend der systematischen Gliederung in die Fachliteratur- und Belletristik-Bestände integriert.

Auch die Kinderbibliothek musste im März 1991 ihre Pforten in der Innenstadt schließen. Die Bestände wurden in die Hauptstelle und in die Zweigstelle in der Karlstraße überführt. Seit dieser Zeit gibt es keine eigenständige Kinderbibliothekseinrichtung mehr. Die Zweigbibliothek in der Karlstraße öffnete mit dem neuen Angebot für Kinder und Erwachsene im Mai des Jahres 1991. Drei Jahre später erfolgte der Umzug in die Schulstraße, in deren Räumlichkeiten die Zweigbibliothek für Erwachsene und Kinder noch heute untergebracht ist.

Die Zeit des Umbruchs war damit noch nicht abgeschlossen. Die einst hoch gepriesene Einheitsbibliothek von Kreis und Stadt unter einer Leitung fiel dem Selbstverwaltungsrecht der unterschiedlichen Kommunalkörperschaften – Landkreis und Stadt – zum Opfer. Seit 1991 werden die Bibliotheken in den Gemeinden des Landkreises über eine eigenständige Kreis-Ergänzungsbibliothek angeleitet und mit Literatur versorgt, während für den städtischen Bereich die Stadtverwaltung Wittenberg mit der seither auch namentlich gekennzeichneten Stadtbibliothek Wittenberg verantwortlich zeichnet. Über die Vor- und Nachteile dieser Trennung ließe sich gewiss streiten.

Durch die Eingemeindung der Ortschaften Pratau und Seegrehna nach Wittenberg wurden die dort ansässigen Bibliotheken zu Zweigstellen der Stadtbibliothek, die heute ehrenamtlich geleitet werden.

1.2. Von der Werksbücherei zur Gewerkschaftsbibliothek

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges vollzogen sich in der sowjetischen Besatzungszone vom Herbst 1945 bis zum Beginn des Jahres 1947 grundlegende gesellschaftliche Reformen und Umwälzungen. Neben der Boden- und Schulreform wurden die vorhandenen Betriebe zunächst beschlagnahmt und dann enteignet. Das beschlagnahmte Vermögen und die Einrichtungen gingen in Volkseigentum über. Dazu gehörten auch die vorhandenen Bibliothekseinrichtungen der Betriebe. Hierbei handelte es sich zum einen um einige Fach- und Spezialbibliotheken, vor allem aber waren dies ansehnliche Werksbüchereien, die allgemeinbildende Literatur für die Betriebsangehörigen zur Verfügung stellten. Diese nunmehr

als Betriebsbüchereien bezeichneten Einrichtungen wurden den neuen staatlichen Leitungen der Betriebe zugeordnet und von ihnen unterhalten und geführt.³³

In Wittenberg gab es drei große Werksbüchereien, deren Bestände in Volkseigentum überführt wurden: Die Bücherei des Stickstoffwerkes Piesteritz, des VEB Gummiwerk Elbe und die Bücherei des „VEB Haushaltschemie“, ab 1955 „VEB Wittol Chemie“. Die Bibliotheken des Stickstoffwerkes und des Wittol fungierten dabei als öffentlich zugängliche Ausleihstellen, die Bibliothek des Gummiwerkes stand nur den Mitarbeitern des Betriebes zur Verfügung.

Im Laufe der weiteren Bibliotheksentwicklung unter sozialistischer Steuerung entstanden zahlreiche neue Betriebsbibliotheken unter ehrenamtlicher Leitung von Belegschaftsangehörigen und Gewerkschaftsfunktionären. In Wittenberg waren dies bis zum Ende der sechziger Jahre immerhin über 40 Betriebsbibliotheken.

Der weitere Weg dieser Einrichtungen nach Gründung der DDR zeichnete sich ab, als auf dem III. FDGB-Kongress im September 1950 ein „Arbeitsprogramm zur Entfaltung der kulturellen Massenarbeit“ beschlossen und die Verantwortung für die Arbeit der Betriebsbibliotheken von den Gewerkschaften übernommen wurde.³⁴ Mit der vom Ministerrat der DDR beschlossenen „Verordnung über die weitere Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter und der Rechte der Gewerkschaften“ vom 10. Dezember 1953 wurde festgelegt, dass die betrieblichen Kulturhäuser, Klubs und Bibliotheken den Gewerkschaften zur Nutzung übergeben werden.³⁵ Jede Betriebsbibliothek mit mehr als 1.500 Büchern durfte nun einen hauptamtlichen Bibliothekar beschäftigen. Die Finanzierung der Bibliotheken erfolgte aus betrieblichen und gewerkschaftlichen Mitteln. Aus den Betriebsbibliotheken hatten sich damit die Gewerkschaftsbibliotheken entwickelt, deren Ausbau denen der allgemeinen öffentlichen Bibliotheken der DDR angeglichen werden sollte.

Nach der politischen Wende im Jahr 1990 verschwanden die Gewerkschaftsbibliotheken von der Bildfläche des Bibliothekswesens. Nur in seltenen Fällen ist es gelungen, sie in öffentliche Bibliotheken umzuwandeln. Auch in Wittenberg wurden die bestehenden Gewerkschaftsbibliotheken aufgelöst. Nur schwer lassen sich deren Entwicklungen nachzeichnen – Dokumente, Statistiken oder Chroniken sind nicht mehr vorhanden oder befinden sich in den Händen der ehemals verantwortlichen BibliothekarInnen. Exemplarisch für die drei hauptamtlich geleiteten Gewerkschaftsbibliotheken (Gummiwerk, Wittol, Stickstoffwerk) kann hier die Entwicklung der öffentlichen Bibliothek des Stickstoffwerkes dargestellt werden, der größten Einrichtung dieser Bibliotheksform.

Von einer Betriebsbücherei der Bayerischen Stickstoffwerke AG (Stammbetrieb) kann man seit ca. 1930 sprechen. Die Buchausleihe war von Anfang an kostenlos und bezog die Piesteritzer Bevölkerung mit ein. Die Bibliothek wurde bereits damals hauptberuflich ge-

³³ Marks, 1985, a.a.O., S. 31

³⁴ ebd., S. 54

³⁵ vgl. dazu auch den Beitrag von Renate Gruber-Lieblich: „'Sozialistisch arbeiten, lernen und leben'. Kulturhäuser in Wittenberg“ in diesem Band

leitet und zählte im Jahr 1934 450 Leser. Im Jahr 1941 nutzten bereits 1.300 Leser die Einrichtung, für die eine Auswahl an 3.500 Büchern bereitstand. Während des Krieges gab es keine Schließungszeit, erst nach Kriegsende wurde auf Grund von Säuberungsarbeiten die Einrichtung geschlossen. Bereits 1946 aber erfolgte die Wiedereröffnung in den angestammten Räumlichkeiten des Klubhauses, nunmehr mit dem Namen „Wilhelm Pieck“ (zuvor „Haus Feierabend“). Bis zum Jahr 1952 vollzieht sich die Entwicklung der Bibliothek recht zaghaft. Der Buchbestand steigt auf 4.500 Bände, und die Leserschaft wächst auf 1.500. Die Bibliotheksleiterin wird durch sieben ehrenamtliche Helfer unterstützt. Am 1. Juni 1952 eröffnet eine Zweigstelle für Kinder, die sich fortan regen Zuspruchs erfreut.

Eine neue Etappe der gewerkschaftlichen Bibliotheksarbeit begann mit dem Ausrufen der Bewegung „Sozialistisch arbeiten, lernen und leben“ (1959), mit der für die betrieblichen Arbeitskollektive Aufgaben und Ziele auch in der Kultur- und Bildungsarbeit verbunden waren. In Auswertung des V. FDGB-Kongresses fasste der Bundesvorstand 1961 den Beschluss über „Die Aufgaben der Gewerkschaftsbibliotheken bei der Entwicklung des gebildeten sozialistischen Menschen“. Zielstellung war demnach auch in Piesteritz eine zahlenmäßige Erhöhung der „werktätigen Leserschaft“ und deren Heranführung an das „fortschrittliche“ Buch. Der Bestand wurde den diesbezüglichen Erfordernissen angepasst und machte im Jahr 1962 eine Erweiterung der Räumlichkeiten notwendig. Die Bibliothek zog in bedarfsgerechte Räume in der Straße der Neuerer um. Ähnlich den Entwicklungen der Stadtbibliothek wurde der Buchbestand zu dieser Zeit auf die Freihandausleihe umgestellt, die Literatur entsprechend der Systematik der Allgemeinbibliotheken aufgestellt und katalogisiert. Um die Leserschaft zu erhöhen, nutzte man an 16 Stützpunkten im Werk die Möglichkeit einer Buchausleihe, veranstaltete sogenannte „Leserbälle“ und führte Buchbesprechungen durch. Die Öffnungszeit der Einrichtung (inkl. Kinderbibliothek) betrug 20 Wochenstunden und entsprach damit den Bedürfnissen.



Abb. 5: Bibliothek im Nordwerk

Von 1972 bis 1978 musste die Bibliothek unter sehr beengten räumlichen Gegebenheiten ihre Arbeit fortführen, da die zuvor genutzten Räumlichkeiten anderen Zwecken übergeben wurde. Nach zähem Ringen bekam die Bibliothek im Jahr 1978, im Nordwerk des Stickstoffwerkes, ein neues Zuhause. Nach einem Jahr Schließungszeit (in dieser Zeit wurde der Bestand von der SAB auf die KAB umgestellt) wurde „anlässlich des 30. Jahrestages der DDR den Werktätigen des VEB Stickstoffwerk Piesteritz die Bibliothek zur Nutzung übergeben“. Die bis dahin genutzten

Räumlichkeiten im Ortsteil Piesteritz wurden als Zweigstelle für Erwachsene und Kinder eingerichtet.

Neu war die Möglichkeit der Ausleihe von Schallplatten und Kassetten, mit deren Sammlung trotz widriger Umstände ab 1973 begonnen wurde. Auch ein Abhörtisch mit zwei Plattenspielern stand für die Benutzer bereit.

Am 6. Dezember 1979 erhielt die Gewerkschaftsbibliothek den Namen „Hans Lorbeer“. Hans Lorbeer (1901-1973), geboren in Piesteritz, gemeinhin als proletarisch-revolutionärer Schriftsteller charakterisiert, war der erste Leiter des „Zirkels schreibender Arbeiter“ und Brigaden-Ehrenmitglied im Stickstoffwerk. Er hielt stets engen Kontakt zu den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Bibliothek, deren Leitung sich um das Tragen seines Namens bemüht hatte.

Bis zur Mitte der achtziger Jahre war die Entwicklung der Bibliothek vor allem durch einen gewaltigen Bestandszuwachs gekennzeichnet. So erhöhte sich der Buch- und Medienbestand von 4.500 Bänden im Jahre 1952 auf nahezu 49.000 Bände. Die Leserzahlen stiegen von 1.500 (1952) auf 5.500. Wurden im Jahr 1952 noch 27.000 Bücher entliehen, so waren es 1985 65.000!³⁶ Ein Novum in der Wittenberger Bibliothekslandschaft gelang der Einrichtung durch einen Vertrag mit der örtlichen Volksbuchhandlung: Neben der Möglichkeit Bücher zu entleihen, konnte man eine Auswahl an Büchern käuflich erwerben.

1990 wurde die Bibliothek als Einrichtung der Gewerkschaft aufgelöst. Nur ein kleiner Teil des Gesamtbestandes bildete die Grundlage für eine Zweigstelle der Stadtbibliothek im Ortsteil Piesteritz. Der größte Teil der Bücher und Tonträger wurde an die Betriebsangehörigen zu Billigpreisen verkauft, der Rest vernichtet. Anfang 1991 öffnete die Zweigstelle der Stadtbibliothek im damaligen Piesteritzer Jugendklub. Von acht Mitarbeiterinnen wurden drei übernommen – eine Fachkraft ist heute noch in der Einrichtung beschäftigt.



Abb. 6: *Phonothek in der Bibliothek im Nordwerk*

³⁶ vgl. Bibliotheksverband der Deutschen Demokratischen Republik (Hg.): Jahrbuch der Bibliotheken, Archive und Informationseinrichtungen der Deutschen Demokratischen Republik: Jahrgang 13, 1983/85. Bibliographisches Institut, Leipzig 1987

In der DDR bestand 1989 ein flächendeckendes Netz von 16.850 Öffentlichen Bibliotheken. Einer Tradition der deutschen Arbeiterbewegung folgend, wurde dem gesprochenen und geschriebenen Wort eine bevorzugte Stellung eingeräumt. Ein Presse- und Verlagswesen von beträchtlicher Größe, die – wie hier für Wittenberg dargestellt – weit verzweigte Bibliothekslandschaft sowie ein gut funktionierender Buchhandel trugen dieser Wertschätzung Rechnung.³⁷

Anfang der 90er Jahre begann das große Bibliotheks-Sterben. Heute (Stichtag 31.12. 2002) existieren in der gesamten Bundesrepublik 5.660 Bibliotheken in öffentlicher Hand. Der dramatische Rückgang auf dem Gebiet der neuen Bundesländer resultiert vor allem aus dem Wegbrechen praktisch aller von der Gewerkschaft getragenen Betriebsbüchereien und vieler Gemeindebibliotheken bis 1994.³⁸

In der Bundesrepublik gibt es – anders als in den meisten Ländern – kein Bibliotheksgesetz. Der Grund liegt in der Kulturhoheit der Länder und der bereits angeführten kommunalen Selbstverwaltung. Von einer bundesweiten Planung des Büchereiwesens kann daher keine Rede sein. Bibliotheken zu unterhalten, gehört nicht zu den Pflichtaufgaben der Kommunen.³⁹ Umso mehr liegt es an den Bibliotheken selbst, sich als unverzichtbare Bildungsstätten, Kultur- und Kommunikationszentren zu definieren und zu legitimieren.

2. Wissenschaftliche Bibliotheken

Die Arbeit der wissenschaftlichen Fachbibliotheken in Wittenberg kann hier allenfalls im Rahmen eines groben Überblicks angerissen werden. Die Dokumentation der eigenen Entwicklung in den jeweiligen Bibliotheken scheint stark abhängig von der Bibliotheksleitung bzw. vom Stellenwert der Bibliothek innerhalb ihrer Trägereinrichtung zu sein. Personalwechsel und Personalabbau nach der politischen Wende 1989/90 erschweren zudem das Nachzeichnen von Entwicklungslinien.

Zur allgemeinen Einordnung lässt sich zu den wissenschaftlichen Bibliotheken in der DDR zunächst grundsätzlich sagen: Bis zum Beginn der fünfziger Jahre hatte das Ministerium für Volksbildung die administrative Verantwortung für das gesamte Bibliothekswesen. Mit der Verordnung zur Neuorganisation des Hochschulwesens wurde die Bildung eines Staatssekretariats für Hochschulwesen mit eigenem Geschäftsbereich angeordnet, dem fortan das gesamte Hochschulwesen der DDR einschließlich der wissenschaftlichen Bibliotheken, Museen und verwandten Einrichtungen wissenschaftlichen Charakters unterstand.⁴⁰

³⁷ vgl. Barck, Simone: Bildung und Kultur in der DDR. Kultur im Wiederaufbau (Teil 2). in: Informationen zur politischen Bildung (1997), S. 256. http://www.bpb.de/publikationen/WV9LQV,0,0,Kultur_im_Wiederaufbau_%28Teil_2%29.html#index (Zugriff am 7.7.2003)

³⁸ Gesamtstatistik Öffentliche Bibliotheken Bundesrepublik Deutschland, Stand 31.12.2002 http://www.bibliostatistik.de/auswertung/2002/Tab_D_BRD_1.htm (Zugriff am 15.4.2004)

³⁹ vgl. Öffentliche Bibliotheken: Zahlen und Fakten. Mitteldeutscher Rundfunk, 25.10.2002. <http://www.bdbverband.de/cgi-local/nachrichtenanzeige.pl?DAT=2002-10-25&W=> (Zugriff am 17.10.2003)

⁴⁰ Marks, 1985, a.a.O., S. 58

Die in Deutschland traditionell ausgeformte Zweiteilung des Bibliothekswesens in einen wissenschaftlichen und einen allgemeinbildenden Zweig wurde damit fortgesetzt und widersprach in gewissem Maße der Zentralisierung und Vereinheitlichung der planwirtschaftlich organisierten Gesellschaft.

Zur Beratung der Bibliotheksleitungen wurden nun Fachkommissionen als ständige Einrichtungen gebildet. Sie legten einheitliche Arbeitsverfahren und -richtlinien fest, bereiteten gesetzliche Regelungen vor und publizierten Materialien und Arbeitshilfen.⁴¹ Zu Beginn der fünfziger Jahre entstanden auch die ersten Einrichtungen der Information und Dokumentation, die vordergründig für die Beschaffung von außerhalb der DDR erscheinender wissenschaftlicher Literatur zuständig waren. 1964 wurde das „Methodische Zentrum für wissenschaftliche Bibliotheken“ gegründet, dessen Aufgabe darin bestand, Leitungstätigkeit und Praxis des Bibliotheksbereiches wissenschaftlich zu analysieren, Rationalisierung und Technisierung zur Anwendung zu bringen und dadurch die Wirksamkeit der wissenschaftlichen Bibliotheken zu erhöhen.⁴² 1967 wurde aus dem Staatssekretariat für Hochschulwesen das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen, das von nun an für die Arbeit der wissenschaftlichen Bibliotheken an den Fach- und Hochschulen verantwortlich war.⁴³ In Wittenberg existierte zu DDR-Zeiten in jedem Betrieb mit eigener Forschungsabteilung eine wissenschaftliche Fachbibliothek und eine zugehörige Informationsstelle. So verfügten das Stickstoffwerk (1985: 20.600 Bestandseinheiten, 280 lfd. Fachzeitschriften, 2.800 Benutzer)⁴⁴, der VEB Wittol (1985: 500 Bestandseinheiten, 5.000 Standards, 13 lfd. Fachzeitschriften, 35 Benutzer)⁴⁵ und das Gummiwerk (1985: 14.350 Bestandseinheiten, 75 lfd. Fachzeitschriften, 470 Benutzer)⁴⁶ über eigene Fachbibliotheken. Die Bestände standen den Mitarbeitern des Betriebes und des übergeordneten Kombinats zu Forschungszwecken zur Verfügung. Fachliteratur und Fachzeitschriften, Standards oder Patentschriften gehörten zum Bestandsprofil der Einrichtungen.⁴⁷

Neben den wissenschaftlichen Betriebsbibliotheken beherbergten und beherbergen die Lutherhalle, heute Lutherhaus, das Predigerseminar und das Paul-Gerhardt-Stift, aber auch das Museum für Natur- und Völkerkunde sowie das Stadtarchiv innerhalb der Städtischen Sammlungen⁴⁸ und das Kreisarchiv⁴⁹ mehr oder weniger umfangreiche wissenschaftliche Literatursammlungen.

⁴¹ ebd., S. 59

⁴² ebd., S.104

⁴³ ebd., S. 135

⁴⁴ vgl. Bibliotheksverband der Deutschen Demokratischen Republik, 1987, a.a.O.

⁴⁵ vgl. ebd.

⁴⁶ vgl. ebd.

⁴⁷ Zu den Nutzern dieser Einrichtungen vgl. die Beiträge von Klaus Jasche/Manfred Oertel: „Industrieforschung in den Stickstoffwerken Piesteritz 1945–1994“ sowie Wilfried Kunert: „Industrieforschung im Gummiwerk ‚Elbe‘ nach 1945“ in diesem Band.

⁴⁸ Die Archivbibliothek vom 16.-20. Jahrhundert umfasst Fachliteratur zur allgemeinen und Regionalgeschichte sowie Adressbücher; vgl. den Beitrag von Peer Pasternack: „Stadtgeschichtliches Museum – Städtische Sammlungen“ in diesem Band.

2.1. *Stickstoffwerk Piesteritz*

Zu einem Werk mit ca. 8.000 Beschäftigten (Ende der 80er Jahre), das eigene Forschungsabteilungen unterhält, gehört zweifelsohne eine wissenschaftliche Bibliothek. Mit der Werksgründung im Jahr 1915 wurde der Grundstein für die zu Beginn noch sehr kleine Handbibliothek für das leitende Fachpersonal gelegt. Forschung und Entwicklung waren auf Fachinformationen angewiesen, so dass der Ausbau der Einrichtung kontinuierlich erfolgte. Der Sammelschwerpunkt orientierte sich an der Entwicklung der Produktion. Chemie und Verfahrenstechnik kennzeichneten (und kennzeichnen auch heute noch!) die Hauptinhalte des Bestandes. Am Rande wurden und werden Mathematik, Physik, die Geschichte der Naturwissenschaften, Betriebswirtschaft und z.T. auch Gesetzmäßigkeiten abgebildet.

Auch in den DDR-Jahrzehnten wurde die Literatur diesen Sammlungsschwerpunkten und den „Erwerbungsgrundsätzen für die wissenschaftlichen Bibliotheken der DDR“⁵⁰ entsprechend angeschafft. Mit dem Übergang des VEB Stickstoffwerkes unter das Dach des VEB Kombinat Agrochemie (1979) wurde die Bibliothek Leitbibliothek für das gesamte Kombinat und verfügte über ein eigenes Devisenkontingent. Im Jahr 1985 wurden 20.600 Bestandseinheiten gezählt (1964 waren es noch 7.000 Bände gewesen) und gehörten 280 laufende Zeitschriften (davon 131 aus dem Ausland) zum Angebot der Bibliothek (1964 waren es 160 Zeitschriften, davon 31 fremdsprachige)⁵¹. Der Bestand gliederte sich in 20 Prozent westliche, 30 Prozent sowjetische und 50 Prozent DDR-Fachliteratur.

Die Erschließung erfolgte durch einen alphabetischen und einen systematischen Katalog. Zusätzlich gab es ein Stichwortregister. Klassifiziert wurde nach einer werkseigenen Systematik, die von den Mitarbeitern entsprechend der Erfordernisse des Sammlungsgegenstandes erarbeitet worden war.⁵² Die Einrichtung war direkt an den Fernleihverkehr der DDR angeschlossen und gehörte somit zu den „zur Aufgabe von Fernleihbestellungen berechtigten Bibliotheken mit bedeutenden volkswirtschaftlichen oder wissenschaftlichen Aufgaben“.⁵³

Die Abteilung Information und Dokumentation (ca. 1978 im Zuge der Kombinatgründung entstanden) fungierte ebenfalls als Leitstelle für das Kombinat. Der Abteilung „Patente und Neuererwesen“ unterstand ein eigenes Patentarchiv, welches regen Kontakt zum Patentinformationszentrum der DDR pflegte. Leider wurde das Archiv im Jahr 1994 aufgelöst und dessen Archivalien vernichtet.

⁴⁹ vgl. ebd.

⁵⁰ Marks, 1985, a.a.O., S. 89

⁵¹ vgl. Deutscher Bibliotheksverband (Hg.): Jahrbuch der Bibliotheken, Archive und Dokumentationsstellen der Deutschen Demokratischen Republik: Jahrgang 4, 1964/65. Bibliographisches Institut, Leipzig 1967; vgl. Bibliotheksverband der Deutschen Demokratischen Republik (1987), a.a.O.

⁵² mündl. Auskunft von Petra Geißler, Bibliotheksleiterin

⁵³ Marks, 1985, a.a.O., S. 150

Bis zu seinem krankheitsbedingten Ausscheiden (1988) leitete der Bibliothekar Peter Schubert die wissenschaftliche Bibliothek und die angeschlossene Informations- und Dokumentationsstelle. Ihren Standort musste die Bibliothek mehrfach wechseln. Bis zum Ende der 60er Jahre war sie im Südwerk untergebracht. Mit der Übergabe des neuen Betriebsteiles (Anfang der siebziger Jahre) zog die Bibliothek in das neu errichtete Forschungsgebäude im Nordwerk. Nach dessen Rekonstruktion im Jahr 1994 erfolgte schließlich der Umzug innerhalb des Gebäudes in die heutigen Räumlichkeiten der Bibliothek.

2.2. *Paul-Gerhardt-Stift*

Bereits Anfang der 50er Jahre wurden der literarische Handbestand im damaligen Besprechungszimmer durch den Ankauf neuer Fachliteratur aufgestockt, einige Zeitschriften angeschafft und der noch ungeordneten Bücheransammlung ein eigener kleiner Raum zugewiesen. Bis zum Ende der 70er Jahre wurde die Literatur ehrenamtlich verwaltet, weitere Ankäufe wurden in sehr geringem Umfang getätigt. 1979 erhielt Günther Geißler die Aufgabe, eine Fachbibliothek und eine Patientenbibliothek aufzubauen. Die wissenschaftliche Literatur wurde durch einen alphabetischen und einen systematischen Katalog – Grundlage hierfür war und ist die Bibliothekarisch-bibliographische Klassifikation – Bereich Gesundheitswesen – erschlossen. Dabei handelt es sich überwiegend um medizinische Fachliteratur. In geringem Umfang wird das Gesundheitswesen, Psychologie und Medizinrecht abgebildet. Die Bibliothek verfügte zu DDR-Zeiten über keinen eigenen Etat. Bestellungen wurden bei der Krankenhausverwaltung beantragt und über deren Haushalt abgewickelt. Ausländische Zeitschriften und Fachbücher bezog man über das Diakonische Werk Berlin. Auf Grund seiner kirchlichen Trägerschaft war das Paul-Gerhardt-Stift (Diakonisches Werk des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR) deutlich besser mit Medikamenten, Instrumenten und Literatur ausgestattet als andere Kreiskrankenhäuser in der DDR.⁵⁴

Seit 1989 wurde die Fachbibliothek durch Annett Rettig geleitet, 1992 erfolgte die Fusion mit dem Krankenhaus Apollensdorf und damit auch die Fusion beider bestehender Bibliotheken. Im Jahr 1994 wurde mit der Umstellung des Zettelkataloges auf EDV begonnen. Heute zählt die Bibliothek ca. 8.000 Bände und unterhält ein Angebot von 60 laufenden Fachzeitschriften.⁵⁵

Von einer wissenschaftlichen Bibliothek im damaligen Krankenhaus Apollensdorf lässt sich erst seit 1989 sprechen. Die bis dato existente Literatur befand sich ohne Registrierung oder Klassifizierung und ohne Standortnachweis in den jeweiligen Arztzimmern. Erst durch die Einstellung einer Bibliothekarin – Rosemarie Jacobi übernahm die Geschichte der Bibliothek – gelang die systematische Erschließung der vorhandenen Bestände und

⁵⁴ wie es ebenso auf Grund seiner kirchlichen Trägerschaft mit Problemen zu kämpfen hatte, die andere Krankenhäuser so nicht kannten, vgl. dazu den Beitrag von Peter Gierra: „Medizinische Ausbildung und wissenschaftliche Tätigkeit am Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung“ in diesem Band

⁵⁵ mündl. Auskunft von Annett Rettig, Bibliotheksleiterin

der Aufbau einer Patientenbibliothek. Für beide „Abteilungen“ wurde die Literatur mittels alphabetischen und systematischen Katalog erschlossen. Für die belletristische Literatur orientierte man sich am System der allgemeinen öffentlichen Bibliotheken, und für die systematische Erschließung der Fachliteratur wurde der „Rubrikator für Medizin und Gesundheitswesen“ des Instituts für Wissenschaftsinformation in der Medizin eingesetzt.

Einen eigenen Etat für Neuerwerbungen konnte die Bibliothek jedoch nur in den Jahren 1990 bis 1993 beanspruchen. Der Zuwachs und die Aussonderungen an wissenschaftlicher Literatur hielten sich seither die Waage, so dass der derzeitige Bestand (ca. 2.000 Monographien) dem Anfangsbestand im Jahr 1989 entspricht.⁵⁶

2.3. *Lutherhalle Wittenberg*

Die Geschichte der Bibliothek spiegelt zu großen Teilen die Geschichte des Museums⁵⁷ wider und lässt sich daher nur schwer von diesem trennen. Die eigene Geschichtsschreibung betrachtet die Bestände daher auch als Einheit und spricht von den „Sammlungen der Lutherhalle“.⁵⁸ Dazu zählen Handschriften, Urkunden, Münzen, Medaillen, Grafiken und Gemälde, Stahl- und Kupferplatten, Bücher und sonstige Druckwerke.

Den Grundstock des Bestandes bildete die bereits seit 1860 im Wittenberger Predigerseminar aufbewahrte „Sammlung Augustin“ (benannt nach dem langjährigen Dom- und Oberdomprediger Christian Friedrich Bernhard Augustin aus Halberstadt).⁵⁹ Sie besteht aus annähernd 5.000 Drucken der Reformationszeit, wovon ca. 1.200 Lutherdrucke und Drucke seiner Zeitgenossen sind. Die Bibliothek erhielt in den folgenden Jahren einige überaus wertvolle Nachlässe; eigene Neuerwerbungen waren jedoch erst seit 1908 möglich, als der Einrichtung erstmals Mittel für Anschaffungen zur Verfügung gestellt wurden.

Mit dem Amtsantritt von Julius Jordan (1868-1928) als Direktor der Lutherhalle im Jahr 1912 wurde mit der systematischen Erschließung der Bestände begonnen. Kataloge und Inventare wurden angelegt und Erwerbungsrichtlinien festgeschrieben. Mit der Übernahme des Nachlasses des Kirchenhistorikers und Lutherforschers Johannes Ficker (1861-1944) kamen 1948 einige Druckwerke der Zeit bis 1800 in den Bestand. Den Hauptteil bildeten jedoch Veröffentlichungen des 19. und 20. Jahrhunderts.⁶⁰ Der Ficker-Nachlass stellte mit ca. 6.000 bibliographischen Einheiten den bis dato größten Zuwachs im Bibliotheksbereich dar.

⁵⁶ mündl. Auskunft von Rosemarie Jacobi, Bibliotheksleiterin

⁵⁷ vgl. den Beitrag von Stefan Rhein: „Deponieren und Exponieren. Einblicke in das Lutherhaus“ in diesem Band

⁵⁸ vgl. ausführlicher Jordan, Julius (Hg.): Zur Einführung in die Sammlungen der Lutherhalle in Wittenberg. Verlag der Luther-Gesellschaft, Wittenberg 1924; Thulin, Oskar: Das wissenschaftliche Prinzip der Lutherhalle in Wittenberg. Antrittsvorlesung. Chr. Kaiser Verlag, München 1933

⁵⁹ Wittig, Petra: „Schätze...vor dem Verderben oder Untergang bewahren“: Zur Geschichte der Bibliothek der Lutherhalle Wittenberg. in: Strehle, Jutta/Kunz, Armin: Druckgraphiken Lucas Cranachs d.Ä.: Im Dienst von Macht und Glauben. Wittenberg: Stiftung Luthergedenkstätten, Wittenberg 1998, S. 21

⁶⁰ ebd., S. 26

Nach der Gründung der DDR stagnierte der Erwerb von Literatur. In Folge der Abschottung der DDR konnten den Sammlungen nur wenige Einzelstücke zugeführt werden.⁶¹ Der inländische Markt war äußerst begrenzt. Hinzu kam, dass die Mark der DDR keine frei konvertierbare Währung war. In den sechziger und siebziger Jahren gab es zudem keinen hauptamtlichen Bibliothekar. Die bedeutsamste Anschaffung für die Bibliothek stellte 1982 der Ankauf der Erstausgabe von Luthers Weihnachts- und Adventspostille dar.

Erst ab 1990/91 kann mit Sichtung des gesamtdeutschen Marktes der Bestand systematisch ergänzt, können wichtige, bislang fehlende Stücke der Sammlung zugeführt werden. Durch den institutionellen Zusammenschluss mit dem Wittenberger Melancthonhaus im Jahr 1994 wuchs der historische Altbestand des 16. bis 19. Jahrhunderts um weitere 800 Bände, und der Bestand an Sekundärliteratur (ab 1801) vergrößerte sich um 2.300 Bände.⁶²

Heute umfasst die Sammlung der Stiftung Luthergedenkstätten (bestehend aus dem Lutherhaus Wittenberg, dem Melancthonhaus Wittenberg, Luthers Geburtshaus und „Sterbehau“ in Eisleben) etwa 30.000 historische Druckwerke vom 15. bis zum 18. Jahrhundert und repräsentiert damit umfassend die Geschichte der Reformation. Zirka 80 Prozent der Titel liegen in deutscher Sprache vor, 20 Prozent der Schriften sind in lateinischer Sprache und nur einzelne in französischer, isländischer, niederländischer, hebräischer und griechischer Sprache.⁶³ Im Mittelpunkt der Sammlung steht das Leben und Werk Martin Luthers. Die Bibliothek fungiert als wissenschaftliche Spezialbibliothek und hat daher den Charakter einer Präsenzbibliothek.

2.4. *Predigerseminar Wittenberg*

Das Königlich Preußische Predigerseminar wurde 1817 als Nachfolgeeinrichtung der Universität Wittenberg gegründet.⁶⁴ Im Zuge der Universitätsübersiedlung nach Halle wurden etwa zwei Drittel der ca. 45.000 Bände umfassenden Bibliothek in die Universitätsbibliothek Halle überführt (im wesentlichen die separat aufgestellten Privatbibliotheken von Ponickau, Cassai u.a.).⁶⁵ In Wittenberg verblieben die theologischen und philologischen Bestände – nahezu 90 Prozent des Kernbestandes der über Jahrhunderte gewachsenen Univer-

⁶¹ Martin Luther 1483 bis 1546: Katalog der Hauptausstellung in der Lutherhalle Wittenberg. Schelzky & Jeep, Berlin 1993, S. 21

⁶² Wittig, 1998, a.a.O., S. 27

⁶³ Krause, Friedhilde (Hg.): Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, Bd. 22: Sachsen-Anhalt. Olms-Weidmann, Hildesheim/Zürich/New York 2000, S. 188

⁶⁴ vgl. den Beitrag von Peter Freybe: „Leben und Lernen auf Luthers Grund und Boden. Das Evangelische Predigerseminar Wittenberg“ in diesem Band

⁶⁵ ebd., S. 177; vgl. auch Boehmer, [Eduard]: Bericht über die von Ponickauische Bibliothek der Universität Halle-Wittenberg, in: Zur Feier der fünfzigjährigen Vereinigung der Universitäten Halle und Wittenberg, Halle 1867, S. 37-76; Juntke, Fritz: Johann August von Ponickau und seine Bibliothek (=Schriften zum Bibliotheks- und Büchereiwesen in Sachsen-Anhalt H. 60), hrsg. von der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, Halle/S. 1987

sitätsbibliothek.⁶⁶ Die heutige Bibliothek ist eine der größten kirchlichen Bibliotheken Deutschlands und zählt cirka 120.000 Medien. Sie dient vor allem der Ausbildung der Vikare, die hier für ihren Pfarrdienst in den Gemeinden vorbereitet werden, und steht darüber hinaus zu Forschungszwecken zur Verfügung.⁶⁷

Die Bibliothek umfasst die Hauptabteilungen „Ehemalige Universitätsbibliothek“, Heubner-Abteilung (Heinrich Leonhard Heubner war einer der ersten Direktoren des Predigerseminars und stellte seine Privatsammlungen der Bibliothek zur Verfügung),⁶⁸ Mittlere Abteilung der Anschaffungen von 1817 bis 1945 und Neue Abteilung der Anschaffungen ab 1945.⁶⁹ Die Zahl der jährlichen Zugänge stieg von etwa 50 Titeln in den Jahren nach 1918 bis auf gegenwärtig 500 bis 1.000 Titel (Zuwachs 1964: 428 Bände, Zuwachs 1972: 966 Bände). Zwischen 1950 und 1995 kamen ca. 30.000 Neuerwerbungen durch Ankäufe, Geschenke oder Nachlässe in die Bibliothek.

Interessant für Wissenschaftler aus der ganzen Welt ist der historische Bestand bis 1900. Er umfasst ca. 52.000 Titel. Davon liegen 8.436 Titel aus dem 16. Jahrhundert vor, 22.185 Titel aus dem 17. Jahrhundert, 12.292 Titel aus dem 18. Jahrhundert und 9.383 Titel aus dem 19. Jahrhundert.⁷⁰ Die vorherrschende Sprache ist Latein, gefolgt von Deutsch. Einen geringen Prozentsatz nehmen Griechisch, Hebräisch, Französisch, Englisch, Niederländisch, Spanisch oder auch Sorbisch ein. Inhaltlich entfallen ca. zwei Drittel des historischen Bestandes auf Theologie, etwa ein Drittel auf Geschichte, Philosophie, Sprachwissenschaft, Naturwissenschaft, Biographien und Belletristik. Bedeutsam sind ferner die Sonderabteilungen von 10.000 Wittenberger Dissertationen und 4.000 Leichenpredigten.⁷¹ Außer den Werken in der Neuen Abteilung ist die Literatur nach einer groben Systematik aufgestellt und beinhaltet einige Raritäten, wie z.B. die Marginalien Luthers in der Hieronymusausgabe, das Septembertestament oder das Heiltumsbuch der Schlosskirche. Neben den literarischen Werken verfügt die Bibliothek über eine Kunstsammlung von 70 Gemäl-

⁶⁶ vgl. genauer Weissenborn, Bernhard: Die Wittenberger Universitätsbibliothek (1547-1817), in: Stern, Leo (Hg.): 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. I, o.O. o.J. [Halle/S. 1952], S. 355-376; Herricht, Hildegard: Zur Geschichte der Universitätsbibliothek Wittenberg (=Schriften zum Bibliotheks- und Büchereiwesen in Sachsen-Anhalt H. 44), hrsg. von der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, Halle/S. 1977

⁶⁷ vgl. auch Schulz, Erika: Einführung in die Geschichte der Bibliothek des Evangelischen Predigerseminars. Wittenberg 1985, unveröff. Manuskript

⁶⁸ vgl. auch Melchersmann, Claudia M./Anke Steinmetz: Heubner & Wittenberg – lutherische Festungen im Zeitalter der Aufklärung. Der handschriftliche Nachlaß Heinrich Leonhard Heubners (1780-1853) im Wittenberger Predigerseminar, Diplomarbeit im Studiengang Bibliothekswesen an der Fachhochschule Hannover, Hannover 1993, unveröff. Manuskript

⁶⁹ Krause, 2000, a.a.O., S. 177

⁷⁰ ebd., S. 178; vgl. auch zu einem Spezialbestand: Schulz, Erika: Bücher aus den beiden Wittenberger Klosterbibliotheken in der Bibliothek des Evangelischen Predigerseminars Wittenberg, in: Heimatverein der Lutherstadt Wittenberg und Umgebung/Kulturbüro der Lutherstadt Wittenberg (Hg.): Vorträge zur lokalen Entwicklung anlässlich der Festwoche „700 Jahre Wittenberg“, Wittenberg 1994, S. 32-35

⁷¹ vgl. Die Bibliothek des Evangelischen Predigerseminars im Augusteum, <http://www.predigerseminar.de/biblio.htm> (Zugriff am: 25.03.2004)

den sächsischer Fürsten und Wittenberger Professoren. Die umfangreiche Graphiksammlung beinhaltet Kupferstichporträts sowie Ansichten Wittenbergs.

Bis zum Ende der 80er Jahre übernahm die Bibliothek die Funktion einer Zentralbibliothek für wissenschaftliche Literatur der evangelischen Kirchen der DDR bzw. später für den Zusammenschluss der unierten Kirchen EKV – Evangelische Kirche der Union und war damit Bestandszentrum für die theologischen und kirchlichen Fachbibliotheken.⁷² Sie war an den staatlichen Fernleihverkehr angeschlossen und bearbeitete Anfragen von Wissenschaftlern aus der gesamten Republik und darüber hinaus auch der BRD. Durch die kirchliche Trägerschaft und die Funktion als Zentralbibliothek standen der Einrichtung auch während der DDR-Zeit mehr finanzielle Mittel (inkl. Devisen) zur Verfügung als vergleichbaren Einrichtungen. Zudem blieb sie weitestgehend vor restriktiven staatlichen Eingriffen verschont. Laufende Fachzeitschriften gelangten über die EKV, die EKD oder durch Spenden in den Bestand. Diese Spenden ermöglichten auch den Bau einer modernen Regalanlage und die Einrichtung einer Mikrofilmstelle. In jüngster Zeit wurde diese durch ein Digitalisierungszentrum ersetzt, wofür auch Landesmittel einfließen.

Im Jahr 1985 wurde dem Predigerseminar der Hauptteil der Bibliothek des Kirchlichen Auslandsseminars und des Predigerseminars Frankfurt/Oder übergeben. Da die Bestände des Auslandsseminars von 1930 bis 1936 im Schloss Ilsenburg (Harz) untergebracht waren, werden sie als „Ilsenburger Bibliothek“ bezeichnet. Nach Aussonderung der Dubletten wurden insgesamt 5.500 Bände in das Predigerseminar überführt.⁷³ Bis 1995 gelangten zwei weitere Kirchenbibliotheken in das Predigerseminar: die Kirchenbibliothek der Evangelischen Gemeinde Heringen (2.250 Titel, ausschließlich historische Schriften) und die Kirchenbibliothek St. Blasii Nordhausen (714 Titel, abgeschlossener historischer Bestand). In den 90er Jahren gelang es auch, Teile einer verschollenen Briefsammlung des Wittenberger Theologen Abraham Calov zurückzukaufen.

Seit 1817 besitzt die Einrichtung den Charakter einer Ausleihbibliothek. Die Bestände der Neuen und Mittleren Abteilung können entliehen werden, die Altbestände bis 1900 stehen im Leseraum zur Verfügung. Für Museen und Sonderausstellungen wurden und werden Exponate einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Größter Leihnehmer ist das Lutherhaus. Neben der Augustinischen Sammlung, die dem Haus seit 1935 als Dauerleihgabe zu Verfügung steht, waren zeitweilig über 1000 Bücher entliehen.

Die erste hauptamtliche Leitung der Bibliothek geht auf das Jahr 1945 zurück, zuvor waren für ihre Betreuung Vikare zuständig. Bis in die sechziger Jahre kümmerte sich Hedwig Huckert um die bibliothekarischen Belange des Predigerseminars, in den siebziger Jahren war Wolfgang Otto für die Bestände verantwortlich. Er bearbeitete u.a. den Altbestand und erstellte ein Verzeichnis der vorhandenen Lutherdrucke und Inkunabeln.⁷⁴ Vom An-

⁷² vgl. Bibliotheksverband der Deutschen Demokratischen Republik, 1987, a.a.O.

⁷³ Krause, 2000, a.a.O., S. 178

⁷⁴ dazu vgl. auch Staatliche Lutherhalle Wittenberg (Hg.): Die Inkunabeln der Staatlichen Lutherhalle Wittenberg, bearb. von d. Inkunabelabt. der Dt. Staatsbibliothek Berlin, Wittenberg 1983.

fang der achtziger Jahre bis 1995 leitete Erika Schulz die Bibliothek. Seit 1996 hat Stephan Lange die Bibliotheksleitung inne.

Nach der politischen Wende mehrten sich Anfragen aus den alten Bundesländern, da der Zugang für Bundesbürger zu DDR-Zeiten sehr erschwert war. Aber auch in Wittenberg selbst begann man das Predigerseminar mit seiner herausragenden Bibliothek wieder wahrzunehmen. Durch gewichene Berührungängste weitete sich die Struktur der Nutzergruppen. Zunehmend gehören Schüler und Studenten zu Nutzern der Bibliothek. Sie werden durch spezielle Angebote in die wissenschaftliche Arbeit an den Quellen eingeführt. Für die allgemeine Öffentlichkeit finden Führungen statt.

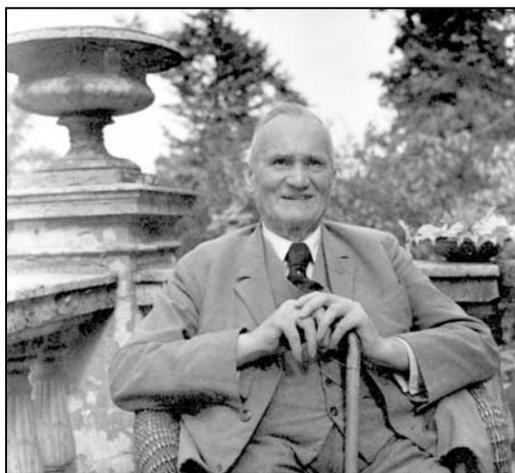
Ob nun wissenschaftliche oder öffentliche Bibliotheken – beide Formen haben neben ihrer Geschichte eine nicht zu unterschätzende Funktion in der heutigen Gesellschaft. Sei es die Bewahrung des kulturellen Erbes, sei es der Forschungsgegenstand Buch, der Informationsträger Buch oder das Buch als Unterhaltungsmedium: Kunst und Kultur gehören zu den wichtigsten Traditionen eines Landes, und wenn wir uns in Wittenberg auf unsere Tradition berufen, so sollte auch in der heutigen Kulturpolitik nicht außer acht gelassen werden, dass der Wittenberger Reformator aus Büchern gelernt und durch Bücher gewirkt hat. Gerade in der heutigen, schnelllebigen und medienintensiven Zeit sollte dem Umgang mit dem Buch und der Förderung des Lesens größere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Der A. Ziemsen Verlag

Friedrich-Karl Künne

Im Jahre 1902 gründete Amadeus Ziemsen in Wittenberg seinen „Verlag der Deutschen Färberzeitung“. Die Berufsgruppe der Färber hatte eine große Bedeutung nicht nur im deutschsprachigen Raum, so dass die Zeitschrift weit verbreitet war. Es sollten auch Bücher in das Verlagsprogramm aufgenommen werden, und so wurde der Verlagsname in „A. Ziemsen Verlag“ geändert. Die Bücher mit textiltechnischem Thema hatten nicht den gewünschten Erfolg, auch andere Verlagswerke blieben hinter den Erwartungen zurück. Mit der Übernahme der „Zeitschrift für Förderanlagen und Frachtverkehr“ konnte 1911 wieder ein Objekt gefunden werden, das internationale Beachtung fand. Leider galt dies wiederum nicht für die begleitend herausgegebenen Verlagswerke, die das Thema erweitern sollten.

Mitte der dreißiger Jahre gab es fast einen Neuanfang mit der „Deutschen Werkmeister Bücherei“, in der die Bereiche der metallverarbeitenden Berufe behandelt wurden. Ihr Erfolg war sicher, da eine allgemeinverständliche Darstellungsweise gewählt wurde, die dem Handwerker das Rüstzeug bot, sich weiterzubilden und den Weg zum Meister zu finden. An anderer Stelle habe ich schon ausgeführt, dass der vorübergehende wirtschaftliche (und den Krieg vorbereitende) Aufschwung durch die Rüstung und der dadurch bedingte Bedarf an Fachkräften diese Entwicklung beeinflusste.⁷⁵ Dass noch in den ersten Jahren des



*Amadeus Ziemsen (1875-1952),
hier wenige Wochen vor seinem Tode bei
seiner Tochter in Berlin-Wannsee*

zweiten Weltkriegs Druckgenehmigungen für die entsprechenden Bücher erteilt wurden, mag auch damit zusammenhängen. Die Zeitschriften hingegen wurden schnell eingestellt.

⁷⁵ Vgl. Friedrich-Karl Künne: A. Ziemsen Verlag Wittenberg Lutherstadt, in: *Heimatkalender Lutherstadt Wittenberg & Landkreis Wittenberg* 2002, Wittenberg 2002, S. 120-123.

1. Der Neubeginn nach Kriegsende

Die Voraussetzungen für den Neubeginn waren gut. Die Angestellten und der Inhaber des Verlages waren nicht in der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen organisiert, und – was noch wichtiger war – keines der Verlagsobjekte war inhaltlich mit nationalsozialistischen Tendenzen behaftet gewesen. So wurde die Gewerbe genehmigung ohne Anstände erteilt, und es konnte mit der Arbeit begonnen werden. Es konnten erst einmal die vorhandenen Bestände verkauft werden, so dass Geld für die weitere Arbeit zur Verfügung stand.

Die Zeitschriften des Verlages wurden trotz vielfältiger Bemühungen nicht lizenziert. In dieser Richtung war kein Neubeginn möglich: Keine der Zeitschriften aus der Zeit vor 1945 wurde wieder zur Veröffentlichung zugelassen.

Verstärkt wurde die Arbeit an den Titeln der „Werkmeister Bücherei“ aufgenommen, noch mit dem Zusatz „Deutsche“. Wenige Jahre später wäre das nicht mehr möglich gewesen, den Begriff „Deutschland“ hatte dann nur noch das Zentralorgan der SED im Titel (und der Kulturbund für einige Zeit).

Die meisten Autoren des Verlages hatten ihren Wohnsitz im Westen oder im Westen Berlins. An der West-Berliner Gauss-Schule für Ingenieure z.B. waren eine ganze Reihe Dozenten Ziemsen-Autoren. In den Folgejahren kamen weitere dazu, sollten doch neben der „Werkmeister Bücherei“ Titel aufgebaut werden, die im Niveau einer Ingenieur-Bücherei entsprechen konnten.

Das ganze Bemühen erfolgte in der Hoffnung, dass nach den Jahren der Diktatur und der damit verbundenen Zensur eine Arbeit in Freiheit möglich wurde. Die Lizenzgebung durch die SMAD, die Sowjetische Militäradministration, wurde als Übergang angesehen auf dem Weg zu einer freien Entfaltung der Kräfte. Es sollte sich als ein Trugschluss erweisen. Im Westen konnten die Verlage nach dem baldigen Ende der Militärlizenzen mit der ungehinderten Verlagsarbeit beginnen – ganz anders im Osten!

Als der Arbeitsgemeinschaft der Fachbuch- und Fachzeitschriftenverlage im Mai 1949 die Lizenz entzogen und sie damit aufgelöst wurde – die Verlagsarbeit sollte in deutsche Hände gelegt werden –, gab es nur noch wenige Betriebe, die lebensfähig waren. Einige – deren Mitarbeiter in den Westen gegangen waren – wurden zum volkseigenen Verlag, wenige versuchten die Zusammenarbeit mit den nun gegründeten volkseigenen Verlagen. So auch der A. Ziemsen Verlag.

In Leipzig wurde mit dem Fachbuchverlag über Kooperation verhandelt. Hier war der Gewerkschaftsbund FDGB Gesellschafter, Leiter des Verlages der spätere Präsident des Nationalen Olympischen Komitees der DDR, Heinz Schöbel. Die getroffenen vertraglichen Vereinbarungen waren durchaus vielversprechend: Der A. Ziemsen Verlag bringt über 40 Titel ein, deren Entwicklung und technische Abwicklung wird in Wittenberg vorgenommen, und zwar völlig eigenständig; die Werbung und der Vertrieb werden von Leipzig aus organisiert, der Fachbuchverlag trägt die Kosten der Herstellung und zahlt eine Lizenzgebühr.

Dies war an sich eine Konstellation, die nicht gut gehen konnte. Der Fachbuchverlag war der stärkere Partner, der die Bedingungen stellen konnte, und sicher war sein Ziel auch, den Privatverlag zu eliminieren. Aber das wollte oder konnte damals keiner erkennen, denn es lief gut an. Aber nach und nach baute der Fachbuchverlag eigene Redaktionen auf, dazu Herstellungsabteilungen, die für die technische Abwicklung der nun dort entwickelten Bücher sorgten.

Ein schwerwiegendes Problem ergab sich daraus, dass eine Reihe der Ziemsen-Autoren im Westen bzw. Westberlin lebte. Nach den Währungsunionen mussten diese ihr Honorar in der Währung ihres Landes bekommen. Daher wurde nun ein Titel nach dem anderen aus dem Vertrag herausgelöst, ein Passus nach dem anderen geändert. Der Umfang der Arbeit nahm entsprechend ab. Unmittelbar davon betroffen waren die Kollegen im A. Ziemsen Verlag in Wittenberg: waren es zuerst noch 20 Angestellte, so am Schluss der unerfreulichen Aktionen noch sechs.

Dennoch gab es auch Erfreuliches. Zu den herausragenden Titeln dieser Periode gehörte unzweifelhaft die zweibändige Ausgabe der „Mathematik für metallbearbeitende Berufe“, die in wenigstens zehn Auflagen erschien. Die allgemeinverständliche und lebendige Darstellung auch schwieriger Aufgabenstellungen fand Anerkennung. Nur die Wahl der Aufgaben hatte zunächst nicht die vollständige Zustimmung der Druckgenehmigungsbehörde gefunden: es mussten nach Blechabwicklungen auch Planaufgaben eingearbeitet werden.

Diese Mathematikbände des Autors Gasse waren eine Neuentwicklung, die in einem neuen Format herausgebracht wurden. Waren die Bände der „Deutschen Werkmeister Bücherei“ in einem Taschenbuchformat gedruckt worden, was gewiss auch einer der Gründe für den Erfolg der Reihe gewesen war, so konnten in dem neuen Format die Bände mit besserem und größerem Bildmaterial ausgestattet werden. Auch für den Text stand mehr Raum zur Verfügung und die Manuskripte wurden umfangreicher.

Großen Anklang fand der Band „Technisches Zeichnen“ von Baurat Kurt Rabe, der zu den ersten Bänden der alten Reihe gehörte und bereits dort mehrere Auflagen gehabt hatte. Dazu kam der Band über „Maschinenelemente“ von Hans Luft aus Braunschweig, die „Dreherei“ ebenfalls von Kurt Rabe aus Berlin – alle in mehreren Auflagen. Neu hingegen waren die Bände „Werkstoffkunde und Werkstoffprüfung“ von Baurat Herbert Lehmann aus Berlin, wie Kurt Rabe Dozent an der Gauss-Schule für Ingenieure in West-Berlin. In Dortmund war Ing. Albert Varduhn zu Hause, auch sein zweibändiges „Handbuch der Elektrotechnik“ gehörte zu den Neuentwicklungen. Es können hier nicht alle Bände aufgeführt werden. Die kleine Auswahl zeigt aber bereits die Vielfalt der Themen wie auch, dass die Autoren meist aus den Westgebieten waren – und, wie erwähnt, die Devisen waren knapp.

So kam der Fachbuchverlag auf die Idee, die Autoren dazu zu animieren, dass sie ihre Honorare einem guten Zweck spenden, von dem sie dann auch selbst profitieren sollten. Es sollte ein Ferienheim für die Verlagsangestellten gebaut werden, das dann auch von den Autoren genutzt werden konnte. Die spendeten auch – aber weder sie noch ein Angestellter

des A. Ziemsen Verlages war je dort. Die Autoren zeigten sich nicht interessiert, und das Verhältnis zwischen Ziemsen Verlag und Fachbuchverlag war bereits so abgekühlt, dass auch hier keiner Lust dazu hatte.

Als sich der Fachbuchverlag stark genug fühlte, vollständig auf eigenen Beinen zu stehen, kündigte er die Zusammenarbeit auf. Diese Entwicklung hatten die Verantwortlichen des Wittenberger Verlages vorausgesehen. Es wurden noch einige nette Worte gewechselt, und das war es dann. Jahre später wurde dem Leipziger Verlagsleiter Schöbel bei passender Gelegenheit nebenher gesagt, dass die Stenoprotokolle der Verhandlungen zwischen dem A. Ziemsen Verlag und dem Fachbuchverlag noch vorhanden waren. Es war ihm tatsächlich peinlich, denn sicher war ihm klar, wie unfair von seiner Seite gehandelt wurde – wie die Fachbuchleute schon damals nicht daran interessiert waren, den Privatverlag Ziemsen am Leben zu lassen. (Nicht gesagt wurde ihm, dass Prokuristin Charlotte Grunert Stolze-Schrey mit eigenen Kürzeln geschrieben hatte. Keiner konnte es mehr lesen.)

2. Die Neue Brehm-Bücherei

Etwa 1940 stand im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel eine Anzeige, mit der eine Bamberger Großbuchbinderei die Konkursmasse des Brehm-Verlages anbot. Es waren die Verlagsrechte für 18 Titel einer „Brehm-Bücherei“ und einige naturkundliche Bände. Dazu gehörten die Klischees aller Titel, Filme und die Originalvorlagen der Bilder.

Die damalige Leiterin Charlotte Grunert – sie war das, was man heute eine Naturfreundin nennen würde – konnte den Verlagschef Ziemsen überzeugen, und der Kauf war alsbald perfekt. Die Reihe sollte später dann einmal das Überleben des Verlages sichern, als auch die letzten technischen Bücher wegfielen und nur diese Reihe als Verlagsobjekt blieb. Doch zunächst war es im Krieg nicht möglich, die Reihe wieder herauszubringen. Gleich nach Kriegsende aber wurde der Neustart in Angriff genommen. Das hieß zweierlei: Zum einen musste mit den alten Autoren des Brehm-Verlages Verbindung aufgenommen werden, was auch bis auf zwei Ausnahmen Erfolg hatte. Zum anderen brauchte man für die Druckgenehmigung einen kompetenten Naturkundler, denn im Verlag verfügte keiner über die erforderlichen Kenntnisse.

Charlotte Grunert nahm daher Verbindung zu Pfarrer Dr. Otto Kleinschmidt auf, der im Wittenberger Schloss seinem Kirchlichen Forschungsheim vorstand.⁷⁶ Er hatte – da auch Ornithologe und Anthropologe – in zoologischen Kreisen einen guten Namen, ob schon seine Formenkreislehre nicht allgemein anerkannt wurde. Er konnte als Herausgeber der Reihe gewonnen werden. Wertvoll in der Anfangsphase waren seine Kontakte zum Naturkundlichen Museum Berlin. Denn allzu einfach konnten die Genehmigungen zum Druck der Einzelbände nicht erlangt werden. Hier stellten sich Professoren des Museums zur Verfügung, die beim „Kulturellen Beirat“, dem Vorläufer der späteren Zensurbehörde

⁷⁶ vgl. zu Kleinschmidt auch den Beitrag von Hans-Peter Gensichen: „Von der Kirche zur Gesellschaft. Die Bewegung des Wittenberger Forschungsheimes zwischen 1945 und 2000“ in diesem Band



Charlotte Grunert (1904-1967), 1920 als Lehrling im A. Ziemsen Verlag begonnen, später Prokura, 1965 ausgeschieden, 45 Jahre im Verlag tätig

„Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel“ des Ministeriums für Kultur, vorstellig wurden. Sie konnten die Genossen überzeugen, dass nach den Jahren des Krieges eine Rückbesinnung auf die Werte der Natur wichtig war, und dass die Reihe dazu einen wertvollen Beitrag leisten könne. Es gehört zur Redlichkeit zu erwähnen, dass die Zusammenarbeit mit Dr. Kleinschmidt nicht immer einfach war, und es auch vorkam, dass einer der Autoren sich gegen die „pastorale Bevormundung“ wehrte. Da mussten oft die Wogen geglättet werden.

Die ersten Titel der nun „Die Neue Brehm-Bücherei“ genannten Reihe erschien 1948 in einem bescheidenen Umfang mit wenigen Bildern auf nicht gerade gutem Papier und einem einfachen Kartonumschlag. An Farbbilder war zu dieser Zeit nicht zu denken.

Die vom Brehm-Verlag übernommenen Titel waren nach einem einheitlichen Schema gestaltet. Etwa 20 bis 25 gute Fotografien und

dazu ein begleitender Text, allgemein gehalten, selten mit eigenen Forschungsergebnissen. Das jeweils aktuell bekannte Wissen war geschickt zu einem flüssigen Text verarbeitet. Der Werbespruch war „Wer die Natur liebt und Naturerkenntnis sucht, liest die Bände der Brehm-Bücherei“ – und das wurde dann auch unser Text.

Mit dem Erscheinen der ersten Bände kamen auch Angebote zur Mitarbeit. Hier war Dr. Kleinschmidt gefragt, der seine Zustimmung geben und die Arbeiten durchsehen musste. Auch von ihm selbst kamen erste Manuskripte, und auch er konnte aus dem Kreis seiner befreundeten Wissenschaftler neue Titel anregen. In dieser Zeit kam auch Dr. Heinrich Dathe zu uns. Er konnte so schnell nicht selbst als Autor tätig werden, aber er gab viele wertvolle Hinweise, verfügte er doch aus seiner Zeit als Mitarbeiter des Zoologischen Gartens Leipzig über beste, auch internationale Verbindungen.

In dieser Anfangsphase flossen die Lizenzgebühren aus der technischen Fachliteratur noch reichlich, so dass in einem Jahr über 40 Titel der „Neuen Brehm-Bücherei“ erscheinen konnten. Und noch hatten die Druckereien Kapazitäten frei, der volkseigene Sektor war erst im Aufbau. Papier war auch noch vorhanden, wenn auch nicht in guter Qualität.

Schwierig war die Frage der Lizenz. Die sowjetische Lizenz, unter der die ersten Bände der Neuen Brehm-Bücherei erschienen waren, war unterdessen erloschen. Ein Antrag des A. Ziemsen Verlages zur Erteilung einer neuen Lizenz wurde abgelehnt – die Zahl der Privatverlage sollte verringert werden! Hier stand akut die Frage im Raum, wie es weiter

gehen könne. Heinrich Dathe erwies sich als der Retter in der Not. Er gab in der Akademischen Verlagsgesellschaft Geest & Porting in Leipzig zwei Zeitschriften heraus und konnte mit dem Leiter Dr. Portig ein Abkommen einfädeln, dass die Brehm-Bücher unter der Lizenz der Akademischen Verlagsgesellschaft weitergeführt werden konnten. Der plötzliche Tod von Dr. Portig 1953 und die Flucht der Prokuristin in den Westen, wo der amerikanische Besitzer der Akademischen Verlagsgesellschaft seine Verlagsgesellschaft neu gegründet hatte, führte dazu, dass in Leipzig ein staatlicher Treuhänder eingesetzt wurde. Dieser setzte sich dann dafür ein, dass Philipp Schlamp, der Prokurist des A. Ziemsen Verlages, eine personengebundene Lizenz für die Brehm-Bücherei erhielt. Die Arbeit konnte also weitergehen. Es war ein schwerer Weg, bis sich die Neue Brehm-Bücherei so stabilisiert hatte, dass sie auch internationale Beachtung fand.

In der Anfangszeit gab es Auflagenhöhen von 5.000 und 10.000 Stück – bei dem geringen Umfang der Einzeltitel verhältnismäßig leicht zu realisieren; Nachauflagen konnten schnell herausgebracht werden. Auch war es nicht allzu schwer, Devisen für Autoren in der Bundesrepublik zu erhalten, denn die Reihe wurde auch exportiert.

Plötzlich aber stagnierte der Absatz – so schnell, wie die staatliche Handelsorganisation (HO) etabliert wurde. Denn nun wurde lieber eine Mark für eine Bockwurst ausgegeben als 1,50 Mark für einen Titel aus der Neuen Brehm-Bücherei. Obendrein begann jetzt das Finanzamt, die privaten Betriebe besonders hart zu behandeln. Das hieß ganz konkret, dass die verhältnismäßig hohen Lagerbestände nunmehr hoch besteuert wurden. Einen Ausweg fand der Verlag in dem Verkauf von 45.000 Bänden an das Ministerium für Volksbildung. Mit diesen sollte in den Schulen ein Grundstock aufgebaut werden – und unsere Hoffnung, dass dann die neuen Titel dort eingestellt würden. Das war nicht der Fall; die Schulen hatten dafür keine Mittel. Auch in den pädagogischen Kabinetten wurde nur gekauft, was dem jeweiligen Leiter gefiel, obwohl der Auftrag darin bestand, eine Fachbibliothek für die Lehrer des jeweiligen Kreises aufzubauen; sicher hatte auch nicht jeder Biologielehrer die Neue Brehm-Bücherei im Hause.

In der Zwischenzeit hatte sich das Bild der Reihe geändert. Alle Titel erhielten nun einen Schutzumschlag, freilich längst noch nicht in Farbe. Aber der eintönige gelbe Umschlag war nun verdeckt. Im Laufe der Jahre gab es weitere Änderungen. Um den Reihentitel hervorzuheben, bekam jede „Gruppe“ innerhalb der Reihe ihren eigenen Farbbalken. Und später kam es dann auch dazu, dass farbige Bilder genommen werden konnten und die Umschläge lackiert wurden. Das war allerdings immer wieder mit fast unvorstellbaren Schwierigkeiten verbunden. Das gilt auch bei der Frage des Papiers. Mit der Qualität der ersten Bände hätte die Reihe nicht überleben können. Nicht nur, weil immer eine gute Illustrierung angestrebt wurde, sondern auch weil der Verlag auf den Export der Bände (eine Überlebensfrage in der DDR) angewiesen war. Und schlechte Druckqualität, die aus mangelnder Papierqualität resultierte, brachte immer herabsetzende Kritiken in der internationalen Presse. Die ausländischen Autoren waren nur zu interessieren, wenn ihre Arbeiten in ansprechender Form gebracht wurden.

Bei der inhaltlichen Gestaltung gab es auch eine kontinuierliche Entwicklung. Es genügte nicht mehr, nur bekannte Tatsachen zusammenzustellen. Es waren eigene Arbeitsergebnisse gefragt. So wuchsen dann mit der Reihe auch die Umfänge der einzelnen Bände. Immer aber wurde versucht, dem Anspruch der populären Wissenschaft gerecht zu werden – „im Sinne Brehms“, was der Verlag dabei betonte. Bei der Herausgabe des 600. Bandes im Jahre 1989 wurde eine Bilanz gezogen:

- 426 Autoren hatten für die „Neue Brehm-Bücherei“ gearbeitet – leider darunter nur 25 Frauen.
- Etwa 100 Autoren hatten ihr Sachgebiet als Laien, als Freizeitforscher bearbeitet, und das oft mit erstaunlichen Ergebnissen.
- Wie nicht anders zu erwarten, stammten 254 Autoren aus der DDR, aber 92 aus der Bundesrepublik, dazu neun Österreicher und fünf deutschsprachige Schweizer. Aus Russland stammten 21 Autoren, aus der Tschechoslowakei 18, den Niederlanden zehn, Ungarn sieben. Dazu einzelne aus Dänemark, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Schweden, Polen, den USA, Kanada, Brasilien und sogar drei aus Israel (eine Genehmigung wurde hier erteilt, weil der Autor Mitglied der KP Israels sein sollte).

Gerade die fremdsprachlichen Autoren prägten den internationalen Charakter der Reihe: Wer beispielsweise aus den westlichen Ländern hatte schon die Möglichkeit, russische Arbeiten im Original zu studieren?

Dazu kam die von uns angestrebte Vollständigkeit bei den Literaturverzeichnissen, die dem interessierten Leser die weitere Beschäftigung mit dem Thema erleichterte.

Übersetzt in andere Sprachen übrigens wurden nur wenige Titel. Auch hat der Verlag ohnehin lieber die Originaltitel im Ausland und vor allem im Rahmen des innerdeutschen Handels in Westdeutschland verkauft.

Es ist an dieser Stelle unmöglich, auf einzelne Titel einzugehen. Aber es kann eine Übersicht zu den Gruppen gegeben werden:

- Allgemeine, d.h. übergreifende Themen sind mit 12 Titeln verhältnismäßig gering vertreten. Bewusst war auf Monographien einzelner Tiere oder Tiergruppen orientiert worden.
- Die Botanik ist mit 89 Titeln sicher nicht ihrer Bedeutung gemäß in der Gesamtreihe präsent. Aber es war nicht einfach, die Autoren zu finden. Und so sind am Beginn der



Philipp Schlamp (1915-1985), Verlagsleiter und Prokurist von 1937 bis 1982

Reihe Themen aufgenommen, die später nicht hätten berücksichtigt werden können, wie ein Band mit dem Titel „Der starke Roggenhalm“ oder „Pflanzen, Wind und Wellen“ – sie entsprachen nicht dem Anspruch einer Monographie.

- 111 Bände umfasst die Gruppe der Allgemeinen Zoologie und der Säugetiere, bei denen nicht nur die wildlebenden Tiere behandelt wurden, sondern auch die domestizierten wie Haushundrassen oder Shetlandponys, diese dann aber umfassend.
- Die umfangreichste Gruppe bilden die ornithologischen Themen: allgemeine Abhandlungen 23, Monographien 170. Bei dieser Thematik waren die Freizeitforscher am stärksten vertreten.
- Zu den Fischen gibt es 20 Titel, zu Lurchen sieben und Kriechtieren 13. In dieser Gruppe gab es von den Titeln jeweils mehrere Auflagen, die sich mit Tieren befassten, die in menschlicher Obhut leben.
- Niedere Tiere sind mit 32 Titeln vertreten, die Insekten entsprechend ihrer Bedeutung mit 81 und die Weichtiere nur mit neun. Alle drei Themenkreise hätten eine weitere Verbreiterung erfordert. Aber hier war sowohl das allgemeine Interesse nicht zu groß, wie auch das Angebot von Arbeiten gering war.
- Am Beginn der Herausgabe war die Paläontologie als nicht so wichtig für eine „Brehm“-Bücherei angesehen worden. Doch im Verlauf der Zeit hat sie es dann immerhin auf 28 Titel gebracht. Damit war der Ziemsen Verlag in diesem Segment fast konkurrenzlos – wie eigentlich mit der ganzen Reihe.

3. Pilzwanderungen, Bäreneltern und andere Titel

Auf die wirtschaftliche Lage bin ich schon immer einmal eingegangen. Die Neue Brehm-Bücherei trug sich nach einer schwierigen Anfangsphase in den technischen Herstellungs- und Vertriebskosten selbst, warf aber nicht genug ab, um die Verlagsangestellten mit zu ernähren. Hätten mehr Nachauflagen gebracht und entsprechend der im Laufe der Zeit gestiegenen Herstellungskosten entsprechend angehobene Preise genommen werden können, dann wäre es vielleicht gegangen. Aber von Staats wegen konnte der Preis nur auf der Grundlage des vorhergehenden gebildet werden. Bei 1,50 oder 3,- Mark war dies schlicht und einfach ein Unding.

Doch wie konnte es weitergehen? Die staatlichen Stellen genehmigten dem Verlag Titel neben der Reihe, wie die „Pilzwanderungen“ aus dem Verlag der Kunst, sonst aber neue Titel wie „Im Tierpark belauscht“ von Heinrich Dathe, dieser bekannt durch die gleichnamige Sendereihe im Fernsehen. Sie konnten unverändert nachgedruckt werden – und dies, wenn es das Papierkontingent hergab, bis zu fünf Mal vom vorhandenen Satz, also kostengünstig. Die Titel waren unpolitisch, so dass sicher oft ein großer Teil der Auflagen als „Geschenksendung“ in den Westen gesandt wurde.

Ein Objekt hatte der Verlag anfangs der 90er Jahre noch aufgenommen: die Übersetzung des „Handbuch der Vögel der Sowjetunion“, für die Ornithologen eine wahre Fundgrube als Ergänzung des in der Bundesrepublik erscheinenden „Handbuchs der Vögel Mitteleuropas“. Es hat viele Nerven gekostet, denn kaum ein Termin wurde von den russischen

Autoren gehalten, die Bildvorlagen kamen nur schleppend herein, hinzu trat ein beträchtlicher bürokratischer Aufwand durch das sowjetische Büro für Urheberrechte. Vier Bände von zwölf geplanten erschienen im A. Ziemsen Verlag. Dann kam auch in der Sowjetunion die Wende, und der Verlag, zu dem Ziemsen seit 1982 gehörte, kam mit den neuen Verhältnissen in Russland nicht zurecht, die Autoren saßen nun in verschiedenen GUS-Staaten, die Herausgeber hatten dann andere Pläne, usw.

4. Schlusswort

Viele Jahre hatte sich der Verlag als Privatbetrieb halten können. Ein Grund dafür war, dass eine Inhaberin in West-Berlin wohnte, und die Zeiten der (häufig von recht brachialen Modalitäten begleiteten) Enteignungen war nach 1972 vorbei. Aber immer wieder wurde gefragt, ob die Inhaber nicht gewillt wären, dem Verkauf zuzustimmen. Als auch der Lizenzträger das Rentenalter erreicht hatte, stand die Frage im Raum, wie es weitergehen könnte. Schließlich sollte der Standort Wittenberg erhalten werden, also auch die Arbeit der Angestellten. Der Urania Verlag in Leipzig, ein Betrieb der SED, wurde dann als Käufer benannt. Er hat den A. Ziemsen Verlag 1982 für ein „Appel und ein Ei“ mit allen Rechten und Pflichten übernommen. Immerhin blieb der Verlagsname wie auch der Standort Wittenberg, im Impressum der Bücher stand ein Hinweis auf die Verlagsgruppe.

Die Zusammenarbeit war besser als ursprünglich befürchtet. Wesentliche Vorteile allerdings ergaben sich für den Wittenberger Verlag nicht – kein größeres Papierkontingent, keine besseren Vertragsbedingungen mit den Druckereien, aber weniger Devisen. Doch die Angestellten konnten in Wittenberg weiter arbeiten, waren also nicht täglicher Kontrolle unterworfen.

Mit der von den Verlagsmitarbeitern begrüßten Wende löste sich die Urania Verlagsgesellschaft langsam auf. Die Bemühungen der Wittenberger Angestellten, einen Käufer für die Brehm-Bücherei in Westdeutschland zu finden, wurden auch von der Treuhand abgeblockt. Die alten Inhaber waren nicht interessiert, den Verlag wieder zu übernehmen. So kam es zur Auflösung des A. Ziemsen Verlages Wittenberg – nach fast 90 Jahren.

Die noch in Wittenberg lagernden Bestände wurden nach Leipzig gebracht zu dem dort bestehenden Auslieferungslager. Das – nicht vollständige – Ziemsen-Verlagsarchiv kam zum Urania-Verlag und ist dort wahrscheinlich an ein Antiquariat verkauft worden. Die noch im Verlag befindlichen Geschäftsunterlagen wie Bilanzen, Korrespondenzen mit dem Finanzamt, verschiedene Personalunterlagen, Verträge aus alten Zeiten, Bilder aus den Jahren von 1930 bis 1990 sind an das Buch- und Schrifttumsmuseum in der Deutschen Bücherei Leipzig geliefert worden. Dort liegen sie zur allgemeinen Nutzung bereit.

Die Pirckheimer-Gesellschaft in Wittenberg

Elke Stiegler

20 Jahre ist es her, dass sich in Wittenberg Menschen zusammen fanden, um hier eine eigene Verbindung zu schaffen und sich als Buch- und Grafikkreunde gemeinsam bibliophilen Freuden hingeben zu können. Vereinsgründungen gab es in der DDR nicht, daher schlossen sich alle „Interessengruppen“ dem Kulturbund an und fanden so unter einem im wörtlichen Sinne zunehmenden Dach sowohl kostenlos Räumlichkeiten für Veranstaltungen als auch finanzielle Unterstützung. Der Preis der Einbindung wurde dafür gerne gezahlt. Öffentliche Veranstaltungen mit möglichst hohem Niveau – das entsprach auch den Zielen derjenigen Wittenberger, die sich 1984 an die Gründung einer „Ortsgruppe Wittenberg der Pirckheimer-Gesellschaft im Kulturbund der DDR“, wie es damals hieß, wagten.

Die ersten Gespräche und Tastversuche geschahen auf Betreiben der späteren Vorsitzenden der Gruppe. Deren Motivation kam aus ihren eigenen Interessen zum Thema Buchgeschichte, die sich einerseits mit ihrem Arbeitsgebiet als Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Lutherhalle verbanden und andererseits mit der bisher fehlenden Möglichkeit, sich mit anderen Bücherparnern austauschen zu können. Zudem kam ihre Motivation aus einem Problem, das noch heute Heimatvereine, Bibliophile Gesellschaften u.ä. kennzeichnet: Schon damals wurde der Kulturbund mit seinen Gruppen meist von Männern jenseits der 40 geführt, die zwar regelmäßig über eine kommende Vergreisung diskutierten, aber jüngeren Mitgliedern keine Chance ließen, auch nur einen Vortrag zu halten. Mit Mitte 20 hatte man die Wahl, aufzugeben oder selbst etwas zu versuchen; wurde letzteres gewählt, so wählte man, sehr viel Arbeit und Eigeninitiative zu investieren, und man brauchte Partner.

Partner ließen sich in der damaligen Kulturbund-Leitung für dieses Projekt leicht finden: Die im Januar 1956 in Berlin gegründete Pirckheimer-Gesellschaft war eine kleine, feine und sehr angesehene Gesellschaft im Kulturbund, die durch ihre Arbeit für das Buch viel Öffentlichkeitswirkung hatte und jeder Ortsgruppe zur Ehre gereichte. Zudem ließ sich durch die Gründung der Gruppe womöglich die Zahl der Kulturbundangehörigen in Wit-



Das Logo der Pirckheimer-Gesellschaft

tenberg vergrößern und so die Bedeutung des Kulturbundes im Kreis verstärken. Die Pirckheimer-Gesellschaft besaß damals DDR-weit etwa 1.100 Mitglieder und hatte Gruppen vor allem in Berlin und diversen Bezirksstädten, kaum hingegen in Kreisstädten. Ein erstes Gespräch mit dem Vorsitzenden der Bezirksgruppe Halle der Gesellschaft zeigte auch bei ihm Interesse. So lud die Kreissekretärin des Kulturbundes, Frau Lieselotte Knoche, am 22. Februar 1984 offiziell zu „einer Aussprache über die Gründung einer Interessengruppe Wittenberg der Pirckheimer-Gesellschaft im Kulturbund der DDR ... herzlich ein“ und bat, mit freundlichem Gruß, die Anwesenheit zu ermöglichen.

Eine Woche später saß im Hans-Heinrich-Franck-Klub des Kulturbundes eine kleine Runde zusammen und beschloss, den Versuch zu wagen, in Wittenberg eine Pirckheimer-Gruppe zu begründen und „beauftragte“ die Initiatorin mit der Vorbereitung. Das sicherte die „polizeiliche“ Absicherung, mit der es in der gesamten Zeit keinerlei Probleme gegeben hat, auch nicht, als eines der Mitglieder zum Leidwesen der Gruppe ausreiste, und sicherte die finanziellen Mittel (Fahrgelder, Honorare etc.), Versicherungen usw.

Als Mitglied der Ortsgruppenleitung Wittenberg des Kulturbunds der DDR schrieb Elke Stiegler am 2. März 1984 der Verlagsleitung des Verlages Edition Leipzig, bat um Unterstützung der geplanten Gründungsveranstaltung und lud den Verlag ein, sich auf einer Veranstaltung im Herbst selbst und seine Publikationen vorzustellen. Nach Abschluss der Buchmesse in Leipzig antwortete die Verlagsleitung mit einem sehr erfreulichen Eilbrief:

„Wir freuen uns darüber, daß Sie die Gründung einer Wittenberger Pirckheimer-Gruppe mit der Vorstellung einer unserer Faksimile-Ausgaben verbinden. Gern nehmen wir Ihre Einladung an. An Ihrer Gründungsveranstaltung wird Frau Ulla Heise, Leiterin des Neudrucklektorates unseres Verlages teilnehmen. Sie wird einiges Informationsmaterial mitbringen.“

E. Stiegler hatte, durch ihre Arbeit im Lutherhaus, den Kustos der Universität Leipzig, Rainer Behrends, gewinnen können, über die künstlerische Ausstattung des Festepistolars Kurfürst Friedrich des Weisen einen Lichtbilder-Vortrag zu halten: Der Verlag Edition Leipzig gab diesen gerade in einem prachtvollen Faksimile mit einem Nachwort von Rainer Behrends heraus. Die Lutherhalle, die soeben dabei war, dieses Faksimile für ihre neue Ausstellung zu erwerben, unterstützte das Vorhaben, indem sie für die Veranstaltung das Refektorium des Lutherhauses zur Verfügung stellte – entsprechende Werbung im Programm des Kulturbundes und in der Presse lies auf ein größeres Publikum hoffen. Die damals im Refektorium stehenden 70 Stühle genügten nicht, auch nicht die Gaben, die die Verlagslektorin mitgebracht hatte. Die Resonanz übertraf alle Erwartungen, und am Ende hielt Frau Stiegler eine „Interessenliste für die Pirckheimer-Gesellschaft im Kulturbund der DDR, 10. April 1984“ mit 12 Namen in Händen. Die Gesellschaft war plötzlich stadtbekannt und wurde, da damals das Buch in hohem Ansehen stand, sehr viele gerne lasen und nahezu jeder irgendeinem Buchtitel hinterher jagte, wohlwollend behandelt. Die Zeitung brachte auf den Tag genau Artikel und Hinweise auf Veranstaltungen und wurde zu einem wichtigen Partner.

Anfang Mai 1984 waren für die neue Gruppe in Berlin elf Mitglieder gemeldet, die alle auch ihren Mitgliedsbeitrag schon überwiesen hatten. Ganz wichtig war von nun an, monatlich qualitativ hoch stehende Veranstaltungen mit spannenden Themen zu planen und durchzuführen. 1000 Probleme standen vor der im Mai gewählten Vorsitzenden, Probleme, die jeder Vereinsvorsitzende gut kennt, und dazu DDR-eigene Probleme. So schreibt E. Stiegler im Juni 1985 einem Referenten aus Merseburg:

„Leider musste ich Ihr Mittagbrot in eine andere Gaststätte verlegen. Der Restaurantleiter vom Klub (gemeint ist der Franck-Klub) wird am 7. Juli wegen Überlastung keinen Mittagstisch machen können. Ich habe noch einen Tisch im Haus des Handwerks (gegenüber dem Parkplatz an der Lutherhalle) reservieren können. Das Essen ist dort zur Zeit sehr gut – ich habe es ausprobiert, da das Wittenberger Gaststättenwesen wegen seines schlechten Niveaus bekannt ist und ich Ihnen auch nichts zumuten wollte. ...“

Statt dessen gab es aber keine Probleme mit Räumen, Raummieten, Versicherungen, Freistellungen von der Arbeit für diverse Besprechungen und Reisekosten. Üblicher Weise wurden damals Veranstaltungspläne eingereicht – beim Kreissekretariat des Kulturbundes, beim Bezirkssekretariat der Pirkheimer-Gesellschaft und bei deren Sekretariat in Berlin. Nach Abschluss der Veranstaltung wurde ein Bericht nach Berlin gesandt, der dann unter der Rubrik „Aus der Pirkheimer-Gesellschaft“ oder unter „Nachrichten für den Bücher- und Grafikkfreund“ in den *Marginalien*, der renommierten Zeitschrift für Buchkunst und Bibliophilie, veröffentlicht wurde. Die eingereichten Veranstaltungspläne wurden für Rechenschaftsberichte über die Arbeit der einzelnen Ebenen benötigt und waren die Grundlage für die Finanzierung der Veranstaltungen mit Fremdreferenten.

Einer der ersten Pläne der Wittenberger Gruppe hatte noch andere Folgen: im April 1985 erreichte Frau Stiegler ein Brief aus Halberstadt, in dem es heißt:

„Angeregt durch die Gründung ihrer Ortsgruppe, die bei dem Treffen in Quedlinburg bekannt gegeben wurde, gründeten wir auch eine Gruppe ‚Vorharz‘, in der ca. 20 Pirkheimerfreunde der Kreise Halberstadt, Quedlinburg und Wernigerode mitarbeiten. Da Sie nun einen gewissen Erfahrungsvorlauf und ‚nicht nur einen Arbeitsplan, sondern ein vorbildliches Aktionsprogramm‘ (Zitat aus einem Brief von Dr. Kirsch vom 27.2.1985) haben, würde ich gerne mit Ihnen in einen Erfahrungsaustausch treten ...“.

Der Absender, Dr. Baum, erhielt damals eine Kopie des Veranstaltungsplans 1985:

- Januar: Dr. Wolfgang Ardelt (Wittenberg) stellt seine Sammlung numismatischer Literatur vor.
- Februar: Rainer Behrends (Kustos der Kunstsammlungen der Universität Leipzig) spricht über die Cranachwerkstatt und Buchmalerei.
- März: Besuch der Druckerei Rotation in der Breitscheidstrasse (Handsatz)
- April: Ein Jenaer Restaurator gibt uns Tips zur Pflege und Bewahrung unserer Sammlungen.
- Mai: Wir unterstützen die Vorbereitung und Durchführung der Ausstellung von Grafiken aus der Sammlung Dr. Grubers (Wittenberg), die aus Anlass des 40. Jahrestages der Befreiung und des 40. Jahrestages der Gründung des Kulturbundes im Mai 1985 stattfindet und den Höhepunkt unserer Veranstaltungen 1985 bilden soll.

- Juni: Besuch des Insel-Archivs in Leipzig.
- September: Teilnahme am Bezirkstreffen der Pirckheimer in Halberstadt.
- Oktober: Prof. Dr. Siegfried Hoyer (Leipzig) widmet sich der Frage: Warum wurden die Thesen nicht in Wittenberg gedruckt?
- Dezember: Jahresabschlussveranstaltung mit Präsentation bibliophiler Funde des vergangenen Jahres durch die Gruppenmitglieder.

Am 14.11.1984 teilte Elke Stiegler dem damaligen Vorsitzenden der Bezirksgruppe Halle, Dr. Wolfgang Kirsch, das vorläufige Programm der Wittenberger Gruppe für die kommenden Monate mit und berichtete von einem auftretenden Problem, das aus dem guten Besuch der monatlichen Veranstaltungen der Gruppe durch Gäste erwuchs:

„Dazwischen müssen wir Formen finden, näher zueinander zu finden, denn so schön große Resonanz ist, macht sie uns zur Zeit ein wenig Schwierigkeiten untereinander mehr Kontakt zu bekommen. Da fehlt uns die Erfahrung, bei der Jahresabschlussveranstaltung wird es sicher ‚ein großes Palaver‘ zu diesem ‚Problem‘ geben.“

Schon einen Monat später heißt es im „Aktionsprogramm 1985/86“:

„Wir verpflichten uns, jährlich drei große Veranstaltungen zu organisieren, die mit ihrer Attraktivität dazu beitragen sollen, ein interessantes Kulturbundleben zu propagieren. Im Jahr 1985 sollen das die Veranstaltungen der Monate Februar, Mai und Oktober sein.“

Wie angedeutet, hatte E. Stiegler bei den Gedanken, die zur Gründung führten, auch den Plan, alle Mitglieder in die Arbeit einzubinden, allen Raum zu geben und ein herzliches Klima zu schaffen. Nun hatten sich, wie in der Pirckheimer-Gesellschaft üblich, Interessenten aller möglichen Berufs- und Altersgruppen gemeldet und als Mitglieder eingetragen. Sie waren aber auch in ihrer Vorbildung vollkommen unterschiedlich – neben einem anerkannten Sammler, der viel Ausstellungserfahrung mit eigenen Objekten besaß, saß nun jemand, der gerne Bücher kaufte, weil sie ihm aus verschiedenen Gründen so gut gefallen hatten. Neben dem Direktor des Evangelischen Predigerseminars saß plötzlich ein Parteisekretär. Alle aber verband eines: eine riesengroße Leidenschaft für alles, was aus der Druckerpresse kam. Jeder interessierte sich für etwas anderes und brannte für sein Thema.

Diese Gemeinsamkeit war so groß, dass sämtliche in Frage kommenden Themen interessierten und Menschen mit anfänglichen Berührungängsten alle Vorbehalte vollkommen vergaßen und sogar ihre Wohnungen öffneten, um voller Stolz den anderen die eigenen Schätze präsentieren zu können. Sammler sind Verrückte; wenn es um ihre Schätze geht, bekommen sie glühende Ohren und leuchtende Augen und sind, wenn sie auf ein Objekt ihrer Sammelleidenschaft oder auf Gleichgesinnte treffen, zu allem bereit. Das war die Basis, auf der sich jeder angesprochen fühlte, alle waren von der gleichen Leidenschaft für Gedrucktes ergriffen.

Den Wunsch nach Austausch hatte der DDR-Vorstand der Pirckheimer-Gesellschaft schon früher erkannt und 1971, 15 Jahre nach der Gründung, mit der Organisation von Jahrestreffen begonnen. Das war damals eine gewaltige Ausgabe, denn üblicher Weise nahmen und nehmen bis heute an diesen Treffen etwa 110 Menschen teil. So mussten da-

mals, unter DDR-Bedingungen, für alle Unterkünfte mit Übernachtungen beschafft werden – die Treffen gingen meist von Freitagabend bis Sonntagmittag –, und für die gesamte Zeit war Versorgung zu organisieren. Das konnte, abgesehen von wenigen Ausnahmen, nur mit Unterstützung der örtlichen Organe, wie man es nannte – sprich Kulturbund, SED-Bezirksleitung etc. –, in den Bezirksstädten gelingen. Da war die Gestaltung des eigentlichen Programms über die drei Tage, mit Orgelkonzert, Ausstellungen, Büchertisch, Hauptreferaten, Besichtigungen, Nebenreferaten, Tagungsmappen und -präsenten, Hauptversammlung „mit Damenprogramm“ etc., beinahe die leichtere Arbeit.

Diese Jahrestreffen stießen in der Gesellschaft auf so viel Begeisterung, dass einzelne Bezirksgruppen begonnen hatten, eigene, nur über einen Tag gehende Treffen zu organisieren. Die Wittenberger reisten meist in größeren Gruppen und nutzten die Möglichkeit des Austauschs, des Kennenlernens Gleichgesinnter, des Sehens von Schätzen, die sonst nicht zugänglich waren. Zu jedem Treffen gehörten ein Orgelkonzert in einer Kirche und mindestens ein Festessen mit von Künstlerhand gestalteter Speisekarte. Die Treffen sprachen somit alle Sinne an, bei Büchern und Grafiken das Sehen und Fühlen, im Orgelkonzert das Hören (Kirchenbesuche waren in vielen Familien nicht gerade üblich), und beim Festessen hoffentlich den guten Geschmack.

Die anwesenden Leiter von Bibliotheken, Sammler, Verleger und Museumsdirektoren wurden für die Vorsitzende ein unerschöpflicher Quell auf ihrer Suche nach neuen Themen und Referenten. Dabei hatte auch sie den Kandidaten eine besondere Offerte zu machen: Sie konnte eine hervorragende Unterbringung anbieten, ein hoch interessiertes und großes Publikum, und hinter ihr standen die Schätze der Bibliotheken des Predigerseminars und des Lutherhauses und die wunderbare Stadt Wittenberg. Wer uns und unseren Gästen einen unvergesslichen bibliophilen Abend bereitete, konnte sicher sein, dass ihm hier alle Wünsche erfüllt werden würden. Und so kamen alle Angesprochenen gern... Die meist im Herbst, bei schönstem Wetter, stattfindenden Jahres- und Bezirkstreffen lieferten den Wittenbergern viele Anregungen.

So begannen sie selbst zu reisen: Mitglieder der Gruppe ließen alte Verbindungen spielen und öffneten uns die tollsten Bibliotheken; und die dortigen Bibliothekare nahmen uns gerne auf, hatten sie doch ein immer kundiger werdendes Publikum vor sich, das nicht müde wurde im Fragen und Staunen, und so legte man uns, selbst in einen Rausch geratend, in Schulpforta wundervoll handkolorierte Garten- und Obstbaubücher vor, seltene Leichenpredigten in Zerbst und in Merseburg sogar das große Silbersiegel Kardinal Albrechts von Brandenburg. In Leipzig staunten wir über das riesige Archiv des Insel-Verlages mit seinen wunderbaren Büchern und seiner eindrucksvollen Bibliothekstechnik, und ließen uns bei einer Reise zum dortigen Nexö-Verlag ganz genau erklären, wie ein Minibuch hergestellt wird. Den Handsatz eines Buches hatten wir ja schon in Wittenberg kennen gelernt. Auf Schloß Burgk verwandelte sich die alte Burgküche aus einem musealen Objekt in eine funktionierende Küche, in der man die tollsten Köstlichkeiten bereitet bekam, und nirgendwo sonst haben wir größere und prachtvollere Kupferstiche, Steindrucke und Stahlstiche gesehen als dort.

Unsere Gastgeber und Gäste hinterließen in unserem „Gästebuch“ Eintragungen, die von gemeinsam erlebten wunderbaren Zusammenkünften berichten. So schrieb Herbert Kästner, Leipzig, am 28. Mai 1988:

„In Erinnerung an den Besuch der Wittenberger Pirckheimer im Archiv des Insel-Verlages, an das Schwelgen in der Legion hervorragender buchkünstlerischer Leistungen des Verlages! Ich habe mich gefreut, auf ein sehr aufgeschlossenes und interessiertes Publikum zu stoßen – hoffen wir, daß auch über unsere Zeit spätere Generationen von Bücherliebhabern noch Gutes zu sagen wissen.“

Und Fritz Jüttner, Berlin, am 29. April 1989:

„... Herzlichen Dank für Ihr lebhaftes Interesse an einer Thematik, die auf die völkerverbindende Wirkung unserer Liebe zum Buch, unserer Freude an schönen Drucken verweist! Herzlichen Dank für Ihr lebhaftes Interesse an den bibliophilen Veröffentlichungen der Joachim-Lelewel-Gesellschaft und an den anderen Werken, die ich Ihnen aus meiner Polonica-Sammlung vorstellen konnte! Herzlichen Dank für alle schönen Gespräche, für alle freundlichen Anregungen, die ich aus unserer Begegnung mit nach Hause nehme! ... Ich freue mich, daß in einer Stadt, die für die Entwicklung unserer Kultur von größter Bedeutung ist, eine so enthusiastische Pirckheimer-Gruppe wirkt! ...“

Gleichfalls am 29. April 1989 schrieb Frau Völlger:

„Für den Besuch unserer wissenschaftlichen Bibliothek in Zerbst möchte ich der Wittenberger Pirckheimer-Gesellschaft auf das Herzlichste danken. Das rege Interesse der Mitglieder an unseren bibliophilen Kostbarkeiten war überaus beeindruckend. Auch neue Anregungen für unsere Arbeit sowie für den Schutz und Erhalt unseres kulturellen Erbes konnten wir von Ihnen bekommen, wofür ich mich vielmals bedanken möchte.“

Am 23. Februar 1989 fand eine Jubiläumsveranstaltung zum 5. Gründungstag der Wittenberger Pirckheimer-Gruppe statt. Dort konnten 65 Veranstaltungen und Reisen gezählt werden, die die Gruppe allein in den vergangenen fünf Jahren organisiert hatte, und die Anwesenden konnte sich nicht entscheiden, welche wohl die Schönste gewesen sei. Am 19. Oktober 1989 schrieb der allen Pirckheimern unvergessene Horst Kunze:

„Es war mir eine große Freude, bei den Wittenberger Pirckheimern sein zu dürfen und bei ihnen soviel Verständnis und Rat für mein Anliegen – „Humor im Kinderbuch“ gefunden zu haben. Ich danke herzlich allen für das große Interesse am Buch und für die herzliche Gastfreundschaft!“

Der Besuch Horst Kunzes in Wittenberg hatte wenige Tage vor dem Fall der Mauer stattgefunden. Nahezu drei Jahre später beschreibt Wolfram Körner die Lage der Pirckheimer-Gesellschaft:

„Nach dem Zusammenbruch des ‚sozialistischen‘ Staates ist natürliches vieles von dem, was einst schwierig war, ohne Komplikationen möglich. Doch hat andererseits gerade das auch für die Bibliophilie wichtige wissenschaftliche und kulturelle Leben in den neuen Ländern (wie Verlage, Theater, künstlerische Einrichtungen und Clubhäuser) beträchtliche Einbußen hinnehmen müssen. Viele unserer Mitglieder sind arbeitslos geworden oder sind

infolge anderer Umstände in finanzielle Bedrängnis geraten. So hat sich der Mitgliederstand um über die Hälfte verringert ...“¹

Auch die Wittenberger Gruppe war betroffen, plötzlich interessierte das Buch nicht mehr. Immer weniger Gäste kamen zu den Veranstaltungen, obwohl man mit der Galerie in der Buchhandlung Bücherscheune einen schönen neuen Raum für die Veranstaltungen und für Ausstellungen gefunden hatte. Auch unter den Mitgliedern setzte ein erschreckender Schwund ein, der nicht nur durch berufliche Umorientierung und Wegzug zu erklären ist. Heute sind schon vier der Gründungsmitglieder nicht mehr unter den Lebenden, zu beklagen war der Tod von Irmgard Mendlick, Hansjürgen Schulz, Dieter Grützke und Joachim Stiegler.

Die Mitglieder Erika Schulz und Elke Stiegler arbeiten seit dem Anfang der 90er Jahre nicht mehr in den Bibliotheken des Predigerseminars und des Lutherhauses. Damit verlor die Pirckheimer-Gruppe den hürdelosen Zugang zu deren Beständen und Räumlichkeiten. Auch in den Wittenberger Archiven wechselte das Personal. Durch ihre berufliche Neuorientierung wurden Mitglieder gehindert, Abende zu gestalten und manchmal sogar, sie zu besuchen. Fremde Referenten konnte sich die Gruppe nicht mehr leisten, besonders dann nicht mehr, als auch die Familie Stiegler ihr anfängliches Sponsoring erst beschränken und dann aus finanziellen Gründen einstellen musste. Die Arbeit im und mit dem Vorstand der Gesellschaft gestaltete sich immer schwieriger und gipfelte im zweimaligen plötzlichen Wechsel des Vorstandes und vor allem des Vorsitzenden. Dazu kamen berufliche und wachsende gesundheitliche Belastungen bei Frau Stiegler, die im Sommer 1995 darum gebeten hatte, ihr nach nun elf Jahren eine Auszeit zu geben oder einen Nachfolger zu wählen. Darauf beschlossen die bestürzten Gruppenmitglieder, sich ein Jahr lang ohne ihre Mithilfe um die Weiterführung der Veranstaltungen zu kümmern; es war das Ende, denn ohne Kopf und Führung ist eine solche Arbeit nicht zu leisten.

Doch man konnte auch auf viel Positives in den letzten Jahren blicken: Die Wittenberger hatten schon am 20. September 1986 den IV. Pirckheimer-Tag der Bezirksgruppen Halle und Magdeburg veranstaltet.² Begeistert über das Angebot, in der schweren Nachwendzeit erneut einen Pirckheimer-Tag besuchen zu können, kam man am 5. Juni 1993 erneut hier zusammen. Der Vorsitzende der Magdeburger Pirckheimer Dr. J. Barthels schrieb über dieses zweite in Wittenberg stattfindende Pirckheimer-Treffen in unser Gästebuch: „Die Pirckheimer wieder in Wittenberg! 11. Magd.-Hallesches Treffen zugleich 1. Sachsen-Anhaltinisches Treffen! Dank der vorzüglichen Vorbereitung ... wurde der heutige Tag ein Erlebnis der besonderen Art. Dafür sagt Dank im Namen aller Teilnehmer...“, und machte damit die letzte Eintragung.

Es war der Gruppe gelungen, in einer so kleinen Stadt wie Wittenberg Tagungen zu organisieren, die den Teilnehmern beider Pirckheimer-Tage Programme boten, die sich in

¹ Wolfram Körner, Nachbemerkungen, in: Hartmut Pätzke (Hg.), Veröffentlichungen und Gaben der Pirckheimer-Gesellschaft und mit ihrer Unterstützung entstandene Publikationen 1956–1991, Berlin 1993, S. 20

² vgl. *Marginalien*, Heft 106, 1987, S. 95

keinem Punkte wiederholten und einen Höhepunkt nach dem anderen boten. Als der Vorstand der Gesamt-Gesellschaft in immer größere Schwierigkeiten bei der Organisation eines Jahrestreffens geriet, wuchs der Ehrgeiz unter den Wittenbergern: Vereint wurde überlegt, welches erneut ganz neue Programm man für eine drei Tage dauernde Veranstaltung bieten könnte, und lud die Gesellschaft für den 23./24. April 1994 zum Jahrestreffen. Über diesen endgültigen Höhepunkt berichtet Renate Gollmitz im Heft 135 in den *Marginalien*:

„Jahrestreffen und Mitgliederversammlung mit Vorstandswahl der Pirckheimer-Gesellschaft am 23. und 24. April in Wittenberg

Dem Vorstand der Pirckheimer-Gesellschaft und den Wittenberger Mitgliedern unserer Vereinigung ist es zu danken, dass die Freunde der Jahrestreffen auch in diesem Jahr eine solche Zusammenkunft mit einem vielfältigen, attraktiven Programmangebot erleben konnten. Etwa 80 Mitglieder, begleitet von 32 Angehörigen, machten davon Gebrauch. Die äußeren Voraussetzungen für einen angenehmen Aufenthalt waren gegeben: die Sonne strahlte, die Luft war milde, die Natur zeigte sich im schönsten Frühlingsgrün, und die Altstadt wartete nicht nur mit ihrem historischen Fluidum, sondern auch mit vielen frisch renovierten Hausfassaden und akzeptablen Unterkünften auf. Wer bereits am Freitag anreist war, hatte ein Orgelkonzert in der Stadtkirche hören und schon am Freitag im Tagungsbüro ... die Tagungsunterlagen in Empfang nehmen können.

Die Tagungsmappe, richtiger gesagt der Stoffbeutel mit den vertrauten Verlagssignets von Aufbau und Rütten & Loening, enthielt annähernd 20 Positionen, unter anderem Informationen und Prospekte über die gastgebende Stadt und ihre Region, Angaben zu Ablauf und Veranstaltungen des Treffens, eine Teilnehmerliste, das vom Nürnberger Pirckheimer-Mitglied Rudolf Rieß in Holz gestochene Luther-Porträt und den Katalog der Ende März eröffneten Ausstellung der Luther-Halle, *Lucas Cranach im detail. Buchschmuck Lucas Cranach des Älteren und seiner Werkstatt*.

Für die Eröffnungsveranstaltung am Sonnabendvormittag stand ein eindrucksvoller Raum zur Verfügung: die Aula des Melanchthon-Gymnasiums, ausgestattet mit einem riesigen, die Reformation im Stil des 19. Jahrhunderts interpretierenden Wandgemälde und holzschnitzten Wandverkleidungen. Der musikalischen Einstimmung durch einen jungen Pianisten folgten die Eröffnungsansprache des Kulturdezernenten Dr. Schubert im Namen der Bürgermeister und die der Schuldirektorin, Frau Geitner. ... Den ersten der beiden Festvorträge bestritt der Wittenberger Heinrich Kühne, Spezialist für das Thema *Die Signets der Wittenberger Drucker und Verleger vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*. ... Den zweiten Festvortrag hielt das Ehrenmitglied der Pirckheimer-Gesellschaft, Prof. Dr. Dr. h. c. Horst Kunze, über Martin Luthers Bildverständnis: *Luther und das Bild*. ... Den Festvorträgen schloß sich die Mitgliederversammlung an, die neben den Berichten von Vorstand, Schatzmeister und Revisionskommission der Diskussion, der Entlastung des alten und Wahl des neuen Vorstands (laut Satzung alle zwei Jahre) gewidmet war...

Die anschließende Diskussion ließ sowohl die Verbundenheit der Mitglieder mit ihrer Gesellschaft als auch sehr unterschiedliche Sichten darüber erkennen, wie die Arbeit am besten weitergeführt werden könne... Insgesamt zeigten sich sehr deutlich die in der Natur der Sache liegenden organisatorischen Schwierigkeiten der Gesellschaft, deren Mitglieder über das ganze Land verstreut leben und sich in der Regel nur auf diesen jährlich stattfindenden Mitgliederversammlungen über grundsätzliche Fragen und neue Vorschläge aussprechen können, gleichzeitig aber auch sofort darüber entscheiden müssen...

Nach diesem langen, kontroversen Nachmittag klang der Tag freundlich mit dem Abendessen in der Gaststätte Marktschlösschen aus, verbunden mit Gelegenheit zum Gedankenaustausch über bibliophile und andere Eindrücke des Tages. Den Gästen des Treffens, die nicht durch die Mitgliederversammlung gebunden waren, wurde am Sonnabendnachmittag eine Stadtführung, ein Besuch der Ordinandenstube und des Stadtkirchenarchivs sowie Orgelmusik in der Stadtkirche und ein besuch der Bibliothek des Evangelischen Predigerseminars geboten...

Zu den Eindrücken des Jahrestreffens, die lange in Erinnerung bleiben werden, gehört ohne Zweifel das Kennenlernen der Bibliothek des Evangelischen Predigerseminars, für das am Sonntagvormittag in kleinen Gruppen zu verschiedenen Zeiten Gelegenheit bestand.

...

Mit einem interessanten Vortrag, der im Fürstensaal des Predigerseminars stattfand, wurde um 13.00 Uhr das offizielle Programm des Jahrestreffens abgeschlossen...“

Theater in Wittenberg

Helmut Bläss

Theater in Wittenberg gab es immer. Man kann sogar sagen: In letzter Zeit gab es besonders viel Theater – um das Theater. Bereits die damalige Universität hatte mit den wandernden Komödianten ihre Schwierigkeiten. Verbote betrafen damals etwa auch die Gastspiele der berühmten Neuberin – Caroline Neuber, die Schauspielerin und Theaterreformatrin, an die eine Tafel am Markplatz erinnert.

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts gab es in ‚Balzers Festsälen‘ zeitweilig ein kleines Ensemble, das durch die Kapelle der hiesigen Garnison verstärkt wurde. In den Sommermonaten wurde in Brunshaupten – dem heutigen Kühlungsborn – gespielt. Mitte der zwanziger Jahre war das ‚Mitteldeutsche Landestheater‘ aus Halle, gegründet von der ‚Deutschen Volksbühne‘, zu Gast in Wittenberg. Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges intensivierte sich die Theatergeschichte Wittenbergs. Mit ihrem wechselvollen Weg war der Autor 35 Jahre lang verbunden.

Dabei war es die sowjetische Kommandantur, die die Gründung eines Kabarett als ‚Kleines Theater‘ anregte, das am 1. November 1945 mit der Operette ‚Im weißen Rößl‘ und mit Gerhart Hauptmanns ‚Hamlet in Wittenberg‘ eröffnet wurde. Am 30. Mai 1946 wurde dann das Stadttheater gegründet – inklusive einer neuen Spielstätte im früheren Gewerkschaftshaus in der Wichernstraße. Erster Intendant war Udo Krams, ihm folgten Hans Hardt-Hardtloff und Harry Braun. Finanzielle Probleme beendeten diese Periode jedoch sehr rasch.

1. Das Elbe-Elster-Theater

Bereits am 14. September 1949 kam es in Gemeinschaft mit der Deutschen Volksbühne zu einer Neugründung – nunmehr unter dem Titel ‚Elbe-Elster-Theater‘ – durch die Landkreise Torgau, Schweinitz (Jessen und Herzberg), Liebenwerda und Wittenberg. Die erste Premiere war ‚Alle meine Söhne‘ von Arthur Miller.

Bald schon erweiterte sich das Spielgebiet. So gab es jeweils 14 Vorstellungen eines Stückes im neuen Kulturpalast Bitterfeld. Auch das im Bauhaus-Stil errichtete Stadttheater Luckenwalde, das zunächst noch kein eigenes Ensemble hatte, kam hinzu; 1962 dann das Stadttheater Köthen, später das Theater Staßfurt.

In den ersten Jahren gab Intendant Harry Studt dem Elbe-Elster-Theater sein Profil. Unter ihm waren es bald über 800 Vorstellungen, die jährlich gespielt wurden. Ihm folgte mit zehnjähriger Amtszeit Gero v. Wilcke. Nach einer Interimszeit mit Ernst Richter übernahm 1964 Helmut Bläss die Geschäfte.

Erwähnenswert ist, dass das Theater für die Aufführungsrechte westlicher Stücke in Devisen bezahlen musste: Damit war die Zahl sowohl solcher Inszenierungen als auch der Aufführungen wegen Mittelknappheit sehr begrenzt.

Das Stadt-Theater

wird Sie mit folgenden Autoren und Bühnenwerken in der Spielzeit 1947/48 bekanntmachen. Qualitative Veränderungen behalten wir uns vor:

Schauspiel:

„Maria Stuart“	„Signal Stalingrad“
„Was ihr wollt“	„Vroni Mareiter“
„Sommernachtstraum“ (Freilichtbühne)	„Liliom“
„Herr Lamberthier“	„Biberpelz“
	„Kreidekreis“

Lustspiel:

„Kleine Parfümerie“	„Hurra - ein Junge“
„Arma wie eine Kirchenmaus“	„Das lebenslängliche Kind“

Ausländische Autoren:

Simonow, Katajew, Verneuil, Franchy, Harward, Goldoni.

Kinderstücke - Märchen:

„Emil und die Detektive“	„Rumpelstilzchen“
„Das tapfere Schneiderlein“	u. a. m.

Operette:

„Czardasfürstin“	„Die Geisha“
„Monika“	„Fledermaus“
„Heimkehr nach Mittenwald“	und musikalische Lustspiele!

Oper:

„Madame Butterfly“	„Waffenschmied“
„Entführung aus dem Serail“	„Hänsel und Gretel“

In Matinéeveranstaltungen bieten wir Ihnen:

Mozart: „Bastien und Bastienne“
„Der Schauspieldirektor“

Aus dem Reich der Oper:

Arien, Duette, Terzette

Gelesene Szenen aus „Faust“ I. Teil

Moderne Dichterlesungen / Ballettaufführungen

und für Sie als Neueinrichtung: Kostenlose Einführungsvorträge.

Aus dieser Fülle von geplanten Stücken sehen sie im 1. Abonnement folgende:

„Madame Butterfly“	„Hurra - ein Junge“
„Maria Stuart“	„Frau ohne Kuß“
„Czardasfürstin“	2 Matinéés
„Die Geisha“	(1. Faust I. Teil - gelesene Szenen
„Die russische Frage“	2. Stunde der Oper)
„Herr Lamberthier“	

2. Das Spielgebiet

1971 war es zur Gründung der „Interessengemeinschaft Elbe-Elster-Theater“ gekommen, die sich aus zwölf bespielten Kreisen gebildet hatte. Der langjährige Vorsitzende des Gremiums, Werner Morawitz, Vorsitzender des Rates des Kreises Herzberg, wurde Ehrenmitglied des Theaters.

Das Spielgebiet erstreckte sich über fünf Bezirke der DDR: Halle, Cottbus, Magdeburg, Potsdam, Leipzig. Später gab es allein im späteren Land Sachsen-Anhalt über 60 bespielte Orte. Nach der Wende konnten die Wittenberger auch auf Reisen in die alten Bundesländer, nach Österreich, der Schweiz und den Niederlanden gehen. Insgesamt konnten in Zusammenarbeit mit Gastspieldirektionen in Hannover und München in nunmehr über 100 Städten ‚Visitenkarten‘ abgegeben werden.

3. Eigene Spielstätten

Das Stammhaus in der Wichernstraße erfuhr 1972 eine erste Rekonstruktion, die vom „Institut für die Technologie Kultureller Einrichtungen“ in Berlin geleitet wurde. Die Ensemblemitglieder leisteten hierzu viel freiwillige Arbeit, woraus ein relevanter Beitrag zur Erweiterung des Bühnenhauses und der Neugestaltung des Zuschauerraums resultierte. Später entstand dann in Eigenarbeit aus einem ehemaligen Werkstattraum das „Studio 64“, das fortan den Aufführungen der kleinen Form und der Puppenbühne diente. Der schreibende Gastwirt Günther Liebenberg aus Warnemünde lieferte dafür zahlreiche unterhaltsame Stücke.

Des weiteren wurde die Freilichtbühne „Insel Stein“ im Wörlitzer Park wiederbelebt, eine ideale Spielstätte für den „Sommernachtstraum“ und „Wilhelm Tell“, aber auch für Opern und Operetten. Aus den Innenräumen der Villa Hamilton entstand – bald als sehr beliebte Heimat für das Kabarett – zusätzlich die „Inselgrotte“.

In Wittenberg war nach der Erschließung des Schlosshofes als Freilichtspielstätte – es wurde dort u.a. „Michael Kohlhaas“ gespielt – auch der Beyerhof am Markt mit „Doktor Faustus“ von Christopher Marlowe entdeckt worden. Als nach der Wende Eigentumsfragen den Beyerhof als Spielstätte blockierten, zog das Theater im Sommer in den Cranachhof um.

Im Schlosshof wurde zudem 1972 der „Brett'l-Keller“ geschaffen. Er sollte mit Kabarettvorstellungen und kleinen Stücken zur beliebtesten Spielstätte werden, die zeitweilig bereits drei Jahre vorher ausgebucht war. Neben Eigenproduktionen wurden vor allem Programme der Berliner „Distel“, der Leipziger „Pfeffermühle“ und „Akademixer“, und der Dresdener „Herkuleskeule“ übernommen. Mit bissigen Satiren sollten sie für erleichterndes Lachen über die vielen Probleme des sozialistischen Alltags sorgen. Als nach einer aufwendigen Rekonstruktion der Villa Hamilton aus baupolizeilichen Gründen die Wörlitzer Spielstätten geschlossen werden mussten, fand das Kabarett eine neue Heimat am Berg-

witzsee. Dort wurde in Zusammenarbeit mit der Gemeinde die „Musenschänke“ in Eigenleistung erbaut. Nach der Wende fiel sie der allgemeinen Zerstörungswut zum Opfer.



Theaterbus, 1950er Jahre

Für die Theaterbesucher galt das „Anrechtssystem“. In den Wittenberger „Anrechtsringen“ – aufgliedert nach Wochentagen und Tageszeiten sollten sie den Bedürfnissen der Besucher entsprechen – waren die großen Betriebe der Stadt stark vertreten. Die niedrigen Preise, noch betrieblich gestützt, waren oftmals Gründe für

nichtgenutzte Plätze und veranlassten das Theater, das Besuchersystem zu reformieren. Die treuesten Besuchergruppen kamen aus den Kreisen in einem Umkreis von etwa 50 km. Für sie war das monatliche Theatererlebnis – die Fahrt nach Wittenberg – nicht wegzudenken. Eine wichtige Rolle spielte dabei durchaus auch die Gastronomie, die im Theater eingerichtet war und langjährig von Heino Könnecke geleitet wurde.

4. Das Schauspiel

Unter den weit über 1.000 Inszenierungen des Theaters konnte das Schauspiel mit vielen Ur- und Erstaufführungen aufwarten. Dabei spielten sowjetische, tschechische und polnische Autoren eine große Rolle. Selbstverständlich war ebenso auch die deutsche Klassik breit vertreten, zudem natürlich William Shakespeare, Molière, Kleist und viele andere mehr. Kontinuierlich waren in den Spielplänen auch die Werke Bertolt Brechts vertreten. So konnten die Wittenberger und die Besucher in den Gastspielorten den „Kaukasischen Kreidekreis“, die „Dreigroschenoper“ oder eben auch die „Räuber“, „Egmont“, „Prinz von Homburg“ und vieles andere kennen lernen. Aber auch die Dramatiker der Gegenwart spielten eine große Rolle. Dies betrifft etwa Rolf Hochhuths „Stellvertreter“, Schatrows „Wetter für morgen“ und natürlich die vielen heiteren Werke, die dem Alltag ‚abgelauscht‘ wurden.

Als besondere Aufgabe sah das Theater ebenso die Interpretation von Stücken über den Reformator selbst, der der Stadt ja immerhin seinen Namen lieh. Beispiele hierfür sind

„Luther“ von Osborn (1983) und eine Musicalproduktion: „Martin oder die Gerechtigkeit Gottes“, zudem Strindbergs Version als Freilichtaufführung im Cranachhof.

Einige Namen von Darstellern blieben bei all dem in besonderer Erinnerung: Agnes Kraus, Gerd E. Schäfer, Curt Hendrich, Dieter Freydan, Frank Ciaczynski oder Jakob Köhn, die Luther-Darsteller Horst Quednow, Sophie Nieber und viele andere. Auch die Namen von Horst Koschel als Regisseur, Magret Stange und Gerd Stendel, langjähriger Dramaturg und Autor, sollten in einer solchen Aufzählung nicht fehlen.

5. Das Musiktheater¹

Auch das Wittenberger Musiktheater entwickelte sich zu großer Beliebtheit. Dies bezog sich jedoch anfänglich nur auf die Operette. Bei den Operettenwerken brachte es Jacques Offenbach zu einer gewissen Kontinuität der Aufführung am Wittenberger Theater, und natürlich gab es mehrmals die „Fledermaus“, „Die lustige Witwe“ wie die anderen Standardwerke. Anfangs wurden alle Aufführungen mit einem eigenen, festen Ensemble und nur mit wenig Gästen bestritten.

Im Laufe der Zeit fand das Publikum auch Geschmack an der Oper, von der sich solche Werke wie „Don Carlos“, „Porgy and Bess“, „Hoffmans Erzählungen“ und „Aida“ im Spielplan behaupten konnten. Händel und Mozart gehörten dabei zu den meistgespielten Komponisten. Guido Masanetz, ein DDR-Komponist, war mit „Sprengstoff für Santa Ines“, „Vasantasena“ und mit „In Frisco ist der Teufel los“ vertreten. Die sehr vielseitig agierenden Solisten standen dabei oft selbst als Ergänzung der Chorkollegen auf der Bühne, und beim „Fliegenden Holländer“ sangen gleich alle mit: Schauspieler, Kapellmeister, Dramaturgen, Intendant. Der Grund dafür lag darin, dass die Kreisleitung der SED die Mitwirkung des Chors des Predigerseminars kurz vor der Premiere untersagt hatte. Trotzdem konnten über zwanzig singende Männer auf die Bühne gebracht werden.

Mit dem Musical hielt dann eine neue Kunstgattung Einzug ins Repertoire: „Show Boat“ machte den Anfang, gefolgt von mehreren „Fair Ladys“, „Can Can“, „Kiss me, Kate“ etc. Gert Natschinski erschien mit seinen Werken im Spielplan, natürlich auch sein „Mein Freund Bunbury“, aber auch der „Planet der Verliebten“. Als Dirigent stand er selber am Pult zu seinem „Decameronical“, genauso wie auch Manfred Rosenberg, Musikdirektor Kurt Nichterlein, lange Jahre Klaus Hofmann. Letzterer trat auch als Hauskomponist hervor. Jörg Iwer nahm die Funktion eines Generalmusikdirektor wahr.

An viele Stimmen werden sich die Besucher erinnern: Edith Eisendick, Milan Kopačka, Maria Urbanova, Marina Hagen, die wohl langjährigste Sopranistin, die im Musiktheater in den verschiedensten Rollen zu sehen war, an Karin Freydank, Jutta Wolf-Sültmeyer, Barbara Schubart und wohl gern auch an die Vertreter des komischen Faches: Rudolf Sültmeyer und vor allem an Ali Schill.

¹ Vgl. auch den Artikel von Rolf Udo Kober: „Musik und musikalische Bildung in Wittenberg nach 1945. Versuch einer Bestandsaufnahme“ in diesem Band.

Einen nicht zu unterschätzenden Anteil am Repertoire hatte auch das Ballett. Zahlenmäßig nicht sehr groß, ermöglichte es trotzdem die Präsentation einiger Operetten, Musicals und Revuen und konnte zudem mit vielen eigenen Arbeiten aufwarten. Beispielsweise sind hier „Die Fontäne von Bachtchissarei“ und „Sheherezade“ zu nennen. Jährlich wurden mindestens zwei Revuen inszeniert, eine meist als Silvesterprogramm. Eine jeweils erfundene Handlung brachte viele beliebte Melodien auf die Bühne. Dabei wirkten als Regisseure vor allem Renate Oeser, Peter Brämig, Erhard Holland-Moritz, Otto Ernst Tickardt und auch Martin Hellberg.

Was die dafür nötige Kulisse angeht, ist auf die phantasievollen und oft mit einfachen Mitteln hergestellten Ausstattungen des Kunstmalers Erich Viehweger hinzuweisen, die in den eigenen Werkstätten unter seiner Leitung in über 15 Jahren entstanden sind. Auch viele tschechische und polnische Bühnen- und Kostümbildner bereicherten die Wittenberger Bühne. So wurden beispielsweise die Arbeiten für Musicals von Barbara Ptak aus Katowice mehrmals preisgekrönt.



Das Theatergebäude in den 1950er Jahren

Besondere Bedeutung besaß die Förderung des künstlerischen Nachwuchses durch das Theater. In der DDR herrschte ein eklatanter Mangel in fast allen künstlerischen Bereichen. Besonders die kleinen Theater litten darunter. Für sie waren kaum Absolventen von den Hochschulen verfügbar. So mussten sich die Theater selbst behelfen. In Wittenberg waren es zuweilen bis zu 30 jüngere Kräfte, die ohne abgeschlossene Ausbildung die Ensemble

auffüllten, in der Praxis ihr Handwerk erlernten und meist erst später die notwendigen Prüfungen absolvierten. So wurde das Haus auch eine wichtige Ausbildungsstätte.

6. Die Kleinkunst

Für den „Brett'l-Keller“, der Stücke auch für die vielen kleinen Spielstätten, die sich inzwischen im Umland gegründet hatten, etwa auf den sogenannten „Nudelbrettern“-Bühnen mit wenigen Quadratmetern, entstanden neben den Kabarettprogrammen viele andere Kleinkunstproduktionen – literarisch-musikalische Abende bis zu Nachtprogrammen – die. Diese kamen auch in anderen kleinen Spielstätten außerhalb Wittenbergs – die sich im Laufe der Zeit im Umland gegründet hatten, etwa die sogenannten „Nudelbretter“-Bühnen mit wenigen Quadratmetern – zur Aufführung kamen.

Großer Beliebtheit erfreuten sich die Bühnenbälle zur Faschingszeit und die Sommer- nachtsbälle, die mit einer Vielzahl von Darbietungen aller Art präsentiert wurden und bei denen die Ensemblemitglieder auch die Bewirtschaftung in allen Räumen des Theaters übernahmen. Die Besucher konnten bei dieser Gelegenheit den Kostümfundus des Theaters in Anspruch nehmen.

7. Das Theater für Kinder und Jugendliche

Das Kinder- und Jugendtheater war wohl die schönste und dankbarste Aufgabe für das Haus – ihr war mindestens ein Drittel aller Spielpläne gewidmet. Die Palette reichte vom Märchen und Jugendstück bis zum großen Kindermusical. In Zusammenarbeit mit dem polnischen Theater Sosnowiec entstanden „Der grausame Drache“, der auch auf Freilichtbühnen in Leipzig, Halle und Berlin gespielt wurde, und „Pinocchio“ in wirkungsvollen Ausstattungen und von einem großen Ensemble gespielt, gesungen und getanzt.

1972 wurde überdies eine Puppenbühne etabliert, die unter der verdienstvollen Leitung von Jochen Baron agierte. Die Puppentheatertage des Bezirkes Halle fanden meist in Wittenberg statt. Eine Puppenspielerin, Eva Schalow, erfreut bis heute mit immer neuen Einfällen die jüngsten Zuschauer im „Brett'l-Keller“ und unterwegs in Kindergärten und Schulen.

8. Regionale Partnerschaften

Unerlässlich für die Theaterarbeit war das enge Verhältnis zu den Kulturhäusern, deren Leiter neben den staatlichen Organen in der „Interessengemeinschaft“ vertreten waren. In Absprache mit ihnen erfolgte die Spielplanaufbereitung und dessen Realisierung. Als Musterbeispiel kann die Zusammenarbeit mit dem Kulturhaus Niemegk im Fläming gelten; auch Köthen, Staßfurt, Luckenwalde und Torgau waren sehr aktive Partner. Die Verbesserung der Bühnenverhältnisse in den lokalen Kulturhäusern und die Resonanz der Zuschauer

auf die dortigen Vorstellungen waren die wichtigsten Standbeine der Zusammenarbeit, auf denen auch der ökonomische Rückhalt des Theaters basierte.

Die Mobilität des Theaters, das den überwiegenden Teil seiner Vorstellungen auswärts spielte, war entscheidend für seine Funktionstüchtigkeit. Statistisch sind die Künstler und Techniker des Wittenberger Theaters mehrmals ‚um den Erdball‘ gereist. Die Anekdoten dazu könnten Bände füllen: Benzinknappheit, brennende Reifen und Irrfahrten waren keine Seltenheit. So kam es auch vor, dass Zuschauer und Theaterleute gemeinsam eine Nacht in einer Spielstätte verbringen mussten, weil sie vom Blitzeis überrascht wurden.

Es war schon eine hohe Kunst, unter den Bedingungen der DDR einen solchen ‚Fuhrpark‘ am Leben zu erhalten. Es waren dann mitunter in der Tat die ‚sowjetischen Freunde‘, die Hilfe anboten: etwa durch den Tausch von Schnaps gegen Benzin. Ebenso war die Beheizung des Zuschauerraumes für die Theaterleitung ein Dauerproblem. Auch hier retteten entweder die deutsch-sowjetische Freundschaft oder aber die Bitterfelder Kumpel die Vorstellungen.

9. Auslandsbeziehungen

Zu den Partnern gehörten auch befreundete Theater der benachbarten sozialistischen Länder. Den Anfang machte 1964 Banska Bystrica in der Slowakei. Hier wurden der Austausch von Inszenierungen sowie Gastregie und Solistenaustausch in der Oper auf ausgedehnten Tournée durch die Mittelslowakei über Jahrzehnte fort geführt. Die deutschen Zuschauer erfreuten sich an Ballettinszenierungen aus Banska Bystrica ebenso wie an „Maria Stuart“ in slowakischer Sprache.

Insbesondere mit dem schon genannten Theater „Zaglebia“ Sosnowiec – einst in freier Gegend gelegen, nunmehr Mittelpunkt einer 250.000 Einwohner zählenden Stadt in Oberschlesien, das einst ein ‚Schweinefürst‘² für seine Geliebte, eine Sängerin, errichten ließ – entwickelte sich unter seinem Direktor Jan Klemens eine enge Zusammenarbeit mit vielen wechselseitigen Gastspielen. Sprachliche Schwierigkeiten gab es nicht. Kurzerhand hatte sich etwa einmal eine Wittenberger Schauspielprotagonistin ihren Text in einem Musical auf polnisch angeeignet – die polnischen Kollegen belustigten ihrerseits die deutschen Zuschauer mit kurzen Einwüfen.

Zur Partnerschaft kam es auch mit einem tschechischen Autoren: Von Jan Havlasek wurden im Laufe der Jahre vier Stücke erstaufgeführt. „Deines Nächsten Weib“ erreichte sogar das legendäre Fernsehtheater in der Halleschen „Moritzburg“ – dessen zeitweiliger Leiter Gerd Focke war auch Hausautor des Wittenberger Theaters – und das „Deutsche Theater“ in Temirtau, Kasachstan. Auch dieses Ensemble konnte trotz mancher Widrigkeiten Wittenberg mit beeindruckenden Vorstellungen besuchen.

² Damit meine ich einen Gutsbesitzer, der sich vorwiegend auf Schweinezucht stützt, genauso wie „Zsupan“ in der Operette „Zigeunerbaron“.

10. Problematische Verwaltungsstrukturen

Das „Elbe-Elster- Theater“ war eine Einrichtung des Kreises Wittenberg. Die Stadt hatte daran keinen Anteil. Die notwendigen Zuschüsse kamen vom Bezirk Halle. Kämpfe um den Etat wiederholten sich jährlich.

Symptomatisch war in dieser Hinsicht auch die letzte Rekonstruktion des Hauses, die 1987/88 unter den schwierigsten wirtschaftlichen Bedingungen erfolgte – typisch für den DDR-Alltag. Der offiziell mit der Arbeit beauftragte Kreisbaubetrieb musste bald ‚die Waffen strecken‘. Wieder einmal waren es die Mitarbeiter des Theaters, die tatkräftig zu packten. Der technische Direktor des Hauses, Roderich Vogel, der vorher im künstlerischen Bereich tätig war, übernahm das Vorhaben ideen- und erfindungsreich. Es wurden aus der halben Republik Materialien organisiert: Nägel gab es beispielsweise zeitweilig in Quedlinburg, eine LPG stellte zwölf Zimmerleute. Die Theaterwerkstätten, insbesondere die Tischlerei – Kurt Zenker mit seinen Kollegen –, müssen als besonders aktiv genannt werden. Viele andere arbeiteten monatelang an einem schöneren Zuschauerraum, einer Drehbühne und einem neuen Foyer mit Gaststättenraum. So entstand eines der bestausgestatteten Theater der DDR. Ohne die Hilfe der vielen Freunde in den Betrieben – dazu gehörte etwa auch das Braunkohlenkombinat Bitterfeld mit seiner Abteilung Erkundung und Entwässerung und der Meisterbereich Greupner des Förderanlagen- und Kranbau Köthen – wäre das nicht möglich gewesen.

Insgesamt kann man von einem wechselvollen Verhältnis zu den staatlichen Organen der DDR sprechen. Es war abhängig von den jeweils verantwortlichen Persönlichkeiten im Bezirk und schwankte zwischen Bevormundung und vertrauensvoller Zusammenarbeit. Ironischerweise saßen die verständnisvollsten Partner in Berlin, nämlich im Ministerium für Kultur und im Zentralkomitee der SED. Entscheidend jedoch war immer das jeweilige Interesse der konkreten Personen. Hier sind besonders Rosel Siems und Peter Urbschat von der Kreisverwaltung Wittenberg als verdienstvolle Partner zu nennen.

1988 wurde Helmut Bläss auch zum Intendanten des „Carl-Maria-von-Weber-Theaters“ Bernburg berufen, das künstlerisch und ökonomisch danieder lag. Infolgedessen kam es zur Gründung der „Elbe-Saale-Bühnen-Wittenberg-Bernburg“. Das Ensemble umfasste 360 Mitarbeiter, es konnten oft sechs Vorstellungen an einem Tag gespielt werden, da auch in Bernburg drei neue Spielstätten für die kleine Form geschaffen wurden. Der schon genannte Roderich Vogel, Dr. Karl-Hans Möller und Ernst Rollin waren die verantwortlichen Mitarbeiter.

Trotz einstimmigen Wunsches des Bernburger Ensembles zur Beibehaltung der Verbindung kam es 1993 zur Auflösung der Fusion auf Betreiben des neuen Bernburger Landrates, der kurz danach auf Beschluss seiner eigenen Fraktion einstimmig abgewählt wurde. Wittenberg musste das Bernburger Ensemble abwickeln.

Gleichzeitig wurde nun die Stadt Wittenberg in die Trägerschaft des Wittenberger Theaters mit eingebunden. Das Verhältnis zwischen der Stadt und dem Kreis Wittenberg bedeutete für das Theater nichts Gutes. Zwischen den unterschiedlichen regierenden Par-

teien wurde die Institution in den folgenden Jahren allmählich zerrieben. In den jahrelangen Diskussionen wurden Theater und Öffentlichkeit systematisch entfremdet.

11. Ende – und Neuanfang?

Mit Ende der Spielzeit 1995/96 war Helmut Bläss nach 32 Jahren verabschiedet worden. Er war, 70 Jahre alt, inzwischen dienstältester Intendant Deutschlands. Auch als Regisseur und Darsteller, vor allem durch sein Engagement im Musical (darunter u.a. die Rollen des Higgins, Petruccio, Tevje, Dolittle), hatte er, wie es zu seiner Verabschiedung hieß, ‚das Profil des Theaters geprägt‘.

Nach einigem Ärger um die Nachfolge übernahm Reinhold Stövesand das Amt. Er verschwand jedoch mitten in einer Spielzeit ‚sang- und klanglos‘. In den letzten Jahren sorgte Jörg Iwer als Musikalischer Oberleiter für Aufsehen im Spielplan und Konzerten. Trotz achtenswerter künstlerischer Leistungen wurde dann aber unverständlicherweise das Schauspiel abgebaut und so der Spielbetrieb erheblich eingeschränkt.

Nach der Jahrtausendwende verabschiedete sich der Kreis Wittenberg von der Subventionierung des Theaters. Die Stadt wäre bereit gewesen, sich weiter zu engagieren. So konnte auch das Land Sachsen-Anhalt nichts mehr retten, obwohl der aus Wittenberg kommende neue Ministerpräsident Prof. Dr. Wolfgang Böhmer seinerzeit als Finanzminister Sachsen-Anhalts sich sehr für das Theater engagiert hatte. (Auch als Autor war er dem Theater verbunden gewesen: Sein „Doktor Eisenbart“ wurde im „Beyerhof“ inszeniert.) Schließlich kam es – trotz insgesamt 13.000 dagegen protestierender Unterschriften – mit Ende der Spielzeit 2001/2002 zur Schließung des inzwischen so benannten „Mitteldeutschen Landestheaters“.

Mit Unterstützung des Theaters und seiner Mitglieder waren in den letzten Jahren auch sommerliche „Lutherspiele“ an historischen Stätten aufgeführt worden. Sehr aktiv, auch nach der Schließung des Theaters, zeigt sich der Theaterjugendclub, der unter Leitung des ehemaligen Oberspielleiters des Musiktheaters auch unterhaltende Programme produziert.

Die Hoffnung der vielen Interessenten bezieht sich nun darauf, dass der „Brett’l-Keller“ erhalten bleibt. Carola Bläss mit ihren Getreuen hält dort noch den Spielbetrieb aufrecht. Sie war schon jahrelang dort tätig, dem Publikum als Schauspielerin und Musicaldarstellerin (Eliza, Gigi) bekannt. Gleichfalls hatte sich der unermüdlich agile Rolf Udo Kober für die Erhaltung der musikalischen Substanz eingesetzt. Drei Jahre finanziert dankenswerter Weise das Arbeitsamt ein kleines Orchester mit Solisten.

Ein neues Kapitel dieser wechselvollen Geschichte gibt es aber möglicherweise schon bald: Ein junges Ehepaar – familiär vorgeprägt, da die Eltern einst langjährige Theatermitglieder waren – ersteigerte vor kurzem das Theatergebäude. Dieses wurde zwar vor geraumer Zeit von einer zu „fürsorglichen“ Kreisverwaltung bereits „entkernt“ und damit seiner wesentlichen technischen Voraussetzungen beraubt. Trotzdem soll das Haus unter der Trägerschaft eines gemeinnützigen Vereins seiner Bestimmung wieder zugeführt werden. So

lässt sich abschließend resümieren: Es wird aller Voraussicht nach weiter Theater in Wittenberg geben – zukünftig sogar wieder am ursprünglichen Ort.

Musik und musikalische Bildung in Wittenberg nach 1945

Versuch einer Bestandsaufnahme

Rolf Udo Kober

1. Vorgeschichte: 1817 – 1945

Durch die Zusammenlegung der Universität Leucorea mit der „Fridericana“ Halle im Jahre 1817 hatte Wittenberg die Basis dessen verloren, was jahrhundertlang eine überaus reiche Musikausbildung in der Stadt bewirkte – die Musikausbildung an der „Leucorea“ und ihre Ausführenden, die Studenten. Aus ihnen waren eine Vielzahl von Kantoren und Kapellmeister hervorgegangen. Sie hatten mit dem „Collegium musicum“, einem Instrumentalensemble, und den „akademischen Kirchenchören“ über Jahrhunderte die Grundlage der Musikpflege in Wittenberg gebildet. Ihr Ausbleiben stürzte Wittenberg in eine tiefe kulturelle Provinzialität.

Noch aber verfügte die Bibliothek des Predigerseminars über einen Musikalienschatz, der bei der Teilung der Universitätsbibliothek und der Verlagerung des größten Teiles nach Halle in der Stadt verblieben war. Er bestand aus einer umfangreichen Musikaliensammlung, die im 16. Jahrhundert begonnen und bis ins 19. Jahrhundert weitergeführt wurde, und enthielt wertvolle Drucke und Handschriften von Orlando di Lasso, Johann Crüger und Euard Bodenschatz, geistliche Sammelwerke aus der Druckerei des Niederländers Tilman Susato, musiktheoretische Werke, weltliche Kompositionen wie die „livre de chansons“ und die „Danzerey“ aus dem Oeuvre des Tilman Susato sowie zahlreiche Drucke Wittenberger Provenienz.

Da man die Materialien nicht mehr praktisch verwenden konnte und zudem wohl die Bedeutung der Sammlung unterschätzte, gab man dem ersten Drängen der Preußischen Staatsbibliothek Berlin (die anscheinend die neuen Territorien akribisch nach bibliophilen Schätzen durchsuchte) nach, und verkaufte den Musikalienschatz nach Berlin. Dort war man sich des Wertes wohl bewußt und bewahrte die Materialien sorgsam. Als 1943 die Gefahr der Vernichtung durch Bombenangriffe bestand, wurde die Sammlung nach Krakow ausgelagert, wo sie sich in der Jagellonska Bibliotheka noch vollständig und unverseht befindet. Heute stellt diese Sammlung einen begehrten Forschungsgegenstand für die Musikwissenschaft dar.

Die kulturelle Provinzialität, die die Auflösung der „Leucorea“ in Wittenberg hinterließ, sollte fast das ganze 19. Jahrhundert zu spüren sein. Es änderte sich nur graduell dadurch, daß man mit der Anstellung des jungen Kantors Karl Stein 1850 an der Stadtkirche einen Glücksgriff tätigte. Dieser vereinigte eine außerordentliche musikalische Begabung und ein tiefes religiöses Empfinden in sich und schuf in den Jahren seines Wirkens zahlrei-

che Kompositionen, die über die Stadtgrenzen hinaus Bedeutung erlangten und zum Teil noch heute in Gebrauch sind.

Ein Einschnitt auch für das Kulturleben in Wittenberg war die Machtergreifung der NSDAP 1933. Das „Amt für Konzert- und Chorwesen“ und die NS-Kulturgemeinde ordneten neu, faßten Chöre und Musikvereinigungen zusammen und unterstellten die organisatorische Gesamtleitung unter die Verantwortung eines „städtischen Musikbeauftragten“. Sämtliche musikalischen Veranstaltungen unterlagen seiner Genehmigung. Er hatte zu prüfen, ob diese im Einklang mit den geltenden Verordnungen standen und war seinerseits dem „Amt für Konzert- und Chorwesen“ rechenschaftspflichtig.¹ Er war auch zuständig für die Durchsetzung der in den Jahren 1933-1944 in großer Zahl herausgegebenen Anordnungen und Verfügungen der „Reichsmusikkammer Berlin“, die sich vor allem auf die Konfiskation jüdischen Kulturbesitzes und Verbote von Musikwerken jüdischer und als Autoren „entarteter Musik“ denunzierter Komponisten bezogen.

Nach den 1938 in Stuttgart stattgefundenen „Reichsmusiktagen“ und der damit verbundenen Ausstellung „Entartete Musik“ verschärfte sich die Situation beträchtlich. Verboten wurde die Aufführung von Werken Offenbachs, Mendelssohn-Bartholdys, Hindemiths, Mahlers, aber auch Bühnenwerke von Robert Stolz, Emmerich Kalman und Leon Jessel („Schwarzwaldmädel“). Erlaubt waren Komponisten, die dem „deutschen Reinheitsgebot“ der Rassegesetze entsprachen. Darunter waren Bach, Beethoven, Schubert und insbesondere Richard Wagner. Aber auch die Altmeister blieben nicht gänzlich verschont: Denn ein Großteil ihrer Werke – Psalmkompositionen und Kantaten – basierte natürlich auf biblischen Texten wie „Israel freue sich des Herrn“ oder „Herr Zebaoth...“, die den Kulturwächtern der NS-Reichsmusikkammer ein Dorn im Auge waren. Mit großem detektivischem Aufwand und mit penibler deutscher Gründlichkeit wurden diese Werke „auf Linie gebracht“, die Texte verändert und umgeschrieben.

Unter diesen Umständen war der Posten des „städtischen Musikbeauftragten“, wenn er wie in Wittenberg von einem Musikenthusiasten und Komponisten wie dem Stadtkantor Adolf Wieber bekleidet wurde, eine so verantwortungsvolle wie zugleich gefährliche Aufgabe. Regelmäßige Überprüfungen des Amtes für Konzertwesen der „Reichskulturkammer“ kontrollierten die Durchsetzung der Anweisungen und forderten zugleich ein reges Musikleben in der Stadt („Musikpflege ist im Kriege für die Stärkung der inneren Front wichtig“²). Daß Adolf Wieber diesen Spagat zwischen unsinnigen diskriminierenden Forderungen und Schutz von Musikern schaffte, beweist die Tatsache, daß er 1945 nach der Befreiung durch die Sowjetarmee in seiner Position bestätigt wurde – also als nicht belastet galt.

Die Bevölkerung der Stadt Wittenberg indes dürfte von derartigen Zwängen kaum etwas bewußt erlebt haben, denn die praktische Musikausübung und die Angebote an musikalischen Darbietungen war trotz des Krieges vielfältiger Art. Studienrat Dr. Kroemer –

¹ Stadtarchiv Wittenberg Nr. 3795, Biographie Adolf Wieber

² Stadtarchiv Wittenberg Nr. 3756, S. 231, Acte städtischer Musikbeauftragter

Musiklehrer am Melanchthon-Gymnasium, Leiter des 1924 gegründeten „Singkreises Wittenberg“ und einer der aktivsten Musikorganisatoren – 1944 im „Wittenberger Tageblatt“ über das Musikleben Wittenbergs: „Das vergangene Jahr brachte trotz des totalen Kriegseinsatzes aller Volksgenossen und der vielen durch den Krieg hervorgerufenen Schwierigkeiten ein reges, vielgestaltiges musikalisches Leben und bewies damit hier wie überall, daß der kulturelle Wille des deutschen Volkes nicht zu hemmen ist.“³

Zu dieser Zeit existierten in Wittenberg ein Orchester, das „Stadtorchester Wittenberg“ unter Kapellmeister M. Jahnke (15 Musiker), der „Musikzug der SA-Standarte 20“, gleichfalls unter M. Jahnke (34 Musiker), die „Kapelle des Luftwaffenflakregimentes“ (28 Musiker), die „Werkkapelle Arado“ (23 Musiker) und ein PO-Musikzug (37 Musiker). Der Kirchenchor war 1933 mit der 1931 vom musikalischen Stadtpfarrer Georg Kempff⁴ gegründeten „Bachgemeinde Wittenberg“ zusammengeschlossen worden. Dieser große Chor existiert als weltlicher Hauptchor Wittenbergs im „Amt für Chorwesen der Reichsmusikkammer“ und bestand aus dem „aktiven Chor“ und den „passiven Mitgliedern des Konzertvereins Bachgemeinde Wittenberg“, denen auch die Organisation von weltlichen Oratorien, Kammermusikabenden, Sinfoniekonzerten und Solistenkonzerten oblag. Daneben existierten mehrere kleinere Chöre in den Stadtteilen und kleinere Instrumentalvereinigungen.

Als Komponisten traten in jener Zeit insbesondere der Kantor Adolf Wieber in Erscheinung, der Orgelwerke, große und kleine Chorwerke, zahlreiche kammermusikalische Werke und eine große e-moll-Sinfonie komponierte und in Wittenberg zur Uraufführung brachte.⁵ Ein weiterer komponierender Musiker dieser Jahre war der Musikstipendiat der Stadt Wittenberg, der Cellist Dr. Martin Greulich, dessen Kompositionen, wie z.B. die Orchestersuite „Sonnenaufgang“, am 16.11.1936 im Rahmen der „Konzerte des Winterhilfswerkes“ uraufgeführt worden war.

Adolf Wieber wurde in den letzten Kriegswochen 1944/45 noch kurzzeitig zum Volkssturm eingezogen. Am 26. April 1945 nahm die Rote Armee Wittenberg ein.

2. Der Neuanfang 1945

Nach der Befreiung, die – liest man die Erlebnisberichte – von vielen Einwohnern mit einem Gefühl zwischen Erleichterung und Sorge empfunden wurde, übernimmt sofort die sowjetische Kommandantur in dem heutigen Gebäude der „Deutschen Bank“ die Neuorganisation des öffentlichen Lebens.

³ *Wittenberger Tageblatt* vom 31.12.1944

⁴ einem Bruder des berühmten Pianisten und Dirigenten Wilhelm Kempff

⁵ vgl. Kompositionen von Adolf Wieber, Opus 27-51, in: Archiv Dr. Jürg Wieber, Altensteig, maschinenschriftlich.

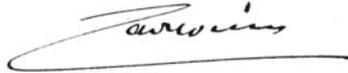
Adolf Wieber
Städt. Musikdirektor

25. Sep. 1945

3

An den Herrn Kommandanten!

Ich bitte um Genehmigung nachfolgenden Konzertes
und lade gleichzeitig den Herrn Kommandanten und
seine Offiziere ein.



=====6666=====

Dienstag den 2. Oktober 1945, abends 8 Uhr

O R G E L K O N Z E R T
in der Schloßkirche

Orgel: Eva Bianca Aps

Bach, J.S. Triosonate C-dur
Bach, J.S. 2 Orgelchoräle
a) Vater unser im Himmelreich
b) Wenn wir ~~im~~ höchsten Nöten sein
Wieber, A Tokkata d-moll op. 39 (Uraufführung)

Eintritt frei 1. ^{VfG.} Genehmigt.
2. Zu den Akten.

L. Wittenberg, den 3.10.45
Der Oberbürgermeister.
I.V.

32/109 / 

Seitens der Einheimischen wurden insbesondere Antifaschisten herangezogen, aber auch andere Bürger, die als integer gelten. Dazu zählten unter anderen der städtische Musikbeauftragte Kantor Adolf Wieber, am 1. Juni 1945 zum „Beauftragten für die Neugestaltung des Musik- und Konzertlebens“ ernannt,⁶ sowie der oben erwähnte Studienrat Dr. Kroemer.

⁶ Stadtarchiv Wittenberg Nr. 3756, S. 295 ff., Akte städtischer Musikbeauftragter

In Zusammenarbeit mit den Kulturoffizieren Major Rjabischnikow (seit 1971 Ehrenbürger Wittenbergs) und Hauptmann Wladimir Gall wurde versucht, die musikalische Basis in der Stadt wiederherzustellen und neu zu organisieren.

Dazu gehörte die Neugründung des Chores und des Städtischen Orchesters aus den in Wittenberg ansässigen Musikern sowie einigen Instrumentalisten, die mit den Flüchtlings- und Umsiedlerströmen nach Wittenberg kamen. Zu ihnen gehörte Rudolf Kempe, der als Oboist für kurze Zeit im Orchester mitwirkte und später als Dirigent der Bayerischen Staatsoper an allen großen Opernhäusern der Welt gefeiert wurde. Bereits Ende Mai/Anfang Juni 1945 konnten die ersten Orgelmusiken und Kammermusiken in der Stadtkirche stattfinden. Da alle Veranstaltungen der Genehmigung der sowjetischen Kommandantur bedurften, nutzte Wieber die freundlichen Kontakte und lud gleichzeitig mit der Bitte um Genehmigung der Konzerte den Kommandanten und seine Offiziere zu den Konzerten ein.

Eine zweite Institution, die von den sowjetischen Kulturoffizieren angeregt wurde, war die Schaffung eines Kabarets, des späteren „Kleinen Theaters Wittenberg“, das am 1. November 1945 im Freudenberg'schen Saale seine Pforten öffnete, gemäß einer Anordnung Rjabischnikows: „Es reicht nicht, für Brot und Schulen zu sorgen, auch ein Theater muß geboren werden, um Kultur zu den Menschen zu bringen.“⁷ Über die anfänglichen Schwierigkeiten berichtet Hauptmann Wladimir Gall 1945:

„Es war keine leichte Aufgabe, eine Truppe zusammenzubringen. Nur wenige Künstler waren in Wittenberg geblieben. Wir halfen nach Kräften und holten auch mit unseren Lautsprecherwagen einige Darsteller aus den umliegenden Orten zusammen ... Die Eröffnung war natürlich kein kulturelles Ereignis von Weltbedeutung, dennoch dokumentiert es, daß die Sowjetmenschen nicht als Feinde oder Rächer nach Deutschland gekommen waren.“⁸

Die „Freiheit“ berichtete am 15.5.1946 als Resümee des 1. Nachkriegsjahres: „Das Kulturleben in Wittenberg hat in den vergangenen 11 Monaten mit Hilfe der Stadtkommandantur eine Blüte erlebt, wie sie in den Maitagen 1945 nicht vorausgeahnt und erwartet werden konnte“. Und in der Tat, es waren in dieser kurzen Zeit entstanden: ein städtisches Orchester aus 45 Berufsmusikern; ein städtisches Sinfonieorchester, bestehend aus dem städtischen Orchester, Musikern des „Kleinen Theaters“ und Laienkräften; die städtische Singakademie unter Leiter von Adolf Wieber; das „Kleine Theater“ unter Intendant Horst Braun; drei Lichtspieltheater sowie die FDJ-Kulturorganisation.

Letztere, die „FDJ-Kulturorganisation“, bestand aus Schülern des Melanchthon-Gymnasiums wie etwa Hans Jürgen Thiers oder C. G. Holzhausen, die privaten Instrumentalunterricht bei ortsansässigen Musikern erhielten, sich zu einem Musizier- und Singkreis unter Wiebers Leitung zusammengeschlossen hatten und vor allem im Rahmen der Lutherhalle im Refektorium Musikprogramme erarbeiteten, auch eigene erste Kompositionsversuche unternahmen und diese aufführten. Zusammen mit dem Direktor der Lutherhalle, Oskar

⁷ zit. nach Hans Ullrich Schlüter: Die Interessengemeinschaft Elbe-Elster-Theater, Diplomarbeit, Humboldt-Universität, Berlin 1987, S. 5

⁸ Durch die Jahrhunderte. Aus der Geschichte des Kreises Wittenberg III, Wittenberg 1983, S. 45.

Thulin, sorgten sie für die musikalische Umrahmung von Fortbildungsreihen der Lutherhalle und begleiteten Thulin auch auf mehreren Fortbildungsveranstaltungen außerhalb Wittenbergs. Die FDJ nahm das Angebot der jungen Leute gern an, als Dachverband der Gruppe zu fungieren. 1946 wurde zudem ein kleines FDJ-Orchester gegründet, das allerdings nur zwei Jahre bestand, da seine Mitglieder nach dem Abitur zum Studium in andere Städte wechselten.⁹

Von ideologischer Einflußnahme im Kulturbereich war in den ersten Nachkriegsjahren wenig zu spüren. Im Vordergrund der politischen Aufmerksamkeit stand, die Wirtschaft, die Schulbildung und die Ernährung der Bevölkerung zu organisieren, so daß sich Kunst und Kultur in jenen Jahren vergleichsweise frei entfalten konnten. Die inhaltlichen Schwerpunkte von Konzerten und musikalischen Veranstaltungen lag in der Aufführung der Komponisten, die während der NS-Zeit verboten waren, und in einer Besinnung auf klassische humanistische Musiktraditionen. Zudem bot das Vorhandensein eines leistungsfähigen musikalischen Apparates auch die praktischen Möglichkeiten dafür. Auch die kompositorischen Potentiale konnten sich frei entfalten, und in den ersten Jahren nach dem Krieg erlebten sehr viele Kompositionen in Wittenberg ihre Uraufführung. So entstanden zu jener Zeit allein von Adolf Wieber:

- „Toccata d-moll“ Orgel (1945),
- der „90. Psalm für 4-st. Chor, Knabenunisono und grosses Orchester“ (1945),
- die mehrstimmige Motette „Biccinium“ (Uraufführung 1.5.1946 Singkreis unter Leitung Dr. Kroemer),
- „Festlicher Aufklang“ für großes Orchester (UA 16.5.1946),
- „Charakere-Suite op. 47“ für großes Orchester (UA 27.11.1946),
- „Thema mit Auslegungen“ für Kammerorchester (UA 3.6.1947),
- „Humoreske in Es –Dur“ (Annerose Schmidt zugeeignet) (1947),
- „Missa Brevis“ (Dr. Kroemer zugeeignet) (1947),
- „Sinfonie e-moll“ (1946/47) sowie
- zahlreiche Lieder, Kammermusik, Chorwerke, Orgelchoräle und Klavierwerke.

Weitere Komponisten dieser Anfangsjahre waren C. G. Holzhausen (Stücke für Querflöte); Hans Jürgen Thiers (Chorwerke, Streichquartette, Kammermusik), Werner Rosenberg (Orchesterwerke, Bühnenmusiken) und Bernhard Schmidt (Kompositionen für Klavier), der in der Stadt als Musiklehrer wirkte, Privatunterricht in Klavier, Theorie- und Kompositionslehre erteilte und einige Jahre später der erste Leiter der Musikschule werden sollte.

Mit dem Wahlkampf zu den Gemeindewahlen am 8.9.1946 rückten die kulturellen Zielstellungen der SED für Wittenberg zum ersten Mal in den Vordergrund der Diskussionen. Die SED veröffentlichte im Gemeindeprogramm dazu folgende Grundausrichtungen:

„Alle Kultur- und Bildungseinrichtungen sind dem schaffenden Volke zu erschließen. Die SED erstrebt daher: Instandsetzung und Freimachung der letzten noch für schulfremde Zwecke genutzte Schulen. Gründung einer Musikschule ... einer Handelsschule ... und

⁹ nach Auskünften von Hans Jürgen Thiers, Weimar

Ausbau des Wittenberger Stadttheaters. Instandsetzung der Lutherhalle, Wiederherstellung der Räume des Forschungsheimes“.¹⁰

Hans Lorbeer formulierte die Ziele in einem Vortrag im 1946 gegründeten Kulturbund:

„Das neue demokratische Deutschland will eine Kultur des gesunden Menschenverstandes, der Menschenliebe und Gerechtigkeit: Eine Kultur soll entstehen aus dem Volke für das Volk – allen zugänglich – keine käufliche Kultur, sondern eine selbstverständliche.“¹¹

Gleichzeitig forderte die SED-Kreisleitung auf einem Symposium mit Vertretern des Theaters, der Orchester und anderen Kulturschaffenden, die Kultur an die Produktionsstätten zu bringen sowie Jugend-, Musik und Laienspielgruppen zu gründen und anzuleiten, um das kulturelle Niveau der Werktätigen zu erhöhen und die Verbindung von Kunst und Produktion herzustellen.¹² Hier haben wir also zum ersten Mal die Grundzüge jener Kulturpolitik, die für die gesamte Zeit des Bestehens der DDR charakteristisch werden sollte: das Streben nach dem „neuen sozialistischen Menschen“, der auch durch kulturelle Bildung geprägt sein sollte, der nicht nur als Rezipient in Erscheinung tritt, sondern selbst aktiv am kulturellen Schaffen mitwirkt.

All dies fand später im „Bitterfelder [Irr-]Weg“ seine konzeptionelle Formulierung. Praktische Umsetzungen waren die Kulturfonds in den Betrieben, die Forderungen nach einer engen Verbindung der Künstler mit der Produktion (Pausen- und Schichtwechselkonzerte, Vorträge und Kammermusik in den Werkhallen), das Entstehen von Kulturhäusern – nicht nur in größeren Städten, sondern auch in Dörfern (Kulturhäuser der Maschinenausleihstationen MAS) – und die Bildung von Betriebsensembles, Betriebstheatergruppen, Betriebschören, Volkskunstensembles sowie Zirkeln (Zirkel schreibender Arbeiter, Textilegestaltungs-, Malerei- und Graphik-Zirkel). „Der politische Hintergrund war, nach der Gründung der DDR das Land als sozialistische Alternative zur BRD, mit Bürgern die über eine hohe Bildung und ein kulturell hochstehendes Niveau besaßen, darzustellen und nicht zuletzt auf diesem Wege eine Anerkennung als souveräner Staat zu beschleunigen.“¹³

In Wittenberg entstanden in den Jahren bis 1949 zahlreiche Ensembles und Chöre. Dann folgten Strukturveränderungen in den bestehenden Orchestern, die durch Neuordnungen, wie dem Ausbau der Theaterstruktur (ab 1947 als Stadttheater),¹⁴ aber auch infolge von Übersiedlungen und Flucht in die Westsektoren zustande kamen (der Dirigent des Stadorchesters Feindor verließ 1947 Wittenberg, ebenso die Kantorin der Christuskirche). Am 10.7.1947 berichtet die „Freiheit“:

¹⁰ *Freiheit* vom 7.9.1946

¹¹ *Freiheit* vom 28.5.1946

¹² *Freiheit* vom 30.7.1946

¹³ Cindy Groeling: Künstler auf dem Bitterfelder Weg. Vortrag, URL: [www.subkultur.de/STORYBOARD/REFERATE/CINDY/Kunstler%20auf%20dem%20Bitterfelder%](http://www.subkultur.de/STORYBOARD/REFERATE/CINDY/Kunstler%20auf%20dem%20Bitterfelder%20) [Zugriff: 20.5.2003]

¹⁴ Vgl. auch den Artikel von Helmut Bläss: „Theater in Wittenberg“ in diesem Band.

„Sinfonieorchester dem Stadttheater angegliedert

Auf musikalischem Gebiete werden im Juli grundlegende Veränderungen vorgenommen. In Zukunft wird das städtische Sinfonieorchester Wittenberg nicht mehr selbständig in Erscheinung treten. Sinfoniekonzerte und eine Teil der volkstümlichen Konzerte werden künftig vom Stadttheaterorchester unter Regie des Theaterleiters zur Durchführung kommen. Da jedoch das Theaterorchester nur aus 20 Musikern besteht, ist geplant, 25 Musiker des städtischen Orchesters nebenvertraglich an das Theater zu verpflichten. Dirigent dieses Orchesters wird der 1. Kapellmeister des Theaters sein, der verpflichtet wird, je nach Bedarf dem städtischen Musikdirektor und auch auswärtigen Dirigenten Gelegenheiten zu Gastspielen zu geben. Ein Konzertabonnement soll bei verbilligten Preisen den Werktätigen musikalische Darbietungen vermitteln.“

Das hieß im Klartext: Dem städtischen Musikdirektor, Kantor Adolf Wieber, war die Verfügbarkeit über das Orchester, das er bislang leitete, entzogen. Sie war statt dessen auf die Theaterkapellmeister übergang. Dies bedeutete zugleich: Die Zusammenarbeit Kirche und Orchester, die sich in den vorangegangenen Jahren in vielen Konzerten, Kirchenmusiken und nicht zuletzt auch in der Erarbeitung von Kompositionen (Konzertmeister Uhmann arbeitete an Kompositionen Wiebers mit) geäußert hatte, ging de facto zu Ende. Es kann nur vermutet werden, ob dies auch der Grund dafür war, daß Wieber Ende 1947 das Amt des städtischen Musikdirektors niederlegte und Mitte 1948 schließlich einem Ruf der Evangelischen Kirche von Hessen-Nassau folgte, um in Laubach ein „singendes Alumnat“ nach dem Muster der sächsischen Kantoreien zu schaffen.

Die Trennung von Staat und Kirche äußerte sich auch in der Angliederung und Umbenennung von Teilen der städtischen Singakademie an die Stadtkirche (Johann Walther Kantorei¹⁵). Interimsnachfolgerin Wiebers an der Stadtkirche wurde die bislang als Orgelassistentin wirkende Organistin Eva Bianca Aps, und zum Nachfolger Wiebers in der für das Musikleben wichtigen Position des städtischen Musikbeauftragten wurde Theo Morschel, bislang als musikalischer Leiter am Theater tätig, ernannt.

1948 begann zudem unter der Leitung Dr. Kroemers eine musikalische Reihe, die dann über 20 Jahre Bestand haben sollte: die „Woche der zeitgenössischen Musik“. In ihr sollten die Kompositionen vorgestellt werden, die während der NS-Zeit als „entartete Musik“ auf dem Index standen, wie z.B. die Werke Schönbergs und Hindemiths. Einen weiteren Aufführungsschwerpunkt bildeten Werke zeitgenössischer Komponisten und Werke der sowjetischen Moderne (Schostakowitsch, Prokofjew, Stschedrin, Krassow ...). Begleitet wurden diese Aufführungen durch einführende Vorträge.¹⁶

Einen Einbruch der gesamten kulturellen Institutionen verursachte die im Sommer 1948 zuerst in den Westsektoren und kurz darauf in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) verordnete Währungsreform mit dem daraus resultierenden Geldverlust (70 RM wurden 1:1 umgetauscht, darüber hinaus galt der Kurs 10:1. Spareinlagen wurden bis 100

¹⁵ Johann Walther (1496-1570) war Sänger in der Hofkapelle des Kurfürsten Friedrich des Weisen und Mitarbeiter an Luthers „Deutscher Messe“ 1525; nach der Auflösung der Hofkapelle ab 1532 erster evangelischer Kantor in Torgau, Komponist, ab 1548 Hofkapellmeister am Dresdner Hof

¹⁶ Quellen: Programmhefte: Stadtarchiv

RM 1:1 getauscht, bis 1000 RM 1:5 und bis 5000 RM 1:10). Am 30.10.1948 berichtete Dr. Kroemer als Mitglied des Theaterrausschusses in der „Freiheit“ über die Schwierigkeiten, die daraus für die Existenz des Theaters und des musikalischen Apparates in Wittenberg entstanden: drastischer Besucherrückgang, zu hohe Gagen der Musiker und Schauspieler, monatliche Unkosten, welche die Einnahmen selbst bei stets ausverkauftem Hause überstiegen.¹⁷ Diese Entwicklung war so dramatisch, daß sie zur Schließung des Stadttheaters am 30. April 1949 führte. Durch enorme Anstrengungen ihrer Mitglieder gelang es der „Volksbühne“,¹⁸ in nur zwei Monaten danach eine Theaterform zu entwickeln, die letztendlich bis zum Jahre 2002 (der Auflösung des Mitteldeutschen Landestheaters Wittenberg) Bestand hatte:

„Theater in neuer Form

Mitte September wird das Wittenberger Theater, das am 1. Mai infolge schlechter wirtschaftlicher Lage die Arbeit einstellen mußte, in neuer Form als Wandertheater (GmbH) der Kreise Torgau, Liebenwerda, Wittenberg und Schweinitz (Jessen, Herzberg) seine Pforten öffnen“.¹⁹

Erster Intendant dieses Theaters wurde Harry Studt. Da das Theater aber vorerst nur als Schauspielensemble existierte, waren die zuvor dort gleichfalls beschäftigten Musiker und Sänger arbeitslos. Sie versuchten, sich durch Privatmusikunterricht finanziell über Wasser zu halten. Dadurch aber kamen sie in Konflikt mit den Richtlinien des Volksbildungsministeriums, das Lehrtätigkeiten streng kontrollierte:

„Es häufen sich die Fälle, daß Musiker Privatunterricht in Musik erteilen, die weder im Besitz einer Anerkennungskarte des Ministeriums für Volksbildung, Kunst, Wirtschaft, noch eines Unterrichtserlaubnisscheines des Kreisschulamtes sind. ... Personen, die diese Verordnung weiter außer Acht lassen müssen mit polizeilicher Bestrafung rechnen“.²⁰

Im Juni 1949 wurde aber auch hier eine Lösung gefunden, die den Musikern wieder eine vorläufige Perspektive gab: das „Gemeinschaftsorchester Wittenberg“. Als Leiter des Orchesters wurde zunächst Ludwig Uhmann, der Konzertmeister des vormaligen Theaterorchesters, später der Chorleiter Erich Piske ernannt. Da das neugegründete „Elbe-Elster-Theater“ Anfang der 50er Jahre wieder eine personelle Erweiterung um ein Opern- und da-

¹⁷ *Freiheit* vom 20.4.1949

¹⁸ Im Rahmen des „Volksaufgebotes 1946“ war die „Volksbühne“ als umfassende, überregional operierende Volkskulturorganisation neu gegründet worden. Diese Organisation sollte Freizeitangebote koordinieren und mit kulturvollen Anregungen aufwarten. Das Statut vom Mai 1947 ging deshalb weit über einen reinen Theaterbund hinaus, verpflichtete seine Mitglieder, einführende Vorträge, Kurse, Aussprache- und Leseabende und Ausstellungen durchzuführen sowie die Volkskunstbewegungen zu unterstützen. Dabei arbeitete man eng mit bereits bestehenden Organisationen wie dem Kulturbund und den Kulturfunktionären in den Betrieben und Organisationen zusammen. Der Volksbühne Sachsen/Anhalt gelang es 1949, eine Theatergesellschaft auf gemeinnütziger Grundlage unter Beteiligung der Städte und Kreise Wittenberg, Torgau, Liebenwerda und Schweinitz zu bilden. Die Volksbühne stellte als Zuschauerorganisation des Theaters die Verbindung zu Betrieben und Einrichtungen her. (Quelle: Theaterheft 1949, Archiv Rolf Kober)

¹⁹ *Freiheit* vom 25.6.1949

²⁰ *Freiheit* vom 27.5.1949

mit Orchesterensemble erfuhr und dadurch die besten Musiker in das Theaterorchester wechselten, wurde das „Gemeinschaftsorchester“ (ab 1951 unter dem Namen „1. Konzert-Orchester Wittenberg“) mehr und mehr ein Projektorchester, das sich aus Musikern verschiedener Tanzmusikkapellen zusammensetzte. Trotzdem gelangten noch anspruchsvolle Werke, wie z.B. die „Peer Gynt-Suite“ von Grieg zur Aufführung. 1953 wurde es sogar Wettbewerbssieger im Vergleich aller Kulturorchester der Republik.²¹

3. 1949 – 1989

Mit der Gründung der DDR am 7. Oktober 1949 konsolidierten sich auch die kulturellen Strukturen. Gleichzeitig begann eine verstärkte politische Einflußnahme der SED in allen Bereichen des Lebens und Arbeitens. Diese äußerte sich in verstärkt durchgeführten „Parteilehrjahren“ für die Mitglieder der Partei, der Bildung der „Nationalen Front“ (als „Mittel der Verständigung zwischen den Parteien“) und auf kulturpolitischem Gebiet durch die Einsetzung und Ernennung von Kulturfunktionären („Kulturarbeiter“) in Betrieben und Einrichtungen. Hauptziel war es, beim „Aufbau der Grundlagen des Sozialismus“ den „allseits gebildeten Menschen“ zu schaffen, eine „sozialistische Persönlichkeit“, die nicht zuletzt kulturell gebildet, am Kunst- und Kulturschaffen teilnehmend, es womöglich selbst ausübend, die Kunst- und Musikwerke zu beurteilen in der Lage ist. Hanns Eisler formulierte dies in seinem Aufsatz „Zum guten Hören“ (1957) folgendermaßen:

„Als besonders wichtig erachte ich den Kunstunterricht in den Schulen. Hier muß vieles verbessert werden, sorgsam und kontinuierlich ... Ohne gutes Hören, ohne Gehörerfahrung gibt es keine Musikkultur ... Um es scharf zu sagen: Wir müssen zunächst den allgemeinen bemerkbaren Musik-Analphabetismus überwinden. Ich meine damit eine trotz unserer großen Musiktraditionen zu verzeichnende Unkenntnis musikalischer Grundbegriffe, die auf das unheilvolle Erbe des Klassenprivilegs in der Musikkultur der kapitalistischen Gesellschaft zurückzuführen ist ... Es wäre aber wahrscheinlich töricht, einem Aktivisten von 50 Jahren in einem Stahlwerk, dem, sagen wir, Paul Linckes Kompositionen großes Amüsement und Erholen bedeuten, mit den schwierigsten Stücken unserer Klassik – es gibt ja auch leichte Klassik – zu überfallen. Wir haben jedoch in unserem Arbeiter- und Bauern-Staat alle Möglichkeiten, den Enkel dieses Arbeiters sogar zu einem Musikkenner zu erziehen.“²²

²¹ „Kulturorchester“ waren Orchestervereinigungen, die meist in kleineren Städten, die über kein Musiktheaterensemble verfügten, wirkten. Sie setzten sich in der Regel aus Berufs- und Laienmusikern zusammen und wurden von den Städten oder den Kulturhäusern finanziert. Die Instrumentalbesetzung war im Bereich der Salonorchester (also keine Sinfonieorchesterbesetzung) angesiedelt.

²² Hanns Eisler: Zum guten Hören, in: ders., Materialien zu einer Dialektik der Musik, Reclam Verlag, Leipzig 1976, S. 237f.

3.1. Die „kulturelle Massenarbeit“

Die geforderte „Anhebung des kulturellen Bildungsniveaus“ breiter Bevölkerungsschichten wurde in diesen Jahren von einer großangelegten Propaganda, aber auch heftig geführten Diskussionen begleitet. So erschien am 24.10.1950 in der „Freiheit“ eine Glosse von Hans Lorbeer unter dem Titel „Der Kultur auf der Spur“, in der er das Stadtvolksbildungsamt mit scharfer Polemik aufforderte, die Abteilung Kultur aus der Bodenkammer (wo sie untergebracht war) zu holen und die eigenen Mitarbeiter zu schulen. In einem Artikel vom 25.7.1952 hieß es unter der Überschrift „Kulturarbeit darf nicht das 5. Rad am Wagen sein“:

„Die Kulturfunktionäre in unserem Kreisgebiet haben es bisher nicht verstanden, die Arbeit in ihrem Aufgabenbereich praktisch anzuwenden ... Wir fordern die Verantwortlichen bei den Räten der Städte und Gemeinden auf, Antwort zu geben, warum sie die kulturelle Massenarbeit unterschätzen. Die Entwicklung, die Heranführung und die aktive Teilnahme der Massen an der Kultur ist eine Hauptforderung für den Aufbau des Sozialismus.“

Zu einem der dringendsten Erfordernisse wurde alsbald die Weiterbildung der kulturellen Führungskräfte erklärt, und so organisierte die Volksbühne Wittenberg bis zu ihrer Auflösung 1953 (meist in Abstimmung mit dem Kulturbund) z.B. die Schulung und Weiterbildung der Chor- und Ensembleleiter. Sie führte aber auch Volkskunstwettbewerbe der Betriebsgruppen durch, warb für den Theaterbesuch in Betrieben und Städten und organisierte Lesungen sowie Konzerteinführungen in den Betrieben. In großer Anzahl entstanden dann in den 60er Jahren in Betrieben und Kulturhäusern Volkskunstzirkel, Chöre, Theatergruppen, Tanzgruppen, Literaturzirkel, die von Kulturfachleuten (wie z.B. vom Elbe-Elster-Theater Wittenberg) oder von „Kulturarbeitern“ angeleitet wurden. Der Begriff „kulturelle Massenarbeit“ war das Synonym für diese Bemühungen.

1954 wurde eine gesetzliche Registrierpflicht für Volkskunstzirkel eingeführt und damit eine politische Aufsicht über deren Inhalte. Das Ziel war die „Ausübung politischer Aufsicht eingebettet in künstlerische Unterrichtungen für eine qualifizierte Arbeit in Klubs und Kulturhäusern, verbunden mit vielfältigen Weiterbildungsformen und zahlreichen anerkannten Abschlüssen unterhalb des Fachschulniveaus (etwa Leiter eines Dorfclubs oder Regisseur eines Kabarets)“.²³ Die Organisation dessen unterstand bis in die 90er Jahre hinein dem „Volkskunstkabinett des Kreises Wittenberg“, später „Kreiskabinett für Kulturarbeit“. Die Organisationsstruktur der kulturellen Arbeitsgemeinschaften in ihr entsprach folgendem Muster: Unter der Anleitung eines Kulturarbeiters existierte die „Arbeitsgemeinschaft Chor: Die AG Chor setzt sich aus Chorleitern des Kreises sowie hervorragenden Organisatoren des Chorwesens zusammen. Aus jedem Chor ... muß ein gewählter Vertreter Mitglieder in der AG Chor sein“.²⁴

Beliebt waren die alljährlich stattfindenden Wettbewerbe, wie z.B. „Laienkünstler stellen sich vor“ von 1956, die auch vom Volkskunstkabinett organisiert wurden: „Wir rufen

²³ www.horst-groschopp.de/Kulturanalysen/Kulturberufe.html

²⁴ *Wittenberger Rundblick* Heft 12 (1956)

alle Volkskunstschaffenden auf, sich an dieser Veranstaltung zu beteiligen. Meldung bis zum 15.12.56 an den Rat des Kreises Abteilung Kultur“. Teilnahmebedingungen waren: Alter bis 35 Jahre, alle, „ganz gleich ob sie in den Betrieben oder auf den Feldern arbeiten, an Schulen oder Universitäten studieren, werden aufgerufen, sich am Wettbewerb zu beteiligen“. ²⁵ Desgleichen organisierte das Volkskunstkabinett Lehrgänge für Volkskunstgruppen und die Weiterbildung für Chor- und Ensembleleiter. ²⁶

Eine andere Form der „kulturellen Massenarbeit“ entstand in den Betrieben selbst. Ausgehend von der Diskussion über einen neuen „Betriebskollektivvertrag“ 1952, der die Forderung aufstellte, daß Kultur Bestandteil der Arbeitsverträge sein sollte, ²⁷ wurde im Wettbewerb der „Betriebskollektive“ neben Produktivitätskriterien und Neuerertum nun auch der Faktor Kultur ein an- und abrechnungsfähiger Punkt. Ohne die Erfüllung dieses Punktes wäre in den Folgejahren eine Teilnahme am Wettbewerb (mit den zu dieser Teilnahme motivierenden Prämien) nahezu aussichtslos gewesen. Also machten sich die „Kulturobleute“ auf die Suche nach geeigneten kulturellen Möglichkeiten. Eine beliebte Variante der Erfüllung des Kulturpunktes waren kollektive Kulturfahrten zu Ausstellungen und in Museen (meist verbunden mit Einkaufsbummel und geselligem Beisammensein). Man konnte aber auch in einem der Volkskunstkollektive mitwirken – jede einzelne Aktivität der Kollegen wurde extra aufgeführt und abgerechnet – oder ein kollektives Konzert- oder Theateranrecht abschließen.

„Die Mitarbeiter der Kreissparkasse Wittenberg konnten aufgrund guter Leitungstätigkeit und in einem Leistungsvergleich der Kollektive die Theateranrechte auf 38 erhöhen. Die Mitarbeiter des Theaters freuen sich über diese Aktivität. Neue Anrechtsverträge haben in der letzten Woche VEB Reinsdorfer Fleischkonserven, ZBO Wittenberg; Gewerkschaftsgruppe der Tierärzte; VEB Druckerei Wittenberg; VEB Nahrungsmittelwerk Wb; Kreisbetrieb für Landtechnik und VEB Papierverarbeitung Wb abgeschlossen.“ ²⁸

So mancher aus dem Kreis Wittenberg verdankte seine erste Bekanntschaft mit Theaterstücken und Konzertmusik den – aus Betriebs-, Direktoren- oder Gewerkschaftsfonds für Kulturarbeit unterstützten – Anrechten. Viele kamen auf diesem Wege dazu, sich mit den Werken der deutschen Klassik, mit Opern, aber auch mit zeitgenössischen Stoffen zu beschäftigen oder Unterhaltung zu finden. Insofern zumindest sind die Vorgaben der SED, das „kulturelle Bildungsniveau breiter Schichten der Bevölkerung zu heben“, zum Teil aufgegangen. Allerdings existiert auch hier eine Differenz zwischen dem Anspruch und der Wirklichkeit. Mitunter wurden die Kulturpläne nur abgehakt, das Anrecht wurde nur abgeschlossen, um nicht aus der Reihe zu tanzen oder als Wettbewerbsbremse dazustehen: Die Folge davon waren halbvolle Vorstellungen oder Konzerte, die dennoch ausverkauft waren.

²⁵ Ebd.

²⁶ *Wittenberger Rundblick* 1957, Heft 1

²⁷ vgl. *Freiheit* vom 2.6.1952

²⁸ „Damit im Theater kein Sessel leer bleibt“, in: *Freiheit* vom 28.9.1973

3.2. Das kommunale Musikleben

Eine wichtige Stätte der musikalischen Bildung in Wittenberg war anfangs die Kreisvolkshochschule, die 1950 eine „Arbeitsgemeinschaft für Instrumentalmusik“ (Leitung Bernhard Schmidt) gründete. Im Rahmen dieser konnte eine Weiterbildung für Laienkünstler in Musikgeschichte, Musiktheorie und Komposition angeboten werden. 1952 wurde die Arbeitsgemeinschaft in eine „Volksmusikschule der Erwachsenenbildung“ umgewandelt, und aus dieser ging dann die Kreismusikschule Wittenberg hervor, die am 1. Februar 1953 gegründet wurde. Ihr erster Direktor noch unter sehr improvisierten Verhältnissen wurde Bernhard Schmidt,²⁹ der seit 1932 als Lehrer für Violine, Klavier, Musikgeschichte und Musiktheorie in Wittenberg wirkte und 1953 die großen „Hans Sachs-Chöre“ gründete. Nach seinem Tode am 20.2.1967 setzte Günther Mosert, der auch die Kreisarbeitsgemeinschaft „Tanzmusik“ leitete, die begonnene Arbeit fort. Zu dieser gehören seit damals und bis heute regelmäßige Musikschulkonzerte wie Konzerte ehemaliger Schüler.

Beeindruckend ist es, die Fülle der Ensemblebildung bis in die 90er Jahre zu betrachten. Nahezu jeder Betrieb, jede LPG und natürlich jedes Kulturhaus hatten ihren eigenen Chor, ihr eigenes Tanzensemble und etliche Zirkel künstlerischen Volksschaffens. Nach der Wende 1989 waren diese aus den Kulturfonds der Betriebe unterstützten Ensemble die ersten, die den ökonomischen Anfangsbilanzierungen zum Opfer fielen. So bestanden im Kreis Wittenberg (neben den Kirchenchören) 1975: 23 Chöre, vier Singegruppen, zwei Sologruppen, 27 Tanzkapellen, zwei Fanfarenzüge, fünf Kabarettgruppen, sechs Instrumentalgruppen und acht Blasorchester. 1986 stellte sich die Situation so dar: 14 Chöre, zwei dramatische Zirkel, drei Kabarets, vier Instrumentalensembles, sieben Blasorchester, 4 Zirkel schreibender Arbeiter, zwölf Zirkel bildnerisches Volksschaffens, 14 Zirkel textiles Gestalten, elf Tanzgruppen, drei Artistengruppen, drei Berufsorchester (außer Theater) und etliche Tanzkapellen.³⁰

Ein weiterer in Wittenberg wirkender Kulturanbieter wurde die Anfang 1947 gegründete „Konzertagentur Thomas“, die auf privatwirtschaftlicher Grundlage bis zur Gründung der „Konzert- und Gastspieldirektion“ Kammerkonzerte in Wittenberg, insbesondere mit auswärtigen Musikern, organisierte. Sie war auch Veranstalter der in den 50er Jahren stattfindenden Reihe „Meisterkonzerte“, einer Reihe, in der auch die aus Wittenberg stammende Pianistin Annerose Schmidt konzertierte. Daneben existierte ein Wittenberg-Dessauer Gesangsstudio, das talentierte Vokalistinnen auf das Gesangsstudium vorbereitete (Gesangsschule Kammer Sänger Fred Gerhard, später Gesangsstudio „Hanna Siebers“) und in Wittenberg Konzerte und Liederabende darbot.³¹

Am 1.1.1953 wurde die „Konzert- und Gastspieldirektion“ gegründet, eine zentrale Konzertagentur mit Hauptsitz in Berlin, die in allen Bezirken Zweigstellen eröffnete. Ihre

²⁹ der Vater der Pianistin Annerose Schmidt

³⁰ Kreiskabinett für Kulturarbeit (Hg.): Kulturangebote Kreis Wittenberg, Wittenberg 1975; 1986

³¹ vgl. *Freiheit* vom 14.6.1954

Hauptaufgabe lag darin, Konzerte, Veranstaltungen der darstellenden Kunst einschließlich des Zirkus, der Kleinkunst des Varieté und des Puppenspiels, und Veranstaltungen der bildenden Kunst wie Lichtbildervorträge und Ausstellungen zu organisieren.³² Sie veranstaltete bis 1990 regelmäßig Konzerte in Wittenberg. Im Maxim-Gorki-Kulturhaus spielte die Hallische Philharmonie, gab es Revuen und Kammerkonzerte.

3.3. *Das Theatermusikleben*

Zu den musikalisch interessantesten Aspekten in Wittenberg nach 1949 zählten das kompositorische Schaffen der Kapellmeister des Theaters, das Bemühen um einen attraktiven Spielplan, welches sich auch darin äußerte, daß sehr viele bühlenmusikalische Werke im Wittenberger Theater ihre Ur- und Erstaufführung erlebten, sowie die innerbetriebliche Weiterbildung, letztere ausgelöst durch einen in den 70er Jahren zu verzeichnenden Mangel an musikalischem Nachwuchs, insbesondere im Instrumentalbereich.

1949, nach Schließung des Stadttheaters Wittenberg, wurde das Elbe-Elster-Theater als Theater der Region vorerst nur als Schauspielensemble durch die „Volksbühne“ neu gegründet. Die Spielzeit 1950/51 brachte den Ausbau des musikalischen Apparates auf 24 Musiker (1953 dann 27 Musiker), die Einrichtung eines Chores, eines Ballettes und einer Opern/Operetten-Abteilung mit sich. Dies bedeutete eine beträchtliche Erweiterung der Spielplanmöglichkeiten. Konzertmeister Uhmann, 1949 entlassen, danach kurzzeitig Leiter des „Gemeinschaftsorchesters Wittenberg“, war Mitte 1950 wieder in das entstehende Theaterorchester zurückgekehrt. Die musikalische Leitung lag in den Händen von Werner Rosenberg (1928-1997), der in dieser Zeit nicht nur zahlreiche Werke für das Orchester neu instrumentierte, sondern auch als Komponist etlicher Bühnenmusiken und sinfonischer wie auch kammermusikalischer Werke in Erscheinung trat. Über den musikalischen Neubeginn berichtet er im Spielzeitheft des Theater 1953:

„Zu Beginn der Spielzeit 1951/52 war der gesamte musikalische Apparat neu zusammengestellt. Aus diesem vorhandenen Material mußte nun ein Ensemble gebaut werden. Es war nicht einfach. Wir haben dabei auch Fehler gemacht. Aber wir kamen uns allmählich näher, und es erwuchs daraus ein Fanatismus, der für unsere Arbeit sehr fruchtbringend war. ... Eine sehr schöne und wichtige Aufgabe ist auch die Heranbildung und Förderung des Nachwuchses. Leider hat uns das Tausendjährige Reich auch in dieser Hinsicht ein trauriges Erbe hinterlassen. Namentlich auf dem Gebiete des Orchesternachwuchses sind große Lücken, und es wird geraume Zeit dauern, ehe die jetzt gegründeten Hochschulen und Konservatorien einen brauchbaren Ersatz zu stellen in der Lage sind. Aber auch beim darstellenden Personal kann man diese Auswirkungen beobachten. Jeder, der im Rahmen der Wehrmachtsbetreuung und KdF (Kraft durch Freude) irgendwo aufgetreten ist, erhebt nun den Anspruch, als Künstler gewertet zu werden. Es wird der rücksichtslosen Strenge der Intendanten bedürfen, um diese Elemente wieder aus unserem Theaterleben zu entfernen ...“

³² vgl. *Freiheit* vom 19.12.1952

Nach nur drei Jahren in der neuen Struktur konnte Intendant Harry Studt konstatieren, daß sich das Theater zum größten „Wandertheater“ der Republik entwickelt hatte – ein Markenzeichen, das, von wenigen Jahren abgesehen, bis zur Auflösung 2002 die Existenzgrundlage des Theaters darstellte. Unter dem Intendanten Helmut Bläss wurde dieses Konzept bis in die 90er Jahre hinein zielstrebig ausgebaut, die „Interessengemeinschaft Elbe-Elster-Theater“ als Bund der Städte ohne Theater über Bezirksgrenzen hinweg gegründet und ab 1989 die Fusion mit dem Theater Bernburg zu den „Elbe-Saale-Bühnen“ vollzogen.

Zu den Ur- und deutschen Erstaufführungen des Theaters gehörten im Musiktheater-Bereich das Musical „Martin oder die Gerechtigkeit Gottes“ von Degenhardt (UA 16.6.



Die Belegschaft des Theaters versammelt sich zur 1.-Mai-Kundgebung (1960er Jahre)

1993), die mit republikweiter Aufmerksamkeit verbundene Erstaufführung des „Der Zauberer von Oss“ von Arlen („Regenbogenmelodie“, 1970), die Werke von Gert Natschinski (1960 UA „Soldat der Königin von Madagaskar“, 1962 „Servus Peter“, 1965 „Bunbury“, 1979 UA „Decameronical“, 1982 UA „Ein neues Decameronical“, 1989 UA „Caballero“), die Uraufführung der Mendelssohn-Oper „Soldatenliebschaft“ (UA 1962) und 1969 die deutsche Erstaufführung der Oper „Erindo“ von Joh. Sigismund Kusser (EA 1970). Große Erfolge feierten die Uraufführungen der Lustspiele von Günther Liebenberg (wie z.B. 1978

„Sommer, See und schwarze Betten“) im Brettel Keller, ausgestattet mit der Musik des musikalischen Oberleiters und Komponisten Klaus Hofmann, der 1969 als Kapellmeister verpflichtet wurde.

Hofmann war ein typischer Vertreter des Theaterkapellmeister-Standes: Nahezu alle musikalischen Leiter bedienten den kompositorischen Alltag ihres Theaters mit Bühnenmusiken – wie anderenorts, so auch in Wittenberg. Hofmann kann auf ein umfangreiches kompositorisches Schaffen zurückblicken, das von der Oper „Das kalte Herz“, dem Kindermusical „Wieder über den Regenbogen“, Theaterkompositionen zu Lustspielen und Komödien, Kompositionen für den Theatergebrauch (Bühnenmusiken zu Schauspiel und Kabarett) bis hin zu kammermusikalischen Werken, Liederzyklen und Chansons reicht. Dazu kommen unzählige Bearbeitungen und Einrichtungen von Stücken für den Theatergebrauch.

Zu den Kapellmeistern des Theaters, die ein größeres Oeuvre an Kompositionen hier in Wittenberg schufen, gehörte auch Manfred Rüdiger (1934-1979). Von ihm, dem Chorleiter, Organisten und Dirigenten, stammen etliche in Wittenberg uraufgeführte Bühnenwerke wie die Kinderoper „Der kleine und der große Klaus“ (UA 1960), das Ballett „Max und Moritz“ (UA 1978) sowie – in gemeinsamer Arbeit mit Klaus Hofmann entstanden – die Musicals „Mein Onkel Benjamin“ (nach Tillier, UA 1971) und „Hochzeit vor ganz Europa“ (UA 1968). Daneben galt sein Interesse auch der Instrumental- und Chormusik. Sein Violinkonzert (komponiert 1955) gilt heute als verschollen – ebenso die Kantate „Sternenleuchten in der Nacht“ für großes Orchester und Chor. Von den kleineren Kompositionen ist insbesondere die Vertonung und Ergänzung des „Wittenberger Giftbuches“ und „Thema und Variation“ für Klarinette und Klavier von Interesse.

Eine erwähnenswerte Besonderheit war schließlich die musikalische Aus- und Weiterbildung am Theater. Sie entstand aus einem in den 70er Jahren republikweiten Mangel an musikalischen Nachwuchskräften im Instrumental-, Ballett- und Gesangsbereich. Das Angebot von freien Stellen an den Theatern der DDR wuchs von Jahr zu Jahr. Dadurch kam es zu einem verstärkten Engagement von Musikern aus Bulgarien, Rumänien und Polen in den Orchestern und Ensembles der DDR. In einige Theater wurden von den staatlichen Musikhochschulen überhaupt keine Absolventen mehr vermittelt – der Bedarf war zu groß. Daher entschloß man sich in Wittenberg, musikalische Talente gleich von der Basis, d.h. den Musikschulen an das Theater zu engagieren, und sie mit einem Weiterbildungsvertrag zu versehen: Dessen Inhalt war die Absolvierung eines Fernstudiums. Die Grundlage dafür bot der Rahmenkollektivvertrag (RKV) der Theater der DDR und der Betriebskollektivvertrag (BKV) des Wittenberger Theaters. Dort hieß es unter dem Punkt 3 „Weiterbildung und Qualifizierung“:

„(3.) Für an einer Hochschule immatrikulierte Fernstudenten übernimmt das Theater die Studiengebühr und die Fahrtkosten. ... Die BGL [Betriebsgewerkschaftsleitung] gewährt auf Antrag einen Büchergeldzuschuß bis zu 100,- Mark pro Jahr. ... (4.) für regelmäßigen betriebenen Gesangsunterricht erhält folgender Personenkreis zweimal monatlich die Erstattung der Fahrtkosten ... sowie einen Honorarzuschuß bis zu 20,00 Mark pro Gesangs-

stunde ...: 1. Eleven; 2. Kollegen mit Qualifizierungsvertrag; Fernstudenten; Absolventen bis 3 Jahre nach der Prüfung.³³

3.4. *Das kirchliche Musikleben*

Mit der Übersiedlung Adolf Wiebers nach Hessen 1948 war die Stelle des Kantors der Stadt- und Schloßkirche sowie des Musikdozenten im Predigerseminar vakant geworden. Eva Bianca Aps übernahm zunächst diese Stelle, bis Hermann Aps, im April 1949 aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, die Kantorenstelle antrat. Neben der Singakademie war von Wieber infolge der zunehmenden Trennung von Staat und Kirche nach dem Krieg die „Johann Walther Kantorei“ als Kirchenchor neu gegründet worden. Diese Aufspaltung der Chöre hatte zur Folge, daß sowohl die „Singakademie“ als auch die „Johann Walther Kantorei“ personell unterbesetzt waren, und daher suchte man in beiden Chören nach neuen Mitgliedern.³⁴

Wenige Monate nach dem Antritt von Hermann Aps wurde Anfang Dezember das Weihnachtssoratorium von Bach als Einleitung des 1950 geplanten „Bach-Jahres“ in der Stadtkirche aufgeführt. Für dieses Jahr hatten die Kantoren und der städtische Musikdirektor Morschel ehrgeizige Pläne. Das gesamte Orgelwerk Johann Sebastian Bachs sollte im Verlaufe des Jahres erklingen. In 14 Orgelkonzerten wurde dieses Ziel auch tatsächlich erreicht. Während die Singakademie im Zuge der „Bach-Tage“ im Juli weltliche Kantaten vorstellte, beschäftigte sich die Johann Walther Kantorei mit den geistlichen Kantaten und Motetten Bachs. Ergänzt wurden diese Reihen durch Kammermusik verschiedenster Art. 1960 folgte ein ähnliches mehrjähriges Projekt des Kantors Aps: der Versuch, das gesamte kammermusikalische Werk Bachs aufzuführen. Dem schloß sich 1966 ein weiterer Zyklus mit acht Orgelkonzerten mit Werken Regers anlässlich des Max-Reger-Jahres an.

Auch als Komponist trat Hermann Aps hervor. Klavierlieder, Madrigale, eine mehrchörige Motette auf das Pfingstfest nach einem Text von Jochen Klepper und die am 20.12. 1968 aufgeführte „Weihnachtsgeschichte“ für Chor, Soli und Orgel gehören zu seinem kompositorischen Schaffen.

Nach der Pensionierung von Hermann Aps wurde Klaus Dieter Mücksch 1971 zum Kantor der Stadtkirche berufen. Zuvor war er bereits seit 1959 als Dozent und Inspektor für Liturgik am Predigerseminar Wittenberg tätig gewesen. Diese Stelle war von der EKV Deutschland 1959 erstmalig an einem Predigerseminar geschaffen worden, um eine intensive musikalisch-liturgische Ausbildung der künftigen Pfarrer zu gewährleisten. Unterrichtsbestandteile sollten neben der Liturgik und der theologischen Ausbildung auch Grundlagen der Musiktheorie und Komposition, Orgel und Orgelkunde, Klavier, Blasinstrumente und Chorleitung sein. Da die künftigen Theologen, anders als heute, ein Jahr im

³³ BKV Elbe-Elster-Theater Wittenberg – Fundus Rolf Kober

³⁴ vgl. Aufruf Theo Morschels: „Werdet Mitglieder der Singakademie! Proben Montags 19.30 im Refektorium“, in: *Freiheit* vom 26.4.1949

Predigerseminar verweilten, war auch eine kontinuierliche musikalische Arbeit möglich. Als „Pilotprojekt“ der EKU genoß diese Form der Ausbildung ein hohes Ansehen und zog zahlreiche Studenten an.

Der „Chor des Predigerseminars“, von Mücksch gegründet, entwickelte sich zu einem der leistungsfähigsten Chöre in der Region. Er führte regelmäßig größere Chorwerke auf und unterstützte den liturgischen Dienst in der Schloßkirche. 1971 erfolgte der Zusammenschluß der „Johann Walther Kantorei“ mit dem Chor des Predigerseminars zur „Wittenberger Kantorei“, die Mücksch während seines Wirkens zu einer der klangschönsten und mitgliederstärksten Chöre in der Region ausbaute. 1977 erfolgte die Ernennung zum Landeskirchenmusikdirektor und schließlich zum Leiter der Kammer für Kirchenmusik der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen. Während seiner gesamten Zeit als Kantor und Organist stand die Verkündigung des Evangeliums und der Dienst an der Gemeinde im Mittelpunkt seines Wirkens.

In der 1947 eilends gegründeten Schloßkirchengemeinde wurde das Organistenamt ab 1947-1971 von Eva Bianca Aps bekleidet. Allerdings war diese Organistenstelle, die bis 1948 mit zu den Aufgaben des Stadtkirchenkantors gehört hatte, bis 1956 ein Ehrenamt ohne jegliche Bezahlung und soziale Absicherung. Erst ab 1956 wurde sie hauptamtlich besetzt. Ab 1971, dem Amtsantritt von Anne-Dore Baumgarten, wurde diese kirchenmusikalische Stelle mit dem (bislang selbständigen) Lehrauftrag am evangelischen Predigerseminar verbunden. Zu ihren Obliegenheiten gehört es seitdem, den musikalischen und liturgischen Unterricht der Vikare und Vikarinnen, die sich zu Aufbaukursen im Predigerseminar befinden, zu gewährleisten. Daneben organisierte sie mehrere Konzertreihen in der Schloßkirche und im Refektorium und trat insbesondere als Organistin in Wittenberg und der Region in Erscheinung.

4. Die Wende 1989

Die Wendezeit Herbst 1989/1990 brachte eine unglaubliche Politisierung und Mobilisierung breiter Bevölkerungsschichten mit sich. In kürzester Zeit verwandelten sich Kantinen, Gaststätten und Arbeitsstellen zu Diskussionsstätten. Foren der Anfangszeit waren in Wittenberg wie auch in anderen Städten die „Gebete um Erneuerung“ in der Stadt- und Schloßkirche. Die Teilnahme daran war anfänglich mit dem gewissen Risiko – Repressalien, eventuell mögliche „Zuführung“, also Verhaftung – verbunden. Das Singen der alten Gemeindelieder machte in dieser aufgeheizten Situation, in der die Stasi draußen vor der Kirchentüre in Bereitschaft stand, gegenseitig Mut zu. So wurden auch die alten Lutherlieder wie „Eine feste Burg“ zu Mitteln des hörbaren Protestes und des Mutmachens.

Das Jahr 1990 brachte neue Rahmenbedingungen auch für die Kultur in Wittenberg. Die Kabarettisten des Brettl-Kellers etwa hatten völlig neue Möglichkeiten – verbunden mit einer ständig, nahezu täglich nötigen Überarbeitung ihrer Programme, denn fortwährend waren einzelne Programmpunkte der Dynamik der Ereignisse anzupassen. Allerdings verlor das Kabarett als solches auch die Exklusivität, als einzige Institution in der DDR mit

kritischen Positionen aufwarten zu können. Der Einigungsvertrag von 1990 sicherte der professionellen Kunst vorerst die Existenz. Die vielen Kultur- und Kunstkollektive des Volkskunstschaffens, ebenso die flächendeckend vorhandenen Kulturhäuser, die zum größten Teil von Betriebs- und Gewerkschaftsfond getragen wurden, fielen hingegen den ersten D-Mark-Bilanzierungen zum Opfer.

Für das Wittenberger Theater bedeutete die Wende zunächst eine beträchtliche Ausweitung des Spielgebietes. Durch geschicktes Management konnten die Vorstellungszahlen der einzelnen Stücke und der Abstecherradius des Theaters so erweitert werden, daß sowohl der Zusammenbruch der bislang über Jahrzehnte stabilen Besucherorganisationen, das Auseinanderbrechen der „Interessengemeinschaft Elbe-Elster-Theater“ wie auch die 1993 durch ungeschickte Verhandlungsführung aufgelöste Theaterfusion mit dem „Carl-Maria von Weber Theater“ in Bernburg abgefangen werden konnte. Das Theater entwickelte sich zur leistungsfähigsten Landesbühne Deutschlands mit den effizientesten ökonomischen Kennzahlen

Allerdings kam es durch den Wegfall von traditionellen Spielorten (Schließung oder Umwandlung von Kulturhäusern) zu einer Neustrukturierung des Abonnementsystems und eine stärkere Ausrichtung auf den freien Kartenverkauf. Mitte der 90er Jahre war auf Grund zurückgehender Bundesmittel ein starker Personalabbau (von 357 Beschäftigten 1992 auf 167 Beschäftigte im Jahre 1995) zu verzeichnen, der durch in der Theaterlandschaft einmalige spartenübergreifende Arbeitsverträge aufgefangen wurde.³⁵ Mit der Finanzkrise der Gemeinden und Kreise ab 2000 und einem unglücklich agierenden Zweckverband stand das Theater als sog. freiwillige Aufgabe der Gebietskörperschaften zur Disposition: Nach längerer Diskussion und trotz eines starken Engagements der Bürger – ein Einwohnerantrag hatte über 10.000 Unterschriften – wurde es zum 31. August 2002 aufgelöst.

Jörg Iwer, letzter amtierender Kapellmeister und GMD am Theater, trat auch als Komponist und Arrangeur etlicher Bühnenwerke in Erscheinung. Das Oratorium „Wittenberg 1517“ (UA 2000) und die Oper „Krümelnehmer“ (2001) entstanden in Wittenberg und erlebten hier ihre Aufführung.

Die 90er Jahre waren in Wittenberg kulturpolitisch geprägt von einer starken Besinnung auf historische Traditionen. Das alljährliche Stadtfest „Luthers Hochzeit“ bildet mit seinen Theateraufführungen von Degenhardts „Martin oder die Gerechtigkeit Gottes“ oder der Reihe „Luther rufen“ ernsthafte theatralische Auseinandersetzung mit den Geschehnissen der Reformation. Es steht als Beispiel für die sowohl inhaltliche Aufarbeitung wie auch kommerzielle Vermarktung der Reformationsthematik. Seit Ende der 90er Jahre wurden die kulturellen Aktivitäten vor allem von der Krise der öffentlichen Kassen diktiert. Infolgedessen kann heute – sieht man von den Kantoren und ihren vielfältigen Bestrebungen ab – von einer lebendigen Musikkultur kaum noch gesprochen werden.

³⁵ beispielsweise: Sänger *mit* Schauspiel-, Chor- und Tanzverpflichtung, Schauspieler *mit* Chor- und Kabarettverpflichtung, Chorsänger *mit* Tanz- und Schauspielverpflichtung

Gleichwohl sind die musikgeschichtlichen und -praktischen Potentiale der Stadt und der Region gewaltig. Neben dem Erbe der „liturgischen Reformation“ von 1520/25, d.h. der Entwicklung der evangelischen Kirchenmusik, welche die Grundlage geistlicher Kompositionen über alle Jahrhunderte darstellte und bis heute wirksam ist (von Praetorius und Bach über Reger und Distler bis hin zu modernen Komponisten), existieren noch etliche interessante kulturelle Potentiale, die nicht zuletzt für touristische Profilierung und Entwicklung der Region genutzt werden könnten. In Wittenberg, das im 16./17. Jahrhundert zu den Zentren des Musikaliendruckes gehörte, lassen sich die ersten Versuche des deutschen Oratoriums wie auch die der deutschen Oper (die Librettisten von Schütz z.B. waren Rhetorikprofessoren der „Leucorea“) nachweisen. Bislang konnten über den Verlauf der Jahrhunderte in Wittenberg und an seiner Universität insgesamt fast 500 Komponisten, darunter bedeutende wie Michael Praetorius, nachgewiesen werden.³⁶

³⁶ Rolf Kober-Musikalienarchiv

„Sozialistisch arbeiten, lernen und leben“

Kulturhäuser in Wittenberg

Renate Gruber-Lieblich

1. Das kulturelle Leben in der DDR und seine weltanschaulichen Grundlagen

Auch in den Kulturhäusern Wittenbergs war die ‚führende Rolle‘ der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) allgegenwärtig. Die SED berief sich dabei stets auf den Vereinigungsparteitag der KPD und SPD im April 1946, auf dem einstimmig beschlossen worden war, dass zukünftig die Grundsätze und Ziele der Sozialistischen Einheitspartei die programmatischen Grundlagen beim Aufbau einer antifaschistischen-demokratischen Ordnung darstellen. Ferner wurde damals beschlossen, dass als höchstes Organ der SED fortan ein Zentralkomitee (ZK) eingesetzt wird. Das bedeutete zugleich, dass auch Ministerrat und Volkskammer der DDR die jeweils gefassten Parteibeschlüsse künftig als Grundlage für die Gesetzgebung und Verwaltung betrachten mussten.

Über den alleinigen Machtanspruch hinaus formulierte die SED zudem eine staatstragende Ideologie, deren weltanschauliche Grundlage der historische Materialismus war und die als verbindlich für die DDR-Gesellschaft gesetzt wurde. Der historische Materialismus war Teil einer Lehre, die unter Berufung auf Marx und Engels die Entwicklungsgesetze der Gesellschaft zu kennen vorgab. Dabei galten die Ökonomie als Basis sowie Bildung, Wissenschaft, Kultur und Kunst als Überbau – beides war Gegenstand des Umbaus der Gesellschaft und ihrer Individuen. Auf dieser Grundlage lehnte man sich außerdem bei einem anderen sozialistischen Klassiker, Lenin, an. Dessen Texte, ebenso wie diejenigen von Marx und Engels, repräsentieren den Inhalt des historisch-weltanschaulichen Selbstverständnisses der DDR im Bereich von Kunst und Kultur:

„Die Kunst soll zur richtigen Erfassung und Umgestaltung der Umwelt durch den Menschen beitragen. Wahrhaft realistische Kunst erzielt in der Gestaltung von Erscheinungen des Lebens einen hohen Grad wissenschaftlicher Genauigkeit.“¹

Die „richtige Erfassung und Umgestaltung“ deutet auf Lenins Lehre der Parteilichkeit der Ideologie und das dazu gehörige Prinzip der Parteilichkeit von Literatur und Kunst hin. Diese Lesart, die das Prinzip der Parteilichkeit der Ideologie an die Stelle von Marx Vorstellungen über das revolutionäre Potential der Arbeiterklasse setzte, blieb für die Kulturschaffenden – wie im folgenden zu zeigen sein wird – nicht folgenlos. Zunächst jedoch ist

¹ W. I. Lenin: Lenin über Kultur und Kunst, Berlin 1960, S. 10.

eine weitere Auffassung Lenins zu erwähnen: Die Kunst sollte, so meinte er einerseits, mit der revolutionären Bewegung des Proletariats verbunden sein, doch sei andererseits vor einer mechanischen Gleichsetzung des künstlerischen Schaffens mit den Formen der ideologischen Arbeit der Partei zu warnen. In seinem Artikel „Parteiorganisation und Parteiliteratur“ bemerkt Lenin, dass das literarische Schaffen nicht schablonengleich mit den übrigen Teilen der Partearbeit des Proletariats identifiziert werden dürfe: „Auf diesem Gebiet ist es unbedingt notwendig ..., weiten Spielraum für persönliche Initiative und individuelle Neigungen, für Gedanken und Phantasie, Form und Inhalt zu sichern“.²

Grundsätzlich betonte die SED stets, dass eine der wichtigsten Zielstellungen beim Aufbau des Sozialismus in der DDR die Herausbildung sozialistischer Persönlichkeiten sei. Besonders für Kultur- und Kunstschaffende stellten die Beschlüsse des VIII. SED-Parteitag von 1971 ein in mancherlei Hinsicht hoffnungsvolles Programm dar, das die Umsetzung des Wunsches auf individuelle Entfaltung und künstlerische Freiheit ein Stück näher rücken ließ. Im Bericht des Zentralkomitees der SED an den VIII. Parteitag hatte es dazu geheißen:

„Eines der edelsten Ziele und eine der größten Errungenschaften der sozialistischen Gesellschaft ist die allseitig entwickelte Persönlichkeit. Wenn wir hier von ‚Persönlichkeiten‘ sprechen, meinen wir eine besonders charakteristische geistige und moralische Ausprägung des menschlichen Individuums“³

Die Formulierung ließ deswegen aufhorchen, weil damit, anders als zuvor, besonders die Rolle des Individuums in den Mittelpunkt gestellt wurde. Bis dahin war lediglich von Persönlichkeiten innerhalb des Kollektivs die Rede gewesen. Dann aber setzte der Text fort: „Sozialistische Persönlichkeiten entfalten sich in ihren Arbeitskollektiven, im Ringen um höchste Ergebnisse im sozialistischen Wettbewerb beim Lernen, beim Sport und bei der Aneignung der Schätze der Kultur“.⁴ An die Schriftsteller und Künstler gewandt hieß es:

„Die Schriftsteller und Künstler wissen selbst am besten, daß im künstlerischen Schaffen neben allem Guten auch noch Oberflächlichkeit, Äußerlichkeit und Langeweile anzutreffen sind. Nun sind wir uns durchaus im klaren, dass es keine einfache Aufgabe ist, in den alltäglichen Handlungen der Menschen im Sozialismus die großen und weltverändernden Taten zu entdecken, und somit die ganze Schönheit unseres Lebens meisterhaft zu gestalten. Unsere Partei wird den Künstlern dabei immer vertrauensvoll zur Seite stehen und ihnen helfen, ihrem Schaffen für die sozialistische Gesellschaft noch wirksamere Wege zu öffnen.“⁵

Zu dem Zeitpunkt hat freilich niemand geahnt, dass dieser Weg für systemkritische Künstler zur Ausweisung in die Bundesrepublik führen würde. Rhetorisch aber fand die Forderung nach sozialistischen Persönlichkeiten, vermittelt über den Begriff der sozialistischen Lebensweise, auf dem X. Parteitag 1981 sogar noch eine Erweiterung. Insgesamt wurde

² Ebenda, S. 19.

³ Bericht des Zentralkomitees an den VIII. Parteitag der SED 1971, Berlin 1971, S. 70.

⁴ Ebenda.

⁵ Ebenda, S. 76.

somit – dies gilt im übrigen für das Bildungssystem ebenso – dem Bereich von Kunst und Kultur ein ganz wesentlicher Raum zugewiesen, in dem die Ansprüche der Partei verwirklicht werden sollten. Speziell an die Adresse der Kulturhäuser gerichtet hieß es: „Mit ihren spezifischen Mitteln tragen die Kulturhäuser und Klubs dazu bei, in den Betrieben, Städten und Gemeinden der DDR ein inhaltsvolles, vielgestaltiges und anregendes geistig-kulturelles Leben zu gestalten.“⁶ Für den kulturellen Alltag bedeutete dies: Kulturhäuser sollten Stätten eines regen geistig-kulturellen, künstlerischen und geselligen Lebens und allen Bürgern gegenüber offen sein. Zu diesem Zweck sollten sie für jede Altersgruppe spezifische Angebote entwickeln.

2. Kulturhäuser in Wittenberg

In der DDR wurde zwischen staatlichen und gewerkschaftlichen Kulturhäusern unterschieden. Worin lagen die Unterschiede und Gemeinsamkeiten beider Typen?

Bereits im August 1945 hatte in Ost-Berlin der erste Gewerkschaftskongress in der SBZ stattgefunden, und es entstand die Einheitsgewerkschaft: der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund (FDGB). Seine wichtigste Aufgabe bestand darin, in den Produktionsbetrieben den sozialistischen Wettbewerb zu organisieren. Später wurde dafür die Losung ‚Sozialistisch arbeiten, lernen und leben‘ geprägt.

Der Kongress beschloss unter anderem die Einrichtung eines Kultur- und Sozialfonds in allen Betrieben, um das geistig-kulturelle und sportliche Leben der Werksangehörigen zu garantieren und soziale Errungenschaften wie Feriendienst, Kinderbetreuung, Werksessen usw. abzusichern. Von entscheidender Bedeutung war ebenso der Beschluss, dass der Gewerkschaft geeignete Häuser zu übereignen seien, damit Begegnungsstätten für kulturelles Leben entstehen können. Finanziert wurden sie



Angebotsmesse der Wittenberger Kulturhäuser, 1985 im Kreiskulturhaus „Maxim Gorki“, Stand der Gewerkschaftsbibliothek im Kulturhaus „Hermann Kürschner“

⁶ Bericht des Zentralkomitees der SED an den X. Parteitag der SED 1981. Berlin 1985, S. 105.

aus dem genannten Kultur- und Sozialfond und aus Mitteln des FDGB-Bundesvorstands. In der Folge entstanden große Kulturpaläste, z.B. in Leuna, Buna, Bitterfeld und Rostock. Aber auch kleinere Häuser, die in den jeweiligen Städten einst als Vereinshäuser oder Ballsäle gedient hatten, wurden zu gewerkschaftlichen Kulturhäusern bestimmt. Vor diesem Hintergrund entstanden auch in Wittenberg drei gewerkschaftliche Kulturhäuser, die unmittelbar nach dem Krieg ihre Arbeit aufnahmen:

- das Kulturhaus „Wilhelm Pieck“ im Stadtteil Piesteritz, das als betriebseigenes gewerkschaftliches Kulturhaus dem VEB Stickstoffwerk zugehörig war (bis 1945 war es das Gesellschaftshaus der privaten Stickstoffwerke gewesen),
- das Kulturhaus „Hermann Kürschner“ (VEB Wittol) in Wittenberg-West und
- das Kulturhaus des VEB Gummiwerke Elbe, ebenfalls in Piesteritz, das in den fünfziger Jahren neu gebaut wurde.⁷

Neben den gewerkschaftlichen Kulturhäusern sollten landesweit und flächendeckend auch staatliche Kulturhäuser entstehen. In Wittenberg war dies 1954 der Fall, als aus den 1893 errichteten „Muths Concert und Festsälen“ ein staatliches Kreiskulturhaus wurde, das anfangs in „Haus der Schaffenden“, später in „Maxim Gorki“ umbenannt wurde. Die staatlichen Kulturhäuser wurden aus den jeweiligen kommunalen Haushalten finanziert, aber auch aus Mitteln der ortsansässigen Betriebe.

Das „Maxim Gorki“ ist nach 1990 erhalten geblieben und wird heute aus dem Haushalt der Stadtverwaltung und aus Mieteinnahmen getragen. Ein Kulturhaus im herkömmlichen Sinn ist es nicht mehr, sondern fungiert nun als Kultur- und Tagungszentrum (KTC), ohne jedoch eine eigene Kultur- und Kunstproduktion unterhalten zu können. Dies ist aus Kostengründen nicht mehr möglich. Die drei gewerkschaftlichen Kulturhäuser hingegen sind mit der Abwicklung ihrer Trägerbetriebe im Frühjahr 1990 ganz geschlossen worden.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Kulturhaustypen war die politische und disziplinarische bzw. arbeitsvertragliche Unterstellung der Mitarbeiter dieser Einrichtungen. Die Mitarbeiter der gewerkschaftlichen Kulturhäuser waren Angestellte des jeweiligen Betriebes und mussten nach dem Kulturtarif der Gewerkschaft durch den Betrieb bezahlt werden.⁸ In den staatlichen Kulturhäusern waren die Mitarbeiter Angestellte der Stadtverwaltung. Sie wurden nach dem Tarif der Staatsorgane im Bereich Kultur bezahlt und unterstanden dem Bürgermeister und seiner Weisungsbefugnis. Insgesamt hatten die staatlichen Kulturhäuser damit eine schwierigere Arbeitsgrundlage als die gewerkschaftlichen Häuser.

⁷ Angemerkt sei, dass das Kulturhaus des VEB Gummiwerke Elbe als Mischform, nämlich als Werkküche *und* Kultursaal, genutzt wurde und damit nicht ausschließlich als Kulturhaus. Es wird deshalb im Detail hier nicht besprochen. Die geistig-kulturellen Aufgaben wurden jedoch auch in diesem Kulturhaus in vergleichbarer Weise wie in den anderen Häusern realisiert.

⁸ Der Vorsitzende der Betriebsgewerkschaftsleitung war disziplinarischer Vorgesetzter und für die Durchsetzung der Aufgaben im Kulturhaus verantwortlich. Das nächst übergeordnete Organ war der FDGB-Kreisvorstand. Zu Arbeitsinhalten und ‚Kaderproblemen‘ hatte die jeweilige Betriebsleitung kein Mitspracherecht. Finanziell unterstand das Kulturhaus jedoch dem Hauptbuchhalter des Betriebes und seiner Revision. Auf die Einflussnahme der SED bzw. der Betriebsparteileitung wird noch einzugehen sein.

3. Allgemeine Aufgaben und Arbeitsinhalte der Kulturhäuser

In allen Kulturhäusern galt es, regelmäßige Angebote für das geistig-kulturelle, künstlerische und gesellige Leben zu organisieren. Zielgruppen dessen waren nicht zuletzt Kinder und Jugendliche, aber auch älteres Publikum. Die Angebote wurden in einem monatlichen Veranstaltungsplan öffentlich gemacht. Für die gewerkschaftlichen Kulturhäuser stand die Arbeit in den Betrieben und mit den dortigen Belegschaften im Mittelpunkt ihrer Arbeit.

3.1. *Unterstützung der Betriebe bei der Gestaltung ihres kulturellen Lebens*

Zu den Aufgaben der Kulturhäuser gehörte es, mit den Betrieben zusammen zu arbeiten bzw. die Werktätigen unmittelbar an ihrem Arbeitsplatz mit Kultur und Kunst vertraut zu machen. In Patenschaftsverträgen wurde die Zusammenarbeit festgeschrieben. Zusätzlich gab es Hilfe bei der Gestaltung von Brigadefeiern oder auch Exkursionen.

Deutlich machen lässt sich dies an den Initiativen des Kulturhauses „Hermann Kürschner“: Das Haus lag im Stadtteil Wittenberg-West und war neben den zwei Wittol-Werken von weiteren Betrieben umgeben. Geschickt verstand es die Klubleitung, diese Betriebe und Brigaden in das kulturelle Leben einzubeziehen, so dass die dort Beschäftigten genauso wie die Jugendlichen (mithilfe eines Jugendklubs) engen Kontakt zum Kulturhaus hielten. Zudem mussten die Mitarbeiter eines gewerkschaftlichen Kulturhauses einen engeren und intensiveren Kontakt zu den Arbeitsbrigaden haben.

Bis Anfang der siebziger Jahre war der wichtigste Kulturhausmitarbeiter nicht derjenige mit dem ausgeprägtesten kulturell-künstlerischen Talent, sondern der Mitarbeiter für Agitation und Propaganda. Seine Aufgabe bestand darin, in die Brigaden zu gehen und für die kulturellen Ziele der Partei und Gewerkschaft zu agitieren. Ab dem VIII. SED-Parteitag 1971 aber – der, wie oben erwähnt, sehr stark auf kulturelle, künstlerische und bildungspolitische Aufgaben zugeschnitten war – war ein solcher Mitarbeiter nicht mehr vor Ort. Für die betriebseigenen gewerkschaftlichen Kulturhäuser bedeutete dies ein Zugewinn an inhaltlicher Qualität.

Die Arbeit mit den Brigaden wurde jedoch nicht aufgegeben. Im Sinne von ‚Sozialistisch Arbeiten, Lernen und Leben‘ lud das Kulturhaus die gewerkschaftlichen Kulturobleute der Brigaden, die auch für die Aus- und Weiterbildung der Brigademitglieder verantwortlich waren, in das Kulturhaus ein. Im Rahmen dieser Schulungen erfuhren die Brigadetreter von den Vorhaben und Veranstaltungen des Kulturhauses sowie von Theaterangeboten der Vertragstheater, zu denen neben dem Elbe-Elster-Theater Wittenberg⁹ die Staatsoper Berlin, das Berliner Ensemble und der Friedrichstadt-Palast in Berlin gehörten. In der Regel kostete die Busreise nach Berlin, finanziell unterstützt durch den VEB Stickstoffwerk, incl. Eintrittskarte zirka 15 Mark.

⁹ Vgl. dazu den Beitrag von Helmut Bläss: „Theater in Wittenberg“ in diesem Band.

Zu den Schulungen der Brigadevertreter gehörten auch Treffen mit Künstlern wie Theaterschaffenden, Schriftstellern und Malern. Auch die gewerkschaftlichen Betriebsbibliotheken¹⁰ hatten die Möglichkeit, ihre Arbeit und Angebote bekannt zu machen. Zudem wurden die Hobbys der Werktätigen gefördert. Im gewerkschaftlichen Kulturhaus galt der Leitspruch „Die Brigade geht in das Kulturhaus und das Kulturhaus in die Brigade“. So war es üblich, dass sich der/ die jeweilige Kulturhausleiter/in bereit erklärte, für die zentrale Betriebsgewerkschaftsleitung zu kandidieren. Dies besaß den Vorteil, dass er bzw. sie dadurch automatisch über Produktionsablauf, Wirtschafts- und Finanzsituation des Betriebes, Nöte und Stimmungen unter den Beschäftigten informiert war und daraus Konsequenzen für das Kulturangebot und dessen Umsetzung ziehen konnte.

Darüber hinaus war es üblich, gelegentlich mit den Mitarbeitern des Kulturhauses an die unmittelbaren Produktionsstätten zu gehen. Unvergessen bleibt ein Betriebsbesuch (1988) in der Abteilung Piatherm: Die Arbeitsplätze waren von Frauen besetzt. Die Mitarbeiter des Kulturhauses waren entsetzt von den Staubpartikeln des Produktes, die die Luft durchzogen. Schwere, kuchenblechgroße Tablette mit Produktionsmasse mussten hin und hergetragen werden, wahrlich Knochenarbeit. Im Kontrast dazu



30 Jahre Kulturhaus „Maxim Gorki“, 1987; hier Gesangsformation „Rendesvouz“

erinnerten sich die Leute vom Kulturhaus all der schönen Worte von ‚Sozialistischer Arbeitskultur, Arbeitsorganisation und Arbeitsweise‘: Peinlich berührt, fast beschämt standen sie daneben, weil sie diesen Frauen Kultur und Kunst nahe bringen wollten. Zu einer Gesprächsrunde im Frühstücksraum kam es trotzdem. Dabei ging es um die Frage, was die Leute aus dem Kulturhaus für sie tun könnten. Die Frauen waren aufgeschlossen und erklärten: „Wenn wir nach Hause kommen, wartet die Familie und der Haushalt und abends sitzen wir vor dem Fernseher und dann schlafen wir ein.“

Für die Mitarbeiter des Kulturhauses zeigte dieser Besuch nicht zuletzt, mit wieviel falschen Illusionen der kulturelle Alltag im Sozialismus mitunter behaftet war. Einem Wunsch der Frauen allerdings konnte entsprochen werden: Da bald Weihnachten war, wünschten sie sich einen Brigadenachmittag mit einem „richtig schönen Weihnachtspro-

¹⁰ Vgl. zur Wittenberger Bibliotheksgeschichte den Beitrag von Diana Pielorz: „Die Bibliothek als Bildungsstätte, Kultur- und Kommunikationszentrum. Zur Wittenberger Bibliotheksgeschichte seit 1945“ in diesem Band.

gramm“. Mithilfe zweier exzellenter Berufskünstler aus Berlin haben sie dies im weihnachtlich geschmückten Kulturhaus bei Kaffee und Kuchen auch erhalten.

3.2. *Organisation öffentlicher Volksfeste und politischer Feiertage*

Das Hauptanliegen von Großveranstaltungen in der DDR bestand nach offizieller Lesart darin, mit Hilfe kultureller Aspekte möglichst enge Kontakte zu den Bürgern herzustellen, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bürger untereinander zu fördern und die sozialistische Lebensweise zu vertiefen. Daneben sorgten besonders öffentliche Volksfeste nicht zuletzt für eine gute Atmosphäre, was wiederum eine wichtige Voraussetzung für gut besuchte Kulturhäuser war.

So werden die damaligen Mitarbeiter des Hauses „Wilhelm Pieck“ nicht vergessen, wie Mitte der achtziger Jahre eine Rentnerin mit einem prall gefüllten Sack vor ihnen stand, in dem sich farbige Girlanden befanden. Da so etwas zu DDR-Zeiten ständig Mangelware war, wurden sie dringend für Dekorationszwecke benötigt. Die Bürgerin war von einer Westreise zurückgekommen, auf der sie diese Rarität besorgt und eigenhändig durch die Zollkontrolle geschleppt hatte, um sie dem Kulturhaus zu vermachen. Heutzutage ringt manchem diese kleine Episode kaum noch ein Schmunzeln ab. Sie zeigt aber, dass die Bürger ihre Kulturhäuser schätzten und sie in der Tat als Errungenschaften ihres Lebens betrachteten.

Für Großveranstaltungen wurden überwiegend Programme mit Berufskünstlern und spezielle Angebote für Kinder organisiert. Die gastronomische Betreuung fehlte auch nicht. Politische Feiertage wie der 1. Mai, der 8. Mai oder der 7. Oktober, aber auch der Tag des Chemiearbeiters oder andere Ehrentage der Industriezweige, waren Anlass zur Ehrung von Betriebsangehörigen durch die jeweiligen Betriebs-, Partei- und Gewerkschaftsleitungen. Zu solchen Anlässen fanden groß organisierte Empfänge statt, die durch ein Festprogramm und ein anspruchsvolles Tanzorchester begleitet wurden. Die Kosten für ein solches Programm lagen im Durchschnitt bei zehntausend Mark. Für die Durchführung waren die Kulturhäuser verantwortlich.

3.3. *Die Kulturhäuser als Stätten der künstlerischen Selbstbetätigung*

Nach Kriegsende, bis in die fünfziger Jahre hinein, bestand die künstlerische Selbstbetätigung vor allem im Zusammenwirken großer Volkskunstensembles, wie etwa Chöre, Blasorchester, Mandolinengruppen oder Tanzgruppen. Besonders im Kulturhaus „Wilhelm Pieck“ gab es diesbezüglich reges Interesse bei der Belegschaft des großen Chemiewerkes. Ehemalige Ensemblemitglieder berichten nicht selten voller Stolz von ihren vielen Auftritten quer durch die Republik und dass sie, wenn sie auf Tournee gingen, drei Autobusse und Gepäcktransporter benötigten, weil das Ensemble so groß war.

Malerei und Literatur fand jedoch – ‚losgelöst vom werktätigen Volk‘, wie es gelegentlich von Seiten der Partei hieß – vorwiegend als individuelle Kunst statt. Mit dem Bitter-

felder Weg (1959) sollten die Künstler sich der Arbeiterklasse nähern: Widersprüche und Konflikte im sozialistischen Alltag sollten von nun an durch Formen der Kunst erkennbarer gestaltet und besser bewältigt werden. Diese Initiative versuchte, Künstler aller Genres dazu zu bewegen, unmittelbar vor Ort in die Produktionsbetriebe zu gehen, um das Leben im Arbeitsprozess zu erkunden und künstlerisch zu gestalten. Damit war auch die künstlerische Selbstbetätigung der Arbeiterklasse selbst in den Blick geraten: Sozialistisch arbeiten, das Streben nach Planerfüllung und Initiative am Arbeitsplatz war nicht mehr ausreichend. Die Konferenz von Bitterfeld sollte dafür die Weichen stellen. Der Aufruf „Greif zur Feder, Kumpel“ oder „In jedem Arbeiter steckt auch ein Maler“ wurde zur landesweiten Initiative. Im Kulturhaus „Wilhelm Pieck“ fand sie breite Resonanz.

So bekam der Wittenberger Kunstmaler Karl-Heinz Wenzel am Rande des Werkes eine Baracke zur Verfügung gestellt, in der er ein Malatelier einrichten konnte, um dort einen Malzirkel zu gründen. Der ortsansässige Schriftsteller Hans Lorbeer übernahm es, einen Zirkel ‚Schreibender Arbeiter‘ zu betreuen, und das Städtische Theater leistete organisatorische und künstlerische Hilfe bei der Gründung eines Arbeitertheaters.

Jahre später wurden die Beschlüsse manches Mal belächelt, jedoch war der bildende und ethische Effekt der künstlerischen Selbstbetätigung der Arbeiter, Kinder und Jugendlichen für die individuelle Persönlichkeitsentwicklung von unschätzbarem Wert. Bis zum Ende der DDR 1989 existierten am Kulturhaus „Wilhelm Pieck“ folgende Volkskunstgruppen: drei Malzirkel, zwei Plastikzirkel, eine Gruppe für künstlerisches Gestalten, drei Näh- und Modezirkel, zwei Klöppelzirkel, ein Tanzensemble, ein Blasorchester, eine Tanzkapelle, ein Karnevalsclub, einen Fotozirkel, eine Artistikgruppe, einen gemischten Chor und einen Zirkel ‚Schreibender Arbeiter‘. Allerdings hat sich die Idealvorstellung des ‚Schreibenden Arbeiters‘ nie erfüllt, denn die jeweiligen Teilnehmer an solchen Gruppen und Zirkel brachten das notwendige Interesse und die Lust am Schreiben bereits mit. Deren Treffen wurden von Experten betreut. Für den Bezirk Halle waren es Berufsschriftsteller und Germanisten vom Germanistischen Institut der Martin-Luther-Universität. Sie hatten die Aufgabe, literarische Talente zu fördern und inhaltliche Zielstellungen zu erarbeiten. Die geförderten Talente konnten wiederum zu Betreuern von Schreibgruppen, vor allem für Gruppen mit Kindern und Jugendlichen, werden.

Alle Volkskunstgruppen stellten sich in der DDR landesweit organisierten künstlerischen Leistungsvergleichen. Im Abstand von vier Jahren fanden die ‚Arbeiterfestspiele‘ statt, deren Träger der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund war. Vom Kulturhaus „Wilhelm Pieck“ waren Mitglieder der Gruppen für künstlerisches Gestalten (Malerei und Plastik), der ‚Schreibenden Arbeiter‘ und das Blasorchester dabei.

4. Kultur- und Kunstangebote der Kulturhäuser in den 80er Jahren

Im Zeitraum Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre hatte sich – nach der Ausbürgerung Wolf Biermanns und den daraus resultierenden politischen Auseinandersetzungen und Folgen besonders im Bereich von Kultur und Kunst – auch in den Kulturhäusern eine

Wende vollzogen. Der Verschärfung der kulturpolitischen Großwetterlage standen spürbar neue Bedürfnisse des Publikums gegenüber. Die Nachfrage stieg insbesondere nach neuen Angeboten wie Kleinkunst, Liedermachern, Lyrikabenden und Chanson. Im Land entwickelte sich vor allem eine breite Szene von Liedermachern. In der Literatur, besonders in

der Lyrik, wurden die Töne schärfer: Namhafte Schriftsteller regten mit ihren Werken zur kritischen Auseinandersetzung an, so dass sich die Zuhörer in ihrer eigenen individuellen Daseinsweise besser angesprochen fühlten. Angebote wie diese sorgten meistens für volle Häuser.



Textdiskussion unter den Autoren des sog. Zirkel Schreibender Arbeiter, Anfang der 80er Jahre

Auch in der Musik vollzog sich ein Interessenwandel: Blues und Jazz,

neue Musik mit deutschsprachigen Texten und mit anspruchsvollem Inhalt, entsprachen jetzt mehr und mehr der Befindlichkeit der Bürger. Verbreitet war das Gefühl, in diesen Veranstaltungen nicht mehr anonym im Publikum zu sitzen, sondern mit den anderen Gästen gemeinsam eine Art verschworener Gemeinschaft zu bilden. Die Kulturhäuser und ihre Mitarbeiter, die diesem Wandel aufgeschlossen gegenüberstanden, wagten sich anfangs zaghaft, später unbefangener an die Aufnahme solcher Angebote in das tägliche Kulturangebot.

Diese Entwicklung kann wiederum am Kulturhaus „Wilhelm Pieck“ deutlich gemacht werden, das in mancher Hinsicht als repräsentativ für die Häuser insgesamt gelten kann: 1983 fand der erste Piesteritzer Bluesabend statt. Um eine angemessene Atmosphäre zu schaffen, wurde dieser Abend in einem alten Piesteritzer Kino durchgeführt.

Was diese neue Form von Veranstaltungen allerdings von nun an ebenso mit sich brachte, war der ständige Besuch von Vertretern des Ministeriums für Staatssicherheit, ob mit oder ohne Eintrittskarte: Ende der 80er Jahre kam es dazu, dass ein Stasi-Mitarbeiter offiziell beim Kartenvorverkauf unter Benennung seiner Dienststelle Eintrittskarten erhalten wollte. An dem begehrten Veranstaltungsabend war der Lyriker Lutz Rathenow angekündigt, der für seine kritische Lyrik bekannt war und später auch die DDR verlassen musste. Der Stasi-Mitarbeiter ging davon aus, dass er die Eintrittskarten umsonst erhalten würde. Damit jedoch hatte er keinen Erfolg, weil er selbstverständlich wie jeder andere Gast die Karten bezahlen musste – und er wusste nicht, dass es sich dabei um ganz besondere Karten handelte. Denn an diesem Abend waren keine Stuhlreihen aufgebaut, sondern runde 4er-Tische im großen Halbkreis. Die Gruppe, für die die Karten erworben worden waren, nahm an Tisch eins und zwei Platz. Die insgesamt acht Personen, davon vier Stasi-

mitarbeiter und ihre Frauen, konnten ihren Blick nur zum Podium des Künstlers richten, aber nicht, wie es ihr eigentlicher Auftrag war, Beobachtungen im Publikum machen.

Trotz solcher ständigen Besucher kam es im Kulturhaus während der achtziger Jahre zu keinerlei Verbotserklärungen der Staatssicherheit oder durch das Volkspolizeikreisamt. Eine Ursache dafür lag im grundsätzlich größeren Spielraum eines gewerkschaftlichen Kulturhauses im Vergleich zu einem staatlichen Haus. Zwar hatte der FDGB bereits bei der Gründung der SED die Vormachtsstellung der Partei anerkannt, an der Basis aber vollzog sich das alltägliche Gewerkschaftsleben oftmals anders. Eine Gewerkschaftsleitung im Betrieb konnte nur dann bestehen, wenn sie sich auch mit den jeweiligen Interessen ihrer Kollegen beschäftigte: Betriebsessen, Feriendienst, soziale Probleme, Produktionsangelegenheiten und ein akzeptables Angebot für Kultur und Sport.

Sehr wohl wurden von der Stasi Versuche unternommen, Mitarbeiter des Kulturhauses und diesen verbundene Kultur- und Kunstschaffende auf die Liste der zu beobachtenden Personen zu setzen. Der Erfolg bzw. Misserfolg war von den einzelnen verantwortlichen Mitarbeitern abhängig, wobei eine weitergehende Aufarbeitung im Falle des Kulturhauses nicht erfolgt ist. Gelegentliche Problem aber existierten: An einem Abend etwa waren zwei junge Berliner zu Gast gewesen, die einen Besuch des Schriftstellers Stefan Heym in Piesertitz organisieren wollten. Am anderen Morgen um sieben Uhr wurde die an besagtem Abend anwesende Leiterin eines Zirkels, die sich zufällig in der Gewerkschaftsleitung aufhielt, von einer Person bereits darauf angesprochen: „Ihr wollt Stefan Heym einladen?“ So schnell war die Kunde also verbreitet.

Ein ebenfalls noch weithin ungeklärtes Problemfeld besteht in der Rolle der SED. Ihre Vormachtstellung förderte besonders in den Großkombinaten, wozu etwa das Stickstoffwerk gehörte, Strukturen, in denen einzelne Personen nahezu nach Belieben schalten und walten konnten. Insgesamt regierte die SED oftmals mit einem unerträglichen Maß an Einmischung. Für die Mitarbeiter eines Kulturhauses, vor allem für deren Leiter, die in jedem Fall Mitglied der SED sein mussten, stellte sich in den achtziger Jahren immer mehr die Frage: Wer ist gefährlicher, die Staatssicherheit oder die SED? Die Antwort lautete damals schon: die Partei. Ein letztes Beispiel soll das deutlich machen. Noch im September 1989 – mancher Genosse ging bereits auf Habachtstellung – wurde die Kulturhausleiterin zur Parteileitung zitiert. Vor sechs weiteren Genossen musste sie erklären, warum das Kulturhaus die Schriftstellerin Christa Wolf einladen will, die parteiseitig in Ungnade gefallen war. Wenige Wochen vorher war Christa Wolf auf dem Weg zu einer Lesung in einem Berliner Betrieb von einem Pförtner im Auftrag der Parteileitung der Zugang in den Betrieb verwehrt worden. In einer Dienstbesprechung der Kulturhausleiter durch den FDGB-Bundesvorstand erhielten diese Order, einen solchen Eklat andernorts nicht zuzulassen. Innerhalb der Partei hatte man dazu eine andere Auffassung. Das war der Hintergrund für das Gespräch in der Parteileitung gewesen. Die historischen Ereignisse ‚regelten‘ die Episode dann von selbst.

All dies war nicht immer wahrnehmbar für die Bevölkerung. Wahrnehmbar war für den großen Teil der Kulturhausbesucher aber ein breites Angebot an Kultur und Kunst,

welches das Leben schöner, interessanter und kritischer gestalten sollte. Wenn sich im Herbst 1989 die Bürgerrechtler innerhalb der Kirche dazu entschlossen, in die vorderste Reihe zu treten, so konnten sie feststellen, dass viele bekannte Gesichter mit ihnen demonstrierten. Es waren Gesichter, die sie nicht aus den Kirchen kannten, sondern eben aus den Reihen aufgeschlossener Bürger mit einem hohen Kulturniveau und kritischen Lebensbetrachtungen. Manch ein Kulturfunktionär erinnerte sich dabei an Lenins Worte: „Kunst ist Waffe und die Literatur ein Handbuch für das Leben.“¹¹ Dies sollte sich mit dem Ende der DDR bestätigen. Denn wie die Herbsttage 1989 zeigten, wurde Kunst in der Tat zur Waffe: mit einer Kerze in der Hand.

¹¹ W. I. Lenin, Über Kultur und Kunst, Berlin 1960, S. 24.

Vom „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ 1945 zum „Kulturbund e.V.“ 1990

Dieter Schäfer

Nach dem Zusammenbruch des Hitlerfaschismus 1945 herrschte in Deutschland unter der Bevölkerung zunächst politische und kulturelle Orientierungslosigkeit. Da Kunst und Kultur als wichtig galten für die Erziehung zu Humanismus und Demokratie, wurde in der damaligen sowjetischen Besatzungszone das Versammlungsrecht und die Gründung von Vereinen wieder zugelassen.

1. Gründung und Anfangszeit

In Berlin wurde am 13. Juni 1945 eine Vereinigung aller an Kultur interessierten Menschen gegründet, die sich „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ nannte. Er war als Heimstatt aller an Wissenschaft, Kunst, Literatur und Heimatkunde interessierten Menschen ohne Rücksicht auf Herkunft oder Parteizugehörigkeit gedacht. Hauptziel sollte es sein, die Menschen wieder mit den humanistischen Werten einer unter dem Faschismus entstellten oder verbotenen Kultur vertraut zu machen. An der Spitze des Kulturbundes standen aus der Emigration zurückgekehrte Künstler und Wissenschaftler oder Idealisten, die sich ihre humanistische Denkweise bewahrt hatten. Der Kulturbund erreichte breite Bevölkerungskreise und sollte eine sinnvolle Freizeitgestaltung ermöglichen.

In Wittenberg gründete sich der Kulturbund im März 1946. An dessen Spitze standen Persönlichkeiten wie der Studienrat Dr. Walter Kroemer, der Schriftsteller Hans Lorbeer, Sanitätsrat Dr. Bosse, der Pfarrer und Ornithologe Dr. Otto Kleinschmidt, der Museumsdirektor Julius Riemer.

Schwerpunkt der ersten Jahre war die Kultur im weitesten Sinne von der Literatur über die Bildende Kunst und das Theater bis zur Musik. Dabei wurde ein großes Publikum erreicht, waren es doch die Felder, die als faschistisch missbraucht angesehen worden waren. Der Kulturbund war über seine Arbeitsgemeinschaften und seine Persönlichkeiten zumindest in den ersten Jahren an allen kulturellen Aktivitäten in Wittenberg und Umgebung beteiligt.

Parallel zu den eher ‚schöngeistigen‘ Themen entwickelte sich die naturwissenschaftliche Tätigkeit in den Interessengruppen Ornithologie, Entomologie, Astronomie, Aquarienkunde, Dendrologie, Natur- und Heimatfreunde, Museen- und Denkmalpflege, Fotofreunde und Philatelisten. Begünstigt wurde dieser Zuwachs an Gruppen durch die damals sehr restriktive Handhabung des Vereinsrechts, das im Jahre 1947 wieder ganz abgeschafft wurde. Die Zahl der Vereine in der sowjetischen Besatzungszone wurde auf wenige reduziert, der

Name „Verein“ nicht mehr verwendet. Bestehende Vereine oder neu entstehende Interessensgruppen wurden den staatlich anerkannten Verbänden zugeordnet. Dazu zählten in Wittenberg ab 1948 der wiedergegründete Heimatverein oder auch der Philatelistenverein.¹²

In den späteren Jahren ging in Wittenberg der musische Bereich teilweise an andere Organisationen, besonders an die Kulturhäuser der Wittenberger Industriebetriebe, die in sehr großzügiger Weise Möglichkeiten für die Freizeitbeschäftigung mit Bildender Kunst, Literatur, Theater und Fotografie schafften, indem sie z.B. auch finanzielle Mittel bereitstellten.

2. Der Kulturbund und seine politischen Rahmenbedingungen

Der Kulturbund in der DDR geriet alsbald zunehmend in den Sog des staatlichen Zentralismus. Zwar stellte der Kulturbund als Mandatsträger Abgeordnete in allen Parlamenten bis zur Volkskammer, gewann dadurch jedoch selber keinen wesentlichen Einfluss dazu. In Stadt und Kreis Wittenberg waren neben anderen die Abgeordneten F. Eichler, J. Dorschner und R. Geinitz aktiv. Über die Bezeichnung „Deutscher Kulturbund“ wurde er schließlich – als infolge des „Kalten Krieges“ der Traum von der Wiedervereinigung in weite Ferne rückte – zum „Kulturbund der DDR“.

Jedoch blieb dabei eine bemerkenswerte Autonomie innerhalb der politisch gesetzten Rahmenbedingungen bestehen: In Wittenberg wurde dieser ‚sozialistische Pflichtteil‘, der meist aus Wettbewerben und Berichten bestand, von der Kreisleitung des Kulturbundes abgewickelt, während die Gruppen damit kaum belästigt wurden. Die Kreisleitung der SED ließ sich zwar regelmäßig berichten, mischte sich aber nicht weiter ein. In diesem Sinne leisteten die langjährige Kreissekretärin Liselotte Knoche und ihr Nachfolger Horst Trog sowie die Kreisvorsitzenden Heinz Schmidt und Dr. Dieter Schäfer gute Arbeit.

1987 gab es Irritationen in der Kreisleitung der SED, die durch den Inhalt einiger Veranstaltungen den „Klassenstandpunkt“ bedroht sah. Dies betraf etwa einen Vortrag, der die Rolle und den Beitrag der Christen beim Aufbau des Sozialismus thematisiert hatte. Die sich daraus entwickelnde Konfrontation wurde jedoch relativ unproblematisch beigelegt, da die Leitung des Kulturbundes die Mechanismen der Macht der SED kannte und dieses Wissen erfolgreich nutzte. So war das Berichtswesen der SED immer auf positive Meldungen angelegt – wer ‚ideologische‘ Probleme nach oben meldete, wurde schnell als unfähig eingestuft. Der 1. Sekretär musste das Problem lösen, ohne dabei die Existenz des Kulturbundes in Frage zu stellen. Man einigte sich in diesem Fall auf die Formel ‚Missverständnis durch Übersensibilisierung‘.

¹² Vgl. die Beiträge von Dieter Schäfer: „Naturkundliche Fachgruppen im Kulturbund“ und Dieter Schäfer/Burkhard Richter: „Denkmalpflege und Heimatgeschichte im Kulturbund“, beide in diesem Band.

3. Aktivitätsvielfalt

Insgesamt entwickelten sich die Gruppen bis zum Ende der DDR gut, der Wittenberger Mitgliederbestand wuchs bis auf 1500 Personen an. Sie entfalteten zudem kulturelle Breitenwirkung – verwiesen sei etwa auf die Gruppen der Philatelie, der Philokartie, der Numismatik, der Fotografie, des Klubs der Intelligenz „Hans-Heinrich Frank“ oder die Pirckheimer-Gruppe:

- So waren etwa die Wittenberger Briefmarkensammler – die Philatelisten – als Mitglieder der internationalen „Gesellschaft für Philatelie“ die größte Gruppe im Kulturbund. Die Kontrolle des Austausch lag beim Kulturbund wie auch zeitweise die Genehmigung von Abonnements für DDR-Markensätze. Neben der Sammeltätigkeit war die Gestaltung von Objekten mit kulturellen, naturwissenschaftlichen oder historischen Inhalten Schwerpunkt der Arbeit. Die große Ausstellung zum Luther-Jubiläum 1983 war ein vielbeachteter Höhepunkt.¹³
- Gleiches lässt sich zu den Wittenberger Münzsammlern – den Numismatikern – sagen.
- Ebenso sind die Postkartensammlungen der Wittenberger Philokartisten wertvolles Quellenmaterial der Heimatgeschichte, wie die Veröffentlichungen von Heinrich Kühne, Karl Jüngel u.a. nachdrücklich zeigen. Sie zeigen gleichzeitig die Verbindung zur ganzen Welt: Sigrid Schwarzer präsentiert seit Jahrzehnten ‚Weltkultur‘ mittels ihrer umfangreichen Postkartensammlung in Vorträgen und bisher 19 Ausstellungen.
- Die von Elke Stiegler in Wittenberg gegründete Gruppe der Pirckheimer-Gesellschaft vermittelte eindrucksvolle Begegnungen mit deutscher Druckkunst.¹⁴
- Die Fotografen schließlich wurden ab 1960 unter der Bezeichnung „Zentrale Fachkommission Fotografie“, ab dem 24. März 1982 als „Gesellschaft für Fotografie im Kulturbund“ geführt. Die heute noch als „Fotoclub Elbe“ unter Leitung von Bodo Beuster aktive Gruppe veranstaltete Diatage sowie Ausstellungen mit großer Resonanz.

4. Der „Klub der Intelligenz“

Eine Besonderheit war der „Klub der Intelligenz“. Er hatte ca. 200 Mitglieder und war eine von der DDR-Regierung im Jahre 1954 zugestandene ‚Insel der Exklusivität‘ für Akademiker, wo sie einerseits ‚unter sich‘ sein konnten und andererseits ein hochkarätiges öffentliches Vortragsprogramm gestalteten. Der Kulturbund hatte für ähnliche Anliegen bereits seit 1948 das Haus Puschkinstraße 64 genutzt. Mit der Gründung des Klubs im Jahr 1955 wurde das Haus vergrößert, um den Ansprüchen gehobener Gastlichkeit zu genügen. Später bekam das Haus den Namen des Chemieprofessors Hans Heinrich Franck, parteilos und wegen unbefleckter Vergangenheit vor 1945 Direktor des Stickstoffwerkes nach 1945. Der Name wurde von Piesteritzer Chemikern vorgeschlagen und fand allgemeine Zustimmung.

¹³ Vgl. Lothar Hanak: Vom Botenwesen zum sächsischen Postdienst, in: Aus Fläming, Aue und Heide, hrsg. vom Kulturbund, Wittenberg 1989.

¹⁴ Vgl. den Beitrag von Elke Stiegler: „Die Pirckheimer-Gesellschaft in Wittenberg“ in diesem Band.



Der Klub der Intelligenz „Hans-Heinrich Franck“

Der Hans-Heinrich-Franck-Klub war seitdem Treffpunkt von Ärzten, Lehrern, Chemikern, von Interessengruppen des Kulturbundes und gleichzeitig Sitz des Kulturbund-Sekretariats. Der Klub beherbergte die einzige öffentliche Kunstgalerie des Kreises, die „Kleine Galerie“, die von einer sehr aktiven Gruppe des Klubs betreut wurde. Jede Ausstellung, deren Qualität und Aktualität noch heute beispielgebend ist, wurde mit einem öffentlichen Kunstgespräch eröffnet.

Zudem fanden öffentliche Weiterbildungsveranstaltungen mit qualifizierten Referenten statt, deren Themen von der Genforschung über Philosophie bis zur Ökonomie reichten. In Wittenberg war nichts Gleichwertiges zu finden. Einige ihrer Mitglieder genossen als Wissenschaftler sogar auch internationale Bedeutung im nicht-sozialistischen Ausland.¹⁵ Schließlich: Bei den Tagen der Wissenschaft – ein weiterer Beitrag des Klubs – stand gewöhnlich die Industrieforschung Wittenberger Großbetriebe im Vordergrund.¹⁶

¹⁵ So z.B. auch der Wittenberger Mediziner Dr. Winfried Herberger, der sein Wissenschaftlerleben der Krebsforschung widmete. Seine zweite Monographie „Behandlung und Pflege inoperabler Geschwulstkranker“ (Dresden/Leipzig 1960) wurde 1965 in Bristol, Großbritannien unter dem Titel „The Treatment of Inoperable Cancer“ im Verlag John Wright & Son veröffentlicht.

¹⁶ Vgl. die Beiträge von Klaus Jasche/Manfred Oertel: „Industrieforschung in den Stickstoffwerken Piesteritz 1945–1994“ und Wilfried Kunert „Industrieforschung im Gummiwerk „Elbe“ nach 1945“, beide in diesem Band.

Das monatlich erscheinende Programmheft, gemeinsam herausgegeben von Kulturbund und Klub der Intelligenz, wurde jedem Mitglied zugeschickt. Mit der Wende verlor der Klub der Intelligenz seine gesellschaftliche Funktion und löste sich auf.

Der Kulturbund ist seit dem 2. November 1990 als Kulturbund Wittenberg e.V. ein unabhängiger selbständiger Verein. Seit Januar 1998 arbeitet der Kulturbund im Neubaugebiet in frei gewordenen Räumen der Kinderkrippe „Struppi“.

Schulwesen

Schulgeschichte in der Geschwister-Scholl-Straße/ Falkstraße seit 1945

Heimkehrerlazarett, Polytechnische Oberschule, Berufsschule, Diesterweg-Grundschule, Kreisvolkshochschule

Gudrun Radke

Rosel Retzlaff

1999 konnte das 100. Errichtungsjubiläum des Gebäudes der heutigen Diesterweg-Grundschule gefeiert werden. Dies war Anlass, die Geschichte des Gebäudes und der Schulen, die im Laufe dieses Jahrhunderts in ihm beheimatet waren, zu rekonstruieren. Auf eine Schulchronik konnte dabei leider nicht zurückgegriffen werden. Allerdings waren viele Einzelpersonen, ehemalige Schüler und Lehrer vor allem, aber auch das Stadtgeschichtliche Zentrum/Stadtarchiv sehr hilfreiche und entgegenkommende Gesprächspartner. So konnte diese Zusammenschau erstellt werden. Im Vordergrund stand das Bemühen, eine sehr wechselvolle Schulgeschichte eines Gebäudes und seiner Lehrenden und Lernenden bewusst zu machen. Darauf kann auch die nachfolgende Darstellung aufbauen, deren Schwerpunkt – nach einem kurzen Abriss zur ersten Hälfte des 20. Jahrhundert – auf den Jahren seit 1945 liegt.

1. Die Entwicklung zwischen Schuleröffnung und Ende des 2. Weltkriegs

Ende des 19. Jahrhunderts plante die Stadt Wittenberg die Errichtung eines neuen, repräsentativen Schulgebäudes. In Baumeister Gigas aus Halle/S. fand sie den dafür fähigen Mann. Im Dezember 1896 fiel die Entscheidung für den Bauplatz Lindenfeld, der ehemaligen „Lünette III“, im Juni 1887 wurde der Vertrag bestätigt. Der Grundstein wurde am 22.4.1898 im Beisein der Honoratioren der Stadt und des Landes gelegt. Beim Bau der Schule auf dem Grundstück der ehemaligen Festungsanlage mussten etwa 80 Eichenpfähle von je zehn Meter Länge in den sumpfigen Boden gerammt werden, um den Baugrund zu festigen. Nach nur einjähriger Bauzeit wurde das Gebäude als städtische Mittelschule nach dem Osterfest 1899 eröffnet.

Entstanden ist die vielleicht schönste Schule der Stadt. Große Fenster geben den Räumen reichlich Licht. Die Treppenhäuser mit ihren wuchtigen Säulen sind einfach schön. Die Fassade zeigt den Bürgerstolz, für die Mädchen und Jungen des Mittelstandes eine würdige Heimstatt zu schaffen. Ein besonderes Schmuckstück wurde die Turnhalle mit den zu ihr hinführenden überdeckten Wandelgängen. Sie wurde sehr oft zur Abhaltung von Schulfeiern benutzt.

Bereits im Jahr 1896 war von den städtischen Behörden die Einrichtung einer Mittelschule von je acht aufsteigenden Klassen für Knaben und Mädchen beschlossen worden. Die Genehmigung der königlichen Regierung wurde endgültig im Jahr 1898 erteilt, nachdem der Nachweis geführt war, dass die baulichen Bedingungen erfüllt, die Lehrerbesoldungsfrage geregelt und der Lehrplan bestätigt worden war. Am 11.4.1899 erfolgte vormittags die Einweihungsfeier mit anschließendem Festmahl am Nachmittag im „Muth’schen Saale“ (heutiges Kultur- und Tagungszentrum), zu dem die Musikkapelle des 20. Infanterieregiments kommandiert worden war. Schulbeginn war am 12.4.1899.

Zunächst gab es je sieben Klassenstufen. Die Knaben wurden im rechten Gebäudeteil (Geschwister-Scholl-Straße), die Mädchen im linken Gebäudeteil (Falkstraße) unterrichtet. Die Mittelschule war für Knaben und Mädchen des mittleren Bürgerstandes bestimmt. Sie sollte in ihren Zielen über das hinausgehen, was eine Volksschule zu leisten vermochte. Ihre Schüler sollten mit einer in gewissem Sinne abgeschlossenen Bildung ausgerüstet und vorzugsweise auf die Gebiete des praktischen Lebens vorbereitet werden, um den gesteigerten Anforderungen zu entsprechen, die von der Gegenwart an die Männer und Frauen des mittleren Bürgerstandes in Stadt und Land gestellt würden. Die drei unteren Klassen waren die Vorbereitung für die Sexta des Gymnasiums. Die Unterrichtsfächer der Schule entsprachen zunächst denen der Volksschulen, jedoch wurden darin höhere Ziele gesteckt. Der Lehrplan der Mädchenmittelschule z.B. entsprach fast vollständig dem einer achtklassigen höheren Mädchenschule.



Das Schulgebäude, Ansicht aus den 90er Jahren

Ostern 1910 wurde durch Vereinigung der städtischen Mädchenmittelschule mit der Wittenberger höheren Privatmädchenschule die zehnstufige Gehobene Mädchenschule mit 388 Schülerinnen gebildet. Am 26.10.1915 fand eine Revision der Knabenmittelschule statt und am 8. November d.J. sprach der Minister die behördliche Anerkennung als voll ausgestaltete Mittelschule aus. Eine Schulreform nach dem ersten Weltkrieg, im Zuge derer die Grundschule eingerichtet wurde, führte zum Verlust der unteren drei Klassen. Die Mädchenmittelschule bestand in ihrer ursprünglichen Form von 1899 bis 1913, die Knabenmittelschule von 1899-1927.

Am 9. Dezember 1913, erfolgte die Anerkennung der Gehobenen Mädchenschule als Lyzeum durch das Königliche Provinzial-Schulkollegium in Magdeburg. Im März 1914 genehmigte selbiges die Bezeichnung „Katharinen-Lyzeum“ (nach Luthers Frau Katharina von Bora). Seit 1922 existierte eine Bibliothek am Katharinen-Lyzeum, die von Lehrern verwaltet wurde. Ostern 1936 erfolgte die Angliederung einer einjährigen Frauenschule, in der u.a. Kochen, Waschen, Bügeln, Nähen sowie Kinderbetreuung gelehrt wurden, an das städtische Katharinen-Lyzeum. Voraussetzung zur Teilnahme an der Frauenschule war die Obersekundarreife.

Im Jahre 1938 wurde das Katharinen-Lyzeum in die „Katharinschule – Städtische Oberschule für Mädchen, hauswirtschaftliche Form“, umbenannt. Ab dem Einschulungsjahr 1939 konnte an der Katharinschule das Abitur erworben werden. Die Schulzeit verlängerte sich dadurch um zwei Jahre. Durch das Ansteigen der Schülerinnenzahlen war es möglich, zwei vollständig voneinander getrennte Züge auf der Oberstufe einzurichten. Es erfolgte die Trennung der hauswirtschaftlichen und der sprachlichen Form der Oberstufe. Die Teilnehmerinnen der sprachlichen Form konnten das „Latinum“ erwerben und somit ohne Zusatzprüfung ein medizinisches Studium aufnehmen.

In den Nachkriegsjahren war die Katharinschule in anderen Gebäuden der Stadt untergebracht. Am 1. April 1949 bekam sie endlich ihr altes Gebäude zurück und im Februar 1950 wurde sie mit der Melanchthonschule vereinigt. Aufgrund dieser Vereinigung wechselten die Schülerinnen das Gebäude und wurden im Hause der Melanchthon-Oberschule (MOS) unterrichtet.

Etwas anders verlief die Entwicklung der Mittelschule für Knaben. Sie hatte im Jahre 1927 den Namen Lucas-Cranach-Mittelschule erhalten. Die Schulabgänger bekamen das Abgangszeugnis „Mittlere Reife“. Ab dem Schuljahr 1930/31 unterrichteten auch acht wissenschaftliche Lehrer. Es gab seitdem je sechs statt fünf Klassen und somit zählte die Lucas-Cranach-Schule ab diesem Zeitpunkt zu den höheren Schulen. Ab dem Einschulungsjahrgang 1942 betrug die Schulzeit nur noch vier Jahre und endete dann mit dem Hauptschulabschluss. Nach Kriegsende fand der Unterricht auch in anderen Gebäuden statt. Im Jahr 1947 wurde die Lucas-Cranach-Schule aufgelöst.

2. Die Schule als Lazarett für Heimkehrer 1945-1949

Die Einrichtung eines Lazaretts ist im Juli 1945 durch mündliche Anordnung von zwei Offizieren der Sowjetischen Militäradministration Halle/S. dem Oberbürgermeister der Stadt Wittenberg befohlen worden und sollte zur Aufnahme schwerverwundeter, aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassener Soldaten dienen. Es wurde das Schulgebäude Ecke Falk- und Adlerstraße ausgewählt.

Bis zum Dezember 1945 wurden diesem Lazarett etwa aller vier bis sechs Wochen geschlossene Transporte aus Frankfurt an der Oder zugeführt. Zwischen dem 18.8.1945 und dem 20.10.1945 registrierte man 17.000 Heimkehrer. Es handelte sich um Kranke, die nicht in einem normalen Lager untergebracht werden konnten, sondern besonderer stationärer Behandlung bedurften. Das Lazarett hatte eine Aufnahmefähigkeit von ca. 500 Patienten. Im November 1945 waren sogar 789 Heimkehrer im Lazarett untergebracht. Täglich waren bis zu 20 Tote zu beklagen. Eine Entlausungsanlage war nicht vorhanden. Entlausungen wurden im ARADO-Auffanglager in der Dresdener Straße (heute Gebäude des Finanzamtes) durchgeführt. Das Lazarett hatte eine Innere, eine Chirurgische und eine Infektionsabteilung.

In den Patientenzimmern (d.h. den ehemaligen Klassenräumen) standen durchschnittlich 20 Betten. Strohsäcke waren vorhanden. Die Patienten lagen anfangs in ihren Uniformen im Bett. Starb ein Kranker, wurden die Kleider (Uniformen) weiter vergeben. Die Toten lagerte man in der Leichenhalle im Keller, welche im Kriege als Luftschutzraum benutzt worden war.

Im Laufe der Zeit wurde das Lazarett ausgebaut. Man stellte einen Röntgenapparat und mehrere Bestrahlungsapparate auf und richtete ein Laboratorium ein. Auf jedem Flur baute man an deren Ende Toiletten ein, die bisher fehlten. Im Keller wurde die Waschküche zur Küche umgebaut. Bei der Ausgabe von Verpflegung wirkten drei Vertrauensleute der Lazarettinsassen mit. Schwierigkeiten bei der Versorgung mit Lebensmitteln traten im Großen und Ganzen nicht auf. Es gab jedoch Probleme bei der Bereitstellung von Sonderzuteilungen, da die meisten Kranken die gelieferte Verpflegung auf Grund ihres Krankheitszustandes nicht zu sich nehmen konnten. Es gab sehr viele Magen- und Darmkranke, bei denen eine Diätkost den Gesundheitszustand verbessert hätte. Mehrfach erhielt dieses Lazarett Medikamente und Nahrungsmittel als Spenden von internationalen Hilfsorganisationen, vom Caritas-Verband und vom Roten Kreuz aus Irland, Australien, Südafrika, Schweden und der Schweiz.

Bis Januar 1947 wurden 31.000 Heimkehrer behandelt, von denen sehr viele ihren Krankheiten erlagen. Nach späteren unbestätigten Schätzungen durchliefen etwa 86.000 ehemalige Soldaten das Lazarett des Heimkehrerlagers Wittenberg. Im Februar 1949 konnte das Lazarett aufgelöst werden.

3. Die Berufsschule 1949-1994

Am 1. Mai 1949 (Schuljahr 1948/49) zog die Berufsschule unter Leitung des Direktors Heinrich Zurbel in die rechte Hälfte des Schulgebäudes Geschwister-Scholl-Straße 4-7 ein und erhielt 13 Klassenräume. Zuvor war die Berufsschule in mehreren Gebäuden der Stadt untergebracht gewesen. Die Klassenräume reichten jedoch nicht vollständig aus, so dass die Fachgruppe Metall ihr Domizil in dem ausgebauten Saal des damaligen Gasthofes „Goldener Stern“ am Ende der Berliner Straße erhielt.

An der Schule waren anfangs 22 Lehrer haupt- und nebenberuflich beschäftigt. Die Schülerzahl belief sich auf rund 700–800 Schüler. Am 1. September 1950 wurde die Landwirtschaftliche Berufsschule abgetrennt. Die Kaufmännische Abteilung wurde 1952 eine selbständige Berufsschule und in den ehemaligen Räumen der Fachgruppe Metall (Stern), welche zum Hauptgebäude zurückkehrte, untergebracht.

Als man in den 50er Jahren die 10-jährige Schulpflicht und den Polytechnischen Unterricht einführte, entfielen in den Berufsschulen die naturwissenschaftlichen Fächer. Die meisten Jugendlichen kamen nun erst nach dem zehnten Schuljahr statt wie vorher nach dem achten zur Berufsschule. So ergab sich zwangsläufig eine Verkürzung der Lehrzeit und eine völlige Über- bzw. Neuarbeitung von Lehrplänen für die gesamte Berufsschule in den berufs- und allgemeinkundlichen Fächern. Sechs-, Sieben- oder Achtklassen-Schulabgänger waren in der Minderheit und erlernten Berufe, für die kein 10-Klassenabschluss notwendig war (Maurer, Maler oder Teilberufe).

Ein großes Problem an der Gewerblichen Berufsschule war die Erteilung des Sportunterrichts, da der Schule keine Turnhalle zur Verfügung stand. Die Schulleitung war sehr bemüht, eine eigene Turnhalle zu bekommen bzw. sie selbst zu schaffen. 1965/66 wurde das ehemalige Kino „Capitol“, im Gebäude Ecke Schlossplatz/Jahnstraße (heute Pfaffengasse), zum Um- und Ausbau zur Verfügung gestellt. In enger Zusammenarbeit mit vielen Handwerksbetrieben schuf man in einer dreijährigen Bauzeit eine vorbildliche Sportstätte. Sie umfasste eine Turnhalle, einen Geräteraum, ein Lehrerzimmer sowie, getrennt nach Jungen und Mädchen, Umkleieräume, Duschen und WC. Dies konnte nur erreicht werden, weil alle männlichen Kollegen der Berufsschule jeden Sonntag bzw. Sonnabendnachmittag einen freiwilligen Arbeitseinsatz leisteten. Das gleiche galt auch für alle Lehrlinge aus den Bauberufen.

Aus der Zeit 1960-1972 sind folgende Angaben zur Gewerblichen Berufsschule Wittenberg überliefert: An der Schule wurden jeweils 1.000–1.200 Schüler in zwei Unterrichtsgruppen pro Woche von 28 hauptamtlichen und 4 nebenberuflichen Lehrkräften unterrichtet. Die Lehrzeit der Schüler lag nach Einführung des Polytechnischen Unterrichts an den allgemeinbildenden Schulen zwischen 2 und 2½ Jahren. Der Unterricht bestand aus dem fachkundlichen und dem allgemeinkundlichen Teil. Der Fachunterricht, der sich auf den jeweiligen Beruf bezog, umfasste folgende Fächer: Fachkunde, Fachrechnen, Werkstoff- oder Materialkunde, ggf. Fachzeichnen. Zum allgemeinkundlichen Teil gehörten die Fächer Deutsch, Russisch, Staatsbürgerkunde, Philosophie, Mathematik, teilweise Englisch

bzw. Französisch und Sport sowie einige Jahre auch die naturwissenschaftlichen Fächer Chemie und Physik.

An der Berufsschule wurden die Schüler für folgende Berufe ausgebildet:

In der Fachgruppe Metall:	verschiedene Schlosserberufe, Elektriker und Kfz-Elektriker
Fachgruppe Bau:	Maurer sowie Betonbauer, Dachdecker, Zimmerer, Maler
Fachgruppe Holz:	Bau- und Möbeltischler
Fachgruppe Nahrung:	Fleischer, Bäcker, Konditor
Fachgruppe Gaststättengewerbe:	Kellner, Köche
Fachgruppe Friseure:	Damen- und Herrenfriseure
Fachgruppe Textil:	Damen- und Herrenschneider sowie Industrieschneider
Fachgruppe Medizin:	Krankenschwestern

Hinzu kommen die sogenannten Splitterberufe, wie z.B. Zahnärztliche Helferinnen. Dies waren Berufe, die wegen ihrer zu geringen Lehrlingsanzahl im Einzugsgebiet den Fachunterricht zentral an einer Berufsschule des Bezirkes erhielten und nur zum Allgemeinkundeunterricht die Heimatberufsschule besuchten.

Eine weitere Besonderheit waren die Abiturklassen, welche an der Berufsschule den Fachunterricht erhielten, den sie als Grundlage für ihr späteres Studium, z.B. Bauingenieur, benötigten. Diese Klassen resultierten aus der Einführung der Berufsausbildungen mit Abitur, die an den Berufsschulen durchgeführt wurden.

In den 70er und 80er Jahren profilierte sich die Schule zu einer führenden Berufsschule im damaligen Bezirk Halle. So wurden besonders gute sog. pädagogische Lesungen erstellt: Zu einem pädagogischen oder schulpolitischen Thema schrieben ausgewählte Kollegen eine umfassende schriftliche Arbeit; solche Arbeiten wurden dann bei landesweiten Veranstaltungen und Seminaren herangezogen und z.T. auch veröffentlicht. Erfahrungsberichte von anderen Schulen wurden umgesetzt und angewandt. In den Lehrerkonferenzen stand die methodisch-pädagogische Arbeit im Vordergrund; organisatorische Streitpunkte wurden grundsätzlich ausgeklammert. In der vom Staat vorgeschriebenen „vormilitärischen Ausbildung“ wurde die Berufsschule fünfmal DDR-Meister; als Auszeichnung erhielten die Schüler meist eine Auslandsreise. Auch leistete die Schule eine sehr gute Neuererarbeit. Unter anderem gab es den „Klub Junger Techniker“, der regelmäßig Exponate im „Haus des Handwerks“ auch für die breite Öffentlichkeit ausstellte. Es fanden Leistungsschauen der Lehrlinge statt, und es wurden Wettbewerbe zur Ermittlung des „Stärksten Lehrlings“ und des „Sportlichsten Mädchens“ durchgeführt. Die Lehrlinge wurden durch vielfältige Maßnahmen aktiv einbezogen. Jedes Jahr fanden Feste der Lehrlinge im damaligen Klubhaus „Maxim Gorki“ statt: Tanzen, Kabarett, Klassenaufführungen, Modenschauen und Schaufrisieren wurden dort gezeigt. Auch nahmen die Lehrlinge an Kreiskulturfesten der

Schulen und an verschiedenen Arbeitsgemeinschaften wie Fotoarbeiten oder Holzmodellbau teil.

Aufgrund rückläufiger Schülerzahlen fielen dann der Schichtunterricht und der Unterricht an den Sonnabenden weg. Auch wurden neue Berufe eingeführt. Es erfolgte nun auch die Ausbildung zum Instandhaltungsmechaniker und zum Maschinen- und Anlagenbauer.

4. Die Diesterweg-Grundschule 1950-1991

Nach gründlicher Renovierung zog am 1. März 1950 die damalige Knabengrundschule I aus dem Gebäude der Lutherstraße in den Gebäudeteil Falkstraße der ehemaligen Katharinienschule für Mädchen ein. Es handelte sich um eine achtstufige Schule, zunächst nur für Knaben. Sie erhielt zu Ehren des Pädagogen Diesterweg den Namen Diesterweg-Grundschule.¹

In den 50er Jahren wurden immer mehr Eltern berufstätig. Deshalb errichtete man in der Ecke Zimmermann-/Lutherstraße in der ersten Etage, über der Kinderkrippe, 1956 einen Schulhort. In drei großen Räumen wurden dort unter der Hortleiterin Nelly Wenzel bis zu 100 Schüler betreut. Im Jahr 1951 ließ die Konsumgenossenschaft Wittenberg – als Patenbetrieb der Diesterweg-Grundschule – die Turnhalle mit einem Kostenaufwand von mehreren tausend Mark renovieren. Unter dem tatkräftigen Direktor Otto Keuthe entstand in den Jahren 1954 bis 1958 bei Lubast ein Schullandheim. Durch viele Einsätze von Lehrern und Eltern an den Wochenenden wurde ein Bauernhaus mit Scheune zu einem wohnlichen Heim umgestaltet, in dem viele Klassen Wandertage verbrachten und im Sommer sich französische Kinder erholten.

Ab 1955 wurden auch Mädchen in die Diesterweg-Grundschule eingeschult, so dass innerhalb einer relativ kurzen Zeit eine gemischte achtstufige Grundschule entstand. Ab 1958 dann wurde sie als zweite Schule der Stadt zur zehnklassigen Polytechnischen Oberschule (POS) ausgebaut. Dazu kamen Mädchen aus der Rosa-Luxemburg-Schule in die neugebildete 9. Klasse. 1960 fand die erste Abschlussprüfung der 10. Klasse statt.

583 Schüler in 18 Klassen wurden von elf Lehrern und vierzehn Lehrerinnen unterrichtet. Da die bisherigen Horträume in der Zimmermannstraße zu weit von der Schule entfernt waren, errichtete man aus den ehemaligen Räumen der Schulküche, neben der Turnhalle, einen Hort mit fünf Räumen. Der Polytechnische Unterricht für die Klassen 7-10 wurde im Stickstoffwerk Piesteritz, im Apparate- und Rohrleitungsbau Wittenberg und in der LPG Dabrun durchgeführt, später dann bei der Deutschen Reichsbahn.

Das Schulgebäude befand sich, innen wie außen, noch durch die Kriegseinwirkungen bzw. Lazarettzeit, in einem sehr heruntergekommenen Zustand. Überdies musste durch die Aufwärtsentwicklung der Schule, verbunden mit dem ständigen Ansteigen der Schülerzah-

¹ Friedrich Adolph Wilhelm Diesterweg, Pädagoge, 1790-1866, kämpfte für die Hebung des Lehrerstandes durch bessere pädagogische Bildung und mehr soziale Anerkennung. Seine Schriften hatten großen Einfluss auf den Volksschullehrerstand im 19. Jahrhundert. In der Schulpolitik wandte er sich gegen kirchlichen und zu starken staatlichen Einfluss.

len, nach Möglichkeiten gesucht werden, neue Räume zu schaffen. Der erste Erweiterungsbau erfolgte unter Leitung des damaligen Direktors Hans Lohdau in den Jahren 1959-1962. In Eigeninitiative entstanden zwei neue Klassenräume. Sie waren als Übergangslösung gedacht, sind jedoch viele Jahre als Klassen- und Horträume genutzt worden.

In den Jahren 1962-1964 machte die Entwicklung des Bildungswesens es erforderlich, Fachkabinette zu schaffen. Auch an der Diesterweg-Oberschule ging man dazu über, bereits vorhandenen Kabinetten neue hinzuzufügen. Es entstanden Kabinette zunächst für Zeichnen, Biologie, Chemie und Heimatkunde. In der zweiten Hälfte der 60er Jahre begann man mit dem Umbau der Heizungsanlage, was sich über mehrere Jahre hinzog. In diesem Zusammenhang wurden zwei neue Räume geschaffen, die man als Materiallager und als Vorbereitungsraum – Deutsch nutzte. Anfang der 70er Jahre schufen sich die Sportlehrer in Eigeninitiative eine Kleinsportanlage, die es ermöglichte, einen angemessenen Sportunterricht durchzuführen und die gestellten Lehrpläne zu erfüllen. In den darauffolgenden Jahren entstanden weitere Kabinette für Deutsch, Physik mit Vorbereitungsraum, Englisch, Russisch, und Vorbereitungsraum für Chemie.

1987/88 erfolgte nochmals eine Reihe grundlegender Veränderungen. Vor allem das äußere Bild der Schule wandelte sich. Der Schulhof, der schon seit Jahren Anlass zu vielen Beschwerden war, wurde umgestaltet. Abflussrohre wurden ins Erdreich verlegt und der gesamte Hof erhielt eine Betondecke. Auch der Hofeingang der Schule bekam ein freundlicheres Bild durch die Gestaltung der Grünanlagen.

Neben den vielen baulichen Veränderungen gab es aber auch an der Diesterweg-Oberschule schulische Veranstaltungen, die sich Jahr für Jahr wiederholten, die allen Schülern sowie Lehrern viel Spaß bereiteten und in guter Erinnerung blieben: Zu denken ist etwa an die Schulsportfeste, die Feiern zum Tag des Kindes, zum Tag des Lehrers, Faschingsfeiern, Feste junger Künstler oder Ferienfahrten.

Im Schuljahr 1988/89 wurden 379 Schüler unterrichtet, davon 198 weibliche. Im Zuge der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten traten auch im Bildungssystem grundlegende Veränderungen auf. 1991 erfolgte die Umwandlung der 10-klassigen Oberschule in eine 4-stufige Grundschule.

5. Die Diesterweg-Grundschule ab 1991

Unter Leitung der Rektorin Gudrun Radke wurde 1991 die Diesterweg-Grundschule gegründet. An der Schule begannen 16 Klassen und 17 Lehrerinnen ihre Arbeit. In Vorbereitung des Schuljahres 1991/1992 wurde gemeinsam die Umgestaltung der Klassenräume, Flure und Treppenaufgänge begonnen und erfolgreich beendet. In den darauffolgenden Jahren wurde viel gebaut, umgebaut, neu gestaltet. So konnten im Oktober 1992 die neuen Mädchentoiletten und im Dezember 1993 die Jungentoiletten im Schulgebäude übergeben werden. 1992 bekam die Schule eine moderne Erdgasheizung. Auf Initiative Frau Radkes wurde ein Kellerraum so umgestaltet, dass ab Juni 1993 ein eigener Speiseraum und eine Essenausgabe entstand. Ab Mai 1994 begannen die Umbauarbeiten in der Turnhalle; Toi-

letten und Duschen wurden eingebaut und neue Umkleieräume eingerichtet. Im September 1996 wurde der neue grundschulgerechte Sportplatz eingeweiht, dazu fand ein Sportfest statt. Die Sanierung und Modernisierung der Turnhalle war im November 1997 abgeschlossen. Ebenfalls im Jahre 1997 hatte man mit der Neugestaltung des Schulhofes begonnen, die im Jahre 1998 weitergeführt und abgeschlossen wurde.

Aber auch zahlreiche schulische Höhepunkte gab es in den Jahren seit 1991: 1992 besuchte eine Lehrerdelegation aus Japan die Schule, die das Bildungswesen im vereinten Deutschland kennenlernen wollte. Die japanischen Lehrer nahmen am Unterricht teil, sahen sich die Schule an und tauschten Erfahrungen mit den Lehrern der Diesterweg-Grundschule aus. Im Juni 1998 fuhren die Schulleiterin und 14 Lehrerinnen nach Emmen in Holland, um in einer 2-tägigen Fortbildung das Schulsystem in den Niederlanden kennen zu lernen und Schlussfolgerungen für die eigene Arbeit zu ziehen.

Seit 1992 wird das Schuljahr mit einem Schuljahresabschlussfest beendet. 1993 fand im Foyer der Schule ein großes Weihnachtsfest mit Programm statt, zu dem Eltern und weitere Gäste eingeladen waren. 1995 wurde unter Leitung von Frau Staudte der Sandmann-Club gegründet. 1996 nahm die Schule am Europafest in den Cranachhöfen teil. Indianerfest in der Külsoer Mühle, Faschingsfeste, Osterhasendisko, Schwimmfest im Waldbad Jahmo und und Cobbelsdorf oder Sportfeste zusammen mit der Grundschule Trebitz prägen das außerunterrichtliche Schulleben.

Eine wesentliche Veränderung war im August 1997 der Zusammenschluss der Diesterweg-Grundschule und der August-Bebel-Grundschule. Dazu fand am 28.8.1997 ein großes Hochzeitsfest statt. Nun besuchten 452 Schüler die Diesterweg-Grundschule. In 18 Klassen unterrichteten 25 Lehrerinnen.

In den folgenden Jahren gab es weitere inhaltliche Entwicklungen: Im Dezember 2000 wurde ein Computerkabinett mit zehn Arbeitsplätzen eröffnet, das durch Spenden aus Göttingen, von der Deutschen Telekom und dem Förderverein der Schule entstand. Die 4. Klassen haben dort jede Woche zusätzlich Übungsstunden zur Arbeit am Computer, im Internet und mit Lernprogrammen. Auch die Klassenräume sind mit mindestens je zwei Computern ausgestattet und ergänzen durch Lernprogramme in Deutsch und Mathematik den Unterricht. Seit 1993 werden die Fächer Ethik und evangelische Religion angeboten. Seit 1997 wird in den 3. und 4. Klassen Englisch unterrichtet, und seit 2001 arbeiten die 1. und 2. Klassen auf freiwilliger Basis in „Workshops Englische Sprache“. Zudem erweitern Projekte wie „Wir suchen den Lesekönig“, „Gesunde Ernährung“, „Gegen Gewalt“, „Kartoffelprojekt“, „Wir wollen eine gesunde Umwelt“ usw. den Unterricht.²

6. Weitere Nutzungen

Das Bild wird schließlich abgerundet, wenn zwei weitere Nutzungen des Gebäudes in bzw. seit den 90er Jahren Erwähnung finden.

² Zu weiteren Details vgl. www.diesterweg-grundschule.de

Zum einen hatte – nachdem durch die Berufsschule der rechter Teil des Gebäudes geräumt worden war – in den Jahren 1994-1997 die August-Bebel-Schule einige Räume zur Durchführung des Unterrichtes für Grundschüler der 1.-4. Klasse genutzt. Zum Personal gehörten Direktorin Viola Mörbt, sieben Lehrerinnen, ein Lehrer, eine Sekretärin und ein Hausmeister.

Zum anderen ist die Kreisvolkshochschule Wittenberg (kvhs) seit 1997 ständige Mitnutzerin des Schulgebäudes an der Geschwister-Scholl-Straße. Ihre Geschichte reicht bis zum Jahre 1919 zurück.³ Heute ist sie eine durch das Kultusministerium des Landes Sachsen-Anhalt als förderungsfähig anerkannte Einrichtung der Erwachsenenbildung. Jährlich wird die Kreisvolkshochschule – die auch Außenstellen unterhält – von ca. 5.000 Lehrgangsteilnehmern besucht, denen sie Angebote in zahlreichen Fachbereichen unterbreitet: Berufliche Bildung, Kaufmännische Praxis; Informatik, Kommunikationstechnik, Datenverarbeitung; Naturwissenschaft, Mathematik, Technik; Erziehung, Psychologie, Kommunikation; Politik, Gesellschaft; Recht; Sprachen; spezielle Bildungsangebote für Jugendliche; Kreatives Gestalten, Kunst und Kultur; Gesundheitsbildung; Länder- und Heimatkunde; Hauswirtschaft. Insgesamt 136 nebenamtliche und hauptberufliche Dozenten sowie ein Leiter, vier pädagogische Mitarbeiter und zwei Verwaltungsangestellte planen und organisieren in der Volkshochschule die Kursangebote.

Literatur

Diesterweg-Grundschule (Hg.): 100 Jahre Schule. Mittelschule für Knaben und Mädchen, Katharinen-Lyzeum, Heimkehrerlazarett, Polytechnische Oberschule, Berufsschule, Kreisvolkshochschule, Diesterweg-Grundschule, Wittenberg 1999.

³ Vgl. den Beitrag von Stephan Köcke: „Kreisvolkshochschule Wittenberg (kvhs)“ in diesem Band.

Kreisvolkshochschule Wittenberg

Stephan Köcke

„Das Wissen darf nicht in Büchern für die Gelehrten konserviert werden, die Wissenschaften müssen allen Menschen zugänglich sein.“ (Jan Amos Komensky [1592 – 1670])

1. Die Volkshochschulidee

In Dänemark ist wohl die erste Volkshochschule gegründet worden. Im Jahre 1844 wurde damit eine Idee geboren, die auch heute aktuell ist. In Deutschland wurde der Begriff „Volkshochschule“ einige Zeit später, nämlich 1919, erstmals verfassungswirksam: In der Weimarer Verfassung § 148 war zu lesen, dass die Volkshochschulen von Reich, Ländern und Gemeinden zu fördern sind. Das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung erlies zu dieser Zeit folgende Bekanntmachung an die preußischen Städte und Landgemeinden:

„Die Not der Zeit offenbart so eindringlich wie denkbar die Notwendigkeit der Arbeitsgemeinschaft aller Volkskreise. Wir müssen Brücken schlagen zwischen dem kleinen Volksteil, der geistig arbeitet und dem immer größer bleibenden Teil unserer Volksgenossen, der mit der Hand schafft, aber geistig hungrig ist.“¹

Alle Menschen sollten fortan das Recht auf Bildung und Kultur bekommen. Nicht mehr der soziale Stand, die Herkunft oder die wirtschaftliche Situation des Einzelnen sollten das ausschlaggebende Kriterium für den Bildungszugang sein.

Bald gab es zu dieser Zeit in ganz Deutschland Aktivitäten auf dem Gebiet der Volkshochschularbeit. Der Deutsche Volkshochschulverband e.V. in Karlsruhe veröffentlichte – als Ausschuss der freien Volkshochschulen – 21 Leitsätze zur Errichtung freier Volkshochschulen und unterstützte auch die Mitgliedschaft Wittenbergs.

2. Ziele, Aufgaben und Merkmale der Volkshochschule²

Die Ziele der Volkshochschulen unterliegen der historischen Veränderung. Sie sind abhängig von den Bildungsbedürfnissen der Bevölkerung, von gesellschaftlichen Erwartungen und Erfordernissen, die insbesondere durch Politik und Öffentlichkeit an die Volkshoch-

¹ Vgl. Akte „Volkshochschule“, Stadtarchiv der Lutherstadt Wittenberg, Archivsignatur 591, Lagerungs-Nr. 3285, S. 1.

² Vgl. zu folgenden Abschnitt Landesverband der Volkshochschulen e.V.: Die Volkshochschule. Ausgangslage, Perspektiven, Vorschläge, Richtwerte, Magdeburg 1994.

schule herangetragen werden. Sie zielen heutzutage auf die Ausprägung der Individualität des Bürgers und die Erweiterung seines Verständnisses für komplexe Zusammenhänge – wobei besonders das Lernen des Einzelnen in der Gemeinschaft im Mittelpunkt steht.

Zugleich muss die Volkshochschule der Gegenwart und Zukunft der Demokratie und dem interkulturellen Einigungsprozess in Europa dienen, verschiedene Gruppen und Generationen zusammenführen, Lücken schließen, Kreativität fördern, die berufliche Position des Einzelnen stärken und verbessern sowie zur Erhaltung oder Wiedererlangung der Gesundheit beitragen. Es ist also der ganze Mensch, an den sich die Volkshochschule wendet.

Diese Ziele und Aufgaben sind in ein breites und differenziertes Angebot umzusetzen, die sich in den folgenden programmatischen Punkten niederschlagen:

- *Ganzheitliches Bildungsverständnis*: Spezifisch für Volkshochschulen ist, dass Bevölkerungs- und Zielgruppen nicht isoliert gesehen werden. Die Kurse bzw. Lerninhalte sind ganzheitlich aufeinander abgestimmt. Die Teilnehmer/innen werden aktiv einbezogen.
- *Gemeinwohlorientierung*: Volkshochschulen sind am Gemeinwohl orientiert und nicht am Gewinn. Pädagogische und gesellschaftspolitische Gesichtspunkte sind in kommunalen Weiterbildungseinrichtungen wichtiger als kommerzielle Erfolgskriterien. Die Kurse sind so organisiert, dass die Teilnehmer/innen keine langfristigen und belastenden Verpflichtungen eingehen müssen.
- *Breites, bedarfsgerechtes Bildungsangebot*: Volkshochschulen verfügen über ein breites Angebotsspektrum, das inhaltlich und regional für ein Bildungsangebot sorgt, in dem sowohl weiterführende Veranstaltungen als auch die Berücksichtigung neuer Bedürfnisse und Erfordernisse gewährleistet sind. Mit ihrem Bildungsangebot und insbesondere durch kulturelle Angebote erhöhen die Volkshochschulen die Lebensqualität in den Landkreisen und in den Städten.
- *Kontinuität*: Volkshochschulen planen ihr Angebot mittel- und langfristig.
- *Berücksichtigung von Benachteiligten*: Volkshochschulen berücksichtigen benachteiligte Gruppen, schaffen entsprechende Lernvoraussetzungen und bauen Zugangshemmnisse ab. Einen besonderen Schwerpunkt bilden hierbei die Zuwanderer, die bei ihrem Integrationsprozess aktiv durch die Volkshochschule begleitet werden.
- *Forum unterschiedlicher Auffassungen*: Volkshochschulen nehmen sich brisanten Themen an. Sie fördern Verständnis und Toleranz. Volkshochschulen ermöglichen Menschen mit unterschiedlichen Auffassungen und Einstellungen, sich in der neutralen Institution Volkshochschule zusammenzufinden, voneinander zu lernen und Gegensätze zu überwinden.
- *Hilfe und Selbsthilfe*: Menschen in schwierigen Lebenssituationen erhalten in Kursen der Volkshochschulen Gelegenheit, sich zu orientieren und Lebenshilfe zu bekommen.
- *Kreativität entdecken*: Teilnehmer erhalten die Möglichkeit, sich neuen Fragestellungen oder kulturellen Techniken zu nähern, sie zu erproben und eigene Fähigkeiten zu entwickeln.
- *Ort der beruflichen Weiterbildung*: Volkshochschulen bieten berufliche Fort- und Weiterbildung an.

- *Anerkannte Prüfungsinstanz:* Volkshochschulen haben abschlussbezogene Kurse im Programm und führen anerkannte Prüfungen durch; sie verleihen z.B. Zertifikate des DVV (Deutscher Volkshochschulverband), des ICC (International Certificate Conference) oder des WBT (Weiterbildungs-Testsysteme GmbH). Es handelt sich durchweg um bundes- bzw. europaweit anerkannte Prüfungssysteme. Zur ständigen Qualitätssicherung im Prüfungssystem arbeitet der Landesverband der Volkshochschulen Sachsen-Anhalt e.V. in verschiedenen Arbeitskreisen aktiv mit.
- *Bildungsberatung:* Volkshochschulen führen eine Bildungsberatung durch, die sich an den Interessen der TeilnehmerInnen orientiert und auch über das VHS Angebot hinaus geht.
- *Fort- und Weiterbildung:* Durch regelmäßige Fort- und Weiterbildung für KursleiterInnen und pädagogische MitarbeiterInnen sichern die Volkshochschulen eine hohe Qualität ihres Programms.

3. Gründungs- und Anfangsjahre der Volkshochschule Wittenberg³

Im Juli 1919 fand im Balzerschen Lokal in der Lutherstraße eine Ausschusssitzung zur Vorbereitung der Gründung der Volkshochschule statt. Die Gründungsversammlung der Volkshochschule wurde am 20. August im Balzerschen Saal durchgeführt. Herr Siebensohn verlas den Satzungsentwurf und hielt einen Vortrag über die Ziele und Aufgaben der Volkshochschulen. Einen weitem Vortrag über „die Geschichte und Entwicklung der Volkshochschulen“ hielt der Kreisschulinspektor Holzapfel. Danach wurde die Eintragung ins Vereinsregister, unter dem Namen „Luthersvolkshochschule Wittenberg e.V.“, vorgenommen und mitgeteilt, dass sich schon über 700 Mitglieder eingetragen haben.

Bereits im September 1919 wurde ein Vorlesungsplan für Oktober bis Dezember des Jahres bekannt gegeben. Er enthielt unter anderem einen Kurs zur Rechtswissenschaft. Die Hörerlisten wurden in der Knabenschule (Ecke Judenstraße/Töpferstraße) ausgelegt. Für einen Jahresbeitrag von 1,00 Mark konnte man eine Mitgliedskarte erhalten. Neben den Vorlesungen und Vorträgen, z.B. „Stickstoffgewinnung aus der Luft“, wollte die Volkshochschule eine Schule für Erwachsene einrichten, in der vorläufig nur Deutsch und Rechnen gelehrt werden sollten. Gerade zu dieser Zeit war es wichtig, den einfachen Menschen auf diese Weise eine Möglichkeit zu bieten, die Auswirkungen des 1. Weltkrieges zu verkraften. Am 15.10.1919 fand die feierliche Eröffnung der Volkshochschule statt.

Die Feier begann mit Musik, welche durch die Kapelle des ehemaligen Infanterieregiments Nummer 20 dargeboten wurde. Lehrer Siebensohn hielt die Eröffnungsansprache. Diese begann und beendete er mit folgenden Worten: „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis“.

Es folgten verschiedene Redner und mehrere Lieder zu dieser großen Feier im Balzerschen Saal. Der Grundsatz der Volkshochschule lautete: „Die Volkshochschule muss für

³ Vgl. hierzu Kreisvolkshochschule Wittenberg (Hg.): Jubiläumsschrift „75 Jahre VHS in der Lutherstadt Wittenberg“. Redaktionelle Bearbeitung Andrea Klein, Wittenberg 1994.

das Volk da sein und soll das Volk zu guten Bürgern heranziehen.“ Staatssekretär Heilige beendete seine Anschlussrede mit dem Satz: „Schafft ein eigenes Volksschul-Gebäude – und das recht bald!“⁴

Den allgemeinen Grundsätzen der Volkshochschulidee entsprechend, setzen sich die Themen der Vortragsreihen für 1919 wie folgt zusammen:

- Siedlungswesen, Kleintierzucht, Bodenreform,
- Entdeckung der Erde durch den Menschen,
- Einblicke in die Rechtswissenschaft (Familie und Erbrecht),
- Wege zum Erlebnis der Kunst,
- deutsche Sitten und Gebräuche,
- Magnetismus und Elektrizität,
- Erwachsenenschule.

Für die kulturelle Bildung wurde mit dem Halleschen Stadttheater ein Vertrag über je zwei Theater- und Opernaufführungen abgeschlossen. Für die Bevölkerung auf dem Lande stellte der Ausschuss einen Vortragsplan mit zehn verschiedenen Themen auf. Dieser Lehrgang umfasste 33 Stunden und konnte für 20,00 Mark besucht werden.

Im Jahr 1920 kam es dann während einer Sitzung des für die Volkshochschule zuständigen Verwaltungsausschusses zu einer Diskussion unter der Überschrift „Ausbau oder Auflösung der Volkshochschule?“. Anlass dafür war die Beobachtung, dass die Besucherzahlen zwar bei Konzerten und Theaterstücken durchaus zufriedenstellend waren, bei Vorträgen jedoch kontinuierlich zurück gingen. Aus diesem Grund verlangten die Mitglieder des Ausschusses, dass andere Wissensgebiete in den Vortragsplan aufgenommen werden, z.B. Staatsbürgerkunde. Schließlich endete die Sitzung mit einer Erklärung, dass die Wittenberger Volkshochschule bestehen bleiben soll.

Die Aufgabe der Volkshochschule bestand seinerzeit darin, zwischen Angehörigen des Bildungsbürgertums und Arbeitern eine gemeinsame Sprache zu finden. Vom Januar bis März 1920 wurden zu diesem Zweck, neben den fünf Vortragsreihen, Führungen durch die Lutherstätten unternommen.

Das Angebot der Volkshochschule wurde von vielen Bürgern genutzt. Neben Kirchenkonzerten und Theaterabenden wurden kleine Wanderungen zur Vorbereitung auf eine Ferienwanderung durch Thüringen durchgeführt. Überhaupt waren Wanderungen sehr beliebte Veranstaltungen der Volkshochschule. So konnte man dem „Wittenberger Tageblatt“ vom 6. Juli 1921 Grüße der VHS-Wandergruppe aus Tirol entnehmen. Bei dieser Wanderung über den Brenner zu den Dolomiten in Italien waren Wanderfreunde im Alter von vier bis 72 Jahren dabei gewesen.

Lehrer Siebensohn führte die Erwachsenenschule im Gebäude der Mädchenbürgerschule (Ecke Falkstraße/Zimmermannstraße). Dafür war eine ausreichende Finanzierung vonnöten: Zur 1. Hauptversammlung am 3. Mai 1920 wurde der Kassenbericht verlesen,

⁴ Vgl. ebenda, S. 1f.

darin enthalten waren Gesamteinnahmen von 36.656,00 Mark und Gesamtausgaben von 36.493,00 Mark.

Am 18. Januar 1925 konnte das Volkshulheim im Erdgeschoss des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses eröffnet werden. Nun nannte die Volkshochschule drei Räume ihr Eigen, welche sie als Hörsaal (ca. 200 Plätze), Leseraum mit Bibliothek und für Arbeitsgemeinschaften nutzen konnte. Bei der Schlüsselübergabe an Schulleiter Siebensohn formulierte der Oberbürgermeister:

„Die Volkshochschule hat ein würdiges, dauerndes, eigenes Heim gefunden! Möge die Volkshochschule durch ihr Wirken an dieser Stelle weiter zu ihrem Teile beitragen wie bisher zur Wiederertüchtigung unseres Volkes und über politisches und sonstiges Band zwischen allen Volksgenossen unserer Stadt knüpfen“.⁵

4. Die Zeit zwischen 1933 und dem Ende des 2. Weltkrieges⁶

Im „Dritten Reich“ wurde die gesamte freie Volksbildung nazistisch gleichgeschaltet und damit abgeschafft. Jede freie Erwachsenenbildung wurde fortan durch Nichtzulassung und Beseitigung der Volkshochschule völlig unterbrochen, so auch in Wittenberg. Statt dessen war nun das „Kraft-durch-Freude-Volksbildungswerk“ Träger der „geistigen Volksgenossenbetreuung“. Dieses „Volksbildungswerk“ sollte, ähnlich des Goebbelschen Propagandaapparats und der Himmlerschen Unterdrückungsmaschinerie, nach der ‚äußerlichen‘ für die ‚innerliche Gleichschaltung‘ sorgen. Dabei diktierte die Reichsarbeitsgemeinschaft Richtlinien zur Neugestaltung der Erwachsenenbildung. Diese schrieben vor, dass die weltanschauliche Schulung fortan alleinige Aufgabe der Partei sein sollte.

5. Die Nachkriegsjahre in Wittenberg – Spaltung des Volkshochschulwesens⁷

Im Mai 1945 endete der 2. Weltkrieg mit der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands. Die Kultur in Form von Theater und Kino lebte wieder auf. In allen Gegenden Deutschlands wurden Volkshochschulen wiedereröffnet. So öffnete bereits am 3. Oktober 1945 die Volkshochschule in Wittenberg ihre Türen und sollte an die Traditionen anknüpfen, wie sie vor der Zeit des Nationalsozialismus bestanden hatten. Unter anderem ist es dem Wittenberger Dr. Kroemer zu verdanken, dass der Prozess des Umdenkens auf dem Gebiet der Volksbildung zu dieser Zeit eingeleitet wurde. Zwei Monate später wurde der Lehrbetrieb mit zwölf nebenberuflichen Dozenten und ca. 400 Hörern wieder aufgenommen.

⁵ Vgl. Akte „Volkshochschule“, Stadtarchiv der Lutherstadt Wittenberg, Archivsignatur 591, Lagerungs-Nr.: 3285, S. 91.

⁶ Vgl. hierzu Kreisvolkshochschule Wittenberg (Hg.): Jubiläumsschrift, a.a.O., S. 1f.

⁷ Ebenda.

Als Grundlage der Volkshochschularbeit galt 1946 das „Gesetz zur Demokratisierung der deutschen Schule“. Dem Rechenschaftsbericht des Bürgermeisters und Leiters des Amtes für Volksbildung in Wittenberg Zeiler ist zu entnehmen, dass die Schaffung der ersten Volkshochschule in der Provinz Sachsen eine bahnbrechende Tat auf dem Gebiet der Volksbildung war. Das erste Trimester der Volkshochschule in Wittenberg besuchten 650 Hörer. Für Werktätige ohne Oberschulabschluss wurde eine Abend-Oberschule eingerichtet. An dieser Einrichtung sollten die Teilnehmer in drei Jahren befähigt werden, vor einer staatlichen Kommission die Reifeprüfung abzulegen.

Nach der Umorganisation auf der Grundlage der Schulreform, wurde im Oktober 1946 der volle Volkshochschulbetrieb mit einer Feierstunde im Stadttheater wiedereröffnet. Die gleichzeitige Einrichtung von Nebenstellen in Piesteritz, Kemberg und Bad Schmiedeberg verbesserten die Bildungsmöglichkeiten für Erwachsene auf dem Land. Unter Leitung von Edgar Clausing wurde die Volkshochschule auf der Grundlage des Befehls Nummer 22 der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) vom 23. Januar 1946 zu einer eigenständigen Einrichtung der Erwachsenenbildung.

In der neuen Situation nach dem totalen Zusammenbruch des faschistischen Staates ergaben sich für die wiederentstehenden Volkshochschulen ganz neue und bisher unbekannte Momente. Die Spaltung Deutschlands zeitigte dabei die nachhaltigsten Folgen, denn der Entwicklungsgang dieser Bildungsstätten verlief in beiden Teilen Deutschlands nach einer kurzen gemeinsamen Anfangsstrecke bald in wesentlich verschiedene Bahnen. Über die neuen Volkshochschulen als Stätten der Erwachsenenbildung sollte eine gewaltige Aufklärungs-



Volkshochschule Wittenberg (E. V.)

**Mittwoch, den 15. Oktober, abends 8 Uhr
in „Balzers Festsaal“:**

Eröffnungsfeier.

Mitwirkende:
Frl. G. und R. Hoch, Wittenberg, der Lehrer-
gesangverein, ehem. Regiments-Musik.

Festvortrag:
Herr Oberlehrer Dr. Kliche: „Schiller als
Persönlichkeit“.

Nur Einladungen und Mitgliedskarten berechtigen
zum Eintritt.

Um rege Beteiligung bittet

Der Vorstand.

Gleichzeitig teilen wir mit, daß Sonntags von 10
bis 12 Uhr und Wochentags von 5 bis 6 Uhr in der
Knabenbürgerschule (Eingang Judenstraße) Anfragen
und Anmeldungen erledigt werden.

arbeit im deutschen Volke entfaltet werden; man wollte ihm den Übergang in eine demokratische Zukunft und den Wiederaufbau seiner zerstörten oder vom Krieg schwer heimgesuchten Heimat erleichtern. Dieser Neuanfang erfolgte auf dem Gebiet des Volkswesens in den westlichen Besatzungszonen vorwiegend in den vor 1933 üblichen Organisationsformen.

6. Überlegungen zur Volkshochschulentwicklung in den westlichen Besatzungszonen⁸

An der zweiten Volkshochschultagung für die britische Zone vom 3. bis 6. September 1946 in Bonn waren neben den Militärregierungen der drei westlichen Besatzungszonen führende Persönlichkeiten aus allen Teilen des bisherigen Reiches vertreten.

Aufgabe der Tagung war es, einige Fragen im Kontext des inneren Aufbaus der Volkshochschule zu klären. Werner Lenartz (Bonn) versuchte, in seinem Referat die Gefahren aufzuzeigen, die mit einer allzu raschen Ausdehnung der Erwachsenenbildung gegeben sind. Er forderte darin, dass der „Volkshochschulrummel“ der Zeit nach dem ersten Weltkrieg nicht wiederkehren dürfe. Ferner solle die Volkshochschule über die reine Wissensvermittlung zur „Wesensformung“ der Menschen vorstoßen. Darüber hinaus müsse sie zu einer Stätte der menschlichen Begegnung von Vertretern verschiedener Weltanschauungen werden. An den vorhandenen Gegensätzlichkeiten dürfe das Volk nicht wieder innerlich auseinanderbrechen. Die Achtung vor der Meinung des Anderen im Volkshochschulwachzurufen – so betonte er – sei eines der wichtigsten Erziehungsziele der Volkshochschule.

Prof. Flitner (Hamburg) sah Aufgaben folgender Generationen im Umdenken und Umlernen. Der Massenmensch solle zum Einzelmenschen, der sich verantwortlich in die Gesellschaft stellt, umerzogen werden. Von drei Gedanken ausgehend – dem demokratischen, dem sozialen und dem religiösen – seien die Forderungen und Notwendigkeiten unseres Lebens zu überprüfen und zu klären.

Dechant Emos (Köln) untersuchte den Bildungsvorgang von der Seite des christlichen Glaubens, der als Gnadenakt vor dem Angesicht Gottes im Menschen wirksam würde. Direktor Hammelsbeck (Falkenhagen) wandte sich gegen jeden Bildungsoptimismus. Ein allgemein verpflichtender Besitz von Kultur und Bildung bestünde heute (d.h. aus heutiger Sicht damals) nicht mehr. Der Verfall der Werte des Humanismus führe in den Nihilismus, in die Kulturkrise jüngster Zeit. Bildung und Erziehung würden aus dieser Perspektive jenseits jeglichen Bildungs- und Erziehungsdogmas zur rückhaltlosen Begegnung des Erziehers mit dem suchenden Menschen und dem gemeinsamen Ringen um echte Werte, die im Christentum gegeben sind.

⁸ Vgl. Heino Keschull: „Freie Volksbildung“. Zeitschrift für die gesamte Erwachsenenbildung. Hg. von Eduard Weitsch und Heiner Lotze, Landesverband der Volkshochschulen Niedersachsens e.V. Ausgewählte Beiträge und Informationen der Jahre 1947-49, Hannover 1990.

7. Aus dem Stabe der sowjetischen Militärverwaltung, Ende Januar 1946 zur Eröffnung der deutschen Volkshochschulen⁹

Auch in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) wurde bereits im Herbst 1945 die gerade dort relativ dichte Tradition der Volkshochschulen wieder aufgenommen. Dies geschah vor dem Hintergrund der gänzlich veränderten politischen Lage und vor allem der neuen gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die Entwicklung eines Netzes von Volkshochschulen und das Heranziehen der deutschen Bevölkerung zur Teilnahme daran wurde als eine der wichtigsten Maßnahmen überhaupt zur (Um-)Erziehung im Sinne des so bezeichneten „antifaschistisch-demokratischen Neubeginns“ bzw. Umbaus Deutschlands angesehen. Darum kümmerte sich der Oberste Chef der sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland, der Marschall der Sowjetunion G. Shukow, höchstpersönlich. Volkshochschulen wurden in der Folge in allen großen Städten, Provinzen und Ländern etabliert.

Für die Leitung der Lehrtätigkeit der Volkshochschulen, das Ausarbeiten der Lehrpläne, die Versorgung der Hörer mit Lehrmitteln sowie politischer und wissenschaftlicher Literatur zeichnete die Deutsche Verwaltung für Volksbildung in der SBZ verantwortlich. Rektoren und Lehrpersonal für die Volkshochschulen wurden aus dem Kreise der Professoren und Dozenten der Universitäten und aus deren wissenschaftlichen Kreisen rekrutiert.

Hörer der Volkshochschulen konnten alle Personen sein, die das 17. Lebensjahr erreicht hatten, unabhängig von Bildung, Beruf, Nationalität und Glauben. Jedem Teilnehmer der Volkshochschulkurse sollte es überlassen bleiben, nach seinen Wünschen einen „Kursus“ (Lehrfach) im Rahmen des Schulplanes zu wählen. Um Arbeitern und Angestellten, die in Betrieben und Unternehmen beschäftigt waren, die Möglichkeit des Schulbesuches zu geben, wurde die Lehrtätigkeit in den Volkshochschulen auf solche Tageszeiten verlegt, die diesen Personen den Besuch der Volkshochschulen außerhalb der Arbeitszeit möglich machte. Immer sollte der Unterricht in den Volkshochschulen in Übereinstimmung mit dem bestätigten *Einheitsplan* vor sich gehen.

Die Massenorganisationen der SBZ hatten den Direktoren der Volkshochschulen und dem Amt bei der Organisation des Volkshochschulalltags, insbesondere bei der Werbung von Hörern, Hilfe zu leisten. Sie hatten damit aktiven Anteil an der Arbeit und am Leben der Schule. Um ihren ideologischen Einfluss geltend machen zu können, entsandten sie ihre ständigen Vertreter in die Konferenz des Rates der Dozenten.

Dieser sogenannte Dozentenrat war von besonderer Wichtigkeit. Er wurde beim Schuldirektorium errichtet und hatte sich mit der Durchsicht und Besprechung von Erziehungs- und Lernproblemen zu befassen. Es wurde versucht, für diese Arbeit besonders gebildete und hochqualifizierte, „fortgeschrittene“ Kräfte zu gewinnen, da davon ausgegangen wurde, dass von der Arbeit des Dozentenrates die Lehr- und Erziehungstätigkeit der Volkshochschulen *insgesamt* abhing.

⁹ Vgl. ebenda, S. 1ff.

8. Die Kreisvolkshochschule Wittenberg in der Zeit von 1949 bis 1989¹⁰

Nachhaltige Folgen brachte die Spaltung Deutschlands 1949 für das Volkshochschulwesen in beiden deutschen Staaten. Die Arbeit der Volkshochschulen und der Organe für Volksbildung wurde durch Befehle der SMAD gelenkt. Die Volkshochschulen in der sowjetischen Besatzungszone mussten ihre Arbeit so organisieren und durchführen, dass die Anordnungen vollständig umgesetzt werden konnten. Im April 1949 gab es in Sachsen-Anhalt 42 Volkshochschulen, die z.T. auch mehrere Außenstellen besaßen.

Im Vordergrund des 1. Lehrplanabschnittes 1954/55 standen Vorlesungen über Gesellschaftswissenschaft, politische Ökonomie, Staatslehre und Geschichte. Kurse im beruflichen Bereich hatten die kaufmännische bzw. gewerbliche Richtung zum Inhalt. Das Gesetz über die gesetzliche Entwicklung des Schulwesens in der DDR (1959) bildete auch für die Volkshochschulen die Grundlage ihrer Arbeit. In Folge der Neuprofilierung wurde die gesamte fachliche Qualifizierung auf dem Gebiet der Berufsausbildung nicht mehr durch die Volkshochschule durchgeführt. Somit beschränkte sich die Aufgabe der Volkshochschule auf die Erweiterung der Allgemeinbildung. Die TeilnehmerInnen hatten die Möglichkeit, den Abschluss der 8. bis 10. Klasse nachzuholen sowie zur Ausbildung in Stenografie und Maschinenschreiben.

Im Lehrjahr 1966/1967 bot das Programm der Kreisvolkshochschule neben Einzellehrgängen über mathematisches, naturwissenschaftliches und technisch-ökonomisches Grundwissen Kurse zur Erziehungswissenschaft, Sprachlehrgänge, Kurse für Stenografie und Maschinenschreiben an. Zum Angebot gehörten auch Gesamtlehrgänge zum Abschluss der 8.–12. Klasse. Fachspezifische Ausbildung wurde von der Kreislandwirtschaftsschule, der Betriebsakademie „Herrmann Duncker“ des VEB Stickstoffwerk Piesteritz, der Betriebsakademie des VEB Gummiwerke „Elbe“,¹¹ der Bildungsstätte des VEB Apparate- und Rohrleitungsbau in Reinsdorf, der Betriebsakademie des sozialistischen Binnenhandels, durch das Gesundheitswesen und die Gesellschaft Urania durchgeführt. Das gesamte Angebot wurde im Lehrprogramm der Erwachsenenqualifizierung von 1966/1967 veröffentlicht.

Auf der Grundlage des Gesetzes vom 05. Oktober 1965 zur „Durchführung von Lehrgängen zur Ausbildung von Sprachkundigen“ wurde ein Vorsemester zur Ausbildung von Sprachkundigen der englischen Sprache durchgeführt. Nach dem zweijährigen Hauptlehrgang waren die Teilnehmer z.B. in der Lage, den Schriftverkehr zu erledigen, Prospekte und Arbeitsübersetzungen technischer Literatur selbst zu erstellen.

Im Juli 1968 gab der Minister für Hoch- und Fachschulwesen der DDR einen Beschluss über die Grundsätze und Aufgaben zur Entwicklung der Weiterbildung heraus.

¹⁰ Kreisvolkshochschule Wittenberg (Hg.): Jubiläumsschrift, a.a.O., S. 1f.; vgl. außerdem Erich Emmerling: Fünfzig Jahre Volkshochschule in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Erwachsenenbildung. Berlin (Ost) 1958.

¹¹ vgl. den Beitrag von Lothar Pickel „Zur Geschichte der Betriebsakademie des Gummiwerkes Elbe nach 1945“ in diesem Band

Nach diesem Beschluss hatten sich die Volkshochschulen auf die Erweiterung und Vertiefung der Allgemeinbildung der Werktätigen zu konzentrieren. Die Volkshochschulen hatten u.a. die Aufgabe, die Werktätigen auf den Erwerb des Abschlusses der Oberschule bzw. der Erweiterten Oberschule vorzubereiten. In einzelnen Fächern sollten zur Aufnahme eines Fach- bzw. Hochschulstudiums die Voraussetzungen dafür geschaffen werden.

Seit 1968 konzentrierte sich die Wittenberger Volkshochschule verstärkt auf die Aus- und Weiterbildung von Frauen. So wurden z.B. Frauen-Sonderklassen eingerichtet, in denen die Teilnehmerinnen die Fachschulreife erlangen konnten. Für die Organisation und Betreuung dieser Frauen-Klassen war eine hauptamtliche Dozentin verantwortlich.

Auch in den folgenden Jahren nutzen viele Teilnehmer/innen das Angebot der Volkshochschule, um einen Schulabschluss (8.-12. Klasse) nachzuholen. Dies war die Voraussetzung, um z.B. eine Facharbeiter- oder Meisterprüfung ablegen zu können. Die Meister- und Fachschulvorbereitung wurde 1969 in Kooperation mit den Betriebsakademien und Bildungseinrichtungen des Kreises durchgeführt. Das Sprachangebot für Anfänger oder Fortgeschrittene reichte von Russisch über Englisch und Französisch bis Latein. Zudem wurden seit 1970 die Grundlagen der elektronischen Datenverarbeitung vermittelt.

Eine neue Hauptaufgabe der Volkshochschulen in der DDR ergab sich 1971/72 aus den Beschlüssen des VIII. Parteitag der SED. Der sozialistische Pädagoge, so hieß es nun, habe die Aufgabe, sozialistische Persönlichkeiten zu entwickeln, die sich beim Aufbau des Sozialismus bewähren. Eine weitere Aufgabe bestand darin, ein höheres kulturelles Lebensniveau zu schaffen. 1974 wurden erstmals Lehrgänge der „Ehe-Schule“ durchgeführt, um junge Menschen auf das Zusammenleben mit einem Partner und auf das Familienleben vorzubereiten. Ebenfalls neu an der Wittenberger Volkshochschule war der einjährige Lehrgang „Geprüfte Sekretärin“ und die Ausbildung von Reiseleitern.

Die Volkshochschule bemühte sich ständig, Bedürfnisveränderungen auf den verschiedensten Interessengebieten gerecht zu werden. So wurden z.B. Kurse mit den Themen: Geschichte Wittenbergs, Bildende Kunst, Programmieren und Bedienen von Bürocomputern, Ratschläge für Autobesitzer der Marke „Trabant“ sowie Lehrgänge zu Rechtsthemen angeboten. 1980 rief die Kreisvolkshochschule die Veteranenakademie mit zehn interessanten Veranstaltungen speziell für ältere Bürger ins Leben.

Dominierende Aufgabenstellung für die Volkshochschule blieb bis 1991 indes das Nachholen von Schulabschlüssen. Etwa 90% des Gesamtarbeitsvolumens wurden auf diesem Gebiet geleistet. Mit dem Ende der DDR änderte sich dann auch das Profil der Volkshochschulen.

9. Entwicklung der Kreisvolkshochschule Wittenberg nach der politischen Wende und Ausblick

Mit der politischen Wende im Osten Deutschlands setzte auch an den 41 Volkshochschulen der damaligen Bezirke Halle und Magdeburg eine Zeit der Neubestimmung ihres Standortes unter den Bedingungen der parlamentarischen Demokratie ein. Verhältnismäßig rasch

entwickelten sich die Volkshochschulen zum Mittelpunkt örtlicher und regionaler Erwachsenenbildung. Sie wurden vielerorts zu einem bürgernahen Weiterbildungszentrum in kommunaler Verantwortung, zu Dienstleistungszentren für die vielfältigen Bereiche der Bildungs- und Kulturarbeit und zu einem Forum für die divergierenden Kräfte der pluralen Gesellschaft.

Die Volkshochschulen, die 1991 in kommunaler Trägerschaft übernommen wurden und sich generell der kommunalen Daseinsvorsorge für die Menschen zuwenden, orientieren sich an den am Ort und in der Region vorgefundenen Aufgaben und Problemen, die sich aus dem gesellschaftlichen Wandel ergeben. Hieraus resultierte die Konzentration auf die Aufgabe, solche Weiterbildungsprogramme für Erwachsene zu initiieren, die zeitlich und räumlich erreichbar, sozial zumutbar und inhaltlich auf die Bedürfnisse des Einzugsbereiches zugeschnitten sind. Darin spiegelt sich das Profil einer Volkshochschule. Entsprechend der sozialen Indikation der Menschen in Sachsen-Anhalt und den Intentionen der kommunalen Träger entwickelt sich die Programmgestaltung. Die Programmbereiche sind heute grob gegliedert die folgenden:

- Politik, Gesellschaft, Umwelt,
- Kultur, Gestalten,
- Gesundheit,
- Sprachen,
- Arbeit, Beruf,
- Grundbildung.

Die Kreisvolkshochschule Wittenberg war und ist als eine Volkshochschule des Landes Sachsen-Anhalt in diesen Prozess involviert. Sie erhielt auf der Grundlage ihrer von 1991 bis 1994 geleisteten Arbeit und nachgewiesenen Entwicklung im Jahre 1994 die Anerkennung als förderfähige Einrichtung der Erwachsenenbildung und darf fortan den Zusatz „Durch das Kultusministerium des Landes Sachsen-Anhalt als förderfähig anerkannte Einrichtung der Erwachsenenbildung“ führen. Die Leistungsparameter für dieses Prädikat müssen jährlich erfüllt werden.

In Folge der Gebietsreform 1994 und den hieraus sich ergebenden Zusammenschluss der Altkreise Wittenberg, Gräfenhainichen und Jessen, kam es zum „neuen“ Landkreis Wittenberg. Dies zog auch Veränderungen für die Volkshochschulen der Altkreise nach sich. 1996 wurde der VHS-Zweckverband Gräfenhainichen und im Jahr 2000 die Volkshochschule Jessen mit der Kreisvolkshochschule Wittenberg fusioniert. Damit war auch für die Volkshochschulen der Prozess der Gebietsreform abgeschlossen.

Die Kreisvolkshochschule Wittenberg setzt die Aufgaben einer Volkshochschule im Landkreis Wittenberg als ihrem Wirkungsbereich um. Sie ist Mitglied des Landesverbandes der Volkshochschulen des Landes Sachsen-Anhalt e.V., dadurch auch Mitglied des Deutschen Volkshochschulverbandes e.V. (DVV) und damit eine der ca. 1000 Volkshochschulen der Bundesrepublik Deutschland.

Das Melanchthon-Gymnasium Wittenberg

*Barbara Geitner
Heidrun Rößing
Ariane Schröter*

*Maria Bothe
Susanne Hoffmann
Victoria Kamphausen*

1. Der Krieg geht zu Ende – ein Neubeginn

Aus einem Gespräch mit Dr. Wolfgang Senst, einem ehemaligen Schüler des Melanchthon-Gymnasiums, Jahrgang 1927 und engagiertes Mitglied des Fördervereins unserer Schule, erfahren wir folgendes:¹ Ab Februar 1943 wurden Schüler der Jahrgänge 1926/28 zum Kriegsdienst eingezogen. Als Folge davon lichteten sich auch im Melanchthon-Gymnasium die Stuhlreihen. Bis dahin war das Melanchthon-Gymnasium Wittenberg immer eine reine Jungenschule gewesen. Die offizielle Bezeichnung lautete „Oberschule für Jungen/Knaben“. Nach 1945 wurden auch Mädchen zum Abitur geführt. Bereits ab 1944 wurden viele Wittenberger Bildungsanstalten zum Lazarett umfunktioniert, bald zog auch eine kurzzeitig in Wittenberg arbeitende Lehrerinnenbildungsanstalt (LBA) in das Gebäude des Gymnasiums.

In diesen Jahren, besonders 1944/45, kam es oft zu Unterrichtsausfällen, bedingt durch Stromabschaltungen, Fliegeralarm und Kohlenmangel. Die Schüler wurden bei Kälte nach Hause geschickt. Durch die Kriegspolitik der Nationalsozialisten fehlten Lehrer. Es waren deswegen fast ausschließlich ältere Lehrer tätig. Das führte u.a. zu einer Überbetonung alter Sprachen; an Naturwissenschaften hingegen mangelte es. Am 15. März 1945 wurde die Schließung aller Wittenberger Schulen angeordnet. Von den Schülern wurden nun schulfremde Leistungen erwartet.

Nach Wiedereröffnung des Gymnasiums im Oktober 1945 bestand weiterhin massiver Lehrermangel: Die meisten Lehrer waren NSDAP-Mitglieder gewesen, und diese wurden von der sowjetischen Besatzungsmacht ganz oder wenigstens zeitweilig aus dem Dienst entfernt. Insgesamt gab es am Melanchthon-Gymnasium nur drei Lehrer – Dr. Kroemer, Dr. Wittkopp, Herr Brauner – die das Kriterium der Nicht-Mitgliedschaft erfüllten und an der Schule bleiben durften. Dr. Kroemer initiierte als Unbelasteter einen Neulehrerkurs. Dieser Kurs begann im November 1945 mit immerhin 60 Teilnehmern. Einige von ihnen wurden später am Melanchthon-Gymnasium Wittenberg eingesetzt.

¹ Der Artikel entstand im Rahmen einer Projektarbeit unter Betreuung von H. Rößing. Die beteiligten Schülerinnen führten Quellenrecherchen durch und befragten Zeitzeugen. Der Artikel verdichtet die dabei gewonnenen Informationen zu einem geschlossenen Text.

Zur gleichen Zeit wurde festgelegt, dass ein Schuljahr jeweils am 1. September des Jahres beginnt. Ab 1945 unterstanden alle Schulen, so auch das Melanchthon-Gymnasium, einem Kreisschulrat.

Die Gymnasialzeit dauerte von der fünften bis zur zwölften Klasse. Die materielle Einrichtung der Schule war zunächst sehr schlecht. Die Klassenräume waren altmodisch ausgestattet, technische Geräte so gut wie gar nicht vorhanden. Schlechte Rahmenbedingungen existierten auch im Hinblick auf die Versorgung der Schüler, die durch ein ‚Frühstück für Bedürftige‘ verbessert werden konnte. Ab 1946 gab es zusätzlich belegte Brote. Bald auch wurde die Schulspeisung – also eine Versorgung mit richtigem Mittagessen – eingeführt.

Durchschnittlich besuchten ab 1945 260 bis 280 Schüler das Melanchthon-Gymnasium. Die Klassenstärke betrug etwa 28 Schüler. Der Schulalltag war davon geprägt, dass der Unterricht nie länger als bis zur siebten Stunde dauerte, wobei eine Unterrichtsstunde manchmal bis zu 50 Minuten in Anspruch nehmen konnte. Jede zweite Pause dauerte mindestens zehn Minuten oder länger. Teilweise kam es auch zu Doppelstunden, damit die vorhandenen Räumlichkeiten effizienter genutzt werden konnten.

Viele Unterrichtsausfälle standen in dieser Zeit in einem Spannungsverhältnis zu dem stets hohen Anspruch an gute Bildungsergebnisse. Gleichwohl konnten engagierte Lehrer den Schülern auch in dieser Zeit gute Fachkenntnisse vermitteln. Außerdem gab es Arbeitsgemeinschaften zu Themen wie Malen, Basteln und zu sportlicher Betätigung, die damals eine wertvolle Ergänzung darstellten.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum eine ehemalige Schülerin des Melanchthon-Gymnasiums, Dr. Margrit Breuer (Abiturjahrgang 1952), ihre Schulzeit in einem uns vorliegenden Brief mit dem Titel „Memories of Wittenberg“ als „unbeschwerte, sorgenfreie Zeit mit viel Lachen und Lustigsein“ betrachtet. Unerwähnt bleiben soll aber nicht, dass es von Seiten der Lehrer und Lehrerinnen durchaus auch üblich war, ‚strenge‘ Erziehungsmaßnahmen wie Eintragungen ins Klassenbuch oder Nachsitzen bei Fehlverhalten durchzusetzen.

2. Die EOS „Philipp Melanchthon“ in den 70er und 80er Jahren

Um etwas über die Erweiterte Oberschule (EOS) „Philipp Melanchthon“ in den 70er und 80er Jahren zu erfahren, hatten wir zunächst eine ehemalige Lehrerin eingeladen, die viele Jahre Deutsch und Russisch an unserer Schule unterrichtete. Sie berichtete, dass auch die EOS „Philipp Melanchthon“, also das heutige Haus A des Melanchthon-Gymnasiums, als eine der ältesten Schulen Wittenbergs in der kommunalen Politik des sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaates der DDR eine wesentliche Rolle gespielt habe.

Allgemein existierten folgende schulpolitische Vorgaben bzw. Verfahrensweisen für die Aufnahme in die EOS: Sofern man die achte Klasse der Polytechnischen Oberschule (POS) erfolgreich abgeschlossen hatte, dabei einen Notendurchschnitt von 2,0 nicht überschritt, konnte man mit dem Ziel, einen Abiturabschluss zu erwerben, die EOS bis zur

zwölften Klasse besuchen – nach Genehmigung eines vorher gestellten Antrags. Eine Änderung gab es ab dem Schuljahr 1980/81, als die Schüler fortan erst mit der elften Klasse begannen, die EOS zu besuchen. Durchgehend entschied eine Kommission über den Zugang.

Der Unterricht begann um 6.50 Uhr mit der sogenannten ‚nullten‘ Stunde. Die Schüler hatten täglich etwa sechs bis sieben Stunden Unterricht, bis 1989 auch samstags. Zu den verpflichtend zu belegenden Fächern wie Deutsch, Mathematik, Russisch (schon ab der fünften Klasse) etc. gab es auch alternative Angebote in Englisch (ab der siebten Klasse), Latein (ab der elften bzw. zwölften Klasse) und teilweise Französisch.

Die Schüler wurden parallel dazu ‚in die Produktion eingeführt‘. Dazu wurde bis zur 10. Klasse zweimal wöchentlich laut Stundenplan „Einführung in die sozialistische Produktion“ (ESP) erteilt, wo den Jugendlichen die Grundlagen und Produktionsprozesse der Betriebe nähergebracht wurden. Zusätzlich fand vierzehntägig ein „Unterrichtstag in der Produktion“ (UTP) statt. An diesem Tag erfüllten die Schüler in kleineren Gruppen in einem Betrieb (z.B. im „Gummiwerk Elbe“ in Piesteritz²) in etwa drei bis vier Stunden einen bestimmten Auftrag. Ein Betreuer begleitete die Schüler und vergab am Ende – wie in der Schule – Noten.

Ab der elften Klasse wurde UTP durch „Wissenschaftlich-Produktive Arbeit“ (WPA) abgelöst.³ WPA fand in mehreren Betrieben einmal wöchentlich vier bis sechs Stunden statt, etwa in Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, oder wiederum im Gummiwerk Piesteritz oder auch im Stickstoffwerk Piesteritz⁴ – an welchem Standort die Arbeit stattfinden sollte, konnten sich die Schüler meist aussuchen. Die genannten Betriebe bildeten auch „Patenbrigaden“ für einzelne Klassen. Diese waren bei festlichen Anlässen in der Schule anwesend. Besonders engagierte Brigaden veranstalteten Gruppennachmittage, unterstützten Klassenfeiern finanziell oder stellten Begleiter bei Klassenfahrten.

Der reguläre Unterricht wurde durch die Verwendung von unterschiedlichen Medien wie Polylux-Geräten, Filmen, Tonbändern, Dias und Experimenten im Chemie- und Physikunterricht anschaulich und abwechslungsreich gestaltet. Dabei war es üblich, dass alle Tafelbilder von den Schülern übernommen wurden, denn ein Kopiergerät gab es nirgends. Jeder Schüler benutzte Bücher von „Volk und Wissen“, dem damals einzigen Schulbuch-Verlag, die entweder gekauft oder unentgeltlich ausgeliehen werden konnten. Weiterhin besaß jeder Schüler ein „Tafelwerk“, Rechenschieber und Kurvenschablonen für den Mathematikunterricht. Als Unterrichtsbeiträge wurden Schülervorträge gehalten und Jahresarbeiten angefertigt, z.B. zum Thema: „Die vergleichende Betrachtung zweier literarischer

² vgl. den Beitrag von Wilfried Kunert: „Industrieforschung im Gummiwerk „Elbe“ nach 1945“ in diesem Band

³ ausführlicher dazu vgl. in dem Beitrag von Hildegard Rühmigen: „Die Lucas-Cranach-Schule in Piesteritz“ in diesem Band

⁴ vgl. den Beitrag von Manfred Oertel/Klaus Jasche: „Industrieforschung in den Stickstoffwerken Piesteritz 1945–1994“ in diesem Band.

Werke“ für den Deutschunterricht. Kopfnoten für Betragen, Fleiß, Mitarbeit und Ordnung wurden bis zur zehnten Klasse erteilt. Benotet wurde von „1“ bis „5“.

Im Rahmen der „Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ (GDSF) fanden außerdem Freundschaftsnachmittage mit den Schülern der sowjetischen Schule statt, die sich im heutigen Neuen Rathaus befand. Es gab jedoch nur klassenweise Beziehungen, da Beziehungen ‚von Schüler zu Schüler‘ von sowjetischer Seite aus unerwünscht waren.

Für die Klassenlehrer war es Pflicht, einmal im Schuljahr die Eltern jedes Schülers zu besuchen. Dies war aus Sicht einer ehemaligen Lehrkraft insofern sinnvoll, da die Lehrer ihre Klassen bis zum Abitur behielten und so das Umfeld eines jeden Schülers kennen lernen und auf Schwächen und besondere Neigungen der Schüler eingehen konnten. „Die Schüler waren alle fleißig und arbeiteten hart, denn aufgenommen wurde man nur mit einem besseren Notendurchschnitt als 2,0. „Es war schön, nur motivierte Schüler zu unterrichten“, äußerte sich die damalige Lehrerin. Ausnahmen beim Notendurchschnitt wurden jedoch bei Offiziersbewerbern gemacht.

Doch nicht alles lief so reibungslos ab. Obwohl nur wenige nicht Parteimitglieder der SED waren, kam es unter den Lehrkräften zu Spannungen, die nicht zuletzt auch politische Themen zur Grundlage hatten. Letztendlich aber – so das überwiegende Reaktionsmuster – passte sich jeder dem System an, um nicht in Schwierigkeiten zu geraten. Die Spannungssituation beschreibt die von uns befragte Lehrerin so: „Man konnte sich nicht widersetzen, wollte den Unterricht aber nicht mit politischen Sprüchen gestalten. Man musste allein im Klassenraum seinen persönlichen Weg zu den Schülern finden.“ Denn, so ist sie sich sicher, auch die Schüler haben „gemerkt, wer wie orientiert war, sie konnten damit überwiegend umgehen“.

Für die Schüler existierten jedoch auch in einer anderen Hinsicht weitere Prüfungen im Schulalltag – etwa wenn es ‚Antreten zum Appell‘ hieß. Die Schüler versammelten sich hierzu klassenweise auf dem Schulhof. Im Sommer war das Tragen der FDJ-Hemden Pflicht. Jede Klasse bildete eine eigenständige FDJ-Gruppe, aus der je ein Sekretär gewählt wurde. Dieser musste zu Beginn des Appells melden, ob die Klasse vollständig angetreten war. Der Direktor begrüßte die Schüler mit Worten zur politischen Situation; so ging er etwa auch darauf ein, wenn Schüler die Schule verlassen haben, weil eine Familie in die Bundesrepublik zum ‚Klassenfeind‘ ging. Ebenso wurden besondere Leistungen einzelner Schüler, z.B. die Teilnahme an Spracholympiaden in Englisch oder Russisch oder in Naturwissenschaften, wie Mathematik oder Chemie, erwähnt und gewürdigt. Auch negativ aufgefallene Schüler wurden genannt, was aber nur selten vorkam. Nach dem Appell erfolgte durch die Lehrer eine Auswertung in den Klassen.

Aber wie haben eigentlich die Schüler ihre Schule in diesen Jahren erlebt? Um über diese Frage etwas Näheres zu erfahren, sprachen wir mit einer ehemaligen Melanchthonianerin, die heute als Mitarbeiterin der Stadtverwaltung beschäftigt ist.

Sie betonte etwa, dass es damals im Vergleich zur aktuellen Situation weniger Schüler waren, die den Unterricht störten, was ein intensives Lernen aller Schüler ermöglichte. Als unangenehm empfand sie die Appelle, die sehr streng abliefen. So durfte man keine Jeans

tragen, denn die waren „amerikanisch“. Auch Aufnäher auf Blazer oder Jacke waren verboten. Sie kommentiert: „Man trat den Lehrern immer respektvoll gegenüber, wusste aber auch, wer von der Sache der Partei überzeugt war und bei wem man seine Worte überlegen musste, um nicht negativ aufzufallen“. Offenbar lassen sich die Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern insgesamt so beschreiben.

Nachmittags fanden sich Arbeitsgemeinschaften zu verschiedenen Sportarten zusammen, wie etwa Volleyball und Gymnastik. Auch künstlerische Aktivitäten waren beliebt, wie Chor und Singclub. Schließlich wurden zur Ergänzung des Unterrichts häufig eintägige Wanderfahrten durchgeführt. Ziele waren Weimar, Dessau oder eine Theateraufführung in Berlin. Es fanden auch klasseninterne, längere Fahrten statt, in der Regel in der DDR, etwa nach Markgrafenheide auf einen Zeltplatz, mitunter auch in osteuropäische Länder, z.B. nach Galanta in die Slowakei, wo die EOS Kontakt mit einem deutschsprachigen Gymnasium hatte.

Nach der zehnten Klasse mussten erste Prüfungen abgelegt werden. Schriftliche Prüfungsfächer waren Deutsch, Russisch, Mathematik und eine Naturwissenschaft (Physik, Chemie oder Biologie). Nach der zwölften Klasse fanden die Abiturprüfungen statt. Hier waren die schriftlichen Prüfungsfächer Deutsch, Russisch, Mathematik und eine Naturwissenschaft nach Wahl. Hinzu kamen bis zu fünf mündliche Prüfungen in beliebigen Fächern. Die Ausgabe der Abiturzeugnisse fand damals im historischen Rathaus in Wittenberg im Bürgersaal statt.

3. Klassenbücher erzählen

Die Klassenbücher sind im Schularchiv deponiert. Eine Auswahl des Bestands konnte für den hiesigen Zweck ausgewertet werden. Dazu wurde aus jedem der hier in Rede stehenden Jahrzehnte ein Jahrgangssatz untersucht: 1951/52, 1965/66, 1973/74 und 1983/84.⁵

Auf den ersten Blick vermerken die Klassenbücher unterschiedlicher Jahrgänge bloß die jeweils wichtigsten Daten der Schüler. Aber welche Daten werden jeweils für wichtig gehalten? Dieser Blick verändert sich im Laufe der Zeit. In fast allen Jahrgängen erschienen allerdings Angaben über die Größe der Klassen, die Zugehörigkeit zur Freien Deutsche Jugend (FDJ), die Klassenchronik, allgemeine Wocheneintragungen/Statistiken und die Unterrichtsfächer.

Die Größe der Klassen wurde, wenn man die Jahrgänge 1951/52 bis 1983/84 miteinander vergleicht, immer kleiner. Die Anzahl der Schüler betrug im Jahrgang 1951/52 ca. 48 Schüler und im Jahrgang 1983/84 nur noch 17 Schüler pro Klasse. Erwähnenswert ist, dass in den Jahrgängen 1965/66 und 1973/74 immerhin über die Hälfte Mädchen waren.

Bis auf eine Ausnahme – obwohl die FDJ 1951/52 bereits gegründet war, erschien die Mitgliedschaft der Schüler damals noch nicht im Klassenbuch – konnte man in allen Klas-

⁵ Die Auswertung wurde datenschutzgemäß, also unter strengster Geheimhaltung der Inhalte gegenüber Dritten, vorgenommen.

senbüchern nachlesen, welcher Schüler der FDJ beigetreten war und welcher nicht. Die Nicht-Mitglieder waren in der Minderheit.

Auch eine Klassenchronik findet sich in den Klassenbüchern. Deren Inhalte reichen beispielsweise im Jahrgang 1965/66 von der Eröffnung des Schuljahres bis zum Wandertag nach Leipzig zur Messe, oder vom Appell zum Weltfriedenstag bis hin zu FDJ-Wahlversammlungen. Im Unterschied dazu sind 1973/74 ergänzend Treffen mit der Patenbrigade und Produktionseinsätze aufgeführt. Der Jahrgang 1983/84 vermerkt zusätzlich weitergehende Informationen wie die Mitarbeit in Arbeitsgemeinschaften beim Rudern oder im Chor sowie die freiwillige produktive Tätigkeit (WPA) in Betrieben.

Die allgemeinen wöchentlichen Eintragungen unterscheiden sich von der heutigen Dokumentation in Klassenbüchern nicht. Wie auch heutzutage übliche Praxis, so wurden bereits damals schriftliche Haus- und Klassenarbeiten ebenso wie fehlende Schüler und Krankheitsfälle notiert. In den Jahrgängen 1973/74 und 1983/84 wurden auch Hospitationen durch den Schulleiter oder Fachberater durchgeführt und dokumentiert, die vom Klassenlehrer und Schulleiter gegengezeichnet wurden.

Einige Unterschiede im Vergleich zu Klassenbüchern der heutigen Zeit fallen durchaus aber ebenso in den Blick. So wurde etwa im Jahrgang 1965/66 der ausgeübte Beruf der Eltern vermerkt, um die soziale Herkunft der Schüler zu dokumentieren: „A“ für Arbeiter, „B“ für Bauern, „I“ für Intelligenz und „An“ für Angestellter. Parallel dazu wurde der Berufswunsch der Schüler im Klassenbuch vermerkt. Ein Drittel der Schüler wollte Lehrer werden. Andere an vorderster Stelle genannten Wünsche waren zu dieser Zeit der Offiziers- und der Ingenieursberuf.

Ein weiterer Unterschied bezieht sich auf die Unterrichtsfächer selbst. Damals war von Ethik, Informatik und Rechtskunde noch keine Rede. Dafür gab es andere Fächer, im Jahrgang 1951/52 beispielsweise Handarbeit und Gegenwartskunde. Der Jahrgang 1983/84 kannte diese Fächer nicht, dafür aber Kurse, wie das bereits erwähnte WPA, das im Zweiwochentakt unterrichtet wurde. Staatsbürgerkunde taucht zum ersten Mal 1965/66 auf. Zusätzlich nahm der Fremdsprachenunterricht in allen Jahrgängen mit mindestens zwei Sprachen einen großen Raum ein.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Klassenbücher in gewisser Weise ein Spiegelbild ihrer Zeit darstellen. Schon bei einer ersten Durchsicht wird deutlich, wie die politischen Kräfte in der DDR auch auf Inhalt und Form der Klassenbücher – damit auf den Schulalltag insgesamt – Einfluss nahmen. So hatten die Schüler – z.B. im Jahrgang 1965/66 – bestimmte aus heutiger Sicht schulfremde Aufgaben für ihre Klasse zu erfüllen. Es wurden Wandzeitungsredakteure, Schriftführer, FDJ-Kassierer etc. gesucht – und alles musste im Klassenbuch von den Lehrern notiert werden. Insgesamt lässt sich in den Klassenbüchern zwischen ‚ideologiefreien‘ und ‚ideologiegetragenen‘ Fakten unterscheiden: Fehl- und Krankheitstage, Ausfallstunden und Vertretung sind auch in der jetzigen Praxis in den entsprechenden Dokumenten festgehalten. Aber über Auskünfte zu den Eltern, über ihren Beruf, den Berufswunsch der Schüler und deren Mitgliedschaften in gesellschaftlichen Organisationen würde man sich heutzutage sehr wundern.

4. Wie soll es weitergehen? – die schwierige Wendezeit

Die schwierige Wendezeit, sie ist heute bereits Geschichte. Franka Knoll, Abiturientin des Jahrgangs 1993 und heutige Leiterin der Verwaltungsgemeinschaft Zahna, antwortete uns auf die Frage nach ihren damaligen Erfahrungen: „Mit der Wendezeit trat eine plötzliche Änderung ein. Man musste seine Zukunft von einem Tag auf den anderen neu planen, da man nun nicht mehr alles so absolvieren konnte wie in der DDR“. Sie kam zur Wendezeit in die zehnte Klasse an die EOS, die als Vorbereitungsklasse auf das Gymnasium genutzt werden sollte. Vorher war sie neun Jahre in Zahna in die Schule gegangen. Da sie nebenbei Leistungssportlerin war, mussten für sie einige Stunden und Arbeiten verlegt werden. Dies jedoch hinderte sie nicht daran, nach insgesamt zwölf Schuljahren 1993 das Abitur zu machen.

1990, so berichtet Franka Knoll – Melanchthon-Schülerin von 1990-1993, heute Leiterin der Verwaltungsgemeinschaft Zahna –, habe es im Melanchthon-Gymnasium drei Vorbereitungsklassen gegeben, jeweils mit 22 bis 25 Schülern. Der Einstieg in die zehnte Klasse bereits sei schwer gewesen. Von den allgemeinbildenden Polytechnische Oberschulen (POS) kommend, hätten die Schüler unterschiedliche Voraussetzungen in den Sprachen Englisch und Russisch gehabt. Außerdem seien sie dort selbstständiges Lernen nicht so stark gewohnt gewesen.

Die neuen Fächer Ethik, Sozialkunde und Religion wurden nicht benotet. Das Fach Staatsbürgerkunde gab es nicht mehr. Nicht zuletzt dazu fanden viele Diskussionen im Unterricht statt. Ebenso gilt dies für das Thema Wende allgemein, das in Vorträgen beleuchtet wurde. Dabei schien es so, dass man vor allem in den Dörfern davon zunächst nicht viel davon mitbekommen hatte. Doch früher oder später musste sich jede/r persönlich damit auseinandersetzen.

Im Unterricht kamen die Lehrer den Vorstellungen der Schüler entgegen. Der Unterrichtsstoff wurde ausführlich erklärt. Es gab jedoch auch Lehrer, die Schwierigkeiten im Umgang mit den Schülern hatten. Beide Seiten mussten mit der neuen Situation erst einmal klarkommen, nicht zuletzt, weil man viel Zeit miteinander verbrachte: Die Unterrichtsdauer betrug mindestens 32 Stunden pro Woche, also etwa sieben Stunden pro Tag. Da es zwischendurch Freistunden gab, waren die Schüler meist erst gegen 15 oder 16 Uhr zu Hause. Was die Notenvergabe anging, lag die Messlatte grundsätzlich sehr hoch. Zur Verbesserung der Zensuren gab es die Möglichkeit, Projekte und Vorträge – also besondere Leistungen – über die Ferien zu erarbeiten.

In der Wendezeit wurde nach der zehnten Klasse eine Grundprüfung in den Fächern Deutsch und Mathematik absolviert. Im ersten Halbjahr der elften Klasse hatte man noch alle Fächer zu belegen. Ab dem zweiten Halbjahr wurden Kurse gewählt. Man unterschied zwischen Grund- und Leistungskursen. Die Abiturprüfungen in der zwölften Klasse erfolgten schriftlich und mündlich. Das Fach Deutsch war Pflicht. Die anderen Prüfungsfächer konnten individuell gewählt werden. Die Fächer Russisch und Englisch belegte man bis zur 12. Klasse, Französisch kam ab 1990 dazu.

5. Die Neunziger stellen alle(s) auf den Kopf

Drastische Veränderungen standen in vielerlei Hinsicht auf der Tagesordnung. Nicht nur wurden die alten Schulbücher durch neue ersetzt. Es gab neue Rahmenrichtlinien, neue Lehrer, ein neues Kurssystem ebenso wie die erfreuliche individuelle Sportwahl. Zudem wurden neue Arbeitsgemeinschaften eingerichtet. Insbesondere die Rudersport-Tradition am Melanchthon-Gymnasium (seit 1909!) ist 1993 mit der Wiedergründung der Schul-Ruderriege „Vitebergia“ durch Sportlehrer Dieter Greschok vorangetrieben worden, nachdem sich diesbezüglich jahrzehntelang nichts getan hatte. Später gab es dann auch das Segelfliegen, das zu DDR-Zeiten an Schulen verboten war. Des Weiteren sind seit 1991 der Chor und die AG „Theater“ fester Bestandteil der Bildungs- und Erziehungsarbeit am Gymnasium. Beispiele für die vielfältige Theaterarbeit der Schüler und Lehrkräfte seit 1991 sind „Der Handel“ von A. v. Kotzebue, der „Weihnachtsabend“ von C. Dickens, die „Mädchenschule von St. Barbara“, der „Gerichtstag zu Wittenberg“ und „Krönung im Studentenfass“, alle drei von C. Schade sowie „Ein Sommernachtstraum“ von W. Shakespeare und das Stück „Weltuntergang oder die Welt hält auf keinen Fall mehr lang“ von J. Soyfer.

1992 wurde im Melanchthon-Gymnasium der Förderverein „Freunde und Ehemalige des Melanchthon Gymnasiums“ e.V. gegründet, um wieder an die alten Traditionen des Gymnasiums anknüpfen zu können. Schließlich ist unsere Schule das älteste Gymnasium Wittenbergs. Der Verein bemüht sich darum, das Schulleben zu unterstützen. So werden zum Beispiel Projektstage, Klassenfahrten oder die Ausstattung der Arbeitsgemeinschaften unterstützt, wozu auch das Schultheater und die Schulruderriege „Vitebergia“ gehören. Ebenfalls wurde 1995 erstmalig ein Melanchthon-Preisträger zum Abitur ausgezeichnet, Titelträger war Geza Schubert.

Die Schülerzahlen stiegen in den 90er Jahren. So hatte das Melanchthon-Gymnasium zunächst 1991 793 Schüler, während es 1995 bereits 1004 Schüler waren. Stets jedoch hatte und hat die Schule unter den Wittenberger Gymnasien die größte Anzahl von Schülern in Wittenberg. Bedingt durch die hohen Schülerzahlen wurde das sog. Haus B, die ehemalige August-Bebel-Oberschule, als zweites Haus dem Melanchthon-Gymnasium angegliedert. Die Entscheidung dazu fiel am „Runden Tisch von Wittenberg“. Es wurde festgelegt, dass im Haus A die älteren Schüler unterrichtet werden und im Haus B die jüngeren Schüler ab der fünften Klasse.

Ein weiteres Novum der 90er Jahre besteht schließlich darin, dass erstmals eine Frau an der Spitze der Schule als Schulleiterin wirkt.

Die Lucas-Cranach-Schule in Piesteritz

Hildegard Rühmigen

Nach K. Weinhold wird Piesteritz erstmals 1361 urkundlich als kleines Dorf erwähnt, das Zinszahlungen zu leisten hatte an die neu erbaute und zum Wittenberger Schloss gehörende Kapelle „zum Heiligen Geist“. ¹ Herzog Rudolf II., Erbauer der Kapelle, machte einige Dörfer um Wittenberg zinspflichtig und verleibte Piesteritz dem Allerheiligenstift in Wittenberg ein. ² Auch nachdem man 1502 die von Kurfürst Friedrich dem Weisen gegründete Universität in Wittenberg eingeweiht hatte, blieben die Zinslasten für Piesteritz bestehen. 1507 überwies der Kurfürst die Schlosskirche mit dem Allerheiligenstift der Akademie. Damit wurde Piesteritz zum Universitätsdorf und hatte seine Leistungen, auch Frondienste dorthin zu entrichten. Die Gerichtsbarkeit über Piesteritz wurde ebenfalls der Universität übertragen. Über 300 Jahre litten die Piesteritzer Hufner, Lehensherren, Kossäthen ³ und andere Bevölkerungsteile unter dem Frondienst, der durch zahlreiche Kriegswirren oft unerträglich war. Obwohl die Wittenberger Universität 1812/13 ihre Lehrtätigkeit eingestellt hatte, gelang es der Gemeinde erst 1873, sich gegen eine gehörige Kapitalzahlung freizukaufen.

„Etwa um 1890 beginnt für Piesteritz die neue Zeit, die ihm eine völlige Umwandlung und zwar im Geschwindigkeitsschritt brachte. Zählte es 1876 nur erst 146 Einwohner, so war die Zahl 1890 schon auf 2300 gestiegen, aus dem ehemaligen Bauerndorfe wurde ein Industrieort, der eine große Ausdehnungsmöglichkeit besitzt.“⁴

Mit der Entwicklung des Stickstoffwerkes um 1915 und dem Bau der Werkssiedlung setzte sich der Urbanisierungsprozess fort, eine katholische Kirche, ein Verwaltungsgebäude, ein Schulgebäude u.a. entstanden.

1. Piesteritz und seine Bildungsangebote (1926–1949)

1.1. *Möglichkeiten des Bildungserwerbs bis 1949*

Wenngleich die Geschichte der Gemeinde über Jahrhunderte verfolgt werden kann, liest man über schulische Entwicklung wenig und findet Aufzeichnungen erst aus jüngerer Zeit. So erwähnt Weinhold in seinem Buch, dass „jungen und alten Piesteritzern“ von Studenten

¹ Karl Weinhold: Die Geschichte der Gemeinde Piesteritz im Kreise Wittenberg, Verlag der EOS-Press, Piesteritz 1928, S. 53, S. 15.

² Ebd., S. 16.

³ Ebd., S. 14.

⁴ Ebd., S. 25.

und Mönchen gegen ein Entgelt „das Lesen, Schreiben und Rechnen“ beigebracht werden konnte und datiert diese Form des Bildungserwerbs in das frühe 17. Jahrhundert.⁵ Da er für die dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts Ausgaben für Schulhausreparaturen und Mietzinszahlungen für Hilfslehrer erwähnt, möchte man annehmen, dass der Vermittlung von Wissen und geistigen Fähigkeiten Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Bekannt ist, dass Piesteritzer Kinder Ende des 19. Jahrhunderts zum Schulbesuch verpflichtet waren. Sie gehörten der benachbarten Schulgemeinde an. Erst am 11. Dezember 1902 ordnete die zu jener Zeit zuständige Bezirksregierung an: „Die bisher zum Schulverband Kleinwittenberg gehörige Gemeinde Piesteritz wird vom 1. Januar 1903 von diesem abgetrennt und bildet eine eigene Schulgemeinde.“⁶

Am 20. Oktober 1903 weihten annähernd 300 Kinder ihre Schule ein (feiert als heutige Grundschule ihr 100-jähriges Bestehen). Ostern 1904 besuchten bereits 153 Mädchen und 185 Knaben die Schule, eine fünfte und sechste Lehrerstelle wurden neu eingerichtet. Dieser Schule gliederte man 1910 einen Erweiterungsbau an und eröffnete außerdem 1922 eine Mädchenschule mit 10 Klassenräumen. Auch eine Hilfsschule für weniger Begabte und eine Berufsschule für alle bis zum 17. Lebensjahr wurden geschaffen. Gründe für die sprunghafte Entwicklung der Schullandschaft und ihrer Bildungsinhalte sah der Autor dieses Buches in der „zunehmenden Industrie, dem im Vergleich zu Wittenberg verhältnismäßig niedrigen Steuersatz und in billigen Wohnungsmöglichkeiten.“⁷ Die Einwohnerzahl stieg stetig. Die Menschen entwickelten Zugehörigkeitsgefühl und Selbstbewusstsein.

1.2. *Eine Oberschule in Piesteritz*

Zur Gründung einer weiterführenden Bildungseinrichtung nach 1945 haben mit Sicherheit unterschiedliche Ursachen beigetragen. So mögen die Gedanken der führenden Vertreter der Gemeinde Piesteritz nach dem Zusammenbruch des Faschismus mitentscheidend gewesen sein, die Schriftstücke aus der Turmkugel zu entnehmen waren:⁸ In einem „Gruß an die Kommenden“⁹ ist zu lesen, dass die Wiederbelebung der Gemeinde und der Aufbau einer arbeitsfähigen Verwaltung nur unter großer Anstrengung und Opferbereitschaft möglich sein können. Die Unterzeichner dieses Grußwortes waren der Bürgermeister der Gemeinde Piesteritz von 1945-1950, Hans Lorbeer, Schriftsteller und später Nationalpreisträger; der stellvertretende Bürgermeister; die Dezernenten für Finanzwesen, für Volksbildungswesen und Wirtschaft. Sie verliehen im Oktober 1946 ihrem Willen Ausdruck:

„die Gemeinde Piesteritz wurde von 1919-1933 von Sozialisten geführt und zu einer Höhe gebracht, die uns stolz macht; ... nun werden wir unser Aufbauwerk fortsetzen; ... die

⁵ Ebd., S. 43.

⁶ Ebd., S. 45.

⁷ Ebd., S. 4.

⁸ Anlässlich der Dachsanierung war die Turmkugel 1998 heruntergenommen und restauriert worden.

⁹ Schriftstück aus der Turmkugel, 1946, jetzt im Archiv des Cranach-Gymnasiums.

Gemeinde Piesteritz soll bleiben, was sie vor Hitler war, ein Leuchtturm in Mitteldeutschland.“¹⁰

Zum anderen nahm die Gemeinde Piesteritz einen schnellen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufschwung. Das drückte sich z.B. auch in einem eigenen Siegel mit den chemischen Anlagen des Stickstoffwerkes und dem Schriftzug „Der Gemeinderat der Industriegemeinde Piesteritz, Kreis Wittenberg“ aus.¹¹ Bis 1950 zählte die selbständige Gemeinde 9300 Einwohner, darunter zahlreiche Kinder und Jugendliche. Jährlich erwarben Vierzehn- und Fünfzehnjährige nach Abschluss des 8. Schuljahres die Befähigung zum Besuch einer Oberschule, 1948 waren es allein 36 aus der Mädchen- und Knabenschule. Die Absicht, Piesteritz weiter zu stärken, war unverkennbar.

Am 21. April 1949¹² verlas der Vorsitzende des Gemeinderates einen Antrag des Amtes für Volksbildung zur Errichtung einer Oberschule in Piesteritz zum 1. September 1949.¹³ Bürgermeister Lorbeer begrüßte die Antragstellung mit den Worten, „daß wir als größte Gemeinde des Landkreises bevorrechtet sind, die Errichtung einer Oberschule mit allen Mitteln zu fördern“.¹⁴ Gemeindevertreter anderer Fraktionen unterstützten diese Bestrebung und stellten heraus, dass es notwendig sei, Nachwuchs heranzubilden, der den neuen Anforderungen besser entspreche und den Mangel an Fachkräften in Behörden, Industrie und im höheren Schulwesen beseitigen hilft. Außerdem würde den Kindern ein weiter Schulweg erspart, den Eltern entstünden geringere Kosten. Lorbeer bekräftigte: „Wir haben die Verpflichtung, schon heute Maßnahmen zu ergreifen, der Vorwurf des ‚spät‘ soll uns einmal nicht treffen.“¹⁵ Der Finanzausschuss erklärte am 1. August 1949: „Für Oberschüler besteht Lehr- und Lernmittelfreiheit. Die Kosten trägt die Gemeinde.“¹⁶ Damit war die Gründung einer Oberschule in Piesteritz zum September 1949 beschlossen.

2. Oberschule „Lucas Cranach“ – die „LCO“ (1949–1990)

2.1. Zuerst eine „Oberschule im Aufbau“

Der Beschluss, geeignete Schülerinnen und Schüler nach dem 8. Schuljahr hochschulvorbereitend in Piesteritz zu unterrichten, existierte. Jedoch öffnete die Oberschule am 1.9. 1949 nur symbolisch ihre Pforten. Der Unterricht der ersten beiden 9. Klassen fand in den

¹⁰ Ebd.

¹¹ Archivunterlagen zum Schuljubiläum der „Goethe-Oberschule“ 1989 im Archiv des Cranach-Gymnasiums.

¹² dem Jahrestag der Vereinigung von KPD und SPD zur SED

¹³ Archivunterlagen Nr. 14 des Kreisarchivs, in: Sitzungsprotokolle des Gemeinderates und der Gemeindevertretung 1946–1950.

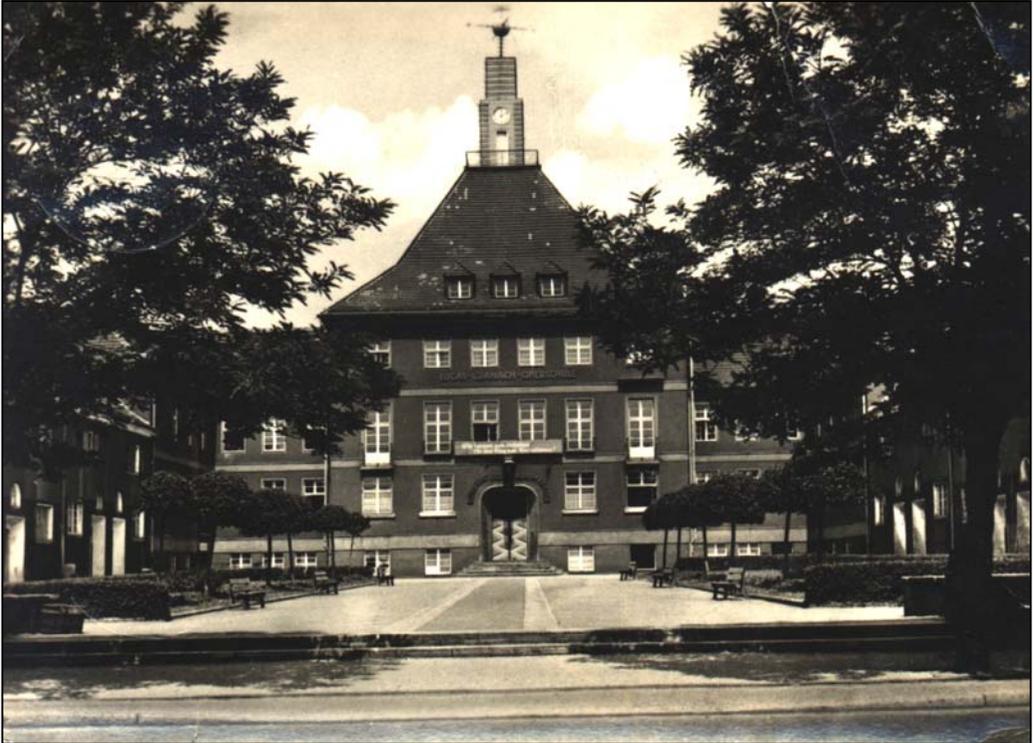
¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd.

benachbarten damaligen achtjährigen Grundschulen statt. Denn bis zum 31. Juli 1950 blieb das Gebäude „An der Stiege 6a“ noch Rathaus, stand nach Räumungsarbeiten erst im Frühsommer 1951 für Baumaßnahmen zur Verfügung.¹⁷ Ein Zeitzeuge, Angehöriger des ersten Abiturjahrgangs, berichtete anlässlich der Feierlichkeiten zum fünfzigjährigen Schuljubiläum 1999:

„Um die Zeit um 1949 generell zu charakterisieren, sei daran erinnert, dass im Gründungsjahr der II. Weltkrieg erst vier Jahre vorüber war. Die Wunden des Krieges waren noch keineswegs geheilt, geschweige denn vernarbt. – Wie kam es zur Gründung der Schule? Da es die DDR noch nicht gab, sie wurde erst reichlich 4 Wochen nach unserer Schule gegründet, hatte eine vorher existierende, wie auch immer geartete Administration ein Gesetz oder eine Verordnung ‚Zur Förderung der demokratischen Jugend‘ erlassen. Inhalt war u.a., einer größeren Anzahl von Kindern den Vorteil einer höheren Schulbildung zukommen zu lassen, als es bisher der Fall war. Unser erster Jahrgang startete mit 41 Schülern, darunter 7 Mädchen. [...] Die Gründung war die eine, formale, einfache Seite der Medaille, die Realisierung eine weitaus schwierigere Aufgabe, denn es herrschte sowohl Mangel an Schulräumen als auch an Lehrpersonal.“¹⁸



Cranach-Oberschule 1959

¹⁷ Vgl. Mitteldeutsche Tageszeitung „Freiheit“ vom 12.10.1954, S. 6, und Sonderausgabe Schulzeitung „Tarantel“ Oktober 1999, S. 12 und 24.

Dem Bericht ist weiter zu entnehmen, dass die Situation bezüglich der Lehrkräfte außerordentlich schwierig war, weil der Krieg auch unter den Lehrern seine Opfer gefordert hatte. Viele, zu viele kamen nicht zurück; andere wurden nach dem Krieg aus politischen Gründen vom Schuldienst suspendiert. Die Lücken wurden geschlossen von Jung-/Neulehrern, einige kaum zehn Jahre älter als die Schüler. Nicht selten führten deren Ansichten und hohe Forderungen zu Konflikten mit uns Schülern. Dennoch, es wurde gelernt. Doch erst mit Beginn des 11. Schuljahres konnten die Schüler in das vom Rathaus zum Schulhaus umgebildete Gebäude „An der Stiege 6a“ einziehen. Nach Lehr- und Lernmitteln befragt, lautet die Antwort: „Es gab nicht viel. Wir mussten gut zuhören und uns eben sehr viel merken. Ein Lexikon hatten die wenigsten.“

2.2. *September 1951 – eine Schülerschaft nennt ein Schulhaus ihr Eigen*

Die selbstständige Verwaltung der Gemeinde Piesteritz war durch Eingemeindung nach Wittenberg 1951 beendet. Das vormalige Rathaus war zur Bildungsstätte geworden und beherbergte zu diesem Zeitpunkt bereits 11 Klassen.¹⁹ Den Klassenbüchern der Jahrgänge 1950/51 und 1951/52 ist zu entnehmen, dass (neben den bereits erwähnten „Elftklässlern“) weitere 102 bzw. 99 Schüler den 9. und 10. Schuljahrgang der LCO besuchten. Sie kamen aus einem sehr großen Umfeld: Nudersdorf, Straach, Reinsdorf, Coswig, Mühlanger, Elster, Jessen usw. Viele bewältigten den täglichen Schulweg mit dem Fahrrad. Die Schülerschaft rekrutierte sich aus allen Bevölkerungsschichten. Viele bezogen ein monatliches Stipendium.

In der Oberschule lernten sie entweder im A-Zweig mit verstärktem Unterricht in den modernen Fremdsprachen (40 Schülerinnen und Schüler) oder im B-Zweig mit verstärkt mathematisch-naturwissenschaftlichem Unterricht (42), und 20 bzw. später 18 bildeten die C-Klasse, deren Schwerpunkt in den Alt Sprachen Griechisch und Latein lag. Alle Schüler/innen hatten 34-36 Stunden in einer 6-Tage-Woche auf dem Plan, täglich von 7.15 bis 14.30 Uhr. Die Leistungsbewertung erfolgte für Trimester. Auswertungen und Beratungen des Pädagogischen Rates schlossen sich regelmäßig an. Die amtliche Studententafel ergab für den 9. und 10. Schuljahrgang folgendes Bild:

Fächer	A-Zweig	B-Zweig	C-Zweig
Deutsch	4	4	4
Geschichte	3	3	3
Gegenwartskunde	2	2	2
Russisch	4	4	4
Englisch	4	-	-
Latein	6	-	4
Griechisch	-	-	4

¹⁸ Brief und Redebeitrag eines Ehemaligen (Konrad Schiller) vom 28.10.1999; im Archiv des LCG.

¹⁹ Mitteldeutsche Tageszeitung „Freiheit“ vom 12.10.1954

Fächer	A-Zweig	B-Zweig	C-Zweig
Zeichnen	1	1	1
Musik	1	1	1
Mathematik	3	6	3
Biologie	1	3	2
Chemie	1	3	1
Physik	1	3	1
Geographie	1	2	2
Turnen	2	2	2
<i>Chor</i>	<i>1</i>	<i>1</i>	<i>1</i>
<i>FDJ</i>	<i>1</i>	<i>1</i>	<i>1</i>

Eine ehemalige Schülerin sagt: „Für mich hatte der Schultag meistens zehn Stunden“.²⁰ Bei den „Elfern“ entwickelte sich ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Lerngruppen bildeten sich, gemeinsam bereitete man sich auf das Abitur vor. Den Prüfungsunterlagen folgend, hatten sich die Abiturientinnen und Abiturienten des Jahrganges 1953 (und 1954) in acht Fächern Prüfungen zu unterziehen, fünf schriftliche und drei mündliche. Den Lehrern, so heißt es, sei es trotz vieler Widrigkeiten in der schweren Phase des Anfangs gelungen, sie ‚zu denkenden und handelnden Menschen‘ zu erziehen:

„Heute können wir mit Stolz berichten, dass alle (15 mit bestandenem Abitur) ihre Ausbildung an Universitäten und Hochschulen abgeschlossen haben. Keiner ist gescheitert, aus allen ‚ist etwas geworden‘. Auch zwei Hochschulprofessoren sind aus unseren Reihen hervorgegangen.“²¹

Der Schulbetrieb lief weitestgehend störungsfrei. Die „Oberschule im Aufbau“ stabilisierte sich. Doch es fehlte noch ein geeigneter Name. Aus Anlass des 400. Todestages des Künstlers wurde daher am 14. Oktober 1953 der Oberschule der Name „Lucas Cranach“ verliehen. Schüler- und Lehrerschaft zeigten sich stolz. Einige Lehrkräfte trafen die Aussage: „Der Name ‚Lucas-Cranach-Oberschule‘ verpflichtet nicht nur zu ‚Humanismus und Fortschritt‘, er verbindet auch den Schul- und Industriestandort Piesteritz am westlichen Stadtrand mit der historischen Altstadt und seiner Geschichte“.²²

2.3. *Ein Schulleben entwickelt sich*

Wie von der ersten Schülergeneration der „LCO“ werden auch von allen nachfolgenden Ferienfahrten, Auftritte des Chores und der Instrumentalgruppe, Sportwettkämpfe, Festschingsfeten, Kulturwettstreite, aber auch Ernte- und Arbeitseinsätze als etwas Besonderes

²⁰ Artikel von Monika Sch. (Jg. 1941), in: Schulzeitung „Tarantel“ des LCG; Sonderausgabe vom Oktober 1999, S. 14.

²¹ Brief und Redebeitrag eines Ehemaligen (Konrad Schiller) vom 28.10.1999; in der Archiv des LCG.

²² Mitteldeutsche Tageszeitung „Freiheit“ vom 12.10.1954; zu den Hintergründen der Namensgebung vgl. „Freiheit“ vom 23.10.1953

erwähnt. Ein Ehemaliger charakterisiert diese Tätigkeiten mit den Worten: „Im Mittelpunkt stand der Gemeinschaftsgeist“²³

Besonders die Ferienfahrten sind den meisten in sehr guter Erinnerung. Schon zu Beginn der fünfziger Jahre wurden von den Lehrkräften (darunter damals zwei Frauen) unter außerordentlich schwierigen Bedingungen Ferienfahrten organisiert. Dienten anfangs Scheunen im Harz, im Mecklenburger Land oder an der Ostsee als Unterkünfte, für die selbstständig Stroh herbeigeschafft werden musste, um Schlafstätten für Mädchen und Jungen zu errichten, so war es später eine Baracke am Ortsrand von Bansin, die von Zelten umstellt werden konnte. Auf diesem Gelände verlebten fast alle Schülerinnen und Schüler für jeweils zwei Wochen Sommerferien in der Gemeinschaft von Mitschüler/innen und Lehrer/innen. 1955 war es der Schule erstmalig gelungen, unmittelbar am Ostseestrand von Ahlbeck einen Zeltplatz zu erhalten. Ahlbeck entwickelte sich dann zur Sternstunde für die Schüler- und Lehrerschaft der LCO. Die Ahlbeck-Impressionen aus der Abi-Zeitung des Jahrganges 1978/79 spiegeln die Beziehungen der Cranach-Schüler zu ihrem Feriendomizil wider:

„In Fern und Nah ist es bekannt, die DDR hat den schönsten Ostseestrand. ... Lehrer und ihre Fans suchten am Strande eine Lücke und fanden Ahlbeck samt Seebrücke. ... Sie wollten nicht länger wie Nomaden leben, drum ließen sie sich Bretter geben. Daraus errichteten sie fünf Baracken und natürlich auch eine zum K...! Nachdem das Lager errichtet war, kamen von der LCO die Lehrer- und Schülerschar. .. Auch wir fuhr'n mehrfach ‚nach oben‘ und konnten das Lager nur loben. Wir danken sehr unserer Betreuerschar, weil Ahlbeck immer ein Erlebnis war.“²⁴

Außerhalb der Schulferien nutzten Eltern und Mitglieder von Patenbrigaden dieses Anwesen für den so sehr begehrten Ostseeurlaub. Trotz vieler Abstriche bezüglich des Komforts der Beherbergung, blieb die Begeisterung erhalten. Auch nach 1990 fand die neue Schülerschaft Gefallen an der ‚Ferienanlage Ahlbeck‘. Teams aus der Schulsportgemeinschaft erholten sich dort häufiger im Rahmen von Trainingscamps. Ab Mitte der neunziger Jahre erteilte die Gemeinde erhebliche Auflagen, so dass das Gelände zunächst von ehemaligen Lehrkräften privatisiert und später aus Kostengründen verkauft wurde.

Die gemeinsamen Erlebnisse haben die verhältnismäßig kleine Gemeinschaft der LCO zusammengeschmiedet. Die Schülerinnen und Schüler begnügten sich nicht mit den Ahlbeck-Aufenthalten und den genannten außerunterrichtlichen Tätigkeiten. Sie richteten in zwei der zahlreichen Kellerräume einen ‚Clubkeller‘ ein. Die ehemaligen Schüler behaupten, alle diese Nebenbeschäftigungen seien für sie nicht hinderlich, sondern für das Lernverhalten eher fördernd gewesen. Der ehemalige Direktor bezeugt, zugleich einen anderen Aspekt ansprechend:

„Man brauchte gar keine Angst zu haben, daß irgend etwas nicht funktioniert. Die allgemeine Moral der Schüler zu jener Zeit war recht gut, da der Wille, gute Leistungen zu

²³ Artikel von Kurt H. (Jg. 1938), in: Schulzeitung ‚Tarantel‘ des LCG; Sonderausgabe vom Oktober 1999, S. 15.

²⁴ Abi-Zeitung des Jahrganges 1978/79 in der LCO, S. 11f.

vollbringen, um später einen Studienplatz nach eigenen Wünschen zu bekommen, genug Antrieb war“.²⁵

2.4. *Bildungsinhalte in der Oberschule bis 1989*²⁶

2.4.1. Die Jahre 1953 bis 1965

Entscheidend für den Wechsel in die Oberschule ab Klasse 9 waren die Leistungen. Am Ende des 8. Schuljahres fanden in den damaligen Grundschulen Abschlussprüfungen statt; schriftlich in Deutsch, Mathematik, Russisch, mündlich in zwei Fächern. Erreichten die Schülerinnen und Schüler einen Leistungsdurchschnitt unter 1,5, konnten die Eltern einen Aufnahmeantrag stellen. Die Schule delegierte dann in die weiterführende Bildungseinrichtung. Wenn der Kreisschulrat dem Antrag zustimmte, erfolgte in der aufnehmenden Schule sehr häufig entsprechend des Zensurenbildes oder eines im Lebenslauf geäußerten Wunsches eine Zuordnung zu einem der oben erwähnten Bildungszweige.

Die altsprachliche Klasse (C-Zweig) wurde an der LCO bis 1953 angeboten. Ab Schuljahr 1954/55 lernten die Schüler in Klassen entweder mit Schwerpunkt moderne Fremdsprachen (A-Klasse) oder Mathematik/Naturwissenschaften (B). Das Fach Erdkunde zählte zu dieser Zeit als Naturwissenschaft. Die Zahl der Schüler im B-Zweig überwog in der LCO seit 1954. Latein wurde allen Schülern der Schule fakultativ angeboten, meist ab Klasse 11.

Protokolle des Pädagogischen Rates von 1953²⁷ charakterisieren das Streben des Kollegiums nach einer hohen Qualität des Unterrichtes, einer guten Allgemeinbildung und eines anwendungsbereiten Fachwissens. Anlässlich einer „Erklärung des Redaktionskollegiums der Pädagogik“²⁸ zum Beschluss des Politbüros des Zentralkomitees der SED zur Erhöhung des wissenschaftlichen Niveaus des Unterrichtes an allgemeinbildenden Schulen“ berieten die Lehrkräfte und legten Maßnahmen fest. So sollte sich z.B. jeder Kollege und jede Kollegin verpflichtet fühlen, den Lehrplan seines/ihrer Faches gründlich auf seine Erfüllung zu untersuchen. Zur Konkretisierung und Umsetzung waren Stoffverteilungspläne zu erstellen. Um den Prozess kontinuierlich gestalten zu können, sollten die Klassenlehrer/innen ihre Klassen über mehrere Jahre begleiten, Förderstunden eingerichtet und die Leistungsentwicklung beobachtet, Hausaufgaben mit konkreter Thematik bzw. Aufgabenstellung erteilt werden. Auch sei es notwendig, die Interessen der Jugend bei der Verbesse-

²⁵ Artikel von Dietrich D. (Jg. 1937), in: Schulzeitung „Tarantel“ des LCG; Sonderausgabe vom Oktober 1999, S. 20.

²⁶ Da ich aus einzelnen Dokumenten zahlreiche Informationen erhalten habe, will ich mich auf das mir wesentlich Erscheinende beschränken, dieses wertfrei und sachlich in Auszügen wiedergeben. Mir ist klar, dass Eintragungen, Protokolle und Erinnerungen Ehemaliger auch stets subjektiv sind und nicht in jedem Falle verallgemeinert werden können.

²⁷ Protokolle der Sitzungen des Pädagogischen Rates der LCO von 1953 bis 1976.

²⁸ der einschlägigen DDR-Fachzeitschrift; hier: Ausgabe vom 29.07.1952

rung der FDJ-Arbeit zu berücksichtigen (eine Stunde FDJ-Arbeit/Woche war in der Stundentafel ausgewiesen). Nur so würden Bildungs- und Erziehungsaufgaben erfüllt und die Schüler zu allseitig entwickelten Persönlichkeiten werden können. In einer Beratung regte ein Kollege an, ein 13. Schuljahr einzuführen, um den Stoff vertiefend vermitteln und die Lücken zwischen Grundschule und Oberschule schließen zu können. Der Vorschlag blieb ebenso ungehört wie der Hinweis, ein „gut“ in der Gesamtbewertung des Abiturs nur dann zu vergeben, wenn die Deutschzensur unter „2“ liege. Man einigte sich, die Arbeiter- und Bauernkinder zu fördern, bei der Vergabe der Stipendien jedoch gerecht zu sein und Kinder des Mittelstandes nicht zu vernachlässigen. Das Leistungsprinzip müsse Priorität haben.

Hintergrund für die Tagesordnungen der Pädagogischen Räte scheint eine zentrale Anweisung (40/52) vom November 1952 über die Durchführung von Kontrollarbeiten für Zwischenprüfungen gewesen zu sein.²⁹ Die Zensur der Prüfungsarbeit gab den Ausschlag für die Leistungsbewertung. Eine Lehrerkonferenz entschied, ob mit Ausgleich versetzt wurde oder nicht. Für die Klasse 11 wurde beschlossen, einen Vorschlag einzubringen, in Zukunft bei zwei mangelhaften Leistungen (4) nicht mehr auf Ausgleich anzuerkennen, weil ein großer Teil dieser Schüler nicht die Gewähr bietet, im 12. Schuljahr erfolgreich zu arbeiten. In jedem Falle müsse eine ständige Zusammenarbeit mit den Eltern zurückbleibender Schüler/innen stattfinden, um sie zu planvoller Arbeit zu bringen. Berichte von Zeitzeugen und alte Klassenbücher weisen zudem aus, dass am Ende des 10. Schuljahres schriftliche sowie mündliche Prüfungen stattfanden und einige Schüler danach die Schule mit der „Mittleren Reife“ verließen.

So geführt und vorbereitet gingen die Schüler/innen in das Abitur. Sie hatten sich in vier Fächern der schriftlichen und in mindestens zwei (höchstens fünf) Fächern der mündlichen Prüfung zu stellen. Außerdem war eine Prüfung in den leichtathletischen Disziplinen für alle gesunden Schüler/innen verpflichtend. Das Ergebnis wurde mit den Teildisziplinen der übrigen Sportarten, die in die Vorzensur eingegangen waren, verrechnet.

Durchschnittlich besuchten zwischen 55 und 65 Schüler/innen jährlich die Abiturstufe. Die Zahl derer, die nicht bestanden, belief sich zwischen 2 und 5%.

Ab Mitte der fünfziger Jahre spielten die Entschließungen des 25. Plenums des ZK und der V. Parteitag der SED eine besondere Rolle für die Volksbildung. Neben sich wiederholenden Hinweisen zum einheitlichen Vorgehen bei der Erhöhung des wissenschaftlichen Niveaus der Bildung gewinnen die polytechnische Bildung („Die DDR ist das Vaterland der Werktätigen“), die Werbung für die Offiziers- bzw. Unteroffizierslaufbahn und die vormilitärische Ausbildung (GST = Gesellschaft für Sport und Technik – mit der Möglichkeit des Erwerbes einer Fahrerlaubnis für Motorrad und LKW – und Sanitätsausbildung/Erste Hilfe) zunehmend an Bedeutung. Der Unterrichtstag in der Produktion (UTP) wurde eingeführt. Für die LCO stellten insbesondere das Stickstoff- und das Gummiwerk sowie die Landwirtschaftsbetriebe in Rakith und Bösewig Arbeitsplätze für zwei bis drei Stunden pro

²⁹ Vgl. „Verfügungen und Mitteilungen des Ministeriums für Volksbildung“, Nr. 40 (1952); Sitzungsprotokolle des Pädagogischen Rates der LCO.

Woche zur Verfügung. UTP galt für alle Jahrgangsstufen und fand im 14-tägigen Wechsel mit anderen Unterrichtsfächern innerhalb einer 36-Stundenwoche statt. Später wurde UTP um das Fach Einführung in die sozialistische Produktion (ESP) mit 2 Wochenstunden erweitert.

Die Lehrplaninhalte der anderen Fächer sind trotz dieser Erweiterungen nicht reduziert worden. Die Aufgaben des Zentralabiturs wurden auf weiterhin hohem Anspruchsniveau gestellt und bezogen den Stoff aller vier Oberschuljahre ein; gleiches galt für die Themen des mündlichen Abiturs. Der Umfang der Prüfungsfächer blieb gleich.

Das Schuljahr 1962/63 begann mit enormen strukturellen Veränderungen. Das Gesetz über das einheitliche Bildungs- und Erziehungssystem tritt in Kraft. Die bisherigen acht-klassigen Grundschulen werden zu Zehnklassigen allgemeinbildenden polytechnischen Oberschulen (POS) und unterrichten bis auf das Fach Sport koedukativ. Die bisherige LCO wird zur „Erweiterten Oberschule ‚Lucas Cranach‘ Wittenberg-Piesteritz“ (EOS). Das bisherige Fach Gegenwartskunde wurde umbenannt in ‚Staatsbürgerkunde‘. Der Direktor macht in einer Sitzung des Pädagogischen Rates im August 1962 darauf aufmerksam, dass Ökonomie, Bildung und Erziehung eine Einheit bilden müssten. Die parteilosen Kollegen werden (wieder) verpflichtet, am SED-Parteilehrjahr teilzunehmen. Jede Lehrkraft bekommt einen Lehrplan für Staatsbürgerkunde in die Hand und wird angehalten, ihren Unterricht so vorzubereiten, dass jede fachliche Bildung auch eine politische sei und zur Erziehung beitrage. 36 Wochenstunden in einer 6-Tage-Woche stehen weiterhin auf dem Plan.

1963/64 erscheint das Fach Astronomie in der Rahmenstundentafel, Musik und Kunst-erziehung werden auf je eine Stunde/Woche reduziert. Mathematische Kenntnisse sollen „zum Allgemeingut des Volkes“³⁰ werden. Im naturwissenschaftlichen Unterricht ist der selbstständig praktischen Schülertätigkeit (im Rahmen der Möglichkeiten) besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Leistungsstarke Schülerinnen und Schüler aus den POS können nach dem 8. Schuljahr jetzt ohne Prüfung in die EOS wechseln. Sie besuchen die Vorbereitungsklassen im A- oder B-Zweig. Bis 1965 schwankt die Anzahl der Abiturienten zwischen 48 und 60. Aus den Gesprächen Ehemaliger erfährt man, dass zwischen 80% und 90% ein Studium absolviert haben; die Jungen meist erst nach ihrem Grundwehrdienst.

2.4.2. Die Erweiterte Oberschule mit Berufsausbildung bis 1969/70

Ab dem Schuljahr 1965/66 gestaltete sich der Besuch der EOS „Lucas Cranach“ zur Doppel- und Dreifachbelastung.³¹ „Abitur mit Berufsausbildung“ hieß fortan die Zauberformel.

Die Stundentafeln in den Klassenbüchern z.B. von 11A und 12A geben vierzehntägig für montags bis donnerstags 28 Stunden an (je drei in Deutsch, Englisch, Russisch, Ma-

³⁰ Maßnahmeplan in der LCO als Redebeitrag zu einem Pädagogischen Rat 02/1963.

³¹ Vgl. Artikel von Christel P. (Jg. 1947), in: „Tarantel“; Sonderausgabe vom Oktober 1999, S. 17.

thematik; vier in Latein; je zwei in Sport und Geschichte; je eine in Biologie, Physik, Chemie, Geografie, Astronomie, Kunst, Musik, Staatsbürgerkunde). Freitag und Samstag hingegen gehörten mit je sechs Stunden der Berufsausbildung. Über deren Richtung konnte fakultativ entschieden werden. Die Schülerinnen und Schüler der EOS „Lucas Cranach“ durften wählen zwischen Chemiefacharbeiter/in, Chemielaborant/in, Gummifacharbeiter/in, Kellner/in, Serviererin, Rinderzüchter/in, Maurer, Maschinenbauer, Eisenbahner, Elektromonteur, Mess- und Regelmechaniker, Industrieschneider und Industriekaufmann. Die Ausbildung wurde außerdem teilweise in die Ferien oder Nachmittagsstunden bzw. Wochenenden verlegt. Sie erstreckte sich über einen Zeitraum bis zum März des 12. Schuljahres. Nach erfolgreicher Ausbildung erhielten die Schüler/innen einen Facharbeiterbrief.

Die Lernenden waren sehr stark belastet. Den vielen Anforderungen gerecht werden zu können – am Ende stand immer das Ziel, einen Studienplatz in der gewünschten Fachrichtung zu erhalten –, schränkte die Freizeit stark ein. Zeit, den Unterricht sinnvoll nachzubereiten, den Abiturstoff gründlich und gezielt durcharbeiten, blieb bis März des 12. Schuljahres nicht. Erst von diesem Zeitpunkt an lassen die Stundenpläne in den Klassenbüchern eine Änderung zu Gunsten der schulfachlichen Programms erkennen. Die Zahl der Unterrichtsstunden für Deutsch, Geschichte (je 2), Englisch, Musik/Kunst (je eine) wurde bis zum Beginn des Abiturs (Juni) erhöht.

Die Abiturzeugnisse vermerkten ein kurzes Worturteil über die jeweils abgeschlossene Berufsausbildung. In den verbalen Einschätzungen der Abiturzeugnisse fanden sich außerdem Bemerkungen zum „Abzeichen für gutes Wissen“ und die sogenannten Kopfnoten, also Zensuren für das Gesamtverhalten sowie Betragen, Fleiß, Mitarbeit und Ordnung.

In den Protokollen der pädagogischen Sitzungen fällt auf, wie sich die Lehrkräfte immer wieder kritisch mit dem Leistungsniveau von Schülern und den Lehrmethoden auseinandersetzen. Maßnahmen zur Verbesserung werden festgelegt. Dazu zählten u.a. gründliche Kenntnisse jedes Lehrers über die Lehrplanforderungen der 7. und 8. Klassen genauso wie die Bildungsziele in der EOS bis zum Abitur. Wiederholt wurde über Möglichkeiten der Anwendung hochschulmäßiger Lehr- und Lernmethoden beraten: Der Zugriff zu Nachschlagewerken z.B. sei unverzichtbar.

2.4.3. Neu im Bildungskonzept: WPA – Wissenschaftlich-Praktische Arbeit

Seit dem Schuljahr 1970/71 (bis 1990) ist WPA in den Stundentafeln der 11. und 12. Klassen ausgewiesen. Das Fach tritt an die Stelle des UTP/ESP und soll eine entsprechende Bildung und Tätigkeit auf höherem Niveau fortsetzen. Forschungsaufträge mit Praxisbezug sollten bearbeitet werden. In den Betrieben standen den Schüler/innen Betreuer zur Seite. Einige der Themen eines Jahrganges unter denen die Schüler (auch in Teamarbeit) auswählen konnten, waren:

- „Ermittlung des ökonomischen Nutzeffektes einer wissenschaftlich-technischen Maßnahme“
- „Prüfung der chemischen Beständigkeit in aggressiven Medien von Werkstoffen, die als Bezug von Walzen in der Textilindustrie in Anwendung kommen“
- „Aufbau von elektronischen Temperaturmessumformern für den Mikrorechnereinsatz am Karbidofen I“
- „Komplexe Rationalisierung der Bestands- und Literaturverwaltung in der wissenschaftlichen Bibliothek des Stickstoffwerkes“
- „Feldversuche – Ermittlung und Berechnung des optimalen Einsatzes von Düngemitteln für die Ertragssteigerung im Anbau von Wurzelgemüse“

Die betrieblichen Mitarbeiter betreuten die Schüler, trafen Zwischenauswertungen mit ihnen und zensierten am Ende der zweijährigen Untersuchungen die oft umfangreichen schriftlichen Arbeiten. Auf den Abiturzeugnissen wurden anfangs nur die Zensuren, in den späteren Jahren auch die Themen vermerkt.

WPA war fest in den Stundenplan integriert und fand vierzehntägig statt, z.B.: dienstags 1.–4. Stunde Unterricht in der Schule, danach von 12 bis 16 Uhr WPA. Außerdem hatten die Schüler die Möglichkeit, ihren Interessen und Neigungen folgend, wahlobligatorisch Literatur, Geschichte, Bibliothekswesen, chemische Analyse u.a. zu belegen (2 Wochenstunden); auch Latein mit drei Wochenstunden stand zur Wahl. Ebenso war die Anfertigung von Jahresarbeiten zu einem selbst gewählten umfassenden Thema möglich.

Ehemalige Schüler/innen urteilen unterschiedlich. Während die einen diesen Teil der Bildung sehr positiv sehen, weil sie tiefere Einblicke in Technik und industrielle Verfahren erhielten und sich bei ihnen ein Interesse für Forschungsaufgaben entwickelte, waren andere nicht so glücklich und hätten die Zeit lieber in der Schule verbracht, als sich mit, wie es heißt, belanglosen, stupiden und zusammenhanglosen Arbeitsabläufen befassen zu müssen.

2.4.4. Interaktionen sollten Akzente setzen – Qualität der Bildung steigern

In der Sitzung des Pädagogischen Rats zur Vorbereitung des Schuljahres 1970/71 waren neue Hauptaufgaben beraten worden: „Organisation eines fachlich qualifizierten, politisch durchdachten und den neuen Erkenntnissen der marxistisch-leninistischen Pädagogik entsprechenden Unterrichtes“ auf der Grundlage neuer Lehrpläne.

Schwerpunkte sollten die Zusammenarbeit der Kolleginnen und Kollegen aus den unterschiedlichen Fachbereichen zur Verbesserung des fächerübergreifenden Unterrichtes sowie Hospitationen, auch durch die Schulleitung, sein. Dem muttersprachlichen Prinzip müssten Lehrer aller Fächer große Aufmerksamkeit schenken. Durch klare Konzepte sollten die Schüler/innen (243 in den Klassen 9–12) überzeugt und zum eigenen Handeln motiviert werden. Auftretende Schwierigkeiten sollten durch ein problemhaftes Gestalten des Unterrichtes und hohe Forderungen überwunden werden. Maßstäbe bzw. Bewertungsrichtlinien wurden festgelegt (1-sehr gut ab 96%; 2-gut ab 80%; 3-befriedigend ab 60%; 4-genügend ab 40%; 5-ungenügend unter 40% der Erfüllung der Leistungsanforderungen).

In Angaben über Vergleichsarbeiten in den Fächern Geschichte, Geografie, Russisch und Staatsbürgerkunde der Schuljahrgänge 9 und 10 schnitten die Schüler/innen der EOS „Lucas Cranach“ gut ab und lagen über dem Kreisdurchschnitt. Es ist in diesem Zeitraum aus Klassenbucheintragungen auch zu erkennen, dass sich die inhaltliche Differenzierung in sprachliches bzw. mathematisch-naturwissenschaftliches Profil aufgelöst hatte. Ziel war eine gute Allgemeinbildung mit soliden anwendungsbereiten Kenntnissen.

Da die Aufnahmekommissionen sehr streng auswählten, wurden nur die Lernwilligen und Leistungsstarken in die EOS aufgenommen. Allein so ist wohl zu erklären, weshalb in der LCO durchschnittlich ca. 40% der Schüler/innen besser als „gut“ auf dem Abiturzeugnis bescheinigt bekamen. Seit 1982 existierte ein „Ehrenbuch“. Dort sind alle Abiturientinnen und Abiturienten namentlich erwähnt, die mit der Lessing-Medaille in Gold (Durchschnitt bis 1,2) oder Silber (bis 1,5) geehrt wurden.

2.4.5. 1982/83 – eine Parteireform schafft neue Strukturen

Den politisch Verantwortlichen schien die Zeit reif, das „Gesetz über die sozialistische Entwicklung des Schulwesens in der DDR“, das eine Struktur des Schulsystems mit dem Hauptweg über die berufliche Ausbildung vorsah, endgültig zu verwirklichen. Die zwölfklassige erweiterte polytechnische Oberschule war einer der Nebenwege im umfangreichen System an Bildungseinrichtungen in der DDR. Die neue Regelung bedeutete, dass Interessierte sich zwar während des 9. Schuljahres in der POS in einem umfangreichen Verfahren für die Abiturstufe bewerben, jedoch erst nach erfolgreicher Abschlussprüfung der Klasse 10 auf die EOS wechseln konnten. Es bedeutete aber auch, bereits während des 11. Schuljahres Vorbereitungen für eine Studienbewerbung zu treffen und zu lernen, nichts als zu lernen!

Die EOS „Lucas Cranach“ nahm 74 Schüler/innen auf und bildete drei elfte Klassen. Die Stundenpläne sahen wöchentlich sechs Stunden Mathematik, fünf Stunden Deutsch, je drei Stunden Russisch, Englisch/Französisch, fakultativ auch Latein, Biologie, Chemie und Physik, je zwei Stunden Geschichte, Geografie, Staatsbürgerkunde, Sport und eine Stunde Kunst oder Musik vor. Im vierzehntäglichen Wechsel fielen zu Gunsten des WPA je zwei Stunden Mathematik, Deutsch und Biologie bis zu einem bestimmten Zeitpunkt vor dem Abitur aus. Ein Ehemaliger des Geburtsjahrganges 1967 berichtet:

„Unser Jahrgang war der erste, der nach der 10. Klasse zu EOS kam, also die zweijährige Abiturstufe. Der Notendurchschnitt musste zwischen 1,0 und 1,4 liegen und die Beurteilung musste hinsichtlich gesellschaftlicher Arbeit stimmen. Aber wenn sich schon zu dieser Zeit jemand für die Offizierslaufbahn entschieden hatte, dann wurden natürlich beim Notendurchschnitt Abstriche gemacht. Das hat es relativ oft gegeben. ... Anfangs hatten wir alle mit den Anforderungen in der LCO zu kämpfen, aber ich glaube das ist normal. ... Es war ein gutes Klima an der Schule zwischen Lehrern und Schülern. Man konnte auch mal seine Meinung äußern, ohne gleich als Staatsfeind bezeichnet zu werden. ... besonders

belastend war es, wenn wir bei jeder Gelegenheit mit dem FDJ-Hemd antanzen mussten.“³²

Der ehemalige Direktor äußert sich zum Problem „EOS – sozialistische Kaderschmiede“³³ dahingehend, dass es durchaus Probleme gegeben habe, die jedoch nicht unbedingt Konsequenzen für die sogenannten Kaderauswahlfragen im Rahmen der Studienbewerbung nach sich zogen.

3. Die EOS „Lucas Cranach“ im vierten Jahrzehnt ihres Bestehens

3.1. Das Schuljahr 1989/90

Es begann wie alle anderen Schuljahre. Im großen Cranach-Schulgebäude zählte man noch fünf Klassen. Ein Programm, ein Jahresarbeitsplan wurde aufgestellt. Vordergründig darin dürften die Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag der DDR und die Vorbereitungen des XII. Parteitages der SED gewesen sein.³⁴ Die „Kaderschmieden EOS“ entsandten zum 7. Oktober 1989 ihre Besten in FDJ-Kleidung zu den Festdemonstrationen in die Hauptstadt. Die großen Errungenschaften wurden gefeiert. Doch schon wenige Tage später bröckelte es in der Parteispitze der DDR. Am 18. Oktober 1989 trat der Staatsratsvorsitzende „aus gesundheitlichen Gründen“ zurück.³⁵ Ein anderer übernahm die Funktionen. Der Kurs sollte auf jeden Fall gehalten werden, auch in der Bildungspolitik. Jedoch, auf der politischen Bühne brodelte es, trat keine Ruhe ein. Am 9. November, an einem Freitagabend, verkündete ein Mitglied des Staatsrates: „... die Grenze ist offen ...“. Die Schule wurde am Samstag nur von sehr wenigen Schülern/innen besucht.

Alles drohte, aus den Fugen zu geraten. Die Schulleitung forderte die Lehrer auf, ihre demokratischen Freiheiten wahrzunehmen, ihre Pflichten zu erfüllen und Verständnis und Toleranz gegenüber den Schülern zu zeigen.³⁶ Das Fach Staatsbürgerkunde gab es fortan nicht mehr. Die Abiturprüfungen verliefen ruhig; 48 Prüflinge nahmen teil und bestanden mit guten Ergebnissen. Eintragungen im Ehrenbuch fehlen allerdings. Die Reifezeugnisse im DIN A5-Format ähnelten denen der Vorjahre. Die Einschätzungen waren kurz gehalten und nahmen lediglich Bezug auf Persönlichkeit und Lernhaltung.

³² Artikel von Horst G. (Jg. 1967), in: Schulzeitung „Tarantel“ des LCG; Sonderausgabe vom Oktober 1999, S. 11.

³³ Art. von Dietrich D. (Jg. 1937), ebd., S. 11f.

³⁴ Vgl. Tageszeitung „Freiheit“, Organ der Bezirksleitung Halle der SED, 44.Jg./Nr. 237 vom 9.10.1989.

³⁵ Ebd., Nr. 246 vom 19.10.1989.

³⁶ sinngemäße Wiedergabe der Worte des damaligen Direktors

3.2. September 1990 – Änderungen stehen an

Die sozialistische Einheitsschule wurde zu Grabe getragen. Große Ereignisse warfen ihre Schatten bzw. Strahlen voraus. Am 3. Oktober 1990 wurde der Tag der Wiedervereinigung gefeiert. Es existierte der Einigungsvertrag, der wesentliche Vereinbarungen zwischen der BRD und DDR festschrieb. Bis zum Inkrafttreten landesrechtlicher Regelungen – Bildung wurde Länderhoheit – galt eine vom Ministerrat der DDR beschlossene vorläufige Schulordnung.³⁷ Mit einer Verordnung vom 25.1.1990³⁸ war bereits die 5-Tage-Unterrichtswoche in den allgemein- und berufsbildenden Schulen etabliert worden, eine von Schülerschaft, Lehrkräften und vielen Eltern begrüßte große Errungenschaft. Im §2 der VO war festgeschrieben, dass die Schulen das Erstrecht der Eltern auf Erziehung ihrer Kinder haben.

Die EOS durfte wieder von Schülerinnen und Schülern ab der 9. Klasse besucht werden. Die LCO war durchgängig zweizügig und hatte im Schuljahr 1990/91 231 Schüler. Es galten eine bestätigte Stundentafel und Rahmenrichtlinien für die Vermittlung des Unterrichtsstoffes. Gesellschaftskunde hieß ein neues Fach, und statt WPA entschieden sich einige Schülerinnen und Schüler für eine Projektarbeit und legten mit ausgewählten Lehrer/innen Themen und Termine fest, z.B. „Das griechische Göttergeschlecht und die Bedeutung des griechischen Theaters“, „Das System der Pilze“ oder „Komplexaufgaben in der Analyse“, um nur einige zu nennen.

Die Themen für die schriftlichen Prüfungen wurden zentral herausgegeben vom Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur des Landes Sachsen-Anhalt, dem sächsischen Staatsministerium für Kultus des Freistaates Sachsen, den Kultusministerien der Länder Thüringen und Mecklenburg-Vorpommern, dem Ministerium für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg sowie der Senatsverwaltung für Schule, Berufsausbildung und Sport des Landes Berlin. Es waren Wahlthemen, die in Deutsch, Mathematik, einer Fremdsprache und einer Naturwissenschaft für alle verbindlich waren; hinzu kamen mindestens zwei mündliche Prüfungen. 51 Abiturienten/innen verließen 1991 die Erweiterte allgemeinbildende Oberschule „Lucas Cranach“ mit einem Reifezeugnis neuen Formates (DIN A 4). Es trägt die Zusätze, mit diesem Zeugnis nach dem Beschluss der KMK vom 10. Mai 1990 zum Hochschulzugang in allen Ländern der Bundesrepublik Deutschland berechtigt zu sein, und dass Grundlage der Errechnung der Notendurchschnitte der Beschluss der KMK vom 08.07.1987 zur „Neufassung der Vereinbarung über die Errechnung der Notendurchschnitte für Zeugnisse über die Hochschulzugangsberechtigung aus der DDR“ in der jeweils geltenden Fassung und die entsprechenden Regelungen der Länder bildet.³⁹

³⁷ „Verfügungen und Mitteilungen des Ministeriums für Bildung und Wissenschaft“ Teil I Allgemeinbildende Schulen und Einrichtungen für Kinder, Nr. 12 vom 1.10.1990.

³⁸ Ebd., S. 114, Fn. 1.

³⁹ Zeugnisformular des Abiturjahrganges 1990/91.

4. Bildung und Wissenschaft an der „Cranach-Schule“ seit 1991

4.1. Die „LCO“ wird „LCG“ – der Start in die Schulform Gymnasium

Mit Beginn des Schuljahres 1990/91 wurde das gegliederte Schulsystem eingeführt. Aus der „Erweiterten Oberschule ‚Lucas Cranach‘“ wurde das Lucas-Cranach-Gymnasium. Zu dieser neuen Schulform hatten Schüler ab Jahrgangsstufe 5 Zugang. Der Zulauf war groß, hatte doch der Elternwunsch Priorität. So begannen wir im Cranach-Gymnasium mit mehr als 800 Schüler/innen vier- und fünfzünftig in den Jahrgangsstufen. Da die räumliche Kapazität des Stammhauses nicht ausreichte, ordnete der Schulträger eine ehemalige POS mit Sporthalle und 32 Räumen sowie einen Gebäudeteil einer weiteren POS mit sechs Räumen und Nebengelassen dem Cranach-Gymnasium zu. Damit herrschten sehr gute räumliche Voraussetzungen, wenn auch ein Pressebericht lautet:

„Die Bausubstanz der Lucas-Cranach-Schule ist schlecht. Das Gebäude bedarf dringend der Sanierung. Im Heizungskeller steht das Grundwasser fast einen Meter hoch.“⁴⁰

Der Zustand der anderen Gebäude war nicht besser. Von großem Vorteil erwies sich, dass alle Gebäude mit der Turnhalle unmittelbar einen großen zu begrünenden Schulhof umschlossen und genügend Auslauf boten.

Wir richteten für die naturwissenschaftlichen Fächer je zwei Unterrichtsräume ein, die sich jeweils an einen Praktikums-/Laborraum anschlossen. Für den lange Zeit unterrepräsentierten Sprachunterricht (auch Latein) konnten Fachräume mit guten Zugriffsbedingungen für den Einsatz neuer Medien, neuer ein- und zweisprachiger Lexika, Literatur u.a. geschaffen werden; ähnliches ließ sich für Gesellschafts- und Geisteswissenschaften (neu auch Philosophie) und für Mathematik realisieren. Der modernen Zeit folgend konnte Informatikunterricht erteilt werden, da bereits ein Raum mit PC der älteren Generation bestückt und ein zweiter Raum mit neuer Technik geplant war. Kunsterziehung und Musik eroberten eigene Bereiche mit zusätzlichen Übungsräumen/Ateliers. Für den Sport boten die beiden nutzbaren Hallen zwar einen wenig erbaulichen Anblick, waren aber nutzbar. In jedem Falle aber konnte begonnen, die gymnasiale Bildung in Angriff genommen werden.

Die neuen „Elftklässler“ (81) machten sich erstmalig mit dem Kurssystem vertraut, entschieden sich für Leistungs- und Grundkurse und hatten – wie niemand vor ihnen – die Chance, einige Fächer abzuwählen. Ab zweitem Halbjahr erfolgte die Bewertung in Punkten nach einer „Sechskerskala“ statt in Zensuren. Nur die 12. Klassen (62 Schüler/innen) blieben beim herkömmlichen System, d.h. alle Fächer waren zu belegen. Sie bereiteten sich auf ein Abitur mit vier schriftlichen und mindestens zwei mündlichen Prüfungen vor (nach dem damaligen Bildungsminister auch als „Meyer-Abitur“ bezeichnet).

Den Neubeginn ermöglichten auch die 47 Kolleginnen und Kollegen mit den notwendigen Fachkombinationen, die willens und bereit waren, den Anforderungen der Schulform Gymnasium gerecht zu werden. Ein ehemaliger Schüler des Abiturjahrganges 1996/97,

⁴⁰ „Mitteldeutsche Zeitung“ 7/1991, Bildunterschrift.

derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter eines Geschichtsprofessors an der Universität Zürich, bemerkt in seinem Beitrag zum 50-jährigen Schuljubiläum zu dieser Zeit:

„Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne‘ (Hermann Hesse) ... Am Anfang meiner Zeit in dieser Schule, am Anfang des Gymnasiums mit Namen ‚Lucas Cranach‘ standen die großen Veränderungen des Jahres 1991. Die Polytechnische und die Erweiterte Oberschule gingen, das Gymnasium kam, und ein noch kindlicher Beobachter wie ich fand das alles schrecklich aufregend und sogar fast ‚furchterregend‘. Diese Aufregung verflog, neue Lehrer kamen, neue Freunde fand man, der Alltag tat das Übrige. Schule, wie man sie eben kennt – Lernen, Klassenarbeiten (später eindrucksvoll Klausuren genannt), Erfolge, Mißerfolge, also auch unbewußtes Arbeiten an sich selbst. Zeit verging, ohne dass man sich der Veränderungen seiner Person bewußt gewesen wäre. Heute ist das anders, heute kann ich diese Veränderung benennen. Als wichtigstes erscheint mir heute der kritische Geist, der sich allmählich entwickelte und die Interessen für Literatur, Kunst, Geografie etc., die geweckt wurden und nicht im Verborgenen blieben. ... Schule bedeutete für manche aber auch mehr, sie bedeutete ‚etwas auf die Beine zu stellen‘, sich einzubringen, mehr zu machen als vielleicht nötig gewesen wäre...“⁴¹

4.2. Neuorientierungen

Überlegungen, eine Profilierung vorzunehmen, um sich von den sechs anderen zur damaligen Zeit existierenden Gymnasien im Landkreis Wittenberg zu unterscheiden, wurden aufgegriffen und wieder verworfen. Einer verstärkten Ausbildung in den modernen Fremdsprachen widmeten wir unsere Pläne, wohl wissend, dass anderes nicht vernachlässigt werden durfte. Der schulfachliche Dezernent zeigte sich gegenüber unserer Idee „KIK“ – Kommunikation, Integration, Kooperation – nicht ablehnend. Jedoch blieben diese Vorhaben zunächst auf dem Papier. Das Kollegium und die Elternschaft wollten einen qualitativ hochwertigen Unterricht absichern, ein anwend- und abrufbares Allgemeinwissen vermitteln, um damit das Bestmögliche für die Schüler zu tun.

Die Fächer Ethik und Religion konnten wir im ersten Jahr noch nicht anbieten, da uns keine ausgebildeten Lehrkräfte zur Verfügung standen. Einige Lehrer/innen befanden sich aber bereits in berufsbegleitender Weiterbildung mit dem Ziel, nach Bestehen der ersten Staatsprüfung eine Unterrichtserlaubnis zu erhalten. Für das Cranach-Gymnasium waren das sieben Lehrkräfte mit einer Qualifizierung für Ethik, je zwei für evangelische und katholische Religion sowie für Rechtskunde und Sozialkunde. Außerdem waren der Besuch von Fortbildungsveranstaltungen oder Studienaufenthalte in England, den USA, Frankreich oder Spanien für die meisten selbstverständlich.

Eine gut organisierte aktive Fachschaftsarbeit half, Erfahrungen auszutauschen und im Unterricht ein ähnlich hohes Anforderungsniveau zu halten. Fünf Fachlehrer aus dem LCG sind nach tiefgründiger Überprüfung als Fachbetreuer (für Ethik, evangelische Religion, Englisch, Chemie und Physik) bestellt worden. Drei Lehrkräfte sind seit Beginn an in

⁴¹ Brief und Redebeitrag eines Ehemaligen vom 28.10.1999; unveröff., im Archiv des LCG.

Kommissionen zur Erstellung und Aktualisierung von Rahmenrichtlinien tätig, zwei arbeiten in EPA-Kommissionen,⁴² beteiligen sich am Zusammenstellen einheitlicher Prüfungsanforderungen und an der Formulierung von Fragen für das sachsen-anhaltische schriftliche Abitur mit zentraler Aufgabenstellung.

Die Schüler werden in vielen Fällen im Rahmen einer vertiefenden Orientierung – einerseits auf neue Fachinhalte, andererseits auf persönliche Interessengebiete – in problemorientiertes Arbeiten einbezogen. Sie lernen also, mit wissenschaftlichen Arbeitsmethoden umzugehen und fertigen auf der Grundlage persönlicher Entscheidungen z.B. schriftliche Hausarbeiten, Jahresarbeiten oder sog. Besondere Lernleistungen zu ausgewählten Themen an. Deren Gliederungen und Inhalte werden mit selbst gewählten Mentoren abgesprochen und müssen nach Abgabe der schriftlichen Arbeit verteidigt werden. Von großem Vorteil für die Persönlichkeitsentwicklung sind die Möglichkeiten, Schulpartnerschaften mit dem Ausland zu pflegen, ein Schuljahr im Ausland zu verbringen sowie der Besuch von Seminaren und Kursen unterschiedlichen Angebotes.

Seit Bestehen der Stiftung Leucorea nutzen die Schülern gern deren vielfältige Angebote. Auch wurde eine alte Tradition wiederbelebt, indem ein Partnerschaftsvertrag mit dem Stickstoffwerk geschlossen wurde. Die Schüler/innen lernen in Betriebsteilen hochtechnisierte Produktionsanlagen kennen, erhalten ein tieferes Verständnis für komplizierte Reaktionen und Vorgänge. Begabte und Interessierte geben ihre Erkenntnisse im Prozess „Schüler lernen durch Schüler“ in Form von Betriebsführungen bzw. bei Labor- und Feldversuchen weiter. Die Schüler des Teams der Schulzeitung „Tarantel“ haben einen eigenen Redaktionsraum mit moderner Technik, die Schulbibliothek wird von Schülern mitverwaltet, in der Schultheatergruppe, in Projekten, in Sport-AGs, in Chor- und Musikgruppen, aber auch im Schülerrat finden Interessierte und Engagierte ein weites Betätigungsfeld. Erfreulich für Schulleitung und Kollegium sind die intensive Nutzung dieser Angebote und der hohe Grad an Selbstständigkeit. So bereitet die Schularbeit Freude.

Mehr als 600 Abiturienten haben in den Jahren zwischen 1991 und 2003 die Schule verlassen. Sehr viele sind bundesweit oder im Ausland tätig, tragen Verantwortung; 12 Referendare legten die zweite Staatsprüfung ab und sind in den unterschiedlichen Bundesländern mit Lehramt an Gymnasien beschäftigt. Das Angebot, Fähigkeiten und Wissen zu erwerben, ist groß und verlockend. Wenn Verständnis und notwendiger Fleiß sich mit (genetischen) Anlagen, Begabung und Talent sowohl bei Lehrenden als auch bei Lernenden paaren, kann das für Bildung und Wissenschaft nur von Nutzen sein. Auf den Willen kommt es an!

⁴² EPA = Einheitliche Prüfungs-Anforderungen; die Kommission setzt sich zusammen aus Fachlehrer/innen von Gymnasien, Fachkräften der Hochschulen und des Landesinstituts für Bildung im Land Sachsen-Anhalt (LISA).

**Wieder ein
universitärer Standort**

Akademische Wissenschaft in Wittenberg: Zehn Jahre im Aufbruch

Wirkungen des universitären Standortes seit 1994

Johannes Walther

1. Die Wiederbelebung der LEUCOREA als Stiftung

Mit der Wiedervereinigung Deutschlands kam auch in den neuen Bundesländern verstärkt der Gedanke auf, alte Universitätsstandorte zu revitalisieren. Zu diesen zählt, neben Frankfurt an der Oder (Viadrina) und Erfurt (wo die Initiative bereits in den endachtziger Jahren ihren Ausgang nahm), auch die Lutherstadt Wittenberg mit ihrer damals ehemaligen Universität LEUCOREA (1502-1817). Zwar waren im Namen der Vereinigten Friedrichs-, seit 1933 dann Martin-Luther-Universität die beiden Ursprungsstädte in Form von „Halle-Wittenberg“ zusammengefasst. Doch gab es in Lutherstadt Wittenberg tatsächlich keinen Teilstandort der Universität. Nicht ein einziges Institut der Universität war in Wittenberg zu finden.

So begann man sich auf die alten Traditionen zu besinnen und schlug zur „Wiederbelebung akademischen Lebens in Wittenberg“ verschiedene Lösungen vor. Diese reichten von Fakultätsverlegungen bis zu völlig neuen Studiengängen. Übrig blieb dann aber im Jahr 1994 eine „Stiftung des öffentlichen Rechts an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg“ mit dem alten Namen „LEUCOREA“. Dieser Stiftung wurden die Grundstücke und Gebäude des *Fridericianums* in der Wittenberger Altstadt übertragen. Aber nicht nur das. Sie war dazu auserkoren, akademisches, nicht zuletzt auch internationales wissenschaftliches Leben wieder in die Lutherstadt zu bringen. Mit drei Sektionen, Zentren und weiteren An-Instituten der Universität soll sie auch als ein wissenschaftliches Zentrum in Mitteldeutschland fungieren.¹

Städtebaulich ist das *Fridericianum* der Leucorea gut in die Wittenberger Altstadt integriert und hebt sich dennoch als universitärer Standort auf besondere Art und Weise aus den umliegenden Gebäudegruppen heraus. Es stellt Geschichte und Gegenwart zugleich dar. Das Gelände ist an das Straßennetz (Collegienstraße, Wallstraße) und an das ÖPNV-Netz angeschlossen und somit innerstädtisch gut erreichbar. Denkbar wäre, eine deutliche Verbesserung der ÖPNV-Anbindung im Rahmen eines einheitlichen Verkehrsverbundes (z.B. durch eine Ausweitung des Mitteldeutschen Verkehrsverbundes auf die Region Des-

¹ Siehe auch: <http://www.leucorea.de>, <http://www.wittenberg-center.org>, <http://www.hof.uni-halle.de> und <http://www.sprache.uni-halle.de>.

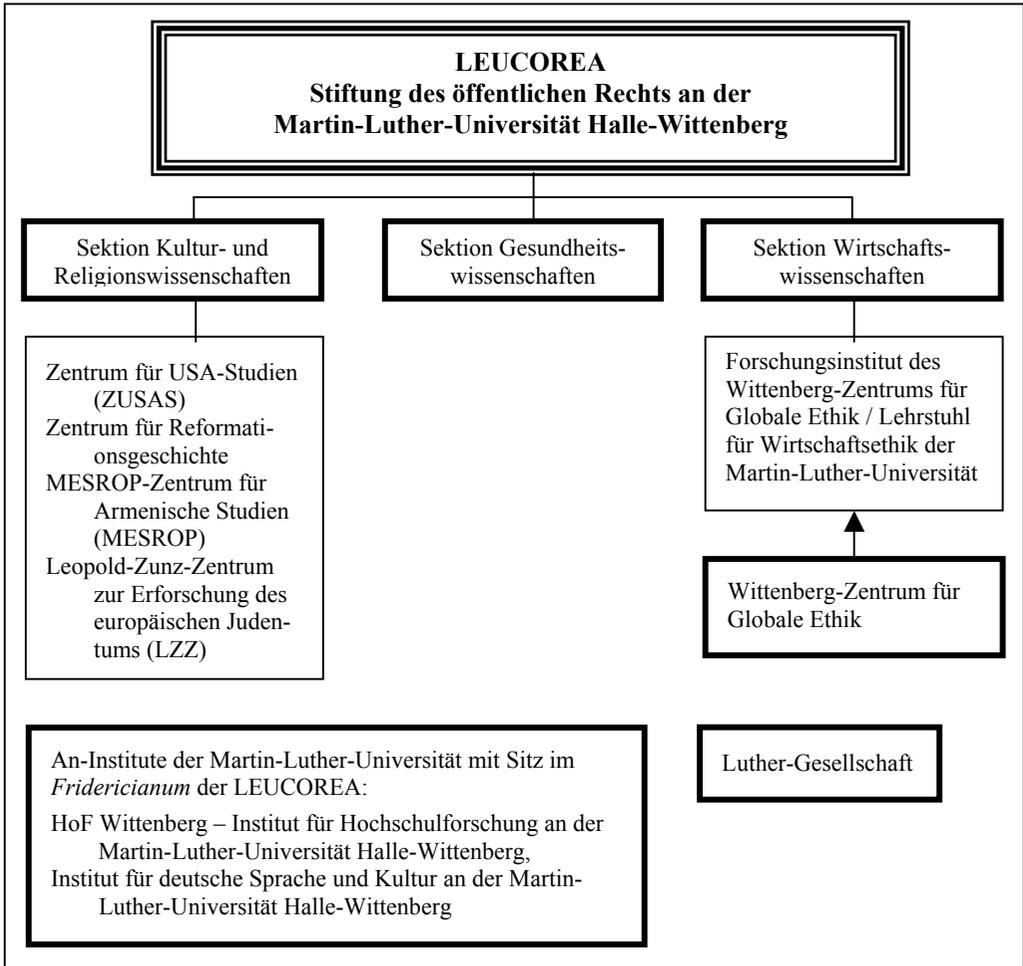


Abb. 1: Die Struktur der Stiftung Leucorea (Stand 2004)

sau-Wittenberg) zu schaffen. So könnten Studenten der Martin-Luther-Universität zwischen Halle und Wittenberg pendeln und Veranstaltungen im *Fridericianum* intensiver nutzen. Das würde zu einer deutlichen Zunahme des jungen akademischen Lebens in Wittenberg führen. Schließlich gelten Hochschulen als entscheidender Standortfaktor innerhalb einer Region oder Stadt. Wie kann auch diese Universitätsstiftung mit all ihren Einrichtungen als Wirtschaftsfaktor dienen?²

² Vgl. auch Johannes Walther: Der Wissenschafts- und Hochschulstandort Wittenberg als Standortfaktor der wirtschaftlichen Entwicklung der Region, Wittenberg 2001, URL: <http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni/leucorea.pdf> [→ Klick auf „weitere Texte“].

2. Wirkungen auf Wittenberg und die Region

2.1. Das Fridericianum als Tagungszentrum

Mit der Sanierung des Fridericianums wurde in der Lutherstadt wieder ein attraktiver Ort für Forschung, Lehre und Weiterbildung geschaffen. Der Gebäudekomplex verfügt heute mit zwei Bibliotheken, Hörsaal (Audimax), Seminarräumen, moderner Tagungstechnik, Büroräumen, Cafeteria, Übernachtungsmöglichkeiten und Stipendiatenwohnungen über eine reizvolle Infrastruktur. Unterstützt wird die hohe Attraktivität durch einen angenehmen großen Innenhof mit Brunnen und hauseigenem Parkplatz, der durch einen Grünstreifen abgegrenzt ist.

Genutzt werden auf Grund dieser Attraktivität das Gelände und die Räumlichkeiten nicht nur von den Einrichtungen im Fridericianum, sondern auch von zahlreichen Instituten der Martin-Luther-Universität, Unternehmen und zahlreichen anderen Einrichtungen als Tagungsort. Durch diesen Tagungs-, Forschungs- und Lehrstandort gewinnt Lutherstadt Wittenberg deutlich an Internationalität. So lockt das *Institut für deutsche Sprache und Kultur* Jahr für Jahr ausländische Studenten aus der ganzen Welt nach Wittenberg, um in dieser Stadt deutsche Sprache und Kultur in Form von Sprachkursen, Exkursionen und Praktika erlebbar zu machen. Auch das *Zentrum für USA-Studien* trug durch Einladung von Gastprofessoren aus den USA, Intensivseminare und Konferenzen zur Internationalität und zu akademischem Leben bei.



Abb. 2: Die Leucorea in Wittenberg. Hofansicht

Als wissenschaftliche Einrichtung etabliert sich das *Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik*, das über den Stiftungslehrstuhl für Wirtschaftsethik der Martin-Luther-Universität in Halle und über ein Forschungsinstitut an die Sektion Wirtschaftswissenschaften der Leucorea angeschlossen ist. Das von Bundesaußenminister a.D. Hans-Dietrich Genscher und dem ehemaligen UN-Botschafter Andrew Young gegründete Zentrum ist dem Ziel verpflichtet, die weltweite Verständigung über die ethischen Grundlagen friedlicher Kooperation im Zeitalter der Globalisierung voranzubringen und lädt Menschen aus aller Welt nach Wittenberg ein. So werden Strategie-Foren und Young-Leaders-Seminare (u.a. mit Teilnehmern aus Afrika und Amerika), Dialogforen für Konfliktparteien (z.B. mit Delegationen aus Israel und Jordanien) sowie Management Trainings für Nachwuchs- und Führungskräfte aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft durchgeführt. Für die Frage der Ethik in der modernen Gesellschaft kann die Lutherstadt mit ihrem „genius loci“ als welthistorischer Ort und die Leucorea mit ihrer großen Tradition reformerischen Denkens besondere Wirkung entfalten.

Ein weiteres Anliegen der Leucorea ist, das Fridericianum auch als *kulturelles Zentrum* in Sachsen-Anhalt zu entwickeln. Tatsächlich fanden und finden auch viele kulturelle Ereignisse hier ihren Veranstaltungsort. Dazu gehören öffentliche Theateraufführungen, Konzerte, Vorträge und Filmvorführungen. Dadurch erfuhr die Wittenberger Altstadt mit ihrer regionalen Zentrumsfunktion eine klare Aufwertung. Sie übt mit der Leucorea eine relativ starke Anziehungskraft auf die Region aus. Mit Hilfe der universitären Einrichtungen wurden kulturelle Veranstaltungen möglich, die sonst nur größeren Städten vorbehalten bleiben. Zu diesen Veranstaltungen zählen:

- die *Halleschen Universitätsmusiken – Wittenberger Kammerkonzerte*,
- *Abschlusskonzerte* der Kreismusikschule,
- Konzerte des Orchesters des (inzwischen geschlossenen) Mitteldeutschen Landestheaters,
- *LEUCOREA-Kolleg* (Vorträge der Leucorea für die Öffentlichkeit),
- die *Leopold-Zunz-Vortragsreihe* (Vorträge des Leopold-Zunz-Zentrums),
- *American Studies Lectures* (öffentliche Vorlesungen des Zentrums für USA-Studien),
- *American Film Series* (Amerikanische Filmvorführungen in englischer Sprache),
- *American Culture Days* (Amerikanische Kulturtage),
- *Interkulturelle Wochen*,
- die *Chinesische Woche* im Jahr 1999,
- die Beteiligung an den *Wittenberger Hofkonzerten* und
- seit 2003 die *Wittenberger Erlebnismacht*.

Allerdings konnten nicht alle kulturellen Angebote dauerhaft gehalten werden. Damit ging der Stadt auch wieder ein Stück soeben gewonnener Überregionalität verloren. Mit der *Wittenberger Erlebnismacht*, die erstmalig im Jahr 2003 stattfand, gewinnt die Stadt besonders für Schüler und Studenten ein Stück Attraktivität zurück. Derart kann der Wissenschaftsstandort auch als kultureller Motor der Stadt gesehen werden.

Eine weitere kulturell überregionale Bedeutung behält die Leucorea mit ihrer *Bibliothek*. Den größten Bestand stellen Bände zu den Amerikastudien des Zentrums für USA-

Studien dar. Dazu kommen amerikanische Belletristik sowie Kinder- und Jugendbücher. Neben der Stadtbibliothek und der Bibliothek des Evangelischen Predigerseminars ist sie die dritte öffentlich zugängliche Bibliothek mit beschränkter Ausleihe in der Stadt. Sie umfasst etwa 21.000 Bände. Darüber hinaus dient sie auch als Bibliothek der Sektionen und Zentren der Leucorea.

War das Fridericianum der Leucorea mit seinem Auditorium Maximum jahrelang nach der Wiedervereinigung das größte (maximal 182 Personen) und zugleich modernste Tagungszentrum für Wittenberg, so gibt es seit dem Jahr 2003 mit dem „Piesteritzer Hof“ im Wittenberger Stadtteil Piesteritz ‚Konkurrenz‘. Dort bietet sich mitten in der aufwendig restaurierten Werkssiedlung ein Hotel-Restaurant mit wesentlich größerem Fest- und Tagungssaal (bis zu 300 Personen) und weiteren Tagungsräumen dem internationalen Tagungspublikum. Ausgestattet mit modernster Tagungstechnik stellt dies eine sinnvolle Ergänzung für größere wissenschaftliche und kulturelle Veranstaltungen, die das Fridericianum überfordern, in der Lutherstadt dar. Hier erscheint eine Kooperation zwischen dem „Piesteritzer Hof“ und den universitären Einrichtungen für sinnvoll.

Im übrigen kann dieser neue Tagungsort dem mitteldeutschen Industriestandort Piesteritz, unter anderem mit dem auch forschungstätigen Unternehmen Stickstoffwerke Piesteritz GmbH (SKW), eine noch größere Bedeutung geben. Forschungsk Kooperationen zwischen SKW und Hochschulen gibt es einige (z.B. MLU Halle-Wittenberg, HU Berlin, TU München, FH Erfurt).³ Weitere Unternehmensansiedlungen im (Agrar-)Chemiebereich, z.B. aus Hochschulen heraus, sind möglich und sollten von daher regionale Unterstützung finden. So existiert bereits die Idee der Wirtschaft, ein Technologie- und Innovationszentrum am Wittenberger Industriestandort Piesteritz zu etablieren, um Spin-offs und Startups der Agrochemie anzusiedeln. Die Martin-Luther-Universität könnte sich mit ihren biochemisch-technischen Instituten als ein guter Gründungspartner erweisen. Aber auch eine Gründungsplattform der Universitäten in Halle, Magdeburg, Berlin und Potsdam ist durch die geografische Lage denkbar. Aufgrund der Interdisziplinarität kann so ein Standort zum Treffpunkt zahlreicher Wissenschaften werden. Ein solches Technologiezentrum wäre dann wiederum auch ein weiterer Anziehungspunkt für Fachtagungen in der Lutherstadt.

2.2. *Akademische Wissenschaft in Wittenberg und innerstädtische Kooperationen*

Sicherlich ist die Lutherstadt noch nicht in der gesamten Bundesrepublik beziehungsweise oder ganzen Europäischen Union ein Inbegriff als universitärer Standort. Diese Bedeutung muss sich Wittenberg erst noch erarbeiten. Um so mehr erstaunt es, dass einige Touristen bei ihrem Besuch in dieser Stadt eine Universität erwarten. Die akademische Profilierung Wittenbergs sollte jedenfalls durch intensivste internationale Beziehungen flankiert werden. Mit dem Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik und dem in der Lutherstadt neu ange-

³ Siehe <http://www.skwp.de>

siedelten Lehrstuhl für Wirtschaftsethik der Martin-Luther-Universität ist in dieser Hinsicht innerhalb kurzer Zeit eine durchaus erstaunliche Leistung vollbracht worden. Dadurch gewinnt der Ort an universitärer Bedeutung und rückt verstärkt ins internationale Blickfeld. Aber auch die anderen aktiven Institute und Zentren bekräftigen diesen internationalen Effekt.

Allerdings gibt es nicht nur universitäre Einrichtungen, die in den neunziger Jahren neu gegründet wurden. Auch einige kirchliche und kulturelle Zentren wie

- das *Wittenberg-Center of the Evangelical Lutheran Church in America (ELCA)*,
- das *Luther-Zentrum*,
- die *Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt* (die zwar keine Neugründung, aber erst seit einigen Jahren in Wittenberg ansässig ist),
- die *Stiftung Luthergedenkstätten* und
- die *Cranach-Stiftung Wittenberg mit Malschule*

bringen durch ihre Programme neues internationales Leben in die Lutherstadt. Zwischen den universitären und nicht-universitären Zentren sollten und werden auch Kooperationen angestrebt. Dann können die nicht-universitären Einrichtungen für die universitären Zentren eine unterstützende Wirkung haben. Das zeigt sich beispielsweise bei dem Sponsoring von Kursstipendien durch regionale Unternehmen und Institutionen für Studenten des *Instituts für deutsche Sprache und Kultur*. Aber auch bei der Kursgestaltung arbeiten das Institut und zum Beispiel das *Haus der Geschichte* in Wittenberg eng zusammen.

Mit dem in den neuen Bundesländern einzigartigen *Institut für Hochschulforschung Wittenberg (HoF Wittenberg)* ist eine erfolgreiche Ansiedlung geglückt. Es betreibt Forschung über Hochschulen. Dabei finanziert es sich über Mittel aus Bund und Ländern sowie über Drittmittelprojekte. Mittlerweile arbeiten 23 Personen an diesem Forschungsinstitut. Durch Tagungen und Konferenzen kommen Gastwissenschaftler aus dem In- und Ausland an dieses Institut nach Wittenberg.⁴

Für eine Kooperation mit dem Wittenberger *Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung* bietet sich die *Sektion Gesundheitswissenschaften* der Stiftung Leucorea an. Das liegt nicht zuletzt deshalb nahe, da das Krankenhaus mit seinen Kliniken seit 1992 auch Akademisches Lehrkrankenhaus der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg ist und somit auch der Ausbildung von Medizinerinnen laut Approbationsordnung im Praktischen Jahr dient. Insgesamt absolvierten von 1993 bis 2001 etwa 70 junge Mediziner von Universitäten in Halle, Berlin, Jena und Leipzig ihr Praktisches Jahr an diesem Lehrkrankenhaus. Außerdem richten Chefarzte der Kliniken der Paul-Gerhardt-Stiftung fast jährlich Fachkongresse im Fridericianum der Leucorea aus.⁵

Das *Zentrum für Reformationsgeschichte* der Leucorea arbeitet eng mit der *Stiftung Luthergedenkstätten* zusammen. Darüber hinaus stellen die Bibliothek des Evangelischen Pre-

⁴ siehe <http://www.hof.uni-halle.de>

⁵ Siehe auch <http://www.pgstiftung.de>.

digerseminars und die Stadt- und Kirchenarchive von Wittenberg ein außergewöhnliches Forschungspotenzial für das Zentrum dar.

Das *Leopold-Zunz-Zentrum zur Erforschung des europäischen Judentums* trägt mit seinen Vorträgen, Seminaren, Publikationen und internationalen Kongressen entscheidend zur Weiterbildung auf dem Gebiet der Jüdischen Studien bei.

Den Auftrag zur Vermittlung armenischer Kultur hat das *Zentrum für Armenische Studien* der Leucorea. Des Weiteren soll eine Armenische Bibliothek für den mitteleuropäischen Bereich aufgebaut werden. Außerdem richtete dieses Zentrum im Jahr 2000 die *Weltkonferenz Armenien 2000* in Wittenberg und Halle aus.

Amerikanische Kulturvermittlung findet wiederum am *Zentrum für USA-Studien* statt, welches im Jahr 1995 als erste wissenschaftliche Einrichtung in Wittenberg gegründet worden war. So wurden bereits zahlreiche wissenschaftliche Intensivseminare veranstaltet, die auf Lehrkonzepten amerikanischer Graduate Schools fußen. Mit dem *American Studies Journal* und den *Occasional Papers* gibt das Zentrum zwei wissenschaftliche Publikationsreihen heraus.

Die dritte und zuletzt gegründete *Sektion Wirtschaftswissenschaften* der Leucorea soll als interdisziplinärer Schnittpunkt für Forschungen aus den Bereichen Betriebswirtschaftslehre, Volkswirtschaftslehre und Wirtschaftsinformatik dienen. Derzeit entwickelt dort insbesondere das Forschungsinstitut des *Wittenberg-Zentrums für Globale Ethik* gemeinsam mit dem in Wittenberg angesiedelten Lehrstuhl für Wirtschaftsethik ein international profiliertes Forschungsprogramm „Ethik für die Weltgesellschaft“. In dem Forschungsinstitut haben mittlerweile fünf Abteilungen ihre Arbeit aufgenommen, die von externen Experten geleitet werden und sich mit bedeutenden Zukunftsfragen befassen:

1. Nachhaltigkeit und Globale Ordnungspolitik,
2. Unternehmerische Ordnungsverantwortung und Neue Allianzen,
3. Globalisierung und Internationale Organisationen,
4. Korruptionsbekämpfung und Integritätsmanagement und
5. Dialog der Kulturen

Für eine dieser Abteilungen konnten bereits weitere Forschungsprofessuren erfolgreich angeworben werden. Zudem ist die Vernetzung mit anderen Kompetenzträgern der Region Mitteldeutschland sowie ein internationales Netzwerk im Aufbau.

Vor diesem Hintergrund gibt es hoffnungsvolle Zeichen, dass sich die Leucorea nach fast zwei Jahrhunderten des Dornröschen-Schlafes erneut als ein internationales Zentrum des Dialogs und Ort der Forschung an wichtigen Fragen der Menschheit etablieren könnte. Voraussetzungen dafür sind, dass eine solche Entwicklung durch ein klares Profil, vernünftige Strukturen, den erklärten politischen Willen und nicht zuletzt die nötigen Finanzmittel befördert wird.

3. Ausblick

Durch die Stiftung Leucorea wurde in der Lutherstadt ein großes Stück Wissenschaftsgeschichte verlebendigt. Daran knüpften sich für die Zukunft große Erwartungen, die als zu optimistisch eingeschätzt werden müssen. Insofern kann es nicht verwundern, dass die Entwicklungen hinter den Erwartungen zurückblieben, beispielsweise keine Studiengänge von Halle nach Wittenberg verlegt wurden.

Jedoch blieb die Entwicklung des universitären Standorts hinter vielen zu großzügigen Erwartungen zurück. Vor diesem Hintergrund muss man realistisch fragen, wie sich die Leucorea mit den An-Instituten und letztlich der gesamte Wissenschaftsstandort Wittenberg in Zukunft entwickeln können. Woran lässt sich heute noch anschließen, damit Wittenberg zu einem international vernetzten ‚Produktionsstandort‘ für Humankapital – der Mensch mit seinem Wissen – aufsteigt?

Betrachtet man den Wissenschaftsstandort Wittenberg als stadträumliches Ganzes, so haben sich seit 1990 drei kleinere und dennoch bedeutende Standorte herausgebildet bzw. stabilisiert, die sich mit Wissenschaft beschäftigen.

- Zum ersten der *Industrieforschungsstandort Piesteritz* mit dem Unternehmen SKW Piesteritz GmbH, das als einziges an diesem Standort noch über einen eigenen Zentralbereich Forschung und Entwicklung verfügt.
- Als *medizinisch-wissenschaftlicher Standort* kann das Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung mit seinen Kliniken und dem Institut für Pathologie im zentrumsnahen Stadt-



Abb. 3: Wissenschaftliche Mikrostandorte im Wittenberger Stadtgebiet

teil Wittenberg-Lindenfeld genannt werden, dass auch einen Teilstandort im nordwestlich gelegenen Stadtteil Wittenberg-Apollensdorf Nord aufweist. So wurden von der Klinik für Allgemein-, Visceral- und Gefäßchirurgie schon mehrere Chirurgenkongresse organisiert, die im Fridericianum der Leucorea stattfanden. In der strategischen Unternehmensplanung des Krankenhauses ist auch der „Ausbau des Fort- und Weiterbildungsstandortes Wittenberg durch die Förderung universitärer Ausbildung im Lehrkrankenhaus“ aufgeführt.⁶ Mit 1200 Mitarbeitern gehört die Paul-Gerhardt-Stiftung zu den größten Arbeitgebern der Region.

- Die Leucorea stellt mit den An-Instituten und der Stiftung Luthergedenkstätten in der Wittenberger Altstadt den dritten Forschungsstandort dar. Dieser ist zugleich *universitärer Lehr- und Weiterbildungsstandort*.

Diese drei wissenschaftlichen Standorte sollten in Zukunft weiter ausgebaut und noch besser vernetzt werden. Am Industrieforschungsstandort Piesteritz kann dies durch Gründung eines Technologie- und Innovationszentrums gefördert werden, das weiteren neugegründeten Forschungs- und Entwicklungsunternehmen – etwa Ausgründungen aus dem Hochschulbereich – in der Chemie und angrenzenden Branchen einen Sitz gibt. Auch dabei kann Wittenberg mit den entsprechenden Fakultäten und Instituten der Martin-Luther-Universität in Halle zusammenarbeiten.

Der Bereich der Paul-Gerhardt-Stiftung wird als Medizin-Standort weiter ausgebaut, verfügt jedoch über eine begrenzte Fläche. Somit sind Erweiterungen fast nur noch durch Umnutzungen möglich.

Am universitären Standort der Leucorea muss eine klare Profilierung und eventuelle Umstrukturierung erfolgen. Erst dann werden optimale Flächennutzungen für den Lehr-, Forschungs- und Weiterbildungsbereich erreicht. Auch hier ergibt sich bei einem weiteren Ausbau das Problem der Flächenbegrenzung. Diesem kann man dann nur mit einer Verlagerung von Instituten an andere Standorte innerhalb des Innenstadtdgebietes begegnen.

Auf diese Weise kann in der Lutherstadt ein Wissenschaftsnetzwerk entstehen, das durch gegenseitige Unterstützung, Förderung und durch gemeinsame Aktivitäten im globalen Wettbewerb standhalten kann. Und auch der regionalen Wirtschaft würde es zugute kommen, wie andere Wissenschaftsstandorte in Europa (z.B. Aachen) seit Jahren vorbildlich zeigen. So kommen ausländische Delegationen (z.B. Irak, Polen usw.) nach Aachen, um zu lernen, wie Hochschulen, Wirtschaft und Verwaltung seit Jahrzehnten kooperieren und damit den Strukturwandel von einer Steinkohle-Bergbauregion zu einer internationalen High-Tech-Region erfolgreich gemeistert haben. Die *Technologieregion Aachen*⁷ wird dabei heute oft mit der Region Boston (USA) verglichen, wo sich das weltbekannte *Massachusetts Institute of Technology (MIT)* befindet.⁸

So könnte es dann auch in Wittenberg zu ökonomischen Regional- und Beschäftigungseffekten in kleinerem Format führen, die bisher seit Wiedegründung der LEUCO-

⁶ Siehe <http://www.tagen-in-der-mitte.de/bild/pgs.html>.

⁷ Siehe <http://www.technologieregion-aachen.de>.

⁸ Siehe dazu <http://www.aachen.de>.

REA gar nicht oder zu geringfügig zu spüren waren. Natürlich darf dafür die Vernetzung und enge Zusammenarbeit von Wissenschaft, Bildung, Wirtschaft und Verwaltung in dieser Region nicht fehlen.

Wissensnetze

Bildung und Wissenschaft in Wittenberg seit 1990

Peer Pasternack

Die Jahre nach 1989 bescherten Wittenberg politisch eine Demokratisierung und ökonomisch eine zwar nicht vollständige, jedoch beträchtliche De-Industrialisierung.¹ In dieser Situation versprachen sich zahlreiche Akteure in der Stadt, Neuorientierung für die Zukunft vor allem durch eine Besinnung auf die Vergangenheit gewinnen zu können. Dabei kann auch zuviel des Guten getan werden, wie seit dem 19. Jahrhundert bekannt ist, als Wittenberg „so etwas wie eine begehbare Lutherreliquie“ wurde.² Doch gibt es eine eindrucksvolle Reihe von Aktivitäten, Institutionen, Gründungen und Ansiedlungen, die ausdrücklich darauf zielen, das überkommene Erbe nicht allein zu pflegen, sondern es für Gegenwart und Zukunft produktiv zu machen. Darüber hinaus eröffnen sich dem aufmerksamen Blick zahlreiche Aktivitäten und Institutionen, die auch über die reformationsbezogenen Bemühungen hinaus in der Stadt vorhandene Potentiale zu aktivieren suchen.

1. Gründung und Entwicklung der Stiftung Leucorea

Mit dem Systembruch 1989/90 war unter anderem der Möglichkeitsraum geöffnet worden, an eine Universitätswiedergründung denken zu können. Ab 1991 wurde diese Idee auch ernsthaft in der städtischen Öffentlichkeit und an der Martin-Luther-Universität (MLU) in Halle/S. ventiliert: „Aus Anlass des 175. Jahrestages der Vereinigung der Universitäten Wittenberg und Halle fand am 26. März 1992 in Wittenberg die Eröffnungsveranstaltung zur Wiederbelebung des alten Universitätsstandortes statt.“³ Dabei ging es sowohl um lokale Identitätsstiftung wie um regionale Strukturpolitik: „Die von allen Einrichtungen der

¹ vgl. Elmar Lange/Peter Schöber: Sozialer Wandel in den neuen Bundesländern. Beispiel: Lutherstadt Wittenberg, Leske+Budrich, Opladen 1993, S. 107-312; Peter Schöber: Der Wandel der lokalen Wirtschaft der Lutherstadt Wittenberg von der Industrialisierung bis zur Gegenwart, in: Stefan Oehmig (Hg.), 700 Jahre Wittenberg. Stadt Universität Reformation, Böhlau-Verlag, Weimar 1995, S. 473-482; Franz-Otto Gilles: Nach Rosskur Aufstieg zum Marktführer. Die Restrukturierung und Privatisierung der Stickstoffwerke Piesteritz, Forschungsstelle Diktatur und Demokratie am Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin, Berlin 1998.

² Johann Hinrich Claussen: Die gute Lutherstube. Wittenberg als Erinnerungsort: Die Verwandlung des Reliquienkultes in der Reformation, in: *F.A.Z.*, 26.2.2003, S. N3.

³ Ralf-Torsten Speler: Die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Ansichten – Einblicke – Rückblicke, Sutton Verlag, Erfurt 2003, S. 49.

Universität entblößte Stadt Wittenberg braucht zum Aufschwung nicht nur finanzielle Mittel. Sie benötigt Impulse, die erst durch das Leben einer Universitätsstadt mit Studenten freigesetzt werden“, so der Akademische Senat der MLU.⁴ Es war die Zeit der Aufbrüche. Dass in solchen Zeiten mehr möglich scheint als möglich ist, denunziert diese nicht, sondern setzt Energien frei.

Im Ergebnis konnte am 26.4.1994 zum 1. April 1994 die Stiftung Leucorea gegründet werden.⁵ Das hieß zugleich: Keine Universität Wittenberg wurde neu errichtet. Dafür bestand angesichts des Halbkranzes von Universitäten im Einstundenabstand ringsherum – Leipzig, Halle, Magdeburg, Potsdam, FU, TU und Humboldt-Universität zu Berlin – kein hinreichend belegbarer Bedarf. Aber es entstand mit der Stiftung Leucorea ein eigenständiger Standort für wissenschaftliche Forschung, der in enger Assoziiertheit zur Martin-Luther-Universität in Halle/S. Möglichkeiten eröffnete, universitäres Leben in Wittenberg neu zu entfalten. Es wurde also der Mittelweg zwischen der Beibehaltung der universitätslosen Situation einerseits und einer Universitätswiedergründung andererseits beschritten.

Mit dieser Mittellösung unterscheidet sich Wittenberg in zweierlei Hinsicht von anderen Orten, die gleichfalls im Zuge des Universitätssterbens Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Universität verloren hatten. Helmstedt z.B., dessen Universität 1810 geschlossen worden war und das hinsichtlich Größe und Struktur Wittenberg vergleichbar ist, hat seine Universität dauerhaft eingebüßt,⁶ ebenso wie etwa die niedersächsische Stadt Rinteln, bis 1809 Universitätsort. Duisburg hingegen, gleichfalls in Größe und Struktur Wittenberg vergleichbar, hat nach der 1818 erfolgten Universitätsaufhebung 1972 eine Neugründung erlebt.⁷ War dort das Motiv wesentlich die westdeutsche Bildungsexpansion der 70er Jahre, so finden sich in Ostdeutschland zwei Städte, die es nach 1989 zu einer Universitätswiedergründung brachten: Erfurt, dessen Universität 1816 vom selben preußischen König geschlossen worden war, der die ‚Vereinigung‘ der Halleschen und der Wittenberger Universität angeordnet hatte,⁸ und Frankfurt/Oder, dessen Universität 1811 nach Breslau

⁴ Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg: Entscheidungen des Senats über den Universitäts-Standort Wittenberg, Halle, den 14. Januar 1993, o.S. [Bl. 4], unveröff.

⁵ Beschluss der Landesregierung über die Errichtung der LEUCOREA, rechtsfähige Stiftung des öffentlichen Rechts an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg vom 26.04.1994, in: *Ministerialblatt des Landes Sachsen-Anhalt* 36/1994, S. 1283.

⁶ Vgl. Hans Haase/Günter Schöne: Die Universität Helmstedt 1576–1810. Bilder aus ihrer Geschichte, Jacobi-Verlag, Bremen/Wolfenbüttel 1976.

⁷ Vgl. Stadt Duisburg, Dezernat für Kultur und Bildung (Hg.): Die Universität Duisburg 1655-1818. Eine Ausstellung des Stadtarchivs Duisburg, Duisburg 1980, und Helmut Schrey: Die Universität Duisburg. Geschichte und Gegenwart. Traditionen, Personen, Probleme, Walter Braun Verlag, Duisburg 1982.

⁸ In Erfurt hatte sich bereits in der Endphase der DDR, nämlich 1987, eine nicht offiziell angeregte, sondern bürgerschaftliche Initiative, die „Interessengemeinschaft Alte Universität Erfurt“, gebildet, um eine perspektivische Wiedergründung der Universität zu betreiben (vgl. Denkschrift zur Gründung einer Europäischen Universität, o.O. o.J. [Erfurt 1991], S. 96f.). Auch hatte bereits die Medizinische Akademie Erfurt (MAE) seit ihrer Gründung 1954 kontinuierlich auf eine Wiedererweckung der Universität hingearbeitet, wie eindrucksvoll die in 22 Jahressbänden vorliegende Schriftenreihe der MAE „Beiträge zur Geschichte der Universität Erfurt (1392-1816)“ dokumentiert.

(Wrocław) verlegt und mit der dortigen Leopoldina zur Universitatis Literarum Vratislaviensis vereinigt worden war. Die Gründe für die Wiedergründungen in Erfurt und Frankfurt/O. lagen in deutlich anderen regionalen Situationen: In Erfurt war vor allem der Umstand ausschlaggebend, dass die Stadt auch Landeshauptstadt ist. Für Frankfurt/O. wirkte sich die expansive Hochschulgründungspolitik der brandenburgischen Landesregierung zu Beginn der 90er Jahre positiv aus, mit der die bis dahin sehr geringe Hochschuldichte des Landes beseitigt werden sollte. Wittenberg hingegen ist weder Landeshauptstadt noch in einer mit Hochschulen unterversorgten Region gelegen.

Doch immerhin: Die Stiftung Leucorea sieht sich – dokumentiert nicht zuletzt durch ihren Namen, aber auch durch ihre Eigenschaft als Rechtsnachfolgerin des Universitätsvermögens – in der historischen Kontinuität zur Universität. Als ihre wesentliche Aufgabe wurde formuliert, zur Wiederbelebung akademischen Lebens in Wittenberg beizutragen.⁹ Zu diesem Zweck operiert sie als eigenständig verwaltete Außenstelle der Universität in Halle.¹⁰ In inhaltlicher Hinsicht war die unterdessen zehnjährige Geschichte der Stiftung durch eine sukzessive Pragmatisierung der Ansprüche gekennzeichnet.¹¹ Anfangs hatte der Akademische Senat der MLU noch Hoffnungen auf einen regulären grundständigen Studienbetrieb in Wittenberg geweckt. Am 14. Januar 1993 war von ihm unter anderem empfohlen worden:

„Die Theologische Fakultät wird prüfen, ob sie in Wittenberg eine Einführung in das Studium der Theologie anbieten wird. Der Senat befürwortet diese Maßnahme.“ „Der Senat beschließt im Einvernehmen mit der Medizinischen Fakultät, den Direkt- und Fernstudiengang ‚Medizinpädagogik‘ (Diplomstudiengang mit Universitätsabschluß und Lehramtsstudiengang mit Staatsexamenabschluß) in Wittenberg anzubieten.“ „Die Universitätsstiftung wird in Wittenberg in der vorlesungsfreien Zeit des Sommers eine ‚Sommeruniversität Wittenberg‘ ... errichten. Der Senat wünscht, daß daraus in Wittenberg eine Keimzelle für ein ‚studium generale‘ entsteht.“¹²

Hinzu traten Vorschläge für postgraduale Ausbildungsformen: Es sollten Mittel für ein Graduiertenkolleg zum Thema „Umbruchsforschung“, ein weiteres zur Thematik „Grenzen des Lebens“ und für ein Europäisches Hochschulinstitut eingeworben werden.¹³ Das sachsen-anhaltische Wissenschaftsministerium kündigte an, dass künftig „Stipendien an Stu-

⁹ Vgl. Lutherstadt Wittenberg, der Oberbürgermeister (Hg.): Lutherstadt Wittenberg. Ein Projekt für die Zukunft. A Project for the Future, Wittenberg 2000, S. 15; Die Gründung der Stiftung „Leucorea“, in: Lutherstadt Wittenberg/Stadtgeschichtliches Zentrum (Hg.): Almanach der Lutherstadt Wittenberg 1994, Wittenberg o.J. [1995], S. 63-65.

¹⁰ Vgl. Michael Kilian: Die Stiftung Leucorea in Wittenberg, in: *Zeitschrift zum Stiftungswesen* 2/2004, S. 41-45.

¹¹ Vgl. aus der Frühzeit der Stiftung die Darstellung bei Alfred Schellenberger: Die Stiftung Leucorea in Wittenberg 1994 bis 1996, in: Martin Treu/Ralf-Torsten Speler/Alfred Schellenberger, Leucorea. Bilder zur Geschichte der Universität, Lutherstadt Wittenberg 1999, S. 34-38.

¹² Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg: Entscheidungen des Senats..., 14. Januar 1993, a.a.O., [Bl. 3 und 4], unveröff.

¹³ ebd.

dentem, Doktoranden, Habilitanden, Dozenten und Professoren vergeben werden“.¹⁴ 1995 wurde im Kultusministerium gar darüber diskutiert, die Luthergedenkstätten der Stiftung Leucorea einzugliedern: „Zur Zeit werden Gespräche mit den Kirchen über die Erweiterung der Leucorea-Stiftung geführt. Ziel ist es, die Luthergedenkstätten (Wittenberg, Eisleben) in geeigneter Form mit der Leucorea-Stiftung zu verbinden“, hieß es in einem internen Vermerk,¹⁵ wengleich am Ende der Bildung einer eigenen Stiftung, der „Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt“, der Vorzug gegeben wurde.¹⁶

Dass nicht alle der in unterschiedlichen Phasen formulierten Vorstellungen verwirklicht wurden, liegt in der Natur von Gründungs- und Anfangsüberlegungen. Größter und sichtbarster Erfolg der bisherigen Leucorea-Tätigkeit ist die in mehreren Bauabschnitten bis 1999 erfolgte Rekonstruktion der Gebäude auf dem historischen Gelände des Fridericianums.¹⁷ Das heutige Leben in diesem Gebäude ist durch inhaltliche Vielfalt geprägt.

Drei Sektionen der Stiftung Leucorea bestehen: Kultur- und Religionswissenschaften, Gesundheitswissenschaften sowie Wirtschaftswissenschaften. Zur Sektion Kultur- und Religionswissenschaften gehören die Zentren für USA-Studien (ZUSAS) und für Reformationgeschichte, das MESROP-Zentrum für Armenische Studien (MESROP) sowie das Leopold-Zunz-Zentrum zur Erforschung des europäischen Judentums (LZZ). Das ZUSAS stellt dabei mit Seminarangeboten für (nicht nur hallesche) Studierende und Weiterbildungsveranstaltungen für Englischlehrer die vor Ort aktivste Einrichtung dieser Sektion dar. Die Sektion Wirtschaftswissenschaften wird derzeit durch das agile Forschungsinstitut des Wittenberg-Zentrums für Globale Ethik gebildet. Die Sektion Gesundheitswissenschaften hatte bereits 1998 bis 2002 aktiv in Wittenberg gearbeitet und befindet sich aktuell im Stadium einer Neuformierung.

Daneben haben zwei An-Institute der Martin-Luther-Universität ihren Sitz im Fridericianum: HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung ist mit z.Z. 21 Angehörigen die größte Einrichtung unter dem Dach der Leucorea.¹⁸ Das Institut für deutsche Sprache und Kultur widmet sich sprach- und landeskundlichen Kursangeboten, deren Dauer sich zwischen vier Wochen und zwölf Monaten bewegt, und deren Adressaten vornehmlich ausländische Studierende sind – womit das Institut nicht zuletzt eine deutliche Belebung des Areals durch studentische Nutzer bewirkt. Schließlich hat die Luther-Gesellschaft 2002 den Sitz ihrer Geschäftsstelle von Hamburg an ihren Gründungsort Wittenberg zurückver-

¹⁴ Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes Sachsen-Anhalt: Stiftung LEUCOREA gegründet. Pressemitteilung, 24.4.1994.

¹⁵ Kultusministerium [des Landes Sachsen-Anhalt]: Luther und Reformation; Sachsen-Anhalt-Werbung/-Präsentation, Magdeburg, 30.8.1995, unveröff.

¹⁶ Vgl. den Beitrag von Stefan Rhein: „Deponieren und Exponieren. Einblicke in das Lutherhaus“ in diesem Band.

¹⁷ Vgl. Alfred Schellenberger: Die Stiftung LEUCOREA bezieht den ersten Bauabschnitt des Fridericianums in Wittenberg, in: *scientia halensis* 3/1996, S. 9-12.

¹⁸ Ausführlicher unten unter Punkt 5.

lagert und residiert – wie schon seit vielen Jahren der bzw. die jährliche Lutherstipendiat/in – im Fridericianum.¹⁹

Im zehnten Jahr der Stiftungerrichtung zeichnet sich eine inhaltliche Neuorientierung ab. Diese zielt nicht zuletzt auf eine Systematisierung der Aktivitäten – manches sei „etwas eklektizistisch“ geraten, so Ministerpräsident Wolfgang Böhmer auf der 10-Jahres-Feier²⁰ – und eine präzisere Funktionszuweisung ab. In der aktuellen Zielvereinbarung zwischen dem Kultusministerium und der Martin-Luther-Universität heißt es dazu: „Die Stiftung Leucorea entwickelt sich von einer zentrenorientierten zu einer themenorientierten Arbeitsweise.“²¹

Erkennbar ist zumindest gegenwärtig bereits, dass mit der Stiftung Leucorea und den Ansiedlungen unter ihrem Dach versucht wurde, einer Wittenberger Spezifik Rechnung zu tragen: Die Stadt hat ihre Entwicklung gleichermaßen als Erbe-Verwalterin der Reformation wie als ‚ganz normale‘ Stadt mit jeweils aktuellen und in die Zukunft gerichteten Interessen zu gestalten. Es ist ihr aufgetragen, das reformatorische Erbe lebendig zu halten, und zugleich kann sie *allein* davon keine Zukunft gewinnen, die für sämtliche ihrer 50.000 Bürger und Bürgerinnen gesellschaftliche Teilhabechancen bereithält.

2. Aktivitäten mit Reformationsbezug

Auffällig ist im Bereich der reformationsbezogenen Aktivitäten die Vielzahl von neu- oder umgegründeten Institutionen seit 1990. Auffällig ist desweiteren die Entwicklung einer ausgeprägten reformationsbezogenen Event-Kultur. Diesbezüglich scheint Friedrich Schorlemmer ganz eigene Erfahrungen mit seiner Stadt wiederzugeben, wenn er schreibt:

„Eine Stadt mit einer großen Geschichte kann alles daran setzen – und viel dafür ausgeben –, daß Historie von Historikern minutiös untersucht, wissenschaftlich und pädagogisch aufbereitet, archiviert, mumifiziert, ausgestellt und ideenreich vermarktet wird, wobei der Stachel des Geistes in ansehnliche Gastlichkeit, reliquienartigen Schnick-Schnack, historisierende Performance und ansprechend konservierte Museal-Historie umgeformt wird. So kann eine Stadt mit ihrem Erbe wuchern, selbst wenn der Mehrheit ihrer Bürger ihr Erbe im eigentlichen Sinne relativ egal ist.“²²

Daran etwas zu ändern, ist vermutlich eine Generationen überschreitende Aufgabe. Dieser Aufgabe nicht zuletzt widmet sich eine Reihe der Einrichtungen, die seit 1990 neu entstanden oder neu profiliert worden sind.

¹⁹ Vgl. zu den Einrichtungen auch den Beitrag von Johannes Walther: „Akademische Wissenschaft in Wittenberg: Zehn Jahre im Aufbruch. Wirkungen des universitären Standortes seit 1994“ in diesem Band.

²⁰ Marcel Duclaud: „Eine gute Saat gelegt“. 10 Jahre Stiftung Leucorea, in: *Mitteldeutsche Zeitung/Elbe-Kurier*, 10.5.2004.

²¹ Ergänzungsvereinbarung zur Zielvereinbarung zwischen dem Kultusministerium LSA und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle/Magdeburg, Juli 2004, S. 8.

²² Friedrich Schorlemmer: *Die Wende in Wittenberg. Ein persönlicher Rückblick auf 10 Jahre des Widerspruchs und auf die Tage des Umbruchs*, Drei Kastanien Verlag, Wittenberg 1997, S. 5.

Zwei Institutionen indes hatten nach dem Ende der DDR keinen inhaltlichen Bruch zu bewältigen: Das *Evangelische Predigerseminar*, das zugleich die längste Geschichte der fortbestehenden Einrichtungen aufweist, kann für sich mit einigem Recht in Anspruch nehmen, die institutionelle Brücke zur 1817 geschlossenen Universität darzustellen. Es stellt insbesondere durch seine Bibliothek und sein Archiv ein wichtiges Element in der reformationshistorischen Infrastruktur der Stadt dar.²³ Ebenso wie die Bibliothek des Predigerseminars nutzte auch das *Stadtkirchenarchiv* mit seinen Beständen, die bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen, in den 90er Jahren technische Chancen, die sich boten: Das Schriftgut ist in den Jahren 1997 bis 2000 neu geordnet, teilweise neu katalogisiert und vor allem computertechnisch erfasst worden.²⁴

Die 1883 eröffnete *Lutherhalle* wurde 1997 zum zentralen Element der neu gegründeten Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt, bewältigte von 2000 bis 2002 eine komplette bauliche und inhaltliche Neugestaltung und heißt seither *Lutherhaus*. Das *Melanchthonhaus* wurde zunächst der Lutherhalle angegliedert und gehört nun gleichfalls zur Stiftung. Bereits in der 90er Jahren war es möglich, das Haus zu sanieren und die Ausstellung neu zu gestalten. Sowohl Luther- wie Melanchthonhaus stehen seit 1997 auf der UNESCO-Liste des Weltkulturerbes. Die *Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt* hat ihren Sitz in Wittenberg genommen und betreut neben den hiesigen Einrichtungen auch das Geburts- und das Sterbehäus Luthers in Eisleben.

Eine wissenschaftliche Neugründung mit Reformationsbezug war die Etablierung eines Zentrums für Reformationsgeschichte und Lutherische Orthodoxie, inzwischen „*Zentrum für Reformationsgeschichte*“, innerhalb der Stiftung Leucorea. Jährlich führt das Zentrum eine reformationsgeschichtliche Tagung durch.

Das 1999 gegründete *Luther-Zentrum Wittenberg* bemüht sich, der Stadt zu einer verbesserten Infrastruktur im Tourismus- und Bildungsbereich zu verhelfen und entwickelt theologisch fundierte Besuchsprogrammangebote.²⁵ Das Zentrum wird getragen vom Land Sachsen-Anhalt, der Stadt Wittenberg, der EKD und ihren Gliedkirchen sowie durch finanzielles Engagement des Verlegers Alfred Neven DuMont.

Gleichfalls seit 1999 gibt es das *Wittenberg-Zentrum der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Amerika (ELCA)*. Es entwickelt programmbasierte Besuchsangebote, die bis hin zu zweisemestrigen Aufenthalten von Studierenden und der Bereitstellung von Sabbatforschungsmöglichkeiten für Wissenschaftler reichen sollen.²⁶

Der *Verein* und die *Stiftung Cranach-Höfe Wittenberg*, 1990 bzw. 1994 gegründet, waren zunächst auf die Rettung der sog. Cranach-Höfe, also der Wohn- und Werkstatthäuser Lucas Cranachs d.Ä., konzentriert:

²³ Vgl. den Beitrag von Peter Freybe: „Leben und Lernen auf Luthers Grund und Boden. Das Evangelische Predigerseminar Wittenberg“ in diesem Band.

²⁴ Vgl. den Beitrag von Jens Hüttmann: „Das Wittenberger Stadtkirchenarchiv“ in diesem Band.

²⁵ vgl. <http://www.luther-zentrum.de/>

²⁶ vgl. <http://www.elca.org/wittenberg>

„Wittenberg ist die Stadt der Reformation. Sie wurde geprägt durch Martin Luther, Philipp Melanchthon und Lucas Cranach. Luther und Melanchthon sind auf dem Wittenberger Marktplatz sichtbar mit den Denkmälern vertreten, nur für Lucas Cranach d.Ä. ... gab es bisher noch keine Form der Würdigung.“²⁷

Dies wird durch die Herrichtung der beiden früheren Cranach-Grundstücke am Markt geändert. Hier konnten zwischenzeitlich weitgehende Baufortschritte erreicht werden. Im weiteren werden die beiden Höfe durch multifunktionale künstlerische, kulturelle und kommerzielle Nutzungen belebt.²⁸

Die *Luther-Gesellschaft* war 1918 in Wittenberg gegründet worden und hatte dann für mehrere Jahrzehnte ihren Sitz in Hamburg. 2002 verlagerte sie ihre Geschäftsstelle nach Wittenberg. In Zusammenarbeit mit der Sparkasse Wittenberg, welche die Finanzierung sicherstellt, vergibt die Luther-Gesellschaft seit 1999 das Luther-Stipendium. Für ein Jahr erhält ein junger Wissenschaftler bzw. eine junge Wissenschaftlerin die Möglichkeit, in Wittenberg zu einem Luther-bezogenen Thema zu forschen.²⁹

Durch eine Stiftung wurde als jüngste Neuansiedlung mit dezidiert christlichem Bezug im Jahre 2001 die *Stiftung Christliche Kunst Wittenberg* gegründet. Sie beinhaltet eine außergewöhnliche Sammlung von Graphiken international bekannter Künstler des 20. Jahrhunderts zu christlichen Themen (so Werke von Chagall, Dix, Pechstein, Nolde, Beckmann, Grosz und Beuys). Stiftungszwecke sind die „Förderung und Pflege von Kunst und Kultur durch die öffentliche Ausstellung der stiftungseigenen Sammlung von Graphiken der klassischen Moderne mit christlichen Themen in der Lutherstadt Wittenberg und an anderen Orten“ sowie die „Organisation von Künstlerwettbewerben, zu denen Künstler aufgefordert werden, Werke zu christlichen Themen anzubieten“.³⁰ Für die Dauerpräsentation der stiftungseigenen Werke ist im Alten Rathaus am Wittenberger Markt ein angemessener Ort gefunden worden.

Die Vielzahl der reformationsbezogenen Einrichtungen hat unterdessen auch bei deren Akteuren das Bedürfnis geweckt, sich untereinander stärker zu koordinieren und Schnittmengen der jeweiligen Aktivitäten wie auch gegenseitige Ergänzungsmöglichkeiten fruchtbar werden zu lassen. Institutionellen Ausdruck fand dieses Bemühen in der Gründung des *Lutherforums* im Jahre 2003. Es stellt einen Verbund von 16 Wittenberger Institutionen dar, die sich mit der Vermittlung und Präsentation des reformatorischen Erbes beschäftigen. Als erste gemeinsame Initiative ist ein übersichtlicher und kompakter Wegweiser für den reformationsgeschichtlich interessierten Wittenberg-Besucher entstanden.³¹

²⁷ Cranach-Stiftung Wittenberg (Hg.): Wittenberg Cranach-Hof Markt 4, Wittenberg o.J. [2003?], S. 4.

²⁸ vgl. Cranach-Stiftung Wittenberg (Hg.): Cranach-Stiftung Wittenberg, Verlagsgesellschaft für aktuelle Publikationen, Mehring 1997; Cranach-Stiftung Wittenberg (Hg.): Wo Lucas Cranach Martin Luther malte. Die Cranach-Höfe in Wittenberg, o.O. o.J. [Wittenberg 2002?]; s.a. <http://www.wittenberg.de/seiten/cranach/cstift0.html>

²⁹ vgl. die Beschreibungen der bisherigen Projekte unter <http://www.luther-gesellschaft.com/aktuell/lustip.htm>

³⁰ www.christlichekunst-wb.de [Zugriff 3.7.2004]

³¹ Lutherforum (Hg.): Wege zu Luther in Wittenberg, o.O. o.J. [Wittenberg 2004].

Eine weitere Auffälligkeit ist die – aus dem 19. Jahrhundert überkommene – Tradition der Reformationsfeierlichkeiten: „Das 19. Jahrhundert mit seinem wachsenden historischen Interesse bringt eine Vermehrung der Jubiläen, die sich im 20. Jahrhundert fortsetzt“, konstatierte Helmar Junghans,³² und Wittenberg gab sich seit 1990 verstärkte Mühe, dem zu entsprechen. 1993 konnte Wittenberg sein *700jähriges Stadtjubiläum* feiern.³³ 1997 war der 500. Geburtstag Philipp Melanchthons Gelegenheit für ein *Melanchthon-Jahr*.³⁴ 1998 ließ sich aus der 1848 von Wittenberg ausgegangenen Gründung der *Diakonie* der Anlass eines entsprechenden Festjahres gewinnen. 1999 jährte sich der Geburtstag *Katharina von Boras* zum 500. Male – Wittenberg bildete eines der Zentren entsprechender Jubiläumsveranstaltungen.³⁵ 2000 war Wittenberg einer der Korrespondenzstandorte der Weltausstellung *EXPO* in Hannover und nutzte dies, um zahlreiche Rekonstruktionsprojekte ins Werk zu setzen und mit vielfältigen Aktivitäten Besucher anzuziehen. 2002 war der *500. Gründungstag der Wittenberger Universität* zu feiern.³⁶ 2003 jährte sich der Todestag Lucas Cranachs d.Ä. zum 450. Male: Gelegenheit für ein *Cranach-Jahr*.

Das Stadtjubiläum 1993 war unter anderem Anlass für eine Konferenz gewesen, die sich um eine Korrektur dominanter Wahrnehmungen innerhalb stadtgeschichtlicher Betrachtungen bemühte: Hinfort, so hieß es, solle es darum gehen, „die Geschichte Wittenbergs umfassend darzustellen und damit die in der Vergangenheit vorherrschende Fixierung auf einige herausragende Persönlichkeiten und Epochen der Stadtgeschichte aufzubrechen“. Die Geschichte Wittenbergs sollte in ihrer „wechselseitigen Verschränkung von Stadtgeschichte, Universitätsgeschichte und Reformationsgeschichte“ besser bekannt gemacht werden, „als dies in der Vergangenheit der Fall war“.³⁷ Dies verweist nicht zuletzt darauf, dass die Wittenberger Stadtgeschichte nicht allein aus dem 16. Jahrhundert bestand. Die neugestaltete Ausstellung im Lutherhaus reagiert darauf z.B., indem sie neben der Re-

³² Helmar Junghans: Martin Luther und Wittenberg, Koehler & Amelang, München/Berlin 1996, S. 158; ausführlich vgl. in Volkmar Joestel/Jutta Stehle: *Luthers Bild und Lutherbilder. Ein Rundgang durch die Wirkungsgeschichte, Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2003*, 29-32, 59-64, 71-84.

³³ Vgl. Lutherstadt Wittenberg (Hg.): *700 Jahre Stadtrecht. Jubiläumsbegleiter mit dem Festprogramm, Drei Kastanien Verlag, o.O. [Wittenberg] 1993*; vgl. zum stadtgeschichtlichen Ertrag Stefan Oehmig (Hg.): *700 Jahre Wittenberg. Stadt Universität Reformation*, Böhlau Verlag, Weimar 1995, sowie Heimatverein der Lutherstadt Wittenberg und Umgebung/Kulturbüro der Lutherstadt Wittenberg (Hg.): *Vorträge zur lokalen Entwicklung anlässlich der Festwoche „700 Jahre Wittenberg“*, Juni 1993, Wittenberg 1994.

³⁴ Vgl. Deutscher Philologenverband (Hg.): *Kolloquium Melanchthon. Veranstaltung des Deutschen Philologenverbandes und des Philologenverbandes Sachsen-Anhalt in Zusammenarbeit mit der Stiftung Leucorea und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg vom 6.-8. Mai 1997 in der Lutherstadt Wittenberg anlässlich des 500. Geburtstags von Philipp Melanchthon*, o.O. o.J. [Wittenberg? 1997].

³⁵ Vgl. resümierend Jutta Jahn: „Was sie mehr sein kann – was aber bleibt ...!!!“. *Katharina-von-Bora-Ehrung 1998/1999. Ein Rückblick*, in: *Luther. Zeitschrift der Luthergesellschaft* 3/2000, S. 151-155.

³⁶ Vgl. Wilfried Grecksch/Udo Sträter (Hg.): *500 Jahre Universität Halle-Wittenberg. Jubiläumskalender: Oktober 2001–März 2002*, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, o.O. [Halle/S.] 2001; dies. (Hg.): *500 Jahre Universität Halle-Wittenberg. Jubiläumskalender: April 2002–Dezember 2002*, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, o.O. [Halle/S.] 2002.

³⁷ Stefan Oehmig (Hg.): *700 Jahre Wittenberg*, a.a.O., S. 9.

formation selbst auch die Reformationserinnerung der nachfolgenden Jahrhunderte ausführlich würdigt.³⁸

3. Alltagsgeschichte, Heimat- und Stadtgeschichtsschreibung

Abseits der „Fixierung auf einige herausragende Persönlichkeiten und Epochen der Stadtgeschichte“ (Oehmig) befassen sich einige Einrichtungen und Initiativen mit der Alltagsgeschichte der Reformation und mit der Stadtgeschichte vor und nach dem erinnerungsprägenden 16. Jahrhundert. Zuvörderst sind hier das Stadtgeschichtliche Zentrum bzw. die Städtischen Sammlungen mit dem Stadtarchiv und der Arbeitsstelle Stadtarchäologie zu nennen.³⁹ Zunächst hatte zwar Anfang der 90er Jahre das seit 1952 bestehende Stadtgeschichtliche Museum aus inhaltlichen und Kostengründen schließen müssen. Das Stadtgeschichtliche Zentrum bemühte sich jedoch um die fortwährende Ausrichtung stadthistorischer Sonderausstellungen, und 2002 konnte es an prominentem Platz – im Alten Rathaus am Markt – auch eigene Ausstellungsräumlichkeiten beziehen. Eröffnet wurde mit einer Ausstellung zum 500. Gründungsjubiläum der Wittenberger Universität, die sich ausdrücklich nicht den großen Namen widmete, sondern dem Verhältnis der Wittenberger Bürger und der Universität.⁴⁰ Daneben werden, trotz vergleichsweise geringer Ressourcen, die Sammlungen gepflegt, Notrestaurierungen vorgenommen, unsortierte bzw. durch Schenkungen oder Nachlässe hereinkommende Bestände erschlossen und die Materialien für die öffentliche Nutzung vorgehalten.

Neben dieser kommunalen Einrichtung gibt es eine Reihe bürgerschaftlicher Aktivitäten. So wurde 1991 der Verein Pflug e.V. (Projektgemeinschaft Frauen, Landwirtschaft, Umwelt & Gesellschaft) gegründet. Seit 1994 erarbeitet der Verein zeithistorische Ausstellungen vornehmlich zur Alltagsgeschichte der DDR, wobei sich die Präsentation um eine strikte Nähe zu den Rezeptionsgewohnheiten des Wittenberger Publikums bemüht.⁴¹ Mit dem Wittenberger „Haus der Geschichte“ in der Schlossstraße hat der Verein eine vorzügliche Adresse für seine Ausstellungsprojekte – mittlerweile mehr als zehn. Die Besucherzahlen stiegen von knapp 7.000 im Jahre 1997 über 15.500 im Jahre 2000 bis auf fast

³⁸ Vgl. die Begleitpublikation: Volkmar Joestel/Jutta Stehle: *Luthers Bild und Lutherbilder. Ein Rundgang durch die Wirkungsgeschichte*, Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2003; vgl. auch den selbstreflexiven Band von Stefan Laube: *Das Lutherhaus Wittenberg. Eine Museums-geschichte. Mit einem Exkurs zur Sammlungsgeschichte* von Uta Kornmeier, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2003.

³⁹ Vgl. auch den Beitrag von Peer Pasternack: „Stadtgeschichtliches Museum – Städtische Sammlungen“ in diesem Band.

⁴⁰ Vgl. Lutherstadt Wittenberg, der Oberbürgermeister (Hg.): *Die Wittenberger und ihre Universität. Begleitheft zur Ausstellung*, Wittenberg o.J. [2001].

⁴¹ vgl. <http://www.pflug-ev.de/>

24.000 im Jahre 2003.⁴² Neben den Ausstellungen entstanden ein Lebensgeschichtliches Archiv mit ca. 1.000 biografischen Interviews, die sukzessive verschriftlich und vorschlagwortet wurden und werden, ein Alltagsgeschichtliches Fotoarchiv mit unterdessen 26.000 Fotodokumenten aus Privatbesitz sowie ein Alltagsgeschichtlicher Fundus mit über 100.000 Sachzeugen:

„Unter ehrenamtlicher geschichtswissenschaftlicher Leitung arbeiteten und arbeiten im Rahmen von ABM, §249h und SAM bis heute über mehrere hundert geschichtswissenschaftliche Laien, ehemalige Beschäftigte des Stickstoffwerkes und anderer Wirtschaftsunternehmen, überwiegend ingenieurtechnisch gebildete Frauen und Männer mit Hoch- und Fachschulausbildung. Diese haben zwar kein Geschichtsstudium absolviert, konnten aber ihre langjährige Berufs- und Lebenserfahrung sowie ihre soziale Kompetenz in die Forschung einbringen. Sie erwarben ein neues Geschichtswissen und ein neues Geschichtsverständnis ...“⁴³

Mittelfristig soll, koordiniert durch PFLUG e.V., ein „Forschungs- und Dokumentationszentrum DDR-Alltagskultur & Alltagsgeschichte des 20. Jahrhunderts“ aufgebaut werden.

Weitere heimatgeschichtliche Aktivitäten werden im Rahmen des Kulturbunds – insbesondere der Interessengruppe Denkmalkultur und Wandern – sowie des Heimatvereins Wittenberg und Umgebung e.V. betrieben, hier vorrangig über Vorträge und Stadtführungen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der popularisierenden Vermittlung heimatgeschichtlicher Wissensbestände.⁴⁴

Eine der kontinuierlichsten heimatgeschichtlichen Bemühungen stellt heute der seit 1998 im Wittenberger Drei-Kastanien-Verlag erscheinende „Heimatkalender Lutherstadt Wittenberg & Landkreis Wittenberg“ dar: Jedes Jahr versammelt er aktuelle Ergebnisse entsprechender Forschungen und macht zeitgeschichtliche Text- und Bildzeugnisse zugänglich. Der Herausgeber und Verleger Mario Dittrich hat damit ein Forum geschaffen, das insbesondere durch seine jährliche Regelmäßigkeit zur Kontinuität heimatgeschichtlicher Aktivitäten beiträgt.

Ins Stocken geraten sind hingegen vorläufig die Bemühungen, das Gedenken an die aus Wittenberg gebürtigen Gebrüder Weber institutionell zu verstetigen. Eine 1990 gegründete Wilhelm-Weber-Gesellschaft sowie Aktivitäten des Fachbereichs Physik der Martin-Luther-Universität und des Leipziger Universitätsinstituts für Physik hatten hier zunächst Hoffnung gespendet.⁴⁵ Sie richteten sich auf die Pflege des Andenkens an den Physiker

⁴² Christel Panzig: PFLUG e.V. Damit unsere Geschichte nicht verloren geht, in: *Sachsen-Anhalt. Beiträge zur Landes- und Kulturgeschichte* H. 1, Mitteldeutscher Verlag, Halle/S. 2001, S. 39-44, hier S. 42; 10 Jahre Forschung, in: *Wochenspiegel*, 19.5.2004, S. 2.

⁴³ Christel Panzig: PFLUG e.V. Damit unsere Geschichte nicht verloren geht, a.a.O., S. 40.

⁴⁴ Vgl. auch Heimatverein der Lutherstadt Wittenberg und Umgebung/Kulturbüro der Lutherstadt Wittenberg (Hg.): Vorträge zur lokalen Entwicklung anlässlich der Festwoche „700 Jahre Wittenberg“, Juni 1993, Wittenberg 1994.

⁴⁵ Vgl. die beiden zwei Weber-Symposien 1991 und 1993 und die Publikation: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Fachbereich Physik (Hg.), *Die Gebrüder Weber – Wegbereiter interdisziplinärer Forschung*, Halle/S. o.J. [1994].

Weber (1804-1891) sowie seine Brüder Eduard Friedrich (1806-1871) und Ernst Heinrich (1795-1878), die beide als Medizinprofessoren in Leipzig wirkten. Die Gebrüder Weber waren gebürtig aus Wittenberg. 1813 hatte die Familie die napoleonisch besetzte Stadt verlassen müssen, nachdem diese beschossen worden war. Wilhelm Weber gehörte 1837 zu den „Göttinger Sieben“ (und war unter diesen der einzige Naturwissenschaftler), die gegen den Verfassungsbruch durch den Hannoveranischen König protestierten. Er erfand (in Kooperation mit Carl Friedrich Gauß) die erste elektromagnetische Telegrafenanlage. Auch formulierte Weber das „Grundgesetz der elektrischen Wirkung“, und nach ihm ist die Maßeinheit für die absolute Einheit der Stromstärke benannt.⁴⁶ Die Hoffnungen in Wittenberg richteten sich insbesondere auf eine Instandsetzung und angemessene Nutzung des Geburtshauses der Gebrüder Weber. An zentraler Stelle, in der Schlossstrasse, gelegen, befindet es sich in einem beklagenswerten Zustand. Allerdings stagnieren die Sanierungsbemühungen seit Mitte der 90er Jahre.⁴⁷ Eine erneute Initiative, das Andenken an die Gebrüder Weber ins öffentliche Bewusstsein zu heben, ist eine Ausstellung des Stadtgeschichtlichen Zentrums, die 2004 im Neuen Rathaus gezeigt wird: Vor 200 Jahren, 1804, war Wilhelm Weber geboren worden.

4. Politische, Umwelt- und Weiterbildung

Mündige Urteilsfähigkeit ist eine wesentliche Voraussetzung, um gesellschaftliche Teilhabechancen wahrzunehmen. Solche Urteilsfähigkeit beruht zuvörderst auf Wissen. Den Zugang zu diesem Wissen organisiert auch in Wittenberg eine Reihe von Institutionen ganz unterschiedlichen Charakters.

Eine ‚Rückkehr‘ erlebte Wittenberg bei der Evangelischen Akademie der Kirchenprovinz Sachsen und der Landeskirche Anhalt. Diese war 1948 in Wittenberg gegründet worden – nach Intention des Lutherhallen-Direktors Oskar Thulin wohl mit dem Ziel, sie auch in Wittenberg anzusiedeln. Tatsächlich fanden ihre ersten Tagungen in Wittenberg statt, und das erste Organisationsbüro hatte seinen Sitz in der Stadt. „Daß es später anders wurde, liegt an den besonderen lokalen Verhältnissen unserer Kirchenprovinz.“⁴⁸ Immerhin tagte unter der Leitung Thulins in den ersten Jahren noch der Leiterkreis der Akademie in Wittenberg. Dann wurde die Verbindung der Akademie zu Wittenberg vorerst lose. 1993 aber eröffnete die Akademie in Wittenberg eine Nebenstelle, die von Beginn an mit der Absicht

⁴⁶ Vgl. Wilhelm Weber: Wilhelm Webers Werke, hrsg. von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Berlin 1892-1894; Karl Werner/Konrad Werner: Wilhelm Weber, BSB B.G. Teubner Verlagsgesellschaft, Leipzig 1976, und Karl Heinrich Wiederkehr: Wilhelm Eduard Weber. Erforscher der Wellenbewegung und der Elektrizität 1804-1891, Stuttgart 1967.

⁴⁷ Zur Weber-Gesellschaft vgl. auch <http://www.wittenberg.de/seiten/wwgesell.html>

⁴⁸ Johannes Dittrich: Geschichte der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt 1948 bis 1969, in: H. Wüst (Hg.), Einsichten in Evangelische Akademiearbeit. Gründung und Entwicklung der Evangelischen Akademie in der Kirchenprovinz Sachsen und der Landeskirche Anhalt, hrsg. von der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt, Magdeburg 1994, S. 19-67, hier S. 30.

verbunden war, in ihrem Gründungsort ein modernes Tagungs- und Begegnungszentrum aufzubauen. 1997 ist sie auch mit ihrem Hauptsitz nach Wittenberg zurückgekehrt.⁴⁹ Die Evangelische Akademie leistet politische Erwachsenenbildung. Dabei will sie „keine Fachkongresse ersetzen, aber ... einer interessierten oder einer zu interessierenden Öffentlichkeit durch einen qualifizierten Diskurs ein Forum zur Kontrolle und Einmischung anbieten“.⁵⁰ Hierzu habe sie, so ihr Wittenberger Studienleiter Friedrich Schorlemmer, der „Tradition des genius loci folgend“, „sowohl das Fach- wie auch das Gemeindegespräch über das reformatorische Erbe ... zu führen“.⁵¹

Im Zuge innerkirchlicher Reorganisations- und Konzentrationsprozesse ist der Evangelischen Akademie jüngst das Kirchliche Forschungsheim angegliedert worden. Es war 1927 als „Forschungsheim für Weltanschauungskunde“ gegründet worden und entwickelte sich in den DDR-Jahrzehnten zu einer Stätte des Nachdenkens über den „Konflikt Mensch - Erde“ – wie es im Untertitel der seit 1980 herausgegebenen KFH-Zeitschrift heißt.⁵² Hier findet eine intensive Auseinandersetzung mit Risiken und Gefährdungen statt, die durch wirtschaftliche und technologische Entwicklungen entstehen bzw. entstehen können.⁵³ Die 90er Jahre brachten auch für das Forschungsheim Neuerungen. 1997 fand die Fachstelle Umwelt und Entwicklung, eingerichtet durch den Kirchlichen Entwicklungsdienst, ihren Sitz im KFH. Deren Schwerpunkte waren und sind zukunftsfähige Entwicklung, Süd-Nord-Lernen und Agenda 21.⁵⁴ 1998 bis 2001 war das Forschungsheim zudem das ökumenische Expo-Büro und organisierte als solches den Expo-Kirchenpfad in der Expo-Korrespondenzregion Dessau-Wittenberg-Bitterfeld-Wolfen.⁵⁵

Zwei weitere wichtige Akteure im Bereich der Umweltbildung sind der Kulturbund mit seinen naturkundlichen Fachgruppen und der NABU-Kreisverband Wittenberg. Der Kulturbund unterhält Fachgruppen für Botanik, Ornithologie und Geologie. Daneben sind andere Vereine, wie der Imker- oder der Igelverein, seine ständigen Gäste.⁵⁶

⁴⁹ vgl. aktuell <http://www.ev-akademie.wittenberg.de>

⁵⁰ Heidemarie Wüst: Ansprüche und Einsichten. Akademie im Umbruch zum neuen Aufbruch, in: dies. (Hg.), Einsichten in Evangelische Akademiearbeit, a.a.O., S. 149-171, hier S. 150/164.

⁵¹ Friedrich Schorlemmer: Der besondere Ort Lutherstadt Wittenberg als Standort der Evangelischen Akademie, in: H. Wüst (Hg.), Einsichten in Evangelische Akademiearbeit, Magdeburg 1994, S. 173-176, hier S. 173

⁵² *Briefe zur Orientierung im Konflikt Mensch – Erde.*

⁵³ Ausführlicher vgl. den Beitrag von Hans-Peter Gensichen: „Von der Kirche zur Gesellschaft. Die Bewegung des Wittenberger Forschungsheimes zwischen 1945 und 2000“ in diesem Band.

⁵⁴ Kirchliches Forschungsheim, in: Lutherstadt Wittenberg, der Oberbürgermeister (Hg.): Lutherstadt Wittenberg. Ein Projekt für die Zukunft. A Project for the Future, Wittenberg 2000, S. 11.

⁵⁵ Vgl. Kirchliches Expo Büro Wittenberg (Hg.): Kirchenpfad. Wege suchen – Orte finden. Die Expo Korrespondenzregion Dessau-Wittenberg-Bitterfeld-Wolfen, Wittenberg 1999; Kirchliches Forschungsheim Wittenberg: Chancen für die Zukunft. Das war der Expo-Kirchenpfad, Wittenberg 2001.

⁵⁶ Vgl. den Beitrag von Dieter Schäfer: „Vom ‚Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands‘ 1945 zum ‚Kulturbund e.V.‘ 1990“ in diesem Band, sowie ders.: Als Vorsitzender des Kulturbundes in die neue Vereinsfreiheit, in: Christel Panzig/Klaus-Alexander Panzig (Hg.): Zehn Jahre ostdeutsche Kompetenz. ‚Wende‘ und zehn Jahre danach in der Lutherstadt und der Region Wittenberg. Kolloquium vom

Der Kreisverband des Naturschutzbundes Deutschland (NABU) ist 1990 aus der früheren Gesellschaft für Natur und Umwelt im Kulturbund der DDR (GNU) hervorgegangen. Er ist mit „über 700 Mitgliedern der stärkste Naturschutz- und Umweltverband in der Lutherstadt Wittenberg und im Landkreis“.⁵⁷ Inhaltlich kümmert sich der NABU Wittenberg um Pflege und Erhalt von Lebensräumen gefährdeter Tier- und Pflanzenarten, die Mitarbeit bei der Erfassung und Kartierung von Pflanzen, Tieren und Biotopen (z.B. Orchideen, Insekten, geschützte Biotope), die Schaffung von Nist- und Quartierhilfen sowie praktischen Naturschutz (z.B. im Rahmen der Aktion „SOS Weißstorch“), Öffentlichkeits- und Bildungsarbeit in Form von Dia- und Fachvorträgen sowie Exkursionen (Schwerpunkte sind Fledermäuse, Insekten sowie Elbe). Er ist Träger öffentlicher Belange nach Paragraph 29 Bundesnaturschutzgesetz (z.B. Eingriffsregelung nach BauGB), unterstützt Bürgerinitiativen (etwa „Pro Elbe“) und leistet Kinder- und Jugendarbeit in verschiedenen Arbeitsgemeinschaften (z.B. Junge Entomologen oder Junge Imker). Schließlich ist der Kreisverband Träger des NABU-Zentrums „Im Stadtwald“ mit einem Tiergehege und dem Natur- und Erlebnis-Pfad.

Einem Bildungsauftrag verpflichtet fühlt sich auch das Museum für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“,⁵⁸ und als ein ganz wesentlicher Träger von Aktivitäten der Erwachsenenbildung ist die Volkshochschule Wittenberg zu nennen. Sie hat sich nach 1990 neu profiliert und unterbreitet der Bevölkerung heute jährlich etwa 700 verschiedene Bildungsangebote in den Bereichen Politik, Gesellschaft, Umwelt, Kultur, Gestalten, Gesundheit, Sprachen, Arbeit, Beruf und Grundbildung. Als nachteilig wird seitens der Volkshochschule selbst allerdings eingeschätzt, dass 1991 der zweite Bildungsweg – also die Möglichkeit des Nachholens von Schulabschlüssen – aus ihrem Aufgabenspektrum herausgenommen wurde.⁵⁹

Auch über den Umwelt- und Naturschutz hinaus ist der Kulturbund, neben einer Reihe weiterer Vereine, ein wichtiger Akteur bildungsorientierter Freizeitbeschäftigung. Es gibt außer den oben genannten die Interessengruppen Bonsai, Denkmalkultur und Wandern, Englisch-Conversation, Numismatik, Philokartie (Ansichtskarten), PC-Club sowie den Fotoclub „Elbe“.

Eine Erweiterung von Bildungsangeboten in Wittenberg über das hinaus, was traditionell in der Stadt vorhanden war bzw. dort als nahe liegend empfunden wird – wie die re-

12./13. November 1999 in der Lutherstadt Wittenberg, PFLUG e.V., Lutherstadt Wittenberg o.J. [2000], S. 54-56.

⁵⁷ <http://www.nabu-wittenberg.de/> [Zugriff 20.6.2004]

⁵⁸ Vgl. den Beitrag von Renate Gruber-Lieblisch: „Das Museum für Natur- und Völkerkunde ‚Julius Riemer‘“ in diesem Band, und Klaus Glöckner: Die naturkundlichen Sammlungen im Museum für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“ in Wittenberg, in: E. Görgner/D. Heidecke/D. Klaus/B. Nicolai/K. Schneider (Hg.), Kulturerbe Natur. Naturkundliche Museen und Sammlungen in Sachsen-Anhalt, Mitteldeutscher Verlag, Halle/S. 2002, S. 86-94.

⁵⁹ Vgl. Stephan Köcke: Die kommunale Volkshochschule, in: Christel Panzig/Klaus-Alexander Panzig (Hg.): Zehn Jahre ostdeutsche Kompetenz, a.a.O., S. 45-47, hier S. 46.; vgl. auch den Beitrag von ders.: „Kreisvolkshochschule Wittenberg“ in diesem Band.

formationsbezogenen Bildungsaktivitäten –, ergab sich durch die Gründung des Instituts für deutsche Sprache und Kultur. Es besteht seit 1996, ist ein An-Institut an der Martin-Luther-Universität und hat seinen Sitz in der Stiftung Leucorea. Das Institut widmet sich sprach- und landeskundlichen Kursangeboten, deren Dauer sich zwischen drei Wochen und zwölf Monaten bewegt und deren Adressaten vornehmlich ausländische Studierende sind – womit das Institut nicht zuletzt eine deutliche Belebung des Areals durch studentische Nutzer bewirkt. Das Institut ist ein lizenziertes TestDaF-Prüfungszentrum. Zweijährlich veranstaltet es zudem eine linguistische Tagung, deren Ergebnisse in der Schriftenreihe „Wittenberger Beiträge“ veröffentlicht werden.⁶⁰

5. Sozialwissenschaftliche Forschung

Eine völlige Neuerung im wissenschaftlichen Bereich bescherten die 1990er Jahre der Stadt Wittenberg in einer Hinsicht: Sozialwissenschaftliche Forschung hatte es bis dahin in Wittenberg faktisch nicht gegeben. Allenfalls im Kirchlichen Forschungsheim waren entsprechende interdisziplinäre Verbindungen gegeben. Im übrigen aber gab es keine Institution, die sich systematisch sozialwissenschaftlicher Erforschung von Gegenwartsphänomenen widmete. Das sollte sich in Folge des Aufbaus der Stiftung Leucorea in mehrfacher Hinsicht ändern.

Die Stiftung Leucorea selbst hatte zwei auch sozialwissenschaftlich arbeitende Einrichtungen begründet: zum einen das Zentrum für USA-Studien (ZUSAS), das sich an den philologisch-sozialwissenschaftlichen Schnittstellen einer Regionalwissenschaft, hier der Amerikanistik, bewegt,⁶¹ zum anderen die Sektion Gesundheits- und Pflegewissenschaften mit dem für dieses relativ junge Fachgebiet typischen interdisziplinären, nämlich medizinisch-sozialwissenschaftlichen Ansatz.⁶²

Eine dritte sozialwissenschaftlich tätige Einrichtung ist HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung, 1996 gegründet und 1997 offiziell eröffnet. Dieses Institut ist gleichfalls in der Leucorea angesiedelt und der Universität Halle-Wittenberg als An-Institut assoziiert. Es kann als Wittenberger Erfolgsgeschichte bezeichnet werden.⁶³ Das Institut beschäftigt durch eingeworbene Projektfinanzierungen mittlerweile fast die dreifache Zahl an Personen, mit der es ursprünglich gestartet war. Seine Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen haben von 1997 bis 2004 dreiundzwanzig Fachbücher veröffentlicht. Am Institut erscheint eine der wenigen deutschen Fachzeitschriften für Hochschulfragen („die hoch-

⁶⁰ vgl. auch <http://www.sprache.uni-halle.de/rel2d/index2.html>

⁶¹ Vgl. zu den Gründungsintentionen Stiftung Leucorea (Hg.): Zentrum für USA-Studien. Center for U.S. Studies, o.O. [Wittenberg] 1996.

⁶² Dazu siehe auch unten Punkt 6.

⁶³ Vgl. Reinhard Kreckel/Peer Pasternack: Fünf Jahre HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Ergebnisreport 1996–2001, hrsg. von HoF Wittenberg, Wittenberg 2002.

schule. journal für bildung und wissenschaft“).⁶⁴ Aus seinen Reihen sind bislang ein Kultusminister, ein Wissenschaftsstaatssekretär und eine Professorin für Hochschulforschung hervorgegangen; ein Alt-Rektor der Martin-Luther-Universität leitet das Institut. Forscher des Instituts wirken als Lehrende an den umliegenden Universitäten in Halle, Leipzig und Berlin. Inhaltlich stehen handlungsfeldnahe Analysen der aktuellen Hochschulentwicklung im Mittelpunkt der Arbeit. Hierzu erhebt HoF Wittenberg Daten, entwickelt theoretische Ansätze, stellt Informationen zur Verfügung, erarbeitet Prognosen, bietet Planungshilfen an und begleitet Hochschulreformprojekte. Das Institut betreibt sowohl Grundlagen- und historische Forschung als auch anwendungsorientierte Forschung sowie Projekte im Service- und Transfer-Bereich. Die Themen des Instituts sind in vier Clustern gruppiert:

- Das Cluster „Qualität“ umfasst Projekte, die sich mit Fragen qualitativer im Sinne von inhaltlichen Entwicklungen des Hochschulsystems befassen.
- Ein Cluster „Steuerung“ beinhaltet Projekte, die Probleme der Hochschulorganisation und der Hochschulsystemsteuerung bearbeiten.
- Unter dem Titel „Transformation“ werden Projekte betrieben, die sich auf die Hochschulentwicklung in Transformationsgesellschaften und deren Voraussetzungen beziehen; das bedeutet konkret für HoF Wittenberg, DDR-/Ostdeutschland-bezogene Hochschulforschung sowie Forschungen zur Hochschulentwicklung in den ost- und ostmitteleuropäischen Staaten zu betreiben.
- Im Cluster „Wissenschaftsinformation“ sind diverse Institutsaktivitäten gebündelt, die der hochschulentwicklungs- und hochschulforschungsrelevanten Informationsaufbereitung dienen.

Eine Rolle spielt bei der Entwicklung des Forschungsprogramms nicht zuletzt, dass HoF Wittenberg das einzige Institut ist, welches in den ostdeutschen Bundesländern Forschung über Hochschulen betreibt. Daraus ergeben sich besondere Projekt- und Anwendungsbezüge; gleichwohl beschränkt sich das Institut nicht auf die Untersuchung regionaler Entwicklungen. Konkret geht es in den Projekten des Instituts um Fragen wie Universitäten im Kräftefeld Staat – Markt – Autonomie; Zielvereinbarungen, Hochschulverträge und Hochschulsteuerung; Organisationsreform an Hochschulen; Qualitätsentwicklung an Hochschulen; Qualifizierung des Hochschuleingangs; Übergang von der Hochschule in den Beruf; Qualifizierungs- und Arbeitsbedingungen des wissenschaftlichen Nachwuchses; Geschlechterverhältnisse und Gender Mainstreaming an Hochschulen; regionale Nachfrage nach Hochschulbildung; Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817–1994; Hochschulexpansion im 20. Jahrhundert; Hochschulgeschichte der DDR und des früheren Ostblocks; Hochschulentwicklung in den mittel- und osteuropäischen Transformationsstaaten.⁶⁵

Gleichfalls im Leucorea-Gebäude sitzt mit dem Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik eine vierte Einrichtung, die sich sozialwissenschaftlichen Fragestellungen widmet. Auch

⁶⁴ www.die-hochschule.de

⁶⁵ vgl. <http://www.hof.uni-halle.de>

das Wittenberg-Zentrum zeichnet sich, nach einer längeren Anlaufphase, inzwischen durch eine beträchtliche Dynamik aus.⁶⁶ Im Mission-Statement des Zentrums heißt es:

„Das Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik möchte dazu beitragen, eine Welt in Frieden, Gerechtigkeit, Wohlstand und ohne Furcht für alle Menschen zu schaffen. Diese Vision soll durch das Konzept der Zusammenarbeit zum gegenseitigen Vorteil verwirklicht werden. Dazu wollen wir die ethischen Grundlagen der sich entwickelnden Welt-Gesellschaft untersuchen, diskutieren und verbreiten, um eine bessere Welt für unsere Kinder, unsere Nachbarn und für uns selbst zu schaffen.“⁶⁷

2003 hat das Wittenberg-Zentrum ein Forschungsinstitut gegründet, das in fünf Abteilungen untergliedert ist, die von externen ProfessorInnen geleitet werden. Als zentrale Aufgabe des Forschungsprogramms wird beschrieben:

„Das Forschungsinstitut soll ethische Fragen im Zeitalter der Globalisierung wissenschaftlich fundiert und anwendungsnah bearbeiten. Das besondere Kennzeichen ist der interdisziplinäre Ansatz mit der Verknüpfung von Ethik und Ökonomik. Diese programmatische Herangehensweise ist imstande, Moral unter den Bedingungen der modernen Gesellschaft zu stärken.“⁶⁸

6. Angewandte Naturforschung

Grundlagenwissenschaftliche Naturforschung gibt es in Wittenberg seit der Auflösung der Universität 1817 nicht mehr. Immerhin aber beherbergt die Stadt angewandte Naturwissenschaften in Gestalt medizinischer Einrichtungen und produktionsbezogener Industrieforschung, bis in die 90er Jahre hinein auch angewandte Umweltforschung.

Das Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung ist durch seine seit 1914 bestehende Krankenpflegeschule und die 1950 erteilte Berechtigung zur Facharztausbildung unmittelbar in Ausbildungsprozesse involviert. Seit 1992 ist es zugleich Akademisches Lehrkrankenhaus der Universität Halle-Wittenberg.⁶⁹ Langjährige wissenschaftliche Kontakte pflegt die Stiftung zur Medizinischen Fakultät der Martin-Luther-Universität in Halle, nicht zuletzt wurden und werden zahlreiche Promotionen und Habilitationen von Krankenhausärzten dort verteidigt. Als angewandte Forschung lässt sich auch bezeichnen, was seit 1992 in einem eigenen Institut für Pathologie geleistet wird. Dessen Einrichtung war nötig, um bei der isolierten Lage Wittenbergs im östlichen Zipfel Sachsen-Anhalts die Abhängigkeit von vergleichsweise weit entfernten Instituten aufzuheben.

⁶⁶ Vgl. Matthias Zentner (Hg.): Gründungskongress des Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik. Dokumentation, Mitteldeutscher Verlage, Halle/S. 2000; Wittenberg Center for Global Ethics (ed.): New Alliances against Hunger and Poverty, Wittenberg 2003.

⁶⁷ <http://www.wcge.org/start.html> [Zugriff 8.7.2004]

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Vgl. den Beitrag von Peter Gierra: „Medizinische Ausbildung und wissenschaftliche Tätigkeit am Krankenhaus der Paul-Gerhardt-Stiftung“ in diesem Band.

Die Sektion Gesundheits- und Pflegewissenschaften innerhalb der Stiftung Leucorea sollte durchaus die Nähe zur Paul-Gerhardt-Stiftung nutzen und startete auch hoffnungsvoll.⁷⁰ Die Zeit schien günstig, denn die Akademisierung des Pflegebereichs und die gleichberechtigte Etablierung von Gesundheitswissenschaften neben der Medizin erlebte in den 90er Jahren eine beträchtliche Akzeptanzsteigerung. Im ersten Anlauf gelang es allerdings nicht, aus der Dynamik des Feldes heraus eine Verstetigung in Gestalt einer selbsttragenden Sektion herbeizuführen. Daher befindet sich die nunmehr Sektion Gesundheitswissenschaften heißende Einrichtung gegenwärtig in einer Neuausrichtungsphase.

Der Vollständigkeit halber ist hier auch zu erwähnen, dass seit 2003 in Wittenberg die sog. Dr. Rath's Gesundheits-Akademie Wittenberg ansässig ist – im Gebäude des von 1817 bis 1904 in Wittenberg arbeitenden Hebammen-Lehrinstituts.⁷¹ Sie widmet sich, neben entsprechenden Wochenendseminaren und Ferienkursen für interessierte Laien, der Ausbildung von „Beratern für Zellular Medizin“ und sieht sich im übrigen als „internationales Tagungs- und Begegnungszentrum mit dem Schwerpunkt Naturheilkunde, Zellular-Medizin und Frieden“.⁷² Über die Wirkung der Hauptkomponente – die Zellular-Medizin – herrscht zwischen den Betreibern und der etablierten akademischen Medizin keine Einigkeit. Rath kennzeichnet sie als einen Ansatz, der „von dem grundlegend neuen wissenschaftlichen Verständnis aus[geht], dass Volkskrankheiten von heute wie Herzinfarkt, Schlaganfall und Krebs die Folgen eines chronischen Mangels an Vitaminen und anderen Zell-Vitalstoffen in Millionen Körperzellen“ und damit verhinderbar seien.⁷³ Zur sog. Vitamintherapie, entwickelt von Matthias Rath, äußerte das Bundesinstitut für gesundheitlichen Verbraucherschutz und Veterinärmedizin (heute Bundesinstitut für Risikoforschung) im Jahre 2000 deutliche Zweifel:

„BgVV rät zu Vorsicht bei nicht zugelassenen Arzneimitteln, die als sogenannte Nahrungsergänzungsmittel vertrieben werden. – Immer wieder werden über das Internet in Deutschland sogenannte Nahrungsergänzungsmittel angeboten, die laut deutschem Recht als Arzneimittel eingestuft werden und nicht über die notwendige Zulassung verfügen. Ein Vertreiber solcher in Deutschland nicht zugelassener Arzneimittel ist Dr. Matthias Rath. [...] Produkte, wie sie vielfach, so auch von Herrn Dr. Rath, via Internet vertrieben werden, fallen wegen ihrer sehr hohen Dosierung, der Einnahmeempfehlung sowie der therapeutischen Empfehlung in Deutschland unter das Arzneimittelgesetz. In der Regel wurde für diese Produkte weder eine Zulassung als Arzneimittel beantragt, noch sind sie als Altarzneimittel fiktiv zugelassen. Es liegen auch keine wissenschaftlichen Belege für die

⁷⁰ Vgl. Margarete Landenberger (Hg.): Pflegewissenschaften und Medizin. Synergie und Kooperation in Wissenschaft und Praxis, Drei Kastanien Verlag, Wittenberg 1997.

⁷¹ Vgl. zu diesem Wolfgang Böhmer: Das Wittenberger Hebammenlehrinstitut, in: ders./E. Ehrig/H. Kühne, Zur Geschichte des Wittenberger Gesundheits- und Sozialwesens – Teil III. Das 19. Jahrhundert, Wittenberg 1984, S. 31-40.

⁷² <http://www.dr-rath-academy-wittenberg.de/pdf/heilpr2004.pdf> [Zugriff 8.7.2004].

⁷³ <http://www.cell-care.de/> [Zugriff 8.7.2004]

Wirkung hinsichtlich der therapeutischen Anwendungsgebiete Schlaganfall und Herzinfarkt bzw. Arteriosklerose vor.⁷⁴

Rath selbst sieht sich hingegen als Streiter gegen ein kartelliertes Gesundheits- und Pharmasystem:

„Vor zehn Jahren sagte Dr. Linus Pauling, zweifacher Nobel-Preisträger für Chemie und Frieden, zu Dr. Rath: ‚Deine Entdeckungen sind so wichtig für Millionen Menschen, dass sie ganze Industriezweige bedrohen. Eines Tages wird es vielleicht Kriege geben, nur um zu verhindern, dass sich dieser medizinische Durchbruch weltweit durchsetzt. Wenn dies geschieht, dann musst Du Deine Stimme erheben!‘ – Dieser Zeitpunkt ist jetzt.“⁷⁵

Drei Jahre nach der Mitteilung des Bundesinstituts für gesundheitlichen Verbraucherschutz und Veterinärmedizin waren die Warnungen dann deutlich drängender geworden:

„Hamburg/Berlin (dpa) – Das Bundesinstitut für Arzneimittel hat vor einer Krebstherapie mit Vitaminpräparaten gewarnt. Auch das Berliner Universitätsklinikum Charité wandte sich am Dienstag entschieden gegen die Behauptung eines umstrittenen Mediziners, ein krebskrankes Kind durch Vitamine geheilt zu haben. Der Mediziner Matthias Rath behauptet, Krebserkrankungen könnten mit den von ihm vertriebenen Vitamin- und Aminosäurepräparaten erfolgreich bekämpft werden. Auf einer Pressekonferenz in Hamburg bezeichnete Christian Steffen vom Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte Raths Vorgehen als ‚Scharlatanerie‘. Er warnte vor einem Verzicht auf schulmedizinische Behandlung.“⁷⁶

Wittenberg wird durch die Ansiedlung der Rath-Akademie also auch ein Ort, mit dem sich Auseinandersetzungen um die Seriosität verschiedener Konzepte von Krankheitsbehandlung verbinden werden.

Ein völlig neuer Typus angewandter naturwissenschaftlicher Forschung war im Zuge der Industrialisierung Anfang des 20. Jahrhundert nach Wittenberg gekommen: die industrielle Forschung & Entwicklung, hier in den Piesteritzer Industriebetrieben. Diese Industrieforschung hatte nach 1990 eine ambivalente Entwicklung genommen. Immerhin lässt sich zunächst sagen: Es gibt sie noch. An vielen anderen Standorten in Ostdeutschland war dies alsbald nicht mehr der Fall: 85% aller ostdeutschen Industrieforschungskapazitäten wurden binnen weniger Jahre abgebaut.⁷⁷ In Piesteritz war es insbesondere das Stickstoffwerk, das produktionsbezogene Forschung aufrecht erhielt. Auch die Polymer-Technik Elbe GmbH (PTE), hervorgegangen aus einem Teil des Gummiwerks „Elbe“, hat einen

⁷⁴ Pressemitteilung Bundesinstitut für gesundheitlichen Verbraucherschutz und Veterinärmedizin, 17.3.2000, URL <http://www.bfr.bund.de/cd/543> [Zugriff 6.7.2004]

⁷⁵ <http://www.dr-rath-academy-wittenberg.de/drrath/index.html> [Zugriff 8.7.2004]

⁷⁶ <http://www.agpf.de/Rath.htm>; dort auch weitere Materialien sowie Dokumente zum Ausgang gerichtlicher Auseinandersetzungen um die sog. Vitamintherapie bzw. deren Vermarktung [Zugriff 6.7.2004]

⁷⁷ Vgl. Alfred Spielkamp/Gerhard Becher/Marian Beise/Johannes Felder/Andreas Fier/Reinhold Kowalski/Werner Meske/Siegfried Ransch/Wilhelm Ruprecht/Reinhard Schüssler: Industrielle Forschung und Entwicklung in Ostdeutschland, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1998.

eigenen kleinen Entwicklungsbereich geschaffen.⁷⁸ Das Stickstoffwerk, jetzt SKW, schloss dabei an den bereits früher bestehenden Schwerpunkt der Düngemittelforschung an. So konnten ein schwefelhaltiger Universaldünger als Weltneuheit entwickelt und die verfahrenstechnischen Forschungen zur Entwicklung einer entsprechenden Anlage realisiert werden. Auch die praxisorientierte landwirtschaftliche Anwendungsforschung erzielt anhaltend hohe Resonanz in Fachkreisen. Andererseits ist festzuhalten: „Der Anteil der Betriebsforschung im Gesamtkomplex Bildung und Wissenschaft in Wittenberg ist im wiedervereinigten Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts so gering wie nie zuvor seit Beginn des industriellen Aufbaus.“⁷⁹

Schließlich ist für den Bereich der angewandten Naturwissenschaften noch eine Verlustanzeige zu notieren: In den DDR-Jahrzehnten hatte Wittenberg auch ein staatliches Institut für Umweltschutz (IfU) – im Laufe der Zeit unter ganz unterschiedlichen Namen firmierend – beherbergt.⁸⁰ Dieses war nach 1990 zunächst mit neuen Funktionsbestimmungen teils als Staatliches Amt für Umweltschutz Dessau/Wittenberg (STAU) und teils als Landesamt für Umweltschutz (LAU) in die Verwaltung des Landes integriert worden. Im Zuge neuerlicher Umstrukturierungen der Landesbehörden wurden zum 1. Januar 2002 neue Strukturen geschaffen. Ein Teil der Aufgaben ging an das neugeschaffene Landesuntersuchungsamt für Gesundheits-, Umwelt- und Verbraucherschutz in Halle/S., ein anderer Teil an den Landesbetrieb für Hochwasserschutz und Wasserwirtschaft Sachsen-Anhalt in Magdeburg. Ende 2003 war im Zuge dessen dann auch das bis dahin noch in Wittenberg residierende – und aus dem alten IfU stammende – Dioxinlabor nach Halle umgesetzt worden. Der Landesbetrieb für Hochwasserschutz und Wasserwirtschaft immerhin unterhält in Wittenberg neben der Flussstelle Wittenberg auch seinen Geschäftsbereich Wasseranalytik, so dass zumindest ein Teil des IfU-Labors heute noch wie in Wittenberg tätig ist.

7. Das Schulwesen

Das Schulsystem im Land Sachsen-Anhalt wird derzeit einer grundlegenden Neugestaltung unterzogen. Das betrifft die Rückkehr zum Abitur nach zwölf Jahren, die Wiedereinführung der Schuljahrgänge 5 und 6 am Gymnasium und die Veränderung der Unterrichtsstruktur der Schuljahrgänge 7 bis 10 an der Sekundarschule. Der erste Teil der Schulpflicht verlangt den 4-jährigen Besuch einer Grundschule und den 5-jährigen Besuch einer weiterführenden Schule (Sekundarschule oder Gymnasium), sie umfasst also neun Jahre. Der zweite Teil der Schulpflicht verlangt den Besuch einer berufsbildenden Schule. Un-

⁷⁸ Vgl. den Beitrag von Wilfried Kunert: „Industrieforschung im Gummiwerk ‚Elbe‘ nach 1945“ in diesem Band.

⁷⁹ Klaus Jasche/Manfred Oertel: „Industrieforschung in den Stickstoffwerken Piesteritz 1945–1994“ in diesem Band.

⁸⁰ Vgl. den Beitrag von Martina Lindemann/Hans Jürgen Discher/Angelika Mleinek: „Das Institut für Umweltschutz“ in diesem Band.

wahrscheinlich ist es, dass nach Ende der gegenwärtigen Reorganisationen noch sämtliche Schulen bestehen werden, die es heute gibt. Insbesondere der allgemeine Rückgang schulpflichtiger Kinder durch geringere Geburtenraten und anhaltende Abwanderung wird auch in Wittenberg aller Voraussicht nach Schließungs- bzw. Fusionsentscheidungen erzwingen.

Derzeit gibt es in Wittenberg sieben kommunale Grundschulen,⁸¹ eine Evangelische Grundschule in freier Trägerschaft,⁸² sechs Sekundarschulen,⁸³ drei Gymnasien,⁸⁴ zwei Sonderschulen,⁸⁵ eine Kreativitätsschule in freier Trägerschaft, die Kreisvolkshochschule,⁸⁶ die Kreismusikschule⁸⁷ sowie einige berufsbildende Einrichtungen. Unterstützend wirkt das Kreismedienzentrum, 1932 als Kreisbildstelle gegründet und in der DDR als Kreisstelle für Unterrichtsmittel firmierend. Rund 15.000 Medien, davon über die Hälfte Videos, stehen dort zum Verleih; jährlich werden ca. 50.000 Verleihvorgänge registriert.⁸⁸ Die Umbrüche im Bildungssektor seit 1990 waren gravierend. Exemplarisch soll an dieser Stelle der Weg der Berufsausbildung in Wittenberg resümiert und abschließend noch ein kurzer Blick auf die Gymnasien geworfen werden.

Das berufliche Bildungswesen hat sich nach 1990 komplett neu organisieren müssen. Bis dahin wirkte das Stickstoffwerk Piesteritz als größter Berufsbildungsträger im Kreis Wittenberg. Berufsschullehrer und Lehrkräfte des berufspraktischen Unterrichts waren Angestellte des Betriebes. Die Übernahme des dualen Systems nach 1990 bedeutete die Aufgliederung in Theorie und Praxis auf verschiedene Lernorte.⁸⁹

Durch die Zusammenlegung mehrere kommunaler und betrieblicher Berufsschulen entstanden die „Berufsbildenden Schulen des Landkreises Wittenberg“ im Berufsschulzentrum. Mehr als 3000 Auszubildende bereiten sich dort heute auf ihre berufliche Zukunft vor. Das Berufsschulzentrum ist ein völliger Neubau, errichtet auf dem Gelände der früheren Arado-Flugzeugwerke, 1999 eingeweiht. Neben der theoretischen Ausbildung im dualen System gibt es dort eine Berufsfachschule. Diese bietet in zweijährigen Bildungsgängen

⁸¹ einige Grundschulen haben eigene Websites: vgl. zur Grundschule „Käthe Kollwitz“: http://home.t-online.de/home/GS_Kollwitz_Wittenberg/html/wir_ueber_uns.html; zur Diesterweg-Grundschule: <http://www.diesterweg-grundschule.de/>; zur Grundschule „Heinrich Heine“: <http://www.h-heineschule.de/>; zur Grundschule „Katharina von Bora“ in Pratau: http://home.t-online.de/home/gs_pratau/run.htm

⁸² vgl. <http://www.evgs-wittenberg.de/schule/ho/index.php>

⁸³ eine von diesen, die Rosa-Luxemburg-Schule in der Falkstraße, hat eine eigene Website: <http://www.sks-luxemburg.bildung-lsa.de/>

⁸⁴ vgl. <http://home.t-online.de/home/lcg-wb/>; <http://www.hundertwasserschule.de/>; <http://www.gym-melanchthon.bildung-lsa.de/root/>

⁸⁵ die Lernbehindertenschule „Pestalozzi“ und die Geistigbehindertenschule „Sonnenschein“

⁸⁶ Vgl. oben unter Punkt 4 und im übrigen den Beitrag von Stephan Köcke: „Kreisvolkshochschule Wittenberg“ in diesem Band.

⁸⁷ Vgl. Markus Biedermann: Zehn Jahre kulturelle Bildung in kommunaler Verantwortung, in: Christel Panzig/Klaus-Alexander Panzig (Hg.): Zehn Jahre ostdeutsche Kompetenz, a.a.O., S. 51-52.

⁸⁸ <http://www.kmz-wb.de/>

⁸⁹ Klaus Alich: Von der komplexen Berufsausbildung in DDR-Betrieben zum dualen Ausbildungssystem der freien Wirtschaft, in: Christel Panzig/Klaus-Alexander Panzig (Hg.): Zehn Jahre ostdeutsche Kompetenz, a.a.O., S. 47-48.

berufliche Abschlüsse in den Fachrichtungen Wirtschaftsassistenz und Technische Assistenz für Informatik und ermöglicht in einjährigen Bildungsgängen in den Fachrichtungen Wirtschaft und Sozialpflege das Erreichen von Haupt-, Realschul- oder erweiterten Realschulabschlüssen. Das gleichfalls zugehörige Fachgymnasium führt zur allgemeinen Hochschulreife und die Fachoberschule zur Fachhochschulreife; letztere haben ihren Sitz in der Dessauer Straße.⁹⁰

Aus der Berufsausbildung des Stickstoffwerkes heraus war 1993 das „Bildungszentrum für Beruf und Wirtschaft Wittenberg“ (BBW) gegründet worden, organisiert als Verein. Dessen Gründungsmitglieder sind SKW Piesteritz, der Landkreis und die Stadt Wittenberg sowie einige Klein- und mittelständische Betriebe der Region. Neben SKW lassen weitere 24 Betriebe beim BBW ausbilden. Dabei übernimmt BBW für diese Unternehmen die berufliche Grundbildung und die berufsspezifische Fachausbildung. Überdies bietet es berufsbegleitende Erwachsenenqualifizierungen an.⁹¹

Aus dem Bereich Berufsbildung eines anderen großen Piesteritzer Betriebes entwickelte sich das Berufsbildungszentrum Elbe (BBZ Elbe): Einige der einst im Gummierwerk Elbe tätigen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen gründeten 1992 das BBZ und entwickelten ein umfangreiches Programm an beruflicher Erstausbildung, Umschulung sowie modularer Weiterbildung und berufsbegleitender Kurse. Heute arbeiten dort 25 Ausbilder, Sozialpädagogen, Stützlehrer und Verwaltungsmitarbeiter.⁹²

Neben diesen Anbietern hat Wittenberg einen Standort der Gfm Gesellschaft für Mikroelektronik GmbH & CO.KG (Weiterbildungs- und Erstausbildungsangebote in zahlreichen Bereichen),⁹³ das Gemeinnützige Institut für Berufsbildung Dr. Engel GmbH (ausbildungsbegleitende Hilfen für Auszubildende in einer betrieblichen Ausbildung, die Lücken in den Grundlagenfächern und/oder Lücken in der Fachtheorie, Sprachproblemen und/oder Lernschwierigkeiten aufweisen)⁹⁴ sowie seit über 10 Jahren überbetriebliche Ausbildungsangebote für Jugendliche mit familiären, schulischen oder psychischen Problemen beim Internationalen Bund.⁹⁵

Anders als das Berufsschulwesen mussten sich die Gymnasien zumindest als Institutionen nicht komplett neu organisieren. Lange Zeit hatte das Höhere Schulwesen in Wittenberg aus einer einzigen Einrichtung, dem Melanchthon-Gymnasium, bestanden.⁹⁶ Gründungen des 20. Jahrhunderts sind die beiden anderen Gymnasien der Stadt. Das seit 1991

⁹⁰ vgl. <http://bildung.wittenberg.de/bsz/>

⁹¹ <http://www.bbw-wittenberg.de/startseite.htm>; vgl. auch Klaus Alich: Von der komplexen Berufsausbildung..., a.a.O.

⁹² <http://www.bbz-elbe.de>

⁹³ vgl. <http://www.gfm-wittenberg.de>

⁹⁴ vgl. <http://www.abh-bensheim.de>

⁹⁵ vgl. <http://www.internationaler-bund.de/ib/index.jsp?contentPage=location/LocationView.jsp?locationID=1632>

⁹⁶ Vgl. den Beitrag von Barbara Geitner, Heidrun Röbling, Ariane Schröter, Maria Bothe, Susanne Hoffmann, Victoria Kamphausen: „Das Melanchthon-Gymnasium Wittenberg“ in diesem Band.

so benannte Lucas-Cranach-Gymnasium im Ortsteil Piesteritz geht auf das Jahr 1949 zurück und war vor 1991 bereits eine Erweiterte Oberschule.⁹⁷ Das Martin-Luther-Gymnasium dagegen ist eine völlige Neugründung des Jahres 1991. Wo zuvor in der Plattenbau-Schule vom Typ „Erfurt“ – zwei Querriegel und ein verbindender Mitteltrakt – zwei Polytechnische Oberschulen untergebracht waren, wurden 1991 die „Grundschule am Trajuhn-schen Bach“ und das „Gymnasium am Trajuhn-schen Bach“ gegründet. Letzteres erhielt später den Namen Martin-Luther-Gymnasium. Bekannt ist es heute aber vor allem als „Hundertwasser-Schule“, da das Gebäude der beiden Schulen seit 1993 (Beginn der Planungsphase) bzw. 1997 (Umhubeginn) bis 1999 nach Entwürfen von Friedensreich Hundertwasser umgebaut wurde. Auch der Betrachter, der Hundertwasser-Bauten eher mit Skepsis begegnet, kann sich in diesem Falle kaum der Faszination dieser Umgestaltung eines Serienplattenbaus entziehen. Bemerkenswert ist im übrigen, dass die Initiative zum Umbau von der Schule – nicht zuletzt ihren Schülern und Schülerinnen – ausgegangen und auch die Organisation des Umbaus wesentlich an der Schule vollbracht worden war.⁹⁸

8. Fazit

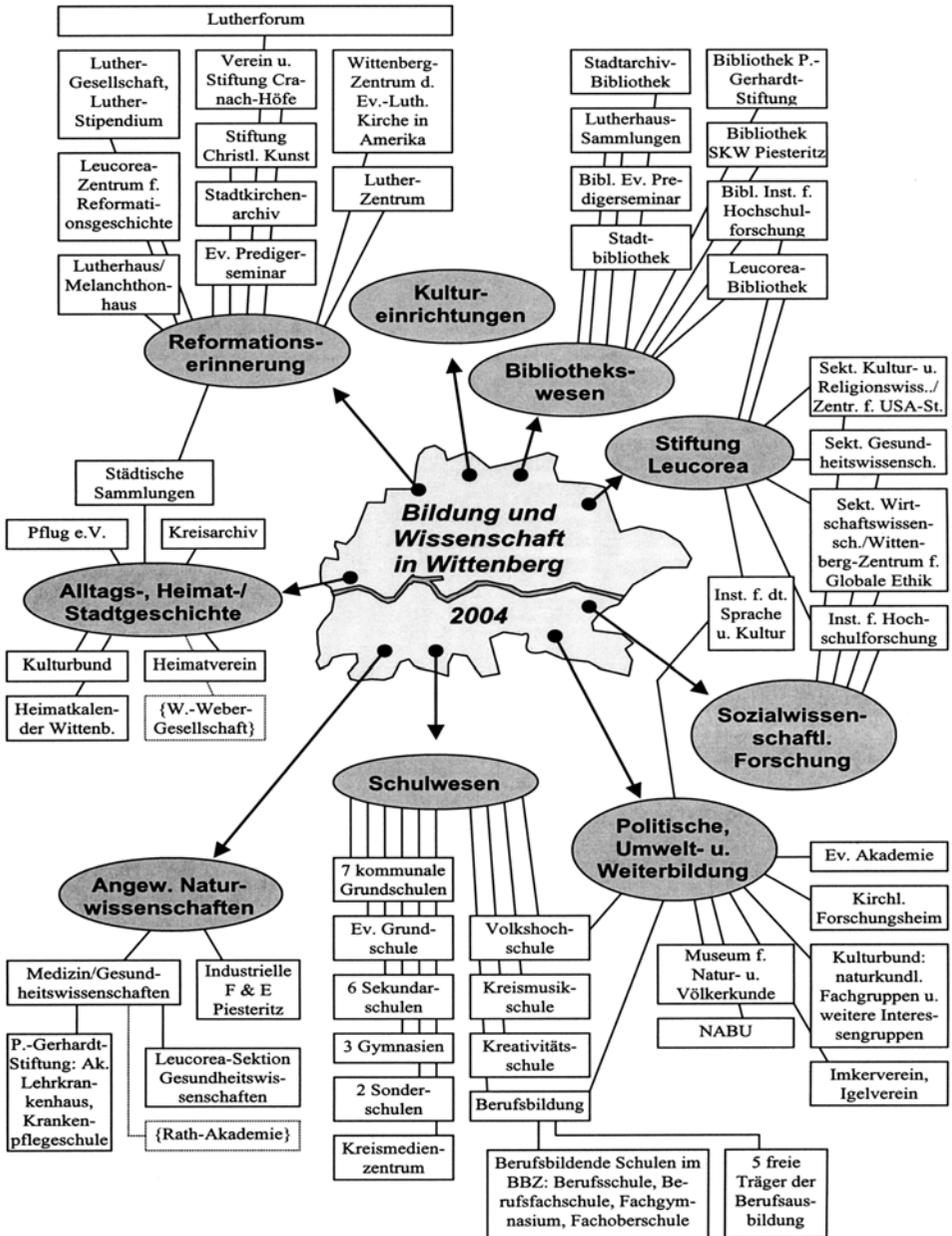
Eines wird sich bei Betrachtung der Vielfalt dessen, was sich der aufmerksamen Beobachtung erschließt, schwerlich behaupten lassen: dass Wittenberg an einer Unterversorgung mit Institutionen litte (Abb. 1). Gleichwohl gibt es in der Stadt Defizitempfindungen. Diese haben zwei andere Gründe als Institutionenmangel: zum einen unzulängliche Finanzierungen, zum anderen ungenügende interne Vernetzungen. Ersteres ist nur zum Teil innerhalb der Stadt zu lösen, letzteres kann kaum außerhalb der Stadt gelöst werden. Das Lutherforum als ein Zusammenschluss von 16 Wittenberger Institutionen, die sich mit der Vermittlung und Präsentation des reformatorischen Erbes beschäftigen, zeigt zum Beispiel, wie es gehen kann. Die Homepage der Stadt Wittenberg, auf der sich die in der Stadt angesiedelten wissenschaftlichen und Bildungseinrichtungen weder vollständig verzeichnet noch in einer Rubrik zusammengefasst finden, zeigt zum Beispiel, wo Reserven liegen.

Die Angebote in der Stadt jedenfalls sind – insbesondere vor dem Hintergrund der Stadtgröße mit 50.000 Einwohnern – beträchtlich. Sie sind inhaltlich vielfältig und an unterschiedlichste Generationen adressiert. Gleichwohl entsteht nicht der Eindruck, dass sie die gesamte Stadt durchzögen: Man kann auch in Wittenberg leben, ohne von dem kulturellen und Wissensreichtum relevant tangiert zu werden, und es können in Wittenberg Initiativen gestartet werden, die ihre Adressaten nahezu ausschließlich unter den Gästen der Stadt finden. Die Ursachen sind tieflegend. Wittenberg war mit dem Verlust der Universität etwas abhanden gekommen, das sich ohne den akademischen Hintergrund nur noch sehr mühsam reproduzieren ließ: die Bedingungen für die Erhaltung und insbesondere interge-

⁹⁷ Vgl. den Beitrag von Hildegard Rühmigen: „Die Lucas-Cranach-Schule in Piesteritz“ in diesem Band.

⁹⁸ Stationen des Umbaus unserer Schule, in: Jahrbuch des Martin-Luther-Gymnasiums Wittenberg 1998/99, o.O. o.J. [Wittenberg 1999], S. 63-68.

nerationelle Aufrechterhaltung eines starken intellektuellen Milieus. Doch ist die Beteiligung an Bildung, Wissenschaft und Kultur unterdessen deutlich weniger an soziale Schichtungen geknüpft. Der Zugang zu ihnen ist vergleichsweise niedrigschwellig, und das Ausmaß der Nutzung dieser Zugänge entscheidet über das je individuelle Ausmaß gesellschaftlicher Teilhabechancen. Insofern hat der Begriff ‚Wissensgesellschaft‘ heute bereits seine



Peer Pasternack, HoF Wittenberg

Abb. 1: Wissensnetze in Wittenberg 2004

volle Berechtigung, auch wenn er nicht alle Aspekte heutiger und künftiger Gesellschaft abdeckt. Was heißt das für Wittenberg?

Die oben vorgenommene systematische Unterscheidung zwischen reformationsbezogenen und nichtreformationsbezogenen Aktivitäten, Institutionen und Potentialen verweist auf eine notwendige Zweigleisigkeit:

- Es geht einerseits darum, Angebote für externe Interessenten – Bildungstouristen wie Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen – zu entwickeln und vorzuhalten: Hier hat Wittenberg eine überregionale Verantwortung als Bestandteil der reformatorischen Erlebnis- und Wissenstopografie.
- Andererseits muss die Stadt ihre Bürger und Bürgerinnen in deren wohlverstandenen Eigeninteresse aktivieren: Hier steht sowohl die Frage, wie in der unwiderruflichen Situation des Aussterbens arbeits(platz)intensiver industrieller Massenproduktion neue Chancen zu gewinnen sind, etwa durch Aktivierung von Wissensressourcen. Ebenso steht die Frage, wie durch immaterielle Faktoren die Bindung an Stadt und Region gefördert werden kann, um Lebensqualität zu steigern, Abwanderungsneigungen zu dämpfen, Zuwanderung und etwaige Rückkehrbereitschaft zu fördern.

Die Befähigung des und der Einzelnen, aus seinem und ihrem Leben etwas zu machen, benötigt die Ertüchtigung durch Wissen und Neugierde, durch eine Haltung, die als Wissensneugierde gekennzeichnet werden kann. Eine solche Haltung zu befördern, sollte in Wittenberg nicht schwer fallen, da die Voraussetzungen für eine 50.000-Einwohner-Stadt ganz exzellent sind: Noch ehe irgendjemand irgendeine Aktivität entfaltet hat, ist die Stadt auf Grund ihrer Geschichte und der überkommenen Zeugnisse dieser Geschichte bereits interessant. Damit ist ein Anfang für die Entfaltung von Neugierde für das eigene Lebensumfeld schon ohne jede Zusatzanstrengung gegeben. Sodann wird, um Wissensneugierde zu wecken, eine Vermeidung all dessen benötigt, was ihre Entstehung behindern könnte (etwa die Streichung von Zuschüssen, die im Verhältnis zum Gesamthaushalt marginal sind, aber ganz unproportional große Wirkungen entfalten). Schließlich benötigt die Förderung von Wissensneugierde den gezielten Einsatz bestimmter Instrumente, die durch Instrumente lokalen Wissensmanagements ergänzt werden sollten.⁹⁹ Zu denken ist hier etwa an:

- *Wissenslandkarten*, welche die regional vorhandenen Wissensbestände erst allgemein verfügbar machen; HoF Wittenberg plant, im Zuge seines Wittenberg-Standortprojekts (dem auch der hier vorliegende Sammelband entsprang) eine Wissenslandkarte zu erarbeiten, die sich vornehmlich an Schüler und Schülerinnen richten soll – Arbeitstitel: „Die Wissensgesellschaft in Wittenberg“;

⁹⁹ Vgl. Klaus Brake: Wissensstadt Leipzig. Strategie zur Nutzung von Wissen und Innovation für die wirtschaftliche Entwicklung Leipzigs, Berlin 2001, unveröff.; Peter Franz/Martin T. W. Rosenfeld/Diana Roth: Was bringt die Wissenschaft für die Wirtschaft einer Region? Empirische Ergebnisse zu den Nachfrageeffekten und Hypthesen über mögliche Angebotseffekte der Wissenschaftseinrichtungen in der Region Halle, Institut für Wirtschaftsforschung Halle, Halle/S. 2002; Der Regierende Bürgermeister von Berlin/Senatskanzlei (Hg.): Die BerlinStudie. Strategien für die Stadt, Regioverlag, Berlin 2000; Christoph Zöpel (Hg.): Brandenburg 2025 in der Mitte Europas. Forum Zukunft Brandenburg, 2 Bde., Potsdam 2002;

- die Etablierung *lokaler Wissensnetze*, d.h. die Zusammenführung von Personen und Wissensspeichern zu spezifischen Themen: ein solches Wissensnetz hätte etwa ein 2001/2002 auf Einladung des Oberbürgermeisters zusammengekommener Kreis „Bildungsstandort Wittenberg“ werden können, der allerdings bereits nach seiner zweiten Sitzung ohne einen erkennbaren Anlass und ohne irgendein Ergebnis zu zeitigen wieder einschloß;¹⁰⁰ ein erfolgreicher gestartetes Wissensnetz ist das bereits erwähnte, 2003 gebildete Lutherforum als Zusammenschluss von 16 Wittenberger Einrichtungen, die reformationsbezogen aktiv sind; Wissensnetze dienen dem zielgerichteten Austausch von (Experten-)Wissen zu konkreten Problemstellungen, sie helfen, Doppelarbeit zu vermeiden, und machen zu bestimmten Themen am Ort bereits vorhandenes Wissen nutzbar;
- die Einrichtung eines *Senior-Experten-Netzwerks*: für jedes beliebige Kompetenzfeld kann es Situationen geben, in denen möglichst ortsnahe Expertise benötigt wird, ohne diese unbedingt teuer auf dem Markt einkaufen zu können, zumal wenn gleichzeitig ein Rückgriff auf Erfahrungswissen benötigt wird, das allein durch jahrzehntelange Berufstätigkeit zu Stande kommt; solche Senior-Experten-Netzwerke können gerade in Ostdeutschland bedeutsam werden, da durch die ökonomischen Verwerfungen der 90er Jahre in den Unternehmen die Voraussetzungen der üblichen Generationenwechsel fehlen: wenn hier die ältere Generation in den Ruhestand tritt, hat sie kaum Gelegenheit gehabt, ihr individuell gespeichertes Erfahrungswissen an die mittlere Generation weiterzugeben, die ihrerseits wiederum die jüngere Generation betrieblich hätte integrieren müssen; statt dessen wird in zahlreichen Unternehmen auf die ältere Generation unmittelbar die jüngere folgen, wodurch eine Erfahrungsübertragungslücke entsteht, die durch fallweise aktivierbare Senior-Experten geschlossen werden könnte;
- die *Förderung des Ehrenamtes* als die ‚preiswerteste‘ Variante, personale Potentiale freizusetzen, z.B. für die Arbeit in Vereinen oder Schulen; das Ehrenamt wird vor allem durch die Gestaltung seiner Rahmenbedingungen gefördert, also indem etwa Zuschüsse für Sachausgaben gesichert werden, die Voraussetzung der ehrenamtlichen Tätigkeit sind;
- eine *Online-Bibliothek* bzw. ein *Online-Archiv*: sowohl die Verfügbarkeit wie die praktische Nutzbarkeit der Bestände von Bibliotheken und Archiven wird entscheidend gesteigert, wenn die Nutzer Vorrecherchen und, bei Archivgut, auch die Arbeit am Material online durchführen können; bei Archivgut lässt sich dadurch die Nutzungsfrequenz steigern, ohne die Beanspruchung des Materials zu erhöhen; soweit die dafür nötigen Ressourcen einstweilen nicht zu akquirieren sind, sollte einstweilen zumindest mit elektronischen Archivfindbüchern begonnen werden; daneben ließe sich auch eine gemeinsame Online-Plattform aller Wittenberger Bibliotheken¹⁰¹ – im Idealfall mit integrierter Recherchemöglichkeit in allen Katalogen – denken;

¹⁰⁰ Vgl. Bildungsstandort Wittenberg. Phantasie-Gebilde in der Kritik. Debatte insbesondere um Stiftung Leucorea, in: *Mitteldeutsche Zeitung/Elbe-Kurier*, 30.1.2002.

¹⁰¹ Vgl. zur Vielfalt der Wittenberger Bibliothekslandschaft (die übrigens auch nicht der Wittenberg-Homepage zu entnehmen ist) den Beitrag von Diana Pielorz: „Die Bibliothek als Bildungsstätte, Kultur- und Kommunikationszentrum. Zur Wittenberger Bibliotheksgeschichte seit 1945“ in diesem Band sowie zum Stand 2004 Abbildung 1.

- die Durchführung von *Wissenswettbewerben*: solche könnten sich z.B. an Schüler und Schülerinnen, ggf. differenziert nach Schularten, richten, ließen sich jährlich zu bestimmten Themen der Stadtgeschichte und/oder aktuellen Stadtentwicklung ausschreiben, weckten Wissensneugierde und erzeugten bei der nachwachsenden Generation einen über Familie und Kindheit hinausgehenden Bezug zu ihrer Heimatstadt; die Ergebnisse könnten auf der Homepage der Stadt veröffentlicht werden;
- die Einrichtung eines *Zukunftszentrums* als lokaler *think tank*: es erscheint notwendig, einen erkennbaren und adressierbaren Ort zu haben, an dem über die Zukunft der Stadtentwicklung nachgedacht wird, etwa unter der Frage: „Wo soll Wittenberg im Jahre 2020 stehen, und was ist zu unternehmen, um dies zu erreichen?“;
- den *Erfahrungsaustausch* mit vergleichbaren Städten, etwa im Rahmen eines Benchmarking-Clubs, um *best practice*-Lösungen für die Probleme des Strukturwandels kennenlernen und ggf. adaptieren zu können.

Aktivitäten dieser Art können dreierlei bewirken: zum ersten Teilhabechancen und Lebensqualität der ansässigen Wohnbevölkerung steigern; zum zweiten die Stadt überregional attraktivieren; zum dritten wirtschaftliche Effekte – sowohl im touristischen wie im industrie- und dienstleistungsgewerblichen Sektor – zeitigen. Insbesondere für letzteres braucht es einen langen Atem. Erfolgsgarantien gibt es dabei nicht. Garantiert werden kann hier nur eines: Wer in bestimmten Bereichen nichts unternimmt, erreicht in diesen auch nichts.¹⁰²

Die Unterscheidung zwischen reformationsbezogenen und nichtreformationsbezogenen Aktivitäten, Institutionen und Potentialen lässt sich wissensökonomisch umformulieren: Wittenberg verfügt über drei Wissenscluster, nämlich seine reformationshistorische Infrastruktur, sozialwissenschaftliche Reflexionskapazitäten und Angewandte Naturwissenschaften. Damit wird eines nicht bestritten: Wittenberg hat für wissensbezogene Aktivitäten nicht alles, was man sich wünschen könnte. Aber: Es hat vieles, was andere Städte vergleichbarer Größenordnung nicht haben. Eine Infrastruktur der Wissensgesellschaft jedenfalls gibt es in Wittenberg bereits in komfortabler Weise.

¹⁰² Es gibt Beispiele dafür, dass derartiges auch in Ostdeutschland erfolgreich sein kann, etwa – in der Nachbarschaft gelegen – der Landkreis Teltow-Fläming mit Industrie- und Gewerbeansiedlung, die nicht allein auf die Berlin-Nähe zurückzuführen ist (da andernfalls alle an Berlin grenzenden Landkreise ähnliche Ergebnisse erzielen müssten), einem seit 1997 fünfmal stärker als im Bundesdurchschnitt gewachsenen realen Bruttoinlandsprodukt, Bevölkerungszuwachs um 5,5 Prozent seit 1990 und dem „Fläming-Skate“ als einem überaus pffiffigen tourismuswirtschaftlichen Projekt.

Autoren & Autorinnen

Helmut Bläss, geb. 1926 in Halle/S., Besuch des Reform-Real-Gymnasiums in Halle/S., Jungvolkführer und als Artillerist zur Waffen-SS eingezogen, zweimalige Kriegsverwundung und Verlust des linken Arms, Abitur am Kaiser-Willhelm-Gymnasium in Frankfurt a.M. Regieassistent, Sekretär der Bühnengenossenschaft, Gründung und Leitung der „Hessischen Volksbühne“ (Landesbühne), Chefdramaturg und Spielleiter am Theater „Junge Garde“ Halle/S. und in Görlitz, 1958–1964 Oberspielleiter Operette an den Städtischen Theatern Leipzig, 1964–1996 Intendant des Wittenberger Theaters (Elbe-Elster-Theater, Elbe-Saale-Bühnen, Wittenberg-Bernburg, Mitteldeutsches Landestheater). Mehrere Hundert Inszenierungen, Partien, Rollen, Gastregie beim Fernsehen und im In- und Ausland.

Wolfgang Böhmer, Prof. Dr. med., geb. 1936 in Dürrhennersdorf (Sachsen), Medizin-Studium, 1959 Promotion, 1983 Habilitation. 1960–1973 Arzt an der Görlitzer Frauenklinik, 1974–1991 Chefarzt im Krankenhaus Paul-Gerhardt-Stift in Wittenberg. 1990 Landtagsabgeordneter, 1991–1993 Finanz-, 1993–1994 Sozialminister des Landes Sachsen-Anhalt, 1994–2002 Landtagsabgeordneter, Vizepräsident des Landtages sowie Fraktions- und Landesvorsitzender der CDU in Sachsen-Anhalt. Parallel Mitglied im Vorstand der Stiftung Leucorea und der Paul-Gerhardt-Stiftung Wittenberg, im Kuratorium der Stiftung Luther-Gedenkstätten in Sachsen-Anhalt, des Hauptausschusses des Diakonischen Werkes der Kirchenprovinz Sachsen sowie der Sozialkammer der Evangelischen Kirchen Deutschlands. Seit 2002 Ministerpräsident des Landes Sachsen-Anhalt.

Maria Bothe, geb. 1986, Schülerin der Klasse 11e am Melanchthon-Gymnasium Wittenberg.

Hans Jürgen Discher, Dr. rer. nat., geb. 1953 in Lutherstadt Wittenberg, Abitur an der EOS „Philipp Melanchthon“ Wittenberg, 1971–1976 Physik-Studium und 1976–1978 Assistent an der Universität Leipzig. 1978–1990 zunächst Mitarbeiter und später Abteilungsleiter im Institut für Wasserwirtschaft/Bereich Umweltschutz (späteres Institut für Umweltschutz) mit den Aufgabengebieten „Entwicklung numerischer Simulationsmodelle zur Bestimmung der Ausbreitung und Deposition von Luftschadstoffen“ sowie zu allgemeinen Fragen der Luftreinhaltung, 1986 Pro-

motion an der Universität Leipzig, 1990–2001 Abteilungsleiter im Staatlichen Amt für Umweltschutz Dessau, 2001–2002 Dezernatsleiter im Regierungspräsidium Dessau, seit 2004 Referatsleiter „Immissionsschutz/Gentechnik“ im Landesverwaltungsamt Sachsen-Anhalt.

Peter Freybe, geb. 1940 in Mittenwalde/Teltow. 1958 Abitur in Lübben/Spreevald, 1958–1965 Studium der evangelischen Theologie an den Kirchlichen Hochschulen in Naumburg/S., Berlin-Zehlendorf, Berlin-Borsigstrasse, Zusatzstudium in Katechetik und Pädagogik, 1965 1. theologisch-pädagogisches Examen in Halle/S. 1965/66 Vikariat in Großkorbetha und Halle/S. und cand. theol. im Predigerseminar in Brandenburg/Havel, 1966 2. theologisches Examen in Berlin, Ordination und Pfarrer der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg. 1966–1975 Pfarrer in Güterfelde mit Beauftragung für Schülerarbeit (EOS) in Potsdam, 1975–1989 Studienleiter am Pastoralkolleg für Fortbildung der Pfarrer/innen von Berlin-Brandenburg in Templin und gleichzeitig Gemeindepfarrer für zwei Dorfgemeinden. Ausbildung zum Seelsorge-Berater, Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie (DGfP). Seit Herbst 1989 Direktor des Evangelischen Predigerseminars und Prediger an der Schlosskirche Wittenberg im Dienst der EKU/UEK.

Barbara Geitner, geb. 1944 in Wittenberg, Abitur 1963 in Wittenberg, Studium in Dresden. Seit 1991 Schulleiterin am Melanchthon-Gymnasium Wittenberg.

Hans-Peter Gensichen, Dr. theol., geb. 1943 in Pritzwalk (Land Brandenburg). Studium der evangelischen Theologie in Berlin, 1978 Promotion an der Universität Halle-Wittenberg mit einer Arbeit über Otto Kleinschmidt, dem Gründer und langjährigen Leiter des Wittenberger Forschungsheims. 1975–2002 Leiter des Kirchlichen Forschungsheimes in Wittenberg, das zum intellektuellen Zentrum der oppositionellen Umweltbewegung in der DDR wurde. 1990 Initiierung des Zentralen Grünen Tisches der DDR, 1991–1999 Kurator der Deutschen Bundesstiftung Umwelt. 2002 Ausstieg aus der Berufstätigkeit und seither publizistische Beschäftigung: 2003 Publikation der Umweltethik „tun-lassen“, 2004 des Romans „Hinter Pasewalk“, in dem die ostdeutschen Schrumpfungsprozesse thematisiert werden.

Peter Gierra, geb. 1939, Studium der Theologie, Germanistik, Geschichte und Erziehungswissenschaften in Berlin und Naumburg. 1969–1978 Pfarrertätigkeit in Berlin, 1978–2003 als Stiftungsdirektor bis 1994 Vorsitzender der Krankenhausleitung, danach Vorsitzender der erweiterten Paul-Gerhardt-Stiftung in Lutherstadt Wittenberg.

Renate Gruber-Lieblich, geb. 1944 in Westpreußen, seit 1954 in Wittenberg, Zehn-Klassen-Abschluss, Weiterbildung zur Hochschulreife, Diplom-Gesellschaftswissenschaftlerin. 1980–1989 Leiterin des Kulturhauses „Wilhelm Pieck“ Piesteritz, danach langjährige Mitarbeiterin im Museum für Natur- und Völkerkunde „Julius Riemer“ und im Kultur- und Tagungszentrum Wittenberg.

Susanne Hoffmann, geb. 1986, Schülerin der Klasse 11e am Melanchthon-Gymnasium Wittenberg.

Jens Hüttmann, geb. 1975 in Hamburg, 1995–2001 Studium der Politikwissenschaft, VWL und Soziologie an der Universität Leipzig. Seit 2003 dort Lehrbeauftragter am Institut für Politikwissenschaft. Gemeinsam mit Peer Pasternack Kurator der Ausstellung „Wittenberg nach der Universität“ (2002, Schloss Wittenberg). Doktorand am HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg.

Klaus Jasche, Dr. rer. nat., geb. 1936 in Reichenstein, 1954 Abitur an der Melanchthon-Oberschule, Ausbildung zum Chemie-Laboranten in den Stickstoffwerken Piesteritz, 1957–1962 Chemie-Studium und 1962–1968 Assistent an der Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg, 1968 Promotion. Danach bis 1999 Abteilungsleiter in der Düngemittelforschung Piesteritz, seither im Ruhestand.

Victoria Kamphausen, geb. 1986, Schülerin der Klasse 11e am Melanchthon-Gymnasium Wittenberg.

Hans-Joachim Kittel, Dr. theol., Pfarrer, 1971–1988 nebenamtlicher, ab 1988 hauptamtlicher Dozent an der Predigerschule Erfurt, 1990–1993 letzter Rektor der Predigerschule.

Rolf-Udo Kober, geb. 1959, 1969–1978 Mitglied des Thomanerchores Leipzig, 1979–1984 Gesangstudium an der Musikhochschule „Franz Liszt“ Weimar. 1984–1988 Sänger an den „Bühnen der Stadt Magdeburg“ und 1988–2003 am „Mitteldeutschen Landestheater Wittenberg“. Seit

1993 Forschungsrecherchen zur „vergessenen“ Musikgeschichte der Stadt Wittenberg, Vorträge zur Musikgeschichte der Stadt und Region, 1995 Gründer und Leiter des Renaissancemusikensembles „Capella Wittenbergensis“, das sich insbesondere der Aufgabe widmet, die durch Musikgeschichtsforschungen aufgefundenen Musikalien Wittenberger Provenienz aufzuführen und bekannt zu machen.

Stephan Köcke, geb. 1953 in Magdeburg, 1959–1969 Grund- und Polytechnische Schule in Magdeburg, 1969–1971 Kraftfahrzeugschlosser-Lehre in Magdeburg, 1971–1972 Arbeit als Kfz-Schlosser, 1970–1972 Abitur an der Volkshochschule Magdeburg, 1972–1976 Berufspädagogikstudium an der TU Dresden. 1976–1991 Physik- und Informatik-Lehrer an der Berufsschule „Geschwister Scholl“ Wittenberg in der Berufsausbildung mit Abitur, daneben 1977–1990 Dozent an der Betriebsakademie der Stickstoffwerke Piesteritz, 1989 an der Ingenieurschule „Justus v. Liebig“ Magdeburg und 1986–1991 an der Kreisvolkshochschule Wittenberg. Seit 1991 Direktor der Kreisvolkshochschule Wittenberg.

Reinhard Kreckel, Prof. Dr. phil., Jg. 1940, Studium der Soziologie, Geschichte und Philosophie in West-Berlin, Paris, Aix-en-Provence und München, 1969 Promotion in München. Bis 1973 Assistent am Institut für Soziologie der Universität München, 1973–1977 Lecturer/Senior Lecturer für Soziologie an der University of Aberdeen (Schottland) und 1977–1992 Wissenschaftlicher Rat, dann Professor für Soziologie an der Universität Erlangen-Nürnberg, zwischen 1979 und 1992 Gastprofessuren in New York, Halifax, Paris, Wien und Dubrovnik. 1992 Berufung zum Gründungsprofessor für Soziologie an die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, 1994–1996 Prorektor und 1996–2000 Rektor der Universität. Seit 2001 Direktor des HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung.

Wilfried Kunert, geb. 1932, 1950 Abitur am Melanchthon-Gymnasium in Wittenberg, 1950–1952 Laborantenlehre im Stickstoffwerk Piesteritz. Ab 1953 zunächst Laborant, später (Haupt-) Abteilungsleiter in der Zentralen Forschungsstelle am Gummiwerk „Elbe“, 1968–1990 Hauptabteilungsleiter im Forschungsbereich des VEB Kombinat Elbit bzw. Gummiwerk „Elbe“, dazwischen Fernstudium mit Abschluss Diplom-Chemiker an der Universität Halle-Wittenberg, 1990–1992 Leiter der Entwicklungsabteilung Chemie im Gummiwerk Elbe GmbH, 1993–1997 Laborleiter der

Polymertechnik Elbe GmbH, 1997–1998 Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Geschäftsleitung der Polymertechnik „Elbe“ GmbH.

Friedrich-Karl Kühne, geb. 1927, Mittlere Reife, Lehre als Sortimentsbuchhändler in Braunschweig, dann Fachschule des Deutschen Buchhandels in Leipzig. Ab 1949 im A. Ziemsen Verlag Wittenberg tätig: in der Werbung, Buchherstellung, als Redakteur und Lektor der naturwissenschaftlichen Reihe „Die Neue Brehm-Bücherei“ sowie als Leiter bis zum Abschluss der Arbeiten infolge Unternehmensauflösung 1992.

Martina Lindemann, geb. 1953 in Jena, Schulbildung in Jena, 1972–1976 Studium an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg mit Abschluss als Diplom-Volkswirt. 1976–1979 Tätigkeit im Chemieanlagenbau, 1979–1990 Mitarbeiterin/Gruppenleiterin im Institut für Wasserwirtschaft Wittenberg und den nachfolgenden Einrichtungen, 1990–2001 Leiterin der Abteilung Abfallwirtschaft/Altlasten im Staatlichen Amt für Umweltschutz Dessau/Wittenberg, 2002–2003 Leiterin des Dezernates Abfallwirtschaft/Altlasten im Regierungspräsidium Dessau, seit 2004 Referentin für Deponien, Abfallwirtschaftsplanung und Anlagen der Spalte 1 des Bundesimmissionsschutzgesetzes im Landesverwaltungsamt Sachsen-Anhalt.

Christian Mai, Dr. theol., geb. 1971 in Dresden, 1991–1997 Studium der evangelischen Theologie in Leipzig und Marburg. 1997–2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Abteilung Christliche Archäologie und Kirchliche Kunst der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig, 2001–2003 Vikar der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, 2002 Promotion an der Universität Leipzig. Seit 2003 Pfarrer z.A. in Jonsdorf/Zittauer Gebirge.

Angelika Mleinek, Dr. rer. nat., geb. 1950 in Döbeln/Sachsen, 1956–1969 Schulausbildung mit Abschluss Abitur und Facharbeiter Chemielaborant in Döbeln, 1969–1973 Chemie-Studium und 1973–1977 Forschungsstudium Fachrichtung Strukturanalytik an der Leipziger Universität, 1977 Promotion. 1977–1990 Mitarbeiterin/Abteilungsleiterin im Institut für Wasserwirtschaft Wittenberg und den nachfolgenden Einrichtungen, 1990–2001 Abteilungsleiterin Umweltlabor im Staatlichen Amt für Umweltschutz Dessau/Wittenberg und 1999–2002 zusätzlich mit der Leitung des Amtes beauftragt, 2002–2003 Fachabteilungsleiterin im Landesamt für Gesundheits-, Um-

welt- und Verbraucherschutz und nach dessen Auflösung im Landesamt für Umweltschutz seit 2004 Geschäftsbereichsleiterin Wasseranalytik im Landesbetrieb für Hochwasserschutz und Wasserwirtschaft.

Manfred Oertel, Dr. rer. nat., Schulzeit in Jena und Stadtroda, nach der 8. Klasse Ausbildung zum Chemie-Laborant im Jenaer Blaswerk Schott, Ingenieur-Studium in Halle/S. und Köthen, Hochschulfernstudium an der TU Dresden, 1962 abgeschlossen, Promotion an der Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg. Seit 1968 leitende Funktionen in der Forschung der Stickstoffwerke Piesteritz, Abteilung Agro-Chemie, später Forschungsdirektor, 1985 Wechsel in die Konsumgüterproduktion, ab 1990 im Baunebengewerbe in Berlin tätig, seit 1995 im Ruhestand.

Peer Pasternack, Dr. phil., geb. 1963 in Köthen, POS-Besuch und Volkshochschulabitur in Halle-Neustadt. 1979–1981 Fahrzeugschlosserlehre und 1981–1987 Berufskraftfahrer beim Kraftverkehr Halle/S. 1987–1994 Studium an der Leipziger Universität, Diplom-Politikwissenschaftler. 1989–1994 Studentensprecher der Leipziger Universität und Sprecher der ostdeutschen Konferenz der Studierendenschaften (KdS). 1998 Promotion am FB Pädagogik der Universität Oldenburg. 1997–2001 Hochschulforscher und Forschungskoordinator am HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung, 1997–2002 Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft an der Universität Leipzig, 2002–2003 Staatssekretär für Wissenschaft im Senat von Berlin, seit 2004 Forschungsdirektor am HoF Wittenberg.

Lotar Pickel, geb. 1921, Diplomlehrer für Erwachsenenbildung, 1960 bis 1986 Direktor der Betriebsakademie des VEB Gummiwerke „Elbe“, seither im Ruhestand.

Diana Pielorz, geb. 1966 in Karl-Marx-Stadt, Studium der Bibliotheks- und Informationswissenschaft an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig, Dipl.-Bibliothekarin. 1985–1993 Bibliothekarin in der Kreis- und Stadtbibliothek Wittenberg und 1994–1995 in der Lutherhalle Wittenberg, seit 1997 Bibliothekarin/Dokumentarin am HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung, gegenwärtig im Rahmen des von der VolkswagenStiftung geförderten Projekts „Ergebnisse und Potenziale der Forschung über Hochschulen – Entwicklung und Implementierung eines Informations- und Dokumentationssystems“ (ids hochschule).

Gudrun Radke, seit 1991 Schulleiterin (Rektorin) an der Diesterweg-Grundschule Wittenberg.

Rosel Retzlaff, geb. 1949 in Wolfen, 1956–1966 Schulbesuch in Niemeck bei Bitterfeld, Ausbildung zum Industriekaufmann in der Filmfabrik Wolfen „AGFA“, danach bis 1998 bei der Deutschen Reichsbahn tätig, währenddessen fünfjähriges Fernstudium mit Abschluss als Dipl.-Wirtschaftsökonom, seit 1998 diverse Tätigkeiten, u.a. ABM im Rahmen der 100-Jahre-Schuljubiläumsvorbereitung an der Diesterweg-Grundschule Wittenberg.

Burkhard Richter, geb. 1923, 1942 Abitur in Wittenberg, 1942–1945 Wehrmacht, 1945–1948 Kriegsgefangenschaft in Stalingrad, 1949–1950 Lehrerinstitut Köthen, 1952–1957 Fernstudium an der Pädagogischen Hochschule Halle. 1950–1988 Lehrer für Deutsch und Geographie an Wittenberger Schulen, 1972–1989 Vorsitzender der Ortsgruppe Wittenberg des Kulturbundes.

Stefan Rhein, Dr. phil., geb. 1958, nach der Dissertation über „Philologie und Dichtung. Melanchthons griechische Gedichte“ von 1988–1997 Kustos am Melanchthonhaus Bretten, seit 1994 im Nebenamt Leiter der Reuchlin-Forschungsstelle der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Seit 1998 Vorstand und Direktor der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt, außerdem seit 2000 Vorsitzender der kulturtouristischen Initiative „Wege zu Luther“ e.V.

Heidrun Rößing, geb. 1947, 1966 Abitur am Lucas-Cranach-Gymnasium Wittenberg, 1966–70 Lehramtsstudium Geschichte/Russisch an der M.-Luther-Universität Halle-Wittenberg, als Studentin im Präsidium der Historikergesellschaft der DDR, Fernstudium 1991–1994 Lehramt Englisch an Gymnasien mit Abschluss an der TU Magdeburg. 1970–1988 Lehrerin an der Käthe-Kollwitz-Oberschule Wittenberg, seit 1983 Stadtführerin in Wittenberg, seit 1989 Lehrerin am Melanchthon-Gymnasium, Fachleiterin Geschichte, 1990–1992 Kreisfachberaterin Geschichte, seit 1993 Fachbetreuerin Geschichte Sachsen-Anhalt, 2001/2002 Projektleiterin für das Melanchthon-Gymnasium zur Ausstellung „Wittenberg nach der Universität“.

Hildegard Rühmigen, geb. Kluge, Jg. 1940, 1955–1959 Besuch der Melanchthon-Oberschule Wittenberg im mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig, Abitur, vierjähriges Direktstudium am Pädagogischen Institut in Halle, 1963–1990

Lehrerin an der POS (Polytechnische Oberschule) „Geschwister Scholl“ Wittenberg, 1990–1991 Lehrerin an der Erweiterten Oberschule „Philipp Melanchthon“, 1991–2003 Schulleiterin des Lucas-Cranach-Gymnasiums in Piesteritz, seit Juni 2002 Oberstudiendirektorin, nunmehr im Ruhestand.

Dieter Schäfer, Dr.-Ing., geb. 1936 in Erfurt, 1954 Abitur in Halberstadt, 1959 Chemieingenieur in Köthen, anschließend Fernstudium Chemie an der Karl-Marx-Universität Leipzig, 1964 Diplomchemiker, 1973 postgradual Diplomingenieur für chemische Verfahrenstechnik an der TH Merseburg, 1979 Promotion an der TH Merseburg bei Prof. Budde. 1960–1969 Technologe in und 1969–1992 Leiter der Karbidabteilung des VEB Stickstoffwerk Piesteritz. 1983 Nationalpreis der DDR für Wissenschaft und Technik (im Kollektiv), 1980 bis heute Vorsitzender des Kulturbund Kreis Wittenberg, seit 1987 Leiter des Computerklubs im Kulturbund.

Ariane Schröter, geb. 1987, Schülerin der Klasse 11e am Melanchthon-Gymnasium Wittenberg.

Elke Stiegler, geb. 1956 in Hettstedt, aufgewachsen in Ermsleben, 1974 Abitur in Aschersleben, 1974–1979 Studium in Leipzig, Diplom-Historiker, 1979–1990 Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Lutherhalle Wittenberg, seit 1990 selbstständige Buchhändlerin und Antiquarin.

Johannes Walther, geb. 1981 in Wittenberg, 2002 Abitur am Melanchthon-Gymnasium Wittenberg, seit 2002 Student der Wirtschaftsgeografie, Geografie, Stadtbauwesen und Stadtverkehr an der RWTH Aachen.

Edeltraud Weißner, geb. 1939 in Hamburg, Oberschule mit Abschluss Mittlere Reife, 1956–1959 Fachschule für Museologie Leipzig, anschließend Fernstudium Geschichte an der Humboldt-Universität, 1966 Diplom-Historikerin, 1961–1965 Leiterin des Kreisheimatmuseums Perleberg, 1969–1970 Redaktion Wissenschaft des Deutschlandsenders Berlin, 1971–1978 Leiterin des Stadtgeschichtlichen Museums von Wittenberg, 1978–1982 Direktorin des Stadtgeschichtlichen Museums und Melanchthonhauses, 1983–1993 Direktorin Melanchthonhaus Wittenberg.

Abbildungsnachweise

Staatskanzlei Sachsen-Anhalt (S. 10); HoF Wittenberg (S. 18, 20, 26, 39, 47, 218f., 405); Mitteldeutsche Zeitung (S. 22); Stiftung Luther-Gedenkstätten Sachsen-Anhalt (S. 58, 67); Hein-Foto Wittenberg/Nachlaß Oskar Thulin: Dr. Harald Thulin (S. 72, 81); Volkskunstverlag / Bild und Heimat Reichenbach (S. 84, 353); Evangelisches Predigerseminar Wittenberg (S. 92); Verlag Max Senf Wittenberg (S. 110); Paul-Gerhardt-Stiftung Lutherstadt Wittenberg (S. 121); SKW Piesteritz (S. 133, 134, 136); Sammlung Wilfried Kunert (S. 140, 146); Landesamt für Umweltschutz Sachsen-Anhalt (S. 158); Kirchliches Forschungsheim Wittenberg (S. 186); Kulturbund Wittenberg (S. 203, 317); Heide Böttner (S. 209); Foto-Kirsch Wittenberg (S. 214); Sammlung Renate Gruber-Lieblich (S. 229, 305, 308, 311), Stadtbibliothek Wittenberg (S. 235, 236, 237, 239), Sammlung Liselotte Bodlin (244, 245); Sammlung Friedrich Künne (S. 255, 259, 261); Pirckheimer-Gesellschaft (S. 264); Theaterarchiv Wittenberg im Kreisarchiv Wittenberg (S. 274, 276, 278, 286, 297); Diesterweg-Grundschule Wittenberg (S. 322); Kreisvolkshochschule Wittenberg (S. 336); Johannes Walther (S. 374, 380); Stiftung Leucorea (S. 375)

Bildung und Wissenschaft in Wittenberg zwischen 1817 und 1994

Eine historische Spurensicherung

Ein Projekt von HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg



Projektleitung: Jens Hüttmann, Peer Pasternack

Print-Publikationen:

- Jens Hüttmann (Hg.): Wittenberg nach der Universität. Begleitheft zur Ausstellung, Wittenberg 2002, 35 S.
- Peer Pasternack: 177 Jahre. Zwischen Universitätsschließung und Gründung der Stiftung Leucorea: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817–1994 (Themata Leucoreana, Vorträge und Abhandlungen der Stiftung „Leucorea“), Wittenberg 2002, 122 S.

Bezug bei:

HoF Wittenberg, Collegienstraße 62, 06886 Wittenberg, eMail: institut@hof.uni-halle.de

Die Homepage zum Projekt: <http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni>

Dort die virtuelle Ausstellung „Wittenberg nach der Universität“, die 2002 im Wittenberger Schloss gezeigt wurde, sowie weiterführende Materialien.



